Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXII.

(Juli — August — September 1897.)

40696
8/1/98.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung von C. Londorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. —**Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tamunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Fr. Schultheß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Zweiundneunzigsten Bande (Juli — September 1897).

		Seite
I.	Eine Gabe. Novelle von **Anselm Heine.** (Schluß.) . . .	1
II.	Der innere Mensch am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Eine philosophische Meditation von **Rudolf Eucken**	29
III.	Beiträge zu Heine's Biographie. Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters. Von **Ernst Elster.** V. (Schluß.)	49
IV.	Californische Zustände. Von **Albrecht Wirth**	65
V.	Auf Johannes Brahms. Von **Beatus Rhenanus** . . .	86
VI.	Erinnerungen an Johannes Brahms. Von **J. V. Widmann.** Brahms in Italien	89
VII.	Die Stadt. Skizze von **Fritz Marti**	107
VIII.	Aus dem Berliner Musikleben. Von **Karl Krebs** . .	132
IX.	Das Jubiläum der Königin von England	140
X.	Politische Rundschau	143
XI.	Der „Shakespeare" von Georg Brandes. Von **Lady Blennerhassett**	149
XII.	Davidsohn's Geschichte von Florenz	152
XIII.	Eine Zeitschrift für Bücherfreunde. Von **Reinhold Steig**	155
XIV.	Literarische Notizen	157
XV.	Literarische Neuigkeiten	160
XVI.	Schlimme Flitterwochen. Novelle von **Helene Böhlau** (Frau al Raschid Bey)	161
XVII.	Das Nachleben der Antike im Mittelalter. Von **L. Friedlaender.** I./IV.	210
XVIII.	J. J. Mounier. Ein französischer Parlamentarier in Weimar. (1795—1801.) Von **P. von Bojanowski.** I./II. . . .	241
XIX.	Ueber die Ergebnisse der letzten Volkszählung in Indien. Von Professor **Julius Jolly** (Würzburg) . . .	259

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Puvis de Chavannes. Von **Walther Gensel**	278
XXI.	Durch Großbritannien	294
XXII.	Isolde Kurz. Von **Rudolf Krauß**	300
XXIII.	Politische Rundschau	304
XXIV.	Seeck's Geschichte des Unterganges der antiken Welt	309
XXV.	Graf Reinhard. Von **Paul Bailleu**	313
XXVI.	Literarische Notizen	315
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	318
XXVIII.	Mamsell Biene. Novelle von **Ilse Frapan**	321
XXIX.	Fechner. Ein Charakterbild. Von **Wilhelm Bölsche**	344
XXX.	Das Nachleben der Antike im Mittelalter. Von **L. Friedlaender.** V./VII. (Schluß.)	370
XXXI.	J. J. Mounier. Ein französischer Parlamentarier in Weimar. (1795—1801.) Von **P. von Bojanowski.** III./IV. (Schluß.)	402
XXXII.	Ein mittelalterlicher Alpenkünstler. Von **Robert Stiassny**	415
XXXIII.	Das dritte Pferd. Von **Hermine Villinger**	438
XXXIV.	Eine Studienreise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts	453
XXXV.	Politische Rundschau	460
XXXVI.	Kraus' Geschichte der christlichen Kunst. Von **C. von Fabriczy**	466
XXXVII.	Eine neue deutsche Literaturgeschichte. Geschrieben von einem amerikanischen Universitätsprofessor. Von **Herman Grimm**	469
XXXVIII.	Aus fremden Literaturen. Von **Willy Pastor**	471
XXXIX.	Ein nachgelassenes Buch von H. Taine	474
XL.	Literarische Notizen	476
XLI.	Literarische Neuigkeiten	480

Eine Gabe.

Novelle

von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

April 1864.

Ich hole heute, nach einer langen Pause, dieses Buch wieder hervor. Fast hatte ich verlernt, an mich zu denken in dem stillen, ausgefüllten Frieden der letzten Monate. Da kommt heute zum ersten Male wieder der Postbote herauf und bringt mir eine Nachricht, die mich tief erschüttert. Mein Herr Director ist todt! Im Kriege gefallen! Seine Braut schickt mir die Verlustliste, in der sein Name angestrichen ist! Wir haben hier oben in unserer Ruhe nichts geahnt von alledem, was in der letzten Zeit geschehen ist. In einem anderen Erdtheil mag man den Ereignissen der Heimath näher sein, als wir Verschneiten es waren. Dieser ganze Krieg mit Schleswig-Holstein mit allen seinen Gefahren und seinem raschen Glückswechsel! Es ist mir fast, als ob er eines jener Dramen wäre, die mir der Pfarrer Abends vorzulesen pflegt.

Auf den Düppler Schanzen ist er gefallen, mein guter, lieber Herr Director. Ein Soldat fand bei ihm den Brief, den ich nach meiner Flucht an die Braut des Directors schickte. „Ich gab ihn meinem Bräutigam mit, als Talisman," schreibt sie mir selbst. Auch ein älterer Brief der jungen Dame an mich hat mich erst jetzt erreicht. Sie bittet mich darin, zurückzukehren. Wie fern das Alles liegt! Und was ich damals schrieb, scheint mir vor einem Jahrzehnte erlebt. Nun habe ich jenen aufgefundenen Brief wieder durchgelesen. Aufs Neue bin ich meiner göttlichen Mission inne geworden, und ich mache mir Vorwürfe. Bin ich nicht zu träge gewesen in der Benutzung meiner Gabe? Verlerne ich etwa, den Ruf der inneren Stimme zu vernehmen? Das Glück hat taube Ohren! Und ich bin so glücklich hier! Ich hefte den Brief meinem Tagebuche hinzu, enthält er doch auch ein Stück meines Lebens!

April 1864.

Es sind große Dinge im Werke. Täglich kommt der Bürgermeister und bespricht sich mit dem Pfarrer, und es werden Briefe geschrieben, hierhin und

dorthin, und Berechnungen gemacht. Der Lehrer hat einen Fund gethan, der vielleicht dem Dorfe wieder aufhelfen und es zu Wohlstand bringen kann. Er hat eine heiße Quelle entdeckt. Vermuthlich ist es dieselbe, von der in den alten Kirchenbüchern steht, „wer daraus zur rechten Stunde trinket, der wird gesund!“ Es hat aber zuletzt Keiner mehr so recht daran glauben wollen, und ist auch Keiner mehr dadurch gesund geworden. Der Bergsturz hat, wie's scheint, die Quelle verschüttet, denn sie sickert nur ganz spärlich. Früher soll sie am Fuße der Schnarcherklippe breit und rauschend geflossen haben, jetzt kommt sie ziemlich weit oben, ein dünner, heißer Strahl, aus der Felsenfalte heraus. Der Lehrer hat zuerst da nur einen schwachen Dampf gesehen, und als er hinaufkletterte, fand er das Eis ganz dünn. Darunter floß das Quellchen. Sobald der Weg wieder für die Post frei wird, soll ein studirter Chemiker herauf kommen, der das Wasser untersucht. Im ganzen Dorfe sprechen sie von nichts Anderem. Der Bürgermeister hat schon einen Plan gezeichnet, wie Alles werden soll hier oben. Schöne Häuser will er bauen lassen, zum Vermiethen an die Badegäste. Die Quelle soll ein griechisches Tempelchen bekommen. Ein Friseur soll herauf und ein Modebazar und ein Arzt für die Sommermonate. Jeden Tag hat er einen anderen Vorschlag. Auch der Pfarrer sagt, es wäre eine große Wohlthat für die Leute, wenn das Wasser wirklich so heilkräftig gefunden würde, wie die alten Bücher melden.

Ende April.

Seit vierzehn Tagen ist nun der Göttinger Chemiker hier oben. Er wohnt beim Bürgermeister. Den ganzen Tag sitzt er und kocht und destillirt und liest in seinen dicken Büchern nach. Dann schreibt er auf, was er in der Quelle alles für Bestandtheile findet, und berichtet nach Hannover. Im Frühling wird eine Commission herkommen, die sich überzeugen soll, daß es sich lohnt, hier ein Bad zu gründen. Der Bürgermeister ist in großer Aufregung. Seine kleinen, hellen Augen verschwinden fast in dem runden Gesicht vor lauter Seligkeit, wenn er von „seiner Quelle“ spricht. Er redet immer an dem Pfarrer herum, dieser solle über die neue Quelle in den Zeitungen schreiben und auch die Heilungen berichten, die in den Kirchenbüchern stehen. Der Herr Johannes aber will erst den Befund abwarten. Er sagt, man dürfe nur vertreten, was man beweisen könne. Mit Möglichkeiten beschäftige er sich nicht. Ich hätte nicht Anderes von ihm erwartet. In seiner Nähe hat nichts Unerklärtes Bestand. Er leuchtet allem Unbestimmten ins Gesicht, bis das Dunkel verzehrt wird. Ich bewundere diese sichere Klarheit an ihm, aber manchmal friere ich bei ihr. Ich wünsche es mir nicht, so klug zu sein, daß die Welt wie ein Rechenexempel vor mir liegt, oder wie eine Retorte, deren Inhalt man genau bestimmt, damit der wunderliche Mischungs- und Trennungsproceß entsteht, den man gerade braucht.

Der junge Chemiker läßt mich manchmal zusehen in seiner Brodelküche. Er kommt auch wohl Abends zu uns herüber, und ich höre ihm gern zu, wenn er von neuen Erfindungen und Entdeckungen spricht. So Vieles, was Einem schön und räthselhaft erschien, läßt sich erklären. Der Herr Johannes sagt

„Alles“. Dabei muß ich immer an die Leuchtkäfer denken, die im Dunkeln leuchten wie herabgefallene Sterne, und wenn man eines der Thierchen haſcht, und trägt ſie zur Lampe, dann mag man ſie nicht mehr anfaſſen, ſo häßlich ſehen ſie aus. Eine unbeſtimmte Furcht ergreift mich vor ſolcher Helligkeit.

Der Chemiker iſt ein junger, hübſcher Mann, er bringt oft ſo ſpaßhafte Sachen heraus, daß man nicht aufhören kann, über ihn zu lachen. Der Pfarrer kann ihn nicht gut leiden, wie mir ſcheint. Er iſt immer ſo kurz angebunden mit ihm. Neulich meinte er, der junge Herr ſei noch gar zu unreif!

Den 22. Mai.

Es hat mit Macht zu thauen begonnen. Wenn man hinuntergeht bis zum Walde, klingt zwiſchen dem feinen Raſſeln der gefrorenen Tannennadeln von drüben her, wo der Schatten der Felſen aufhört, ein ſeltſames Schluchzen, Schmelzen und Tropfen, als ſolle alles Starre ſich löſen und alles Feſte dahinfließen. Wir reden nicht viel, der Herr Johannes und ich, wenn wir ſo mit einander dahingehen; aber man ſpürt's doch, was der Andere fühlt, und ich weiß, daß es ihm zu Muthe iſt, wie mir, als ginge man mit weicher Sehnſucht dem aufſteigenden Lenze entgegen. Und der Herr Johannes verſteht es jetzt auch beſſer, die Augen aufzumachen und zu ſehen, was um ihn vorgeht. Er ſagt, er ſieht jetzt die Natur durch meine Augen. Ich aber denke, es iſt anders. Früher hat er vor dem lauten Fragen und Disputiren ſeiner Gedanken die leiſen Töne nicht vernehmen können, mit denen Er zu uns Menſchen ſpricht, wie man das Waldesrauſchen nicht vernimmt, während man redet. Oder wie der Mann, der in das Innere eines Hauſes blicken will, zu forſchen, was man treibe, ſieht aber nichts, als ſein eigenes Bild in der Fenſterſcheibe. Alſo ſchadet manchmal vieles Grübeln der Weisheit.

Den 2. Juni.

Heute hat mich der junge Chemiker beim Abſchiednehmen ein wenig erſchreckt. Er hat ſchon oft ſo Sachen geredet, daß, wenn er ſich einmal verheirathen würde, ſeine Frau gerade ſo ausſehen müßte wie ich. Die Stadtmädchen ſeien alle bleichſüchtige Dinger, geſchnürt und geziert, daß man dächte ſie zerbrächen, wenn man ſie nur anrühre. Und ein andermal ſagte er: zum October erhalte er eine gute Stelle mit einer hübſchen Dienſtwohnung. Ich möge doch einmal hinkommen und mir die anſehen, ob ich da wohnen wolle? Ich habe aber nicht weiter geachtet auf dieſe Worte. Heute ſtand ich nun vor der Hausthüre und wartete auf den Pfarrer zum Spazierengehen. Denn wenn man ihn allein läßt, geht er nicht. Und iſt doch ſo nöthig für ſein Wohlbefinden! Und weil meine Gedanken auf den Herrn Johannes gerichtet waren, merkte ich nicht viel auf das, was mir der junge Chemiker vorredete, der gekommen war, um Adieu zu ſagen. Auf einmal legte er den Arm um meine Schultern und zog mich ſacht zu ſich herüber. „Zu Michaelis komme ich und hole Sie!“ ſagte er dabei. „Nein, nein,“ ſtieß ich athemlos heraus. Ich wußte kaum, wie mir geſchah. Den Herrn Johannes verlaſſen — und das Kind, das könnte ich nicht. Ich ſpürte es zum erſten Male, daß ich hier in Brockendorf mein ganzes Glück beiſammen habe, von dem ich nicht laſſen will.

Zur rechten Zeit kam auch der Herr Johannes. Er sah verdrießlich aus, als er den jungen Mann vor seiner Thüre antraf. Merkwürdig, wie er ihm zuwider ist!

Den 12. Juni.

So ist es denn nun wirklich Frühling geworden über Nacht. Mein Herz hat seine Blüthe und mein Leben tausend junge Hoffnungen auf Ernte. Neue, unbekannte Kräfte drängen aus mir heraus. Ich habe es nicht gewußt, daß das Glück so gewaltig in uns schafft. Und wie sanft ist seine Sprache! Seiner Worte sind nicht viele, immer wieder nur das Eine: „Vertraue mir, denn ich habe Dich lieb," doch dünkt mich alle Lieblichkeit der Welt dadurch erschlossen. Es ist Alles so einfach zugegangen zwischen uns. Wenn ich es Jemanden erzählen wollte, nicht anders würde es lauten als das, was ich so viele Male von Anderen gehört habe, ohne groß etwas darin zu spüren von all' der Süße. Wenn man es aber an sich selbst erlebt, so hat jedes Wort noch einen geheimen Reichthum, den man nicht mitzutheilen vermag. Denn was sich schreiben läßt, war nichts als dies: Ich saß mit meinem Jungelchen auf dem Schoße im Wohnzimmer. Der Kleine haschte nach den Sonnenstäubchen, die im schräg hereinfallenden Lichtscheine tanzten, und ich half ihm fangen. In unserem eifrigen Spiele hatte ich den Pfarrer nicht gesehen, der in der Thür stand und nach uns blickte. Nun kam er näher, faßte meine Hand und legte sie auf die goldigen, sonnendurchwärmten Locken des Kindes. „Seien Sie ihm eine Mutter, Auguste," sagte er. Ich nickte. Und weil der Ton seiner Stimme so seltsam war, sah ich ihm in die Augen. Da begriff ich auf einmal, was er meinte, und er verstand es, daß ich wußte, was in seinen Worten lag und hielt meine Augen fest in seinem Blicke. „Du hast mir meine Einsamkeit erhellt, Auguste," begann er endlich wieder leise. „Du bist mir Mutter, Kind und Gefährtin geworden. Der Gedanke, daß ich Dich vielleicht von mir lassen müßte, einem fremden Manne überlassen —! Ich habe vor dieser Möglichkeit gezittert in den letzten Tagen. Bleibe Du bei mir für immer, vertraue mir, denn ich habe Dich lieb." Das war Alles. Der Kleine aber, als verstünde er den neuen Bund, legte sein weiches Händchen auf die unsrigen, und sein süßes Gesichtchen, das der Sonnenschein roth durchglühte, wandte sich erstaunt von Einem zum Andern. Es mochte ihn verwundern, daß wir fröhlich waren und dabei die Augen voller Thränen hatten. Hernach habe ich darüber nachgedacht, wie es mir heut' so selbstverständlich war, ihm „Ja" zu sagen. Ich erinnere mich an meine Kämpfe und Sorgen damals, als mich der Director zur Frau begehrte. Und ich hatte ihn auch lieb in einer verworrenen Weise. Aber hier wußte ich, man begehrte nur mich allein, die arme, dienende Auguste. Nicht die Krankheit bedurfte meiner Gabe, sondern der Mensch den Menschen. Das machte mich bereit, irdische Liebe zu geben und zu empfangen. Sogar ist's eine heimliche Wonne für mein Herz, daß ich unerkannt in meines Johannes Liebe eingezogen bin. Wie der verkleidete Königssohn im Märchen werde ich dann vor ihn hintreten, wenn ich ihm die Herrlichkeit eröffne, die der Schöpfer in mich hineingelegt hat. Nur eine Weile noch will ich die Süßigkeit der Demuth genießen, will

von ihm als eine Wohlthat empfangen, was doch nur gering ist gegen das, was ich ihm zubringe, nämlich meine Gabe. Johannes ist hinunter gewandert nach Hahndorf, um seinem Vater die neue Kunde zu bringen. Morgen Mittag erst mag er zurückkommen. Ich sitze hier und halte Wacht über den Knaben, der ja nun ihm und mir gehört. Voll Dank und himmlischer Ruhe schreibe ich diese Zeilen. Mein Schifflein ist im Hafen, was soll mir je —

Am 13. Juni.

Bin wirklich ich es gewesen, die diese Zeilen schrieb und erst gestern? Wie ein Abgrund liegt es zwischen mir, die ich fühle, und mir, von der ich hier lese. Der Abgrund aber ist ein Grab. — Johannes hat mich fortgeschickt, damit ich ruhen möchte, aber die Angst der vergangenen Stunden peitscht mir noch das Blut. Der Jammer zwingt meine Lider empor! Immer glaube ich ein kleines Stimmchen zu vernehmen, das nach mir verlangt. Ich höre wieder dieses furchtbare, röchelnde Athmen, das mich gestern in die Höhe schreckte, als ich hier saß und schrieb. Und dann glaube ich den kleinen, brennenden Körper in meinen Armen zu fühlen, die Augen des Kindes blicken nach mir, verständlich und klagend, wie sie auf mich gerichtet waren, als — —.

Unverwandt starrte es mich an in seiner Qual und Angst, es schien fest zu erwarten, daß ich es retten könne. Halb bewußtlos that ich, was ich bei solchen plötzlichen Erkrankungen gesehen hatte, ich legte feuchte Tücher auf das fiebernde Köpfchen, ich nahm das Kind auf den Schoß, ich rieb es und gab ihm heiße Milch zu trinken — da schien der Anfall sich zu beruhigen. Der Kleine lächelte sogar ein wenig, seine Händchen lösten sich von mir. Es war, als wolle er schlafen. Aber da riß ihn die Angst wieder empor. Mit heiserer, halberstickter Stimme schrie das Kind, schlug um sich und sah mich an, als wolle es sagen: „Aber hilf mir doch! Warum hilfst Du mir denn nicht?“ Da dachte ich an meine Gabe, mit der ich retten könnte. In meinen Augen braunten die Thränen, und meine Hände zitterten, aber ich bezwang mit Gewalt meine Schwäche und that mein Werk mit Dringlichkeit und Glauben und meinte zu spüren, daß meine Kraft von mir ginge und ströme auf das Kindchen über. Denn es wurde ruhig. Ich legte es in sein Bettchen und betete zu Gott voll tiefer Dankbarkeit dafür, daß meine Kraft sich wiederum bewährt und mein süßes Kind errettet habe. „Es stirbt,“ rief da die Magd, die fort gewesen war, um auf mein Geheiß frisches Wasser aus der Bode zu schöpfen. Sie stand mit ihrem Kruge in der Hand und fing laut an zu weinen. „Unser Jungelchen stirbt,“ rief sie wieder. Ich schüttelte den Kopf. Da zuckte das arme Körperchen noch einmal, das Kind öffnete seine Augen weit und lächelte. Es war todt! Todt, und ich hatte es nicht retten können. Wie gelähmt stand ich da, lange Zeit, und hörte nichts von dem, was man zu mir sprach. Ich sah nur immer diese Kinderaugen, die, weit geöffnet, wie in erstaunter Frage, nach mir hinschauten. Klagten sie mich an, diese Augen? Ich ertrug es nicht länger. Mit bebender Hand schloß ich die zarten Liddeckel, die noch die Wärme des Lebens in sich hatten. Als ich mich endlich umsah, bemerkte ich, daß Leute ins Zimmer gekommen waren, die mitleidig umherstanden. Sie sagten viele Worte, auf die ich nicht achtete. Endlich gingen sie.

Ich hatte keine Lampe angezündet, denn meine Schmerzen schrieen nach Dunkelheit. Aber da, in der Finsterniß, fiel die Verzweiflung mich an wie ein wildes Thier und zerfleischte mein Herz. Alles wollte es zerreißen, die Erinnerung, mein schuldloses Bewußtsein — und endlich nagte es an meiner Gabe. War sie wirklich? Hatte ich es mir etwa nur eingebildet, daß ich heilen könnte? Meine Angst bei diesem Zweifel war so entsetzlich, daß mir der kalte Schweiß aus allen Poren brach. Zähneklappernd tappte ich mich zur Küche, in der gleichfalls Alles dunkel war, denn das Mädchen hatte ich zu ihren Eltern geschickt, wo sie jede Nacht schlief. Ich machte endlich Licht, da wurde es ein wenig besser mit mir, und ich konnte wieder denken. Ich nahm aber dieses Buch hervor und las mir große, heilige Gewißheit daraus, daß meine Gabe wirklich mir verliehen sei gewesen und durch mich angewendet in großer Noth, zum Heile der Menschen. Da kam ich auch zu meinem Konfirmationsspruche und las ihn zweimal laut und schrieb ihn endlich auf mit großen Buchstaben, daß ich ihn über mein Bett hängen mag, zur Befestigung meines Glaubens an mich selbst und meine Gabe. „Halte fest und leide dich, und wanke nicht, wenn man dich davon locket."

Und dann horchte ich auf meine innere Stimme, die mir offenbaren sollte, warum Gott meine Hülfe nicht zuließ heute Nacht. Ich horchte und harrte — aber die Stimme meiner Seele ist stumm geworden, ich höre sie nicht mehr. Warum nicht, Herr? Warum nicht? Ich harrete die ganze Nacht.

Gegen Morgen kam Johannes mit dem neuen Sommerdoctor aus Hahndorf. Ich hatte gleich nach beiden geschickt, als das Kind krank wurde. Um Mitternacht erst hatte die Botschaft sie erreicht. Sie waren die ganze Nacht gewandert. Johannes faßte meine Hand, so daß ich zugleich mit ihm an das Bettchen treten mußte. Er hatte es unterwegs von einem Holzfäller erfahren, daß sein Liebling todt sei. Als ich ihn weinen sah, kamen endlich auch mir die Thränen. In Strömen rannen sie mir über das Gesicht, so daß ich dachte, mein Leben hinzuweinen in meinem Gram.

„Habe Dank, daß Du das Kind so liebst," murmelte Johannes mit seiner unsicheren, vertrockneten Stimme. Er drückte mich an seine Schulter. „Und ich habe es sterben lassen," schluchzte ich ihm zu. „Beruhigen Sie sich," entgegnete der Arzt, der sich inzwischen von der Magd Alles hatte berichten lassen, wie es sich zugetragen hatte; „das Kind war nicht zu retten. Sie trifft keine Schuld."

„Aber ich hätte es dennoch retten müssen."

Ich sagte es leise und mehr zu mir selbst, als zu den beiden Männern. Der Arzt sah mich an, dann sagte er freundlich: „Legen Sie sich zur Ruhe, Sie sind überanstrengt. Halten Sie den Kopf hoch, damit Sie dem Pfarrer nicht auch noch krank werden." — „Du hast gesorgt, so lange Hülfe möglich war," fügte Johannes bei, „nun schone Dich für mich, willst Du?"

„Ja, ja," sagte ich ohne zu denken und ging hinaus in meine Kammer. Hier aber, als hätten sie auf mich gewartet, kommen die fürchterlichen Gedanken wieder über mich. Eine rasende Unruhe treibt mich hin und her. Manchmal trete ich an die Thüre, schaue hinüber in das verstörte Zimmer,

in dem Johannes am Lager unseres süßen Kindchens sitzt. Ich versuche es zu verstehen, daß es todt ist, und daß ich es sterben lassen mußte. Ist meine Kraft von mir genommen? Zürnt Gott mit mir? Gib mir ein Zeichen Herr, daß ich noch Wunder thun kann. Sprich zu mir, sage deinen Willen, den du mit mir hast, und ich will thun, was du mir befiehlst, um meiner Gabe willen. Nimm Alles, aber laß sie mir, denn sie ist ich geworden und mit mir in Eins gewachsen. Ohne sie bin ich ein Staub, ohne Kraft und Freudigkeit zu leben.

Nachmittags.

Wie unerträglich langsam geht die Zeit! Jetzt müßte man es schon entdeckt haben, das Wunder, wenn es geschah! Warum aber kommen die Leute noch nicht und staunen mich an? Warum erscheint nicht der Lehrer, um mir zu danken? Ich will das Begegniß hier beschreiben, wie es war, damit ich wieder inne werde, „es geschah“. Ich war heute Morgen wieder hinaus gegangen, um beim Wandern ein wenig Ruhe zu erhaschen. Der Nebel deckte die schmale Hochebene und hing an den Bergen. Die stille Luft preßte mir den Athem in den Mund zurück. Ich achtete wenig darauf, wohin meine Füße mich trugen. Durch Schlamm und Geröll schritt ich wie eine Nachtwandlerin, unempfindlich gegen Alles, was auf mich eindrang. Da klingt plötzlich ein Ton aus der Höhe zu mir, wie das Schnarchen eines Riesen. Das erweckte mich aus meiner Besinnungslosigkeit. Denn nun fiel mir ein, daß ich hier am Fuße der Schnarcherklippe sei und in der Nähe der Quelle, von der die Leute jetzt so viel sprachen und erhoffen. In zerstreuter Neugier ging ich ein paar Schritte weiter. Da sehe ich die Quelle und im Schleierdunste des grauen Nebels die Umrisse einer Knabengestalt, die sich zum Wasser niederbiegt. Wilhelm der Stotterer ist es, der da kniet. Sucht er Heilung seines Gebrechens bei der Quelle? Der Aermste! Wie sollte wohl ein wenig Jod und Schwefel solche Wunder thun! Und plötzlich steigt's in mir wie eine Ruhe auf: „Dies ist das Zeichen, das Dir Gott gesendet, die Probe Deiner Kraft.“ — „Wilhelm,“ sagte ich, „höre auf, aus der Quelle zu trinken und komme zu mir; ich will Dich heilen.“ Der Junge sah empor und blickte mit verzückten Augen fremd zu mir auf, da ich mit aufgehobener Hand zwischen den Felsen stand und winkte. Langsam kam er heran, als ziehe ihn mein Finger nach, durch die Gewalt meines Willens. Denn der war stark in mir wie mein Glaube, so daß ich mich nicht geschent hätte, den Felsen zu heben und hinweg zu tragen, wenn meine innere Stimme es befohlen hätte. — Mit meinen Blicken und mit Worten voller Zuversicht zwang ich sein Vertrauen, daß seine Seele mir gehörte und nicht ihm. Und ich redete in ihn hinein im festen Glauben, daß er wieder reden könne wie zuvor, als er ein kleines Kind war. Und spreche ihm die Worte vor, die er mir nachsagt ohne Zögern, aber mit einer hellen Kinderstimme, die jünger ist als er selbst. Mich aber hat nichts erstaunt in jener Stunde, bis endlich meine Kraft nachließ und ich ablassen mußte von ihm. Er aber lag bewegungslos und blaß. Ein Knacken im Gesträuch, das mich erschreckt, er hört es nicht! Ich rüttle ihn, ich rufe ihn bei Namen. Er hat die Augen halb geschlossen, sein Gesicht ist kalt, die Arme fallen zurück,

wenn ich sie hebe. Ein wildes Grauen vor meiner That schüttelt mich. Ich weiß nichts Anderes, als ich habe ihn todtgebetet. Da raffe ich noch einmal alle Kraft zusammen und mache meinen Willen eisern, selbst gegen den Tod. „Wilhelm, ich befehle Dir, stehe auf!“ rufe ich mit lauter Stimme. Da hebt er sich, schlägt die Augen auf und sieht mich nicht an und geht davon, langsam, mit sachten Schritten, wie im Traum. Ich bin mit klopfendem Herzen heim gewandert. Wird er geheilt sein? Vor dem Dorfe stand ein Bettelweib, die alte Liese, und grinste mich an. Halb bewußtlos steckte ich ihr ein paar Pfennige, die ich bei mir trug, in die Hand; aber das Weib schleuderte das Geld von sich und spie darauf. Was mochte sie gegen mich haben? Ich kam vor das Pfarrhaus. Das Geräusch schlürfender Tritte, Klopfen und Hämmern scholl mir entgegen. Ich öffnete die Thür und fuhr entsetzt zurück. Ich sah die blumengeschmückte, lächelnde, kleine Leiche in ihrem langen, weißen Kleidchen langsam auf mich zuschweben. Ein Schrei entfuhr meinen Lippen; die jungen Burschen, die das todte Kind ihres Pfarrers in den mitgebrachten Sarg legen wollten, hielten erschrocken inne in ihrem Liebeswerke; dann hoben sie's aufs Neue in die Höhe und legten es behutsam in den selbstgefertigten Tannensarg, den sie auf ein mit Fichtenzweigen verdecktes Gerüst gestellt hatten. Stumm, mit weit geöffneten Augen, sah ich ihnen zu. „Wir haben dem kleinen Dinge nichts zu Leide gethan,“ sagte einer der Burschen und wischte sich mit der umgekehrten Hand eine Thräne ab, die ihm über die Backen rollte. „Die ganze Nacht und den Morgen haben wir daran gearbeitet,“ sagte ein Anderer, „und für den Kaiser selbst hätten wir keinen schöneren machen können.“ Damit gingen sie. In halber Ohnmacht kniete ich vor dem Sarge. Der Geruch des frischen Grüns, die wüste Unordnung in dem sonst so traulichen Zimmer, alles das gab mir ein Gefühl von Trostlosigkeit, das ich vergebens zu bekämpfen suchte. In allem Jammer und Wirrsal meines Herzens war doch die Gewohnheit des Ordnens in mir wach geblieben; und so kehrte ich sorgfältig die Hobelspäne und die Erdspuren auf dem Fußboden zusammen. Meinem stillen, kleinen Bübchen habe ich ein Sträußchen von Reseda und Nelken aus meinem Fenster in die todte Hand gegeben. Das Kind liegt da wie ein schlafendes, und Johannes wird einen lieblichen, trostreichen Anblick haben, wenn er aufwacht und herein tritt, denn er ruht jetzt ein wenig.

Am 14. Juni früh.

Ich sollte zufrieden sein, aber mein Herz ist unruhig. Warum zürnt Gott mit mir, daß er mir den Ruhm meines Werkes vorenthält! Ich hatte auf eine Bestätigung meines Wunders geharrt und gehofft, den ganzen Tag. Endlich gegen Abend sah ich den Lehrer mit strahlendem Gesicht ins Haus treten. „Wissen Sie es schon?“ hörte ich ihn auf der Treppe rufen, „mein Wilhelm ist geheilt; er kann wieder reden.“ Mir wurden die Hände kalt wie Eis. „Jetzt sagt er es dem Pfarrer,“ dachte ich, „jetzt weiß der Alles!“ Wird er kommen, meine Hände auf sein Haupt legen und zu mir sprechen: „Segne mich!“ Eine Ewigkeit schien es mir, bis die beiden Männer zu mir herunter kamen. Der Lehrer hatte Thränen in den Augen, seine Stimme bebte.

„Der Wilhelm — ja, denken Sie nur — der Wilhelm," stammelte er. „Heute Mittag hat er auf einmal zu reden angefangen, so deutlich, daß ich sogar es verstanden habe. So: ‚Wilhelm, Wilhelm', zweimal zu mir hin, und endlich, als besinne er sich: ‚Großvater'. Und dann ging es weiter, wohl eine Stunde lang, immer erzählt und gefragt. Dann ist er aber müde geworden, hat sich auf die Ofenbank gelegt, und nun schläft er noch."

Ich sah Johannes an. Er zuckte die Achseln. „Eine sonderbare Geschichte! Der Junge will heute früh aus der Schnarcherquelle getrunken haben, Du weißt ja, da oben — und nun denken die Leute, das Wasser hat ihm geholfen."

„Hat er Ihnen erzählt, wie Alles zugegangen ist?" fragte ich den Lehrer, mich mühsam beherrschend.

Der alte Mann nickte, und seine Augen glänzten. „Wunderliches Zeug bringt der Wilhelm vor," sagte er dann, „von einer wunderschönen Fremden, die aus dem Felsen hervorgetreten sei; die habe ihm mit überirdischer Stimme zugerufen: ‚Trink' nun nicht mehr; ich will Dich heilen!' Dann hat sie ihn mit einem frommen Liede eingesungen, und er ist erst wieder aufgewacht, als er vor unserm Hause stand."

Johannes schüttelte den Kopf. „Phantasterei!" sagte er. „Immerhin aber wäre es möglich, daß in der Quelle eine gewisse Heilkraft —"

Ich trat dicht zu Johannes hin. „Das hat die Quelle nicht vollbracht!" begann ich leise.

„Haben Sie schon gehört? Der Köhlerhanns, den vor einem halben Jahre der Schlag getroffen hat, daß er den linken Arm nicht brauchen konnte, heute Mittag hat er aus der Quelle getrunken, und zwei Stunden darauf konnte er den Zeigefinger ein bißchen bewegen." Es war eine Nachbarin, die mich mit dieser Kunde unterbrach. Ich vermochte kein einziges Wort heraus zu bringen. Was bedeutet das? Ich habe meine Gabe wieder, ich darf Wunder thun, und nun soll ich von Neuem in Zweifel gerathen? Herr Gott, hilf mir doch! Eine furchtbare Vorstellung frißt sich in mich hinein! Es ist das Glück, das mir meine Kraft genommen hat. Gott will ein Opfer! meine Liebe! Er will nicht, daß sie meine Gabe tödtet. Ich halte mir die Ohren zu, als könne ich mein inneres Bewußtsein taub machen gegen die grausame, richterliche Stimme, die zu mir redet: „Gib hin Dein irdisches Verlangen, Dein Glück, Deine Liebe, Deinen Johannes!" Ich stöhne und winde mich um Mitleid — — die innere Stimme aber kennt keines!

Später.

Ich habe es mit meinem Gotte ausgemacht: das erste Wort, das Johannes zu mir spricht, soll meine Richtschnur sein. Beständig kommen Leute, die von den beiden Wundern erzählen. Vergeblich habe ich gebeten, dem Pfarrer Ruhe zu gönnen, bis er sein Kind begraben habe, aber der Bürgermeister läßt in seinem Eifer nicht nach; er ist schon wieder droben und spricht mit ihm von dem, was Alles geschehen müsse, um den Ruf der Quelle zu verbreiten. In alle Zeitungen soll es geschrieben werden, was für ein kräftiges Wasser das sei. Atteste sollen ausgestellt, eine Actiengesellschaft gegründet

werden — ich weiß nicht, was noch Alles. Und ich sitze hier und begreife nichts von Allem, was vorgeht. Wie kann der Köhlerhanns geheilt sein durch das Wasser? War ich es denn nicht, die dem Wilhelm seine Sprache wieder gab? Oder war es am Ende doch die Quelle? Die innere Gewißheit, um die ich flehte, ist ausgeblieben, in mir redet nichts mehr! — — Ich harre des Winkes.

14. Juni Nachts.

Herr Gott, Du strafst grausam, die Deinen Dienst einen Augenblick versäumen. Ist es denn so ungeheurer Frevel, sich an dem zu freuen, was Du selbst in uns hinein geschaffen hast? Warum läßest Du vor der Thüre Deines Tempels süße Blumen blühen, wenn man sich nicht bücken darf, um ihren Duft zu genießen? Und wenn ich mich vergangen habe durch dieses irdische Unterfangen, warum denn trifft Du so auch Johannes, der nichts gethan hat, was ihm nicht zukam? Warum mußtest Du die stumme, ungeläuterte Seele unseres Kindchens . . . Die Thränen haben mir die Schrift verwischt, aber ich schreibe weiter. Ich muß es hier mit Augen sehen, was ich nicht fassen kann: Ich soll Johannes verlassen! Ja, ich soll es! Gott hat zu mir gesprochen — ich gehorche! Wir saßen still zusammen heute Abend bei der Lampe. Der Frühling kam in weichen Thymiandüften zum Fenster herein, und ein großer, schlaftrunkener Falter schwebte langsam, wie eine fremde, stengellose Blume, die auf der Dunkelheit schwämme, auf unser Licht zu. Sonst pflegten wir um diese Stunde vorzulesen. Auf dem Tische zwischen uns lag noch das Buch, in dem wir vor zwei Tagen lasen: ein Band von Schiller. Das Stückchen Wollschnur, das ich als Lesezeichen zwischen die Blätter gelegt hatte, sah aus wie eine rothe, grausame Zunge, die nach mir leckte. Was wollte sie von mir? Aber der rothe Faden zog an meinen Gedanken, bis sie in das Buch hinein gingen und in das Drama, das wir neulich wieder lasen: „Die Jungfrau von Orleans". Ich sah sie vor mir stehen, das tapfere Mädchen, das ihre Kraft verlor, weil die Liebe in ihr Herz drang. Und da — kam es herangewinkt — ein rother, magerer Finger, der Worte schrieb, blutige Worte, vor denen mein Herz erbebte:

„Nicht Männerliebe soll Dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust."

Ja, das war es! Das war meine Schuld! Das wollte Gott zum Opfer!

Ich schrie auf vor Qual und Entsetzen. Da erlosch die rothe Blutschrift vor meinen Augen, und eine kühle Hand faßte die meine. „Geh', Auguste, Du darfst nicht hier bei mir sitzen und Dich krank machen vor Kummer. Thue irgend etwas, schaffe, rede, aber grüble nicht so finster vor Dich hin! Hörst Du?" Er sah verwundert auf, als ich ihm gehorchte und eiligen Schrittes, ohne nur einmal umzublicken, das Zimmer verließ. Ich wäre zusammengebrochen ohne diese Flucht! Denn nun war es ja gesprochen, dieses Orakelwort, dem ich gehorchen wollte. „Geh'," hatte er gesagt, „Du darfst nicht bei mir bleiben! . . ." Von meinem Schmerze sag' ich nichts. Ich will mein Herz in beide Hände fassen und den Hafen verlassen, der mir winkte. Gott hat zu mir geredet; er muß mir helfen, zu tragen, was er von mir verlangt.

Den 15. Nachmittags.

Unablässig stürzt der Regen hernieder und begleitet während der tödtlich langen Stunden dieses Tages meine Gedanken. Wie kommt es nur, daß ich noch lebe, athme und empfinde inmitten dieser Verzweiflung, die mich durchtobt? Seit gestern wälze ich das neue Unerträgliche in mir herum, gegen das alles Bisherige nur Labsal ist. Es wächst in mir und preßt den Lebenssaft aus meinen Adern: „Ist diese Gabe von Gott oder ist sie ein Geschenk des Teufels?" Da steht es! In faßbarer Schrift geschrieben, was kaum zu denken ist! . . . Zuerst durchzuckte mich der gräßliche Verdacht nach meiner Unterredung mit dem Bürgermeister. Er habe noch mit mir allein zu reden, sagte er, als er heute Morgen von Johannes herunter kam. Ich betrachtete ihn erstaunt, denn er hatte eine gewisse tückische Verlegenheit in seinem Wesen, die ich sonst nicht an ihm kannte. Als er zu mir ins Zimmer trat, sah er sich ängstlich um und blieb dann an der Thüre stehen. Mir that seine Gegenwart wehe in allen Sinnen, denn ich fühlte, daß er mir Uebles wollte. „Sie brauchen sich nicht vor mir zu fürchten," sagte er, da ich ihm unwillkürlich auswich, „ich bin nicht gekommen, um Sie anzuklagen." — „Mich anzuklagen?" fragte ich erstaunt. — „Sie sind ein so vernünftiges Mädchen," fuhr er fort, ohne mir zu antworten, und seine Blicke hafteten ängstlich am Boden, „darum komme ich zu Ihnen, um — wegen — Man hat Sie neulich zur Quelle gehen sehen; Sie wissen also am besten, daß der Wilhelm daraus getrunken hat und dadurch geheilt ist? Es ist mir wichtig, mir das von Ihnen bestätigen zu lassen." — Seine Stimme war drohend geworden, doch duckte er sich scheu zusammen, als ich mich hoch aufrichtete und ihm ruhig sagte: „Die Quelle hat keine Kraft. Ich bin es, die den Wilhelm geheilt hat."

Eine Weile blieb der Bürgermeister stumm, dann begann er wieder: „Die alte Liese ist bei mir gewesen. Die hat gesehen, wie Sie ein feuriges Fläschchen aus dem Busen gezogen und ins Wasser getropft haben, aus dem der Wilhelm getrunken hat. Eine Flamme hätte auf Ihrem Kopfe gestanden. Und dann hätten Sie den Wilhelm zu sich auf den Boden gezogen und ihm einen tiefen Schlaf angezaubert mit allerhand Hocuspocus und ihm befohlen, seine Sprache wieder zu gebrauchen. Ich glaube das natürlich nicht," seine Stimme wurde wieder drohend, „aber ich habe der alten Hexe — — der alten Frau — Geld gegeben, damit sie schweigen soll. Derartige Gerüchte schaden nur dem Rufe der Quelle."

„Ich habe den Wilhelm geheilt," wiederholte ich. Der Bürgermeister trat auf mich zu; der Zorn färbte sein schlaffes, weitläufiges Gesicht. „Unterstehen Sie sich, das laut zu sagen!" zischte er in unterdrückter Wuth. „Ein Wort von mir, und Sie kommen ins Zuchthaus." Ich hob in unwillkürlicher Bewegung die Hand. Der dicke Mann duckte sich erschrocken und wurde blaß. „Ich bin ein gutmüthiger Mensch," fing er von Neuem an, „und komme zu Ihnen, um die Sache freundschaftlich zu bereden. Setzen wir einmal voraus, die Quelle wäre wirklich nicht so kräftig, wie die Leute meinen — übertrieben wird ja doch in solchen Fällen immer, und was schadet das? Wäre es nicht sogar ein recht verdienstliches Werk, wenn wir auf diese Weise unser liebes,

kleines Brockendorf wieder ein bißchen in die Höhe bringen könnten? Dazu aber müssen wir vor allen Dingen die Erlaubniß bekommen, hier ein Bad einzurichten. Die Hauptsache ist die Prüfungscommission, die sie uns schicken werden. Denn so ein Wasser wirkt ja nicht so rasch, und was die chemischen Untersuchungen betrifft — oft weiß man gar nicht, worin eigentlich die Heilkraft liegt. Und darum — Sie sind ja ein so kluges Mädchen — Sie werden schon verstehen, wie ich es meine — nicht wahr? Wir nehmen ein paar Kranke her und lassen sie aus der Quelle trinken — dann aber, in aller Stille, gehen Sie her und machen Ihren Hocuspocus, oder was Sie sonst wollen. Ich will gar nicht wissen, was Sie anwenden. Ich bin ein guter Christ und mag mit Ihren Heimlichkeiten nichts zu thun haben. Jedenfalls erkläre ich Ihnen hiermit: Sind Sie vernünftig, zeige ich Sie nicht an, sonst freilich."

„Ich bin keine Betrügerin," sagte ich; dabei bohrten sich meine Blicke mit einer solchen Verachtung in sein Gesicht, daß er die Augen abwenden mußte vor der Gewalt meines Zornes. Er erblaßte von Neuem, und rücklings, als fürchte er sich mir den Rücken zuzudrehen, ging er zur Thüre hinaus. Von draußen rief er mir noch eine Drohung zu.

Ich athmete auf, als er fort war, denn das Gefühl des Widerwillens, das mir seine Nähe immer brachte, hatte mich fast krank gemacht. Jetzt erst, als sei mein Ohr durch den Ekel an seiner Gegenwart verschlossen gewesen, hörte ich und begriff ich seine Reden. Für eine Hexe hielt man mich? Für eine Zauberin, die sich dem Teufel ergeben? Stöhnend sank ich auf einen Stuhl. Es war, als hätte man mich mit einem grellen Lichte geblendet! Hatten sie nicht vielleicht Recht? Woher wußte ich denn, daß meine Gabe von Gott sei? Hatte sie mich nicht verlassen von dem Augenblicke an, da ich das Pfarrhaus betrat? Die Stätte, über die der Teufel keine Macht hat? Wer antwortet mir in meiner Noth? Wer gibt mir Klarheit in diesem Wirrsal? . . .

Den 16. Juni.

Der Morgen bricht an, der Tag des Begräbnisses ist heraufgekommen, ein matter, welker Frühlingstag! Kein Lüftchen weht. Der Regen hat unser Gärtchen traurig verwüstet; die Landstraße gleicht einem schmutzigen Flusse. Ueber dem triefenden Dörfchen braut ein weicher Dunst. Es kommt warm herein, wenn man die Fenster öffnet. Im Osten schafft das schwache Nebelbild der Sonne ein spukhaftes, fahles Dämmerlicht. Um zehn Uhr soll das Begräbniß stattfinden. Die Wege müssen grundlos sein. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand aus der Umgegend heraufkommen kann. Wahrscheinlich auch Johannes' Vater nicht. Da braucht die Gaststube wohl kaum zurecht gemacht werden. Es gibt viel zu thun heute. Die Sitte fordert eine Art Leichenschmaus. Der Pfarrer darf sich dem nicht entziehen. Essen und Trinken und eine gedeckte Tafel müssen bereit stehen für die Gemeinde, die das Kind zur großen Ruhe geleitet. Darf ich denn dabei sein? Entweiht meine Gegenwart die heilige Feier nicht? Aber es kann . . . kann ja nicht sein. Wodurch hätte ich mich vergangen, daß der Teufel in meinem Herzen Macht gewann? War es der Hochmuth, der mein Herz verdarb? Meine stille, un-

bewußte Kinderliebe für den Director, den Gatten einer Andern? Vielleicht das? Aber ich verstand ja damals nichts von dem, was ich empfand. Erst in den letzten Tagen ist mir das recht klar geworden. Erst seitdem ich weiß, daß ich Johannes liebe! War das damals Sünde? Kann so etwas Sünde sein? Ich forsche und grüble und weiß nichts, als daß ich elend bin.

Mittags.

Immer dunkler wird es um mich her, immer einsamer mein Weg durch die Wirrniß. Auch Johannes hat mich nun verlassen; unsere Sprache ist einander fremd geworden. Er liebt mich noch, wie ich ihn liebe, aber wir verstehen uns nicht. Ich bin so stumpf geworden, daß ich den neuen Schmerz noch kaum begreife. Ich nähre mich von Jammer seit den letzten Tagen; da frißt der neue Gram sich in den alten, daß man nicht spürt, welches der gewaltigere sei.

Wir haben unser Kind begraben. Der Pfarrer war heiser und hustete, aber er stand ruhig und beherrscht in seinem Talare unter der Gemeinde. Fremde Geistliche waren nicht gekommen; die Chaussee war nicht fahrbar und die Fußwege durch die schlammigen und steinigen Gewässer, die darüber flossen, gefährlich. Die jungen Männer des Dorfes hoben den Sarg auf ihre Schultern. Keiner von ihnen hatte mir die Hand zum Gruße geboten; auch die Frauen wichen zurück, da ich mich ihnen näherte. Betroffen sah ich auf, aber schon setzte sich der Zug in Bewegung. Der Weg war kurz, nur hinüber zur Kirche und dann nebenan zum Kirchhofe. Mit wachsendem Erstaunen bemerkte ich, daß man eine große Lücke ließ zwischen mir und den übrigen Leidtragenden. Unablässig ging ein leises Murmeln durch die Reihe. Ich hatte nicht besonders Acht darauf, denn meine Seele schrie zu Gott, und das machte meine Augen blind und meine Ohren taub, so daß ich selbst des Pfarrers traurige, schlichte Worte, die er mit umflorter Stimme sprach, nur hörte und nicht verstand. Unwillkürlich trat ich zum Grabe, als Johannes die drei Hände voll Erde dem herabschwebenden Sarge nachwarf, um still das Gleiche zu thun. „Hexe," murmelte eine alte Frau in meiner Nähe. Das Blut sang in meinen Ohren, vor den Augen sah ich rothe Flecke, mein Fuß stockte, ich strauchelte und fiel, und die Männer, die am Grabe standen, drängten mich zurück, so daß ich nicht mehr hinzutreten konnte. Der Pfarrer stand in sein Gebet versenkt, und als er den Kopf erhob, war schon der kleine Sarg mit Erde bedeckt, und die Leute trockneten sich ihre schmutzigen Hände an ihren Kleidern ab. Und wieder wichen sie scheu vor mir zurück. Ich sah sie alle an mir vorüberziehen, wie aus weiter, weiter Ferne. Lauter bekannte Gesichter, die oft mit dankbarer Verehrung zu mir aufgeblickt hatten . . . und heute waren sie verzerrt von Angst und Mißtrauen. Einer oder der Andere winkte wohl gar mit der geballten Faust herüber. Keiner folgte dem Pfarrer über die Schwelle seines Hauses, wo ihnen ein Mahl bereit stand.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte Johannes, als er den Talar abgelegt hatte, und nun sein Blick auf die leergebliebene Tafel fiel.

„Das gilt mir," erwiderte ich trotzig, „sie scheuen sich vor der Zauberin, der Hexe." Er sah mich verwundert an. Da ließ ich mich vor seinem Stuhle auf die Kniee nieder und weinte. „Schicke mich von Dir," sagte ich zu ihm, „ich bin nicht würdig, Deine Frau zu werden. Ich bin von Gott verlassen und verworfen."

Es war eine unerträgliche Schwüle in der Luft; die Worte ballten sich mir in der Kehle, die Gedanken im Gehirn. Ich wollte reden und vermochte es nicht. „Was hast Du mir zu sagen, Auguste?" fragte er milde, aber ich hörte, wie die Angst in seiner Stimme zitterte. Da verstand ich, daß er an menschliche Reinheit dachte und nichts wußte von meinem furchtbaren Kampfe gegen den Zweifel. Und auf den Knieen blieb ich liegen, beichtete ihm Alles von Anfang an. Auch daß ich ihn verlassen müßte, sagte ich ihm. War ich unrein, so durfte ich ihn nicht beflecken; war ich erhaben — mich nicht theilen zwischen Weib und Priesterin. Es war mir in diesem Augenblicke eine Art trotziger Wollust, meine Liebe hinzuwerfen, Johannes dazu, als Kampfpreis für meine Gabe. Mit bebenden Lippen bat ich Johannes, mir beizustehen in dem schweren Zweifel. War ich von Gott gewürdigt? Oder wirklich dem Teufel zugefallen? Geneigten Hauptes wartete ich auf das, was er mir sagen würde. Schon fühlte ich seine Hand, die mich emporzog, hörte seine Stimme, die zu mir sprach: „Ziehe hin! Ich Einzelner habe kein Recht auf Dich! Und auch Du hast kein Recht auf ein einzelnes Glück." Ich wartete und wartete — Alles blieb stumm. So hielt er mich denn wirklich für eine Verlorene? Meine Gabe für ein Geschenk der bösen Mächte? Zitternd blickte ich auf. Da sah ich, daß er mich betrachtete. Und ich verstand auf einmal, was ich einen Augenblick vergessen konnte. — Johannes' Ohr hatte keinen Eingang für das Gestammel einer wirren Seele, sein Auge keinen Blick für das Ungestaltige. Und wieder mußte ich an die Augen des Chemikers denken, wie er kalt und beobachtend den brodelnden, kämpfenden Stoffen zusieht. „Auguste, Auguste!" rief Johannes endlich, als müsse er mich wecken. „Wirf diese phantastische Einbildung von Dir! Wohin verirrst Du Dich, mein armes Kind?" Ich stand auf. „So glaubst Du nicht an meine Gabe?" fragte ich mit heiserer Stimme, so daß ich selbst davor erschrak. — „Ich glaube nur an das, was sich begreifen läßt," antwortete er. Dann nahm er meine beiden Hände, denn er sah wohl, daß ich einen unsäglichen Schmerz erlitt durch ihn. Ich aber löste mich aus seiner Berührung, schlich davon und weinte sehr. Denn nun haben wir einander verloren.

Brockendorf im Lehrerhäuschen, den 20. Juni.

Der Zweifel ist vernichtet, in mir und außer mir! Jetzt erst bin ich ganz, wozu ich ersehen war: eine Erhöhte, eine Heilige! Ja, eine Heilige! Warum soll ich das Wort nicht hinschreiben? Habe ich nicht genug der Opfer gebracht für dieses Gottesamt? Habe ich nicht zurückgestoßen, wonach meine Menschlichkeit schrie? Ruhe, Frieden, Männerliebe? Still davon! Mit hartem Schweigen will ich gewaffnet sein, mit Gewalt alle Brücken abbrechen, die zu meinem bisherigen Glücke zurückführen. Ich will nicht schwach werden! Nein,

Trotz und Kraft nur soll in mir gewaltig sein, damit ich die Werke erfülle, die mir befohlen sind. Um mich Trümmer und Vernichtung, — in mir ein purpurner Königsthron für meine Seele aufgerichtet, und ich selber beuge mich vor ihr und bete an: „Gesegnest seist Du, Du Gebenedeite unter den Weibern.“ Ich möchte ein Lied anstimmen, tönend und gewaltig, das müßte mit seinem Schalle Alles überdonnern, was wider mich spricht. — Auch den leisen, nagenden Zweifel, der in der Tiefe meiner Brust lauert. — Eine schwache Stunde nur, und er wird heraufgekrochen kommen wie ein tückisches, weißes Mäuslein und wird alle Fäden abbeißen, mit denen ich am Himmel angebunden bin. Denn mein Geist schwebt über den Wassern.

Ich schreibe aber dieses Buch, daß es Zeugniß gebe von mir und meinen Thaten, wenn die irdische Wohnung meiner Kraft zertrümmert wird, nach Gottes Willen. Wer darin liest, möge gesegnet sein von meinem heiligen Willen. Denn der kann nicht sterben!

So will ich denn Alles berichten, was mit mir geschah seit jener Stunde, als ich, erschreckt durch ein Getöse, dieses Buch niederlegte.

Erst klang es wie ein fernes, großes Wasser, das sich durch weichen Boden Bahn zu schaffen sucht, ein Plätschern, Glucksen und leises Sickern. Dann kam es heran. Ich hörte zwischen dem leisen Treten vieler Menschenfüße auf dem durchnäßten Boden ein Geschwirr sachter Stimmen, dann ein Gemurmel, das lauter und lauter wurde. Jetzt sah ich sie; sie kamen in geschlossener Reihe aus dem Wirthshause die schlammige Straße entlang. Am Hause des Bürgermeisters blieben die Vordersten stehen. Einen Augenblick herrschte Schweigen. Sie schienen auf Jemanden zu lauschen, der vor ihnen stand und mit zwei kurzen Armen fuchtelte. Es war der Bürgermeister, denn er verschwand in seinem Hause. Der Zug aber wälzte sich heran, gerade auf das Pfarrhaus zu. Ein fürchterliches Lärmen entstand, Rufen und widerliches Schreien. Ich lief zu dem Pfarrer hinunter. Er öffnete eben das Fenster und fragte hinaus, was es gäbe. Ein plötzlicher Sturm, der durch die Schwüle riß, verwehte seine Worte. „Hexe, Betrügerin,“ rief eine Männerstimme, da ich ans Fenster trat. Ein Stein flog klirrend durch die Scheiben und traf die gedeckte Tafel, daß eine Flasche herabfiel und am Boden zerbrach. Unwillkürlich trat ich vor Johannes, um ihn zu schützen. Da traf mich ein zweiter Wurf an die Schläfe, daß ich aufschrie. Johannes stürmte in rasendem Zorne zur Thüre hinaus; in demselben Augenblicke hatte einer der Holzfäller, ein wüster Mensch, durch das niedere, offene Fenster nach mir gegriffen und zerrte an meinem Halskragen. Da war es, als thue die Erde sich auseinander. Wie ein Feuermeer umgab es uns, und ein prasselnder Schlag ließ rundum unsere ganze Welt erbeben. Der Mann, der mich gefaßt hatte, schrie auf und taumelte zurück in die Menge hinein. Die Leute fuhren kreischend auseinander vor dem tobenden Unwetter, das sich über sie ergoß. Der Wind fuhr daher in einzelnen, stöhnenden Stößen, Blitze brachen hernieder; nach jedem klang es wie ein Einsturz alles Bestehenden. Und drüben prasselten Ziegel hernieder. Im hochgelegenen Hause des Bürgermeisters hatte es ein-

geschlagen. Durch die vom Sturme zertrümmerten Fenster flogen Funken und Aschewolken. Ein grellrother Schein — erstickender Qualm.

„Es brennt," rief ich und eilte hinaus. Die erschrockene Menge lief mir nach, die Straße hinauf. Durch Sturm und Unwetter kämpften wir uns bis zu dem brennenden Hause durch — es war zu spät! Krachend stürzte der Dachstuhl in sich zusammen und zerstörte das Haus von innen heraus. Mit Mühe zog man den Bürgermeister selbst unter einem Balken hervor; er war ohnmächtig, aber lebte noch. Eine Stunde darauf ist er gestorben, wie man mir sagte. Seine Frau lief, schreiend vor Angst, von Einem zum Andern. In rasender Eile verbreitete sich die Flamme. Ein jammervolles Blöken tönte aus dem Stalle herüber, in dem die paar Schafe der Gemeinde eingeschlossen waren. „Oeffnet den Stall," gebot Johannes, aber Niemand gehorchte. Blöde vor Entsetzen starrten die Leute in das Feuer, das von allen Seiten auf sie zukam. Die Flamme war überall; sie sprang durch die Luft, sie kroch über den Boden, sie kletterte in die Höhe — bald da, bald dort schlug sie Einem entgegen. Der Rest des Dorfes, der damals dem gewaltigen Bergsturz entgangen war, schien nun gleichfalls dem Untergang verfallen. „Wir *sollen* eben hin werden," sagten die Leute grimmig und rührten keine Hand zur Abhülfe.

Johannes mühte sich mit mir. Er sah aus wie ein Kranker mit seinem eingefallenen Gesicht und den rothen Flecken auf der Wange. Ich hörte sein Husten durch das Singen der Flamme hindurch. Sein Bart war angesengt, seine Stimme heiser, aber er achtete nicht auf meine Bitte, sich zu schonen. Endlich hielt er sich nicht mehr; die Hitze hatte ihn bewußtlos gemacht. Zwei Männer trugen ihn in die Kirche hinein und legten ihn dort nieder. Ich spürte keine Ermattung. „Tragt alle Kübel und Eimer zusammen," gebot ich. „Ihr da geht zur Bode und schöpft." Lange mühte ich mich umsonst, eine Kette vom Flusse bis zur Brandstätte zu Stande zu bringen; immer wieder liefen die Leute im vollsten Entsetzen aus der Reihe heraus. Die Bretterhäuser bogen sich in der furchtbaren Gluth und stürzten zusammen, ehe noch die Flamme sie ergriff. An Kirche und Pfarrhaus, die im Schutze des Felsens standen, zersprengte die pressende Luft alle Fenster.

Ich schwelgte darin, Vergessen zu finden in qualvoller Arbeit. Eine Riesenkraft hatte mich ergriffen. Auf meinen Armen trug ich schwere Männer, die sich in blödem Schrecken nicht zu retten versuchten, aus den Flammen. Mit Gewalt riß ich die sinnlosen Frauen zurück, die sich in die brennenden Häuser stürzen wollten, um irgend ein vergessenes Kuchenblech oder eine Staatshaube zu holen. Endlich, bei Dunkelwerden, waren die Flammen gelöscht. Es war ein jammervoller Anblick, den der Mond enthüllte, als er in ruhigem Glanze heraufschwamm. Von dem ganzen Dorfe waren nur Kirche, Pfarrhaus und Lehrerwohnung geblieben, die mit leeren Fensterhöhlen blind und traurig am Felsen lehnten. Ringsum erblickte man nichts als rauchende Trümmer, zerbrochenes Hausgeräth und einen Haufen Obdachloser, die sich fröstelnd zusammendrängten. Es war kalt geworden. Die Schwüle des Tages hatte einer empfindlichen Nachtluft Platz gemacht; über uns leuchtete ein klarer, mitleidsloser Sternenhimmel. So gut es ging, wurden die Menschen in Kirche,

Pfarrhaus und dem Lehreranbau untergebracht. Einige machten sich auf, um in einem andern Dorfe Unterkunft zu suchen. Johannes, der, noch schwach, aber rücksichtslos gegen sich selbst, überall half, drückte mir ein paarmal beim Vorübergehen die Hand, als wolle er sich vergewissern, daß wir uns noch hätten.

Ich hatte die Verwundeten ins Pfarrhaus bringen lassen und ihnen mit Kissen, Decken, Heu und Tüchern eine Lagerstatt bereitet, so gut ich konnte. Da lagen sie nun in demselben Zimmer, in dem die verschmähte Tafel noch immer der säumigen Gäste zu harren schien, auf demselben Boden, den der Wein roth färbte, als jener Steinwurf, der mir galt, die Flasche niederstürzte. Ich war drüben in der Kirche gewesen, um dem kleinen Mädchen der Bürgermeisterin, das hungrig war, ein wenig warme Milch hinüber zu bringen. Als ich wieder in das Pfarrhaus zurückkam und in die große Krankenstube trat, richtete sich plötzlich ein altes, gebeugtes Männchen auf; es war der Lehrer. „Wir sind uns darüber einig geworden," sagte er und seine alte, taube Stimme zitterte, „daß dieses Unglück, das über uns hereingebrochen ist, eine Strafe Gottes bedeutet. Es sind Alle zu Schanden geworden, die mit Worten oder Händen gegen Euch gezeugt haben." (Womit er auch den wüsten Menschen meinte, der mich angerührt hatte und nun mit zerquetschten Armen in seinem Winkel lag.) „Aber seht, sie hat Böses mit Gutem vergolten!" fuhr er mit erhobener Stimme fort; „ein Engel Gottes ist zu uns herabgestiegen in Menschengestalt, um unsere Schmerzen zu lindern!" Und dann hob das rührende, zittrige Stimmchen an zu singen: „Nun danket alle Gott", und alle diese elenden, bleichen Menschen regten sich auf ihrem Lager, einige erhoben sich und fielen auf die Kniee, viele mischten ihre Stimmen mit der welken, weinenden des alten Menschleins. „Bittet sie, daß sie ihre Hände auf Euch lege," sagte jetzt eine junge Frau und schob ihre Kinder an mich heran. Mechanisch legte ich meine Hände auf die Kleinen. Da drängte es von allen Seiten herzu; „segne mich." „Auch mich." „Berühre meine Schulter", „heile meine Schmerzen", und ich stand mit freudigem, überströmendem Herzen unter ihnen, und die magische Kraft ging aus meinen Augen und Händen auf sie hinüber, daß sie aufstanden und wieder auf die Kniee fielen und mir dankten. Und wieder brauste der Choral aus ihrem Munde. Ich aber stand inmitten ihres Kreises und tastete mit bangen Fingern mir die Schultern entlang. Mir war, als ob mir Flügel erwüchsen. Da aber, außer des selig weinenden Kreises, sprach plötzlich eine Stimme, vor derem Schmerzensklange ich erbebte. Johannes sprach: „Hinweg und lästert nicht!" Es öffnet sich der Kreis, der mich umgibt, und vor mir steht Johannes, bleich und furchtbar, wie der strafende Wächter des Paradieses. „Was thust Du hier, Auguste?" redet er mich an, und seine Stimme ist gramvoll, „warum verführst Du diese armen Verblendeten, daß sie zu Dir beten?" Es war eine große Stille entstanden um uns herum, und deutlich klang das Schlagen unsrer Herzen. „Du bist krank, Auguste," spricht er wieder und faßt mich bei der Hand. „Du bist im Fieber und reißest Andere hinein in Deinen Wahn. Besinne Dich doch, komm' zu mir zurück, Auguste! Hörst Du mich nicht?"

„Zurück!" rief ich mit starker Stimme und stieß nach ihm, wie nach einem Feinde, denn er that mir weh mit seiner Rede wie Niemand je zuvor. „Zurück" rief's nun von allen Seiten. Man drängte ihn, man hob die Hand nach ihm. Er sah mich an mit einem Blicke tiefer Noth. Er wollte sprechen, schrie etwas, was Niemand verstand, und röchelte. Ein rother Strom kam aus seinem Munde! Mir war, als flösse mein eigenes Blut.

Man machte eine Gasse auf für mich. Da trat ich vor ihn hin und legte meine Hände auf ihn, lange Zeit, und endlich, endlich stand das Blut. Mich aber hat man dann hinaufgetragen in meine Kammer und in mein kahles Bett, dem ich die Decken und Kissen genommen hatte, um die Kranken darauf zu legen.

„Nein, sie ist nicht todt," hörte ich die Stimme des Lehrers sagen; zugleich vernahm ich vielstimmiges Weinen aus dem Hausflur. Ich fühlte auch, daß meine Hand mit Küssen bedeckt wurde, wie von Kinderlippen. Danach hat mich das Bewußtsein wieder ganz verlassen. Als ich endlich meine Augen aufthat, war ich hier im Lehrerhäuschen. Und da will ich bleiben! Was hätte ich noch drüben im Pfarrhause zu suchen? Das Kind ist todt, Johannes in Strenge von mir gegangen. Man hat ihn heruntergebracht zu seinem Vater. Er ist sehr krank. — Ob ich ihn jemals wiedersehe? Ich bete nicht darum, denn diese Versuchung wäre sehr groß, und Gott wird mich nicht prüfen wollen bis zur Grenze meiner Kräfte. Ich mache meine Sinne todt für rechts und links. — Nur aufwärts darf ich blicken, soll ich nicht vergehen!

Den 25. Juni.

Wir sind hier fast allein zurückgeblieben, der alte Lehrer und ich. Der Wilhelm ist gleich nach seiner Heilung nach Andreasberg hinunter gegangen, um sich einem Lehrer vorzustellen, bei dem er zum October in die Schule treten sollte, falls er eine Freistelle bekäme. Er hat den Brand nicht einmal mit erlebt. Nun will ihn der Alte gleich unten lassen. Was soll er auch auf unserer Brandstätte? Es ist nicht wahrscheinlich, daß auf derselben Stelle wieder ein Dorf gebaut wird. Noch dazu, da jene Quelle, der zuliebe sie so viel geplant haben, wieder versiegt ist. Von den früheren Bewohnern hat die Mehrzahl ihre Arbeit auswärts gehabt und war nicht an den Ort gebunden. Die Bürgermeisterin ist in die Stadt zu ihrer Tochter gezogen, und die Uebrigen haben sich in der Umgegend vertheilt. So hätte der Lehrer auch nichts mehr zu schaffen hier oben, da ihm seine Schüler wegbleiben. Der alte taube Mann mag sich aber doch von mir nicht trennen. Es ist ein wunderliches, stummes Zusammenleben mit dem Harthörigen. Doch thut's mir wohl, daß Jemand da ist, der nicht fragt noch Antwort heischt und doch Theil nimmt an meinem Leben. Ich nun aber harre aus an meinem Platze, denn des Herrn Stimme hat mich herberufen. Einsam bin ich nicht und Arbeit fehlt mir keineswegs. Von Nah und Fern kommen Traurige und Kranke zu mir her, damit ich ihnen helfe. Der Ruf von meiner Gabe dringt durch das Gebirge, und der Glaube findet seinen Weg. Heute war ein junger Mensch hier aus dem Nordhausen'schen. Er kam heimlich, denn sie hatten ihn zu

Hause verlacht um seines Glaubens willen. Er hatte aber einen Schmerz im Nacken, lange Zeit, so daß er schier verzweifeln wollte bei der Arbeit, denn er war ein Schreiber. Den heilte ich durch eine meiner Haarlocken, die ich ihm gab, denn er bat sehr darum. — Und sobald das Haar seinen Nacken berührte, verging der Schmerz.

Den 27. Juli.

Der Köhlerhanns ist wieder schlechter geworden. Er kam heute zu mir herauf und bat mich, daß ich für ihn bete. Ich thue es mit vieler Kraft.

Jener Holzknecht, der mir übel wollte, ist geheilt. Er kehrte aber zurück, um mich zu versuchen, und dachte seinen Spaß zu haben an meiner Gläubigkeit, wenn es ihm gelänge. Er hatte nämlich seinen Arm umwunden, als ob er große Schmerzen litte, und ich solle auf ihn beten und mit meiner Gabe wirken. Ich spürte es aber in seinen Blicken, daß er log, und verwies ihm seine Bösigkeit mit harten Worten, so daß er beschämt von dannen zog und pries mich allerorten. Auch an meinem Freunde hier dachte ich meine Kraft zu brauchen und ihm wieder sein Gehör zu schaffen; er war auch willig zu diesem und fiel, während ich seine Hand hielt, in jenen Schlaf, den er selbst schon bei Anderen gesehen hatte. Dennoch aber wollte es mir nicht gelingen, seinen Geist zu fassen, daß er mir gehorche, ob ich auch meine Gabe zu ihm neigte bis zum Versagen meiner Kräfte. Auch dauerte es lange, bis er erwachte. Ich mußte ihm die Stirne mit kaltem Wasser feuchten, ehe der Schlaf von ihm wich. Dieses alles machte mich sehr traurig. Der Alte aber meinte, es sei Gottes Wille so mit ihm.

Den 1. Juli.

Mein Körperliches schwindet dahin, denn alle meine Kräfte verbrauchen sich in der großen, heiligen Festigkeit meines Willens, wenn Jemand kommt, daß ich ihn heilen möge. Danach ist es oft, daß alle Sinne mir vergehen. Auch manche Anfechtung muß ich erdulden. Der junge Mann aus der Nordhäuser Gegend, da er wieder daheim war, inmitten alles Unglaubens, befiel ihn wieder das alte Uebel. Und er schrieb mir einen bösen Brief mit vielen Drohungen und die Haarlocke hatte er verbrannt. Gott möge ihm vergeben! — Vor einigen Tagen hat man mich auch vors Gericht beschieden. Ich mußte mich verantworten wegen „Curpfuscherei“, wie sie es nannten. Aber man konnte an mir nichts Arges finden und gab mich frei. Danach besuchte mich ein Arzt, den mir Johannes schickte; denn er glaubt immer noch, ich sei in einem kranken Wahne befangen und müsse, anstatt zu heilen, selbst des Arztes benöthen. Der aber, wie er hier herauf kam und sah mich ruhig nähen in meiner Kammer, und auf alle seine Fragen antwortete ich, wie es sich gebührte und ihm gefiel, konnte er nichts Uebles an mir finden, ging zurück und plagte mich nicht länger. Er erzählte mir aber von Johannes, daß er in die Schweiz gehe, um seine kranke Lunge zu verheilen, und daß er mich bäte, mit ihm zu gehen als sein Weib, damit ich wieder gesund werde und fröhlich wie zuvor. Ich hörte aber zu und seufzte tief, als gelte es einem Todten. Denn Johannes lebt nicht mehr für mich, seitdem er Gottes Hauch in mir verkannte. Doch weinte ich nachher noch lange, und einen Augenblick wollt' es mich dünken,

daß alle Süßigkeit des Lebens nur in seiner Liebe sei und alles Andere große Einsamkeit. Auch Todte können uns verführen! Ich strafte aber danach mich selbst durch langes Fasten, bis ich ein Zeichen hatte, daß mir Gott verziehen. Ich fühlte mich nämlich aufgehoben, in ein seliges Gefilde versetzt, auf dem weiße, singende Blumen standen und eine große, ernste Engelschar mit Flammenflügeln. Ich aber ging unversehrt hindurch durch diese Gluthen. Und flog und flog, als hätt' ich keine Schwere. Und meine Lippen fühlte ich berührt von unsichtbaren, heißen Lippen und fühlte Liebe, Liebe mich umhüllen, daß ich in goldner Wolke selig schwebte. Sie senkte sich mit mir, die goldne Wolke — und schwer fiel ich zu Boden.

Der Lehrer kam herbei und hob mich auf. Er schalt mich wieder, daß ich durch das Hungern so von Kräften käme; doch fühle ich mich geschickter, meinen Geist zu spüren, wenn ich mich einige Zeit der Nahrung enthalte.

Mitte Juli.

Ich habe nicht viel Zeit, in diesem Buche zu schreiben, denn ich muß in die Herzen schreiben. An jedem Sonntag versammeln sie sich in der Kirche, die gekommen sind, um mich zu sehen, meine Hand zu rühren und an mich zu glauben. Ich aber rede zu ihnen aus heißem Herzen, was der Herr mir eingibt, sie zu lehren oder sie zu trösten. Denn das Elend dieser Welt ist groß! Wenn ich still verharre im Gebet zuvor, tritt oft der Engel des Herrn zu mir mit bleichen Wangen und gramvollen Augen. Sein Bart ist versengt von der Sünde, die um ihn lodert, und aus seinem Munde strömt Blut, aber seine Hand ist kalt, wie die Hand des Todes. Der rühret mich an meine Stirn, daß sie wird wie Eis, und meine Gedanken sehen klar hindurch, wie eine stumme Wasserjungfrau aus dem Grund eines gefrorenen Gewässers hinaussehen mag auf die Menschen. Ich aber habe Sprache und verkünde, was ich lese in den Menschenherzen. Da ist Mancher in die Kniee gebrochen, der zuvor stolz daherschritt, und manche Beichte habe ich vernommen von Lippen, die fest versiegelt schienen. Auch gestohlenes Gut hat man mir hergetragen, daß ich es dem Geschädigten zurückschicken möge, was ich auch in der Stille that. Und ich heile täglich auf mancherlei Art, die zu mir pilgern. Aus allen Orten kommen sie in gläubigem Vertrauen, Schwache und Kranke, Verkrüppelte und Lahme. Nicht Allen kann ich helfen, denn die Krankheit ist zu hart. Auch will Gott die Genesung manchmal nicht! Es fallen nur ihrer Wenige in jenen heiligen Schlaf, den meine Gabe erwirkt, und der sie gesund macht unversehens, wie ich es sage. Alle aber, die den rechten Glauben haben, ziehen freudiger von dannen, als sie kamen. Oft brauche ich sie nur anzurühren oder ihre Hand zu halten, damit der Schmerz aus ihnen ausfährt für eine Weile. Denn meine Kraft ist groß.

Ende Juli.

Seit einigen Tagen haben wir einen Dritten in unserer häuslichen Gemeinschaft. Es kam nämlich am Ende letzter Woche ein blasser, großer Herr herauf, dessen Sprache klang fremd. Auch fragte er nicht nach mir, sondern nach dem Lehrer. Es ist nämlich Robert, der Sohn des Lehrers, der von

Amerika zurückgekehrt ist. Auf amerikanisch nennt er sich Bob. Er ist ein kluger Mensch und scheint sehr reich zu sein. Der alte Mann hat eine große Freude an ihm. Mir gefällt er nicht. Er hat einen Blick in seinen Augen, der mir widerwärtig ist, und ich merke, wenn er spricht, so denkt er unterdessen oft das Gegentheil von seinen Worten. Es ist immer, als fürchte er sich, irgend etwas zu verrathen. Dabei schleicht er beständig um mich herum und hat Acht auf mein Thun. Gestern Nacht ergriff mich auf einmal der Geist, welchen ich lange erharrt hatte, denn es wartete ein krankes Mädchen meiner Gabe (doch ich konnte mich nicht zwingen vor jener Stunde). Es war aber in der Kirche, vor dem Crucifixe, daß ich mein Werk begann; konnte es aber nicht vollbringen und wußte nicht, woran es lag. Ich merkte aber endlich, daß die Augen des Kindes, anstatt in die meinen zu sehen und so meine Kraft in sich hinein zu saugen, nach dem Fenster blickten. Da sah ich auch hinüber und gewahrte eine hagere Männergestalt, die mein Thun beobachtete. Es war der Robert, der am Fenster lehnte. Danach verließ mich meine Gabe, denn ich konnte sie nicht festhalten. Das Mädchen aber ist gestorben, diesen Morgen an ihrem Fieber, und es war ein großes Lärmen wider mich, ich hätte sie getödtet. Mein Bewußtsein aber ist rein! Wenn sie gestorben ist, so hat es Gott gewollt, der meine Hand geleitet.

Den 2. August.

Heute kam des Lehrers Sohn in meine Kammer, denn was er zu reden hätte, solle sein Vater nicht merken, sagte er. Er fing damit an, daß er lachte über die Gläubigkeit des Alten, der sich wirklich einbildete, nur die Sehnsucht hätte ihn nach Brockendorf getrieben. „Aber ich komme um Ihretwillen," sagte er. Ich sah ihn an und wunderte mich sehr. Darauf zog er eine Menge Zeitungen und Photographien aus einer Mappe, die er mitgebracht hatte. Die Zeitungen waren in englischer Sprache geschrieben; er übersetzte mir aber daraus, was ich hören sollte. Es waren Anzeigen in so übertriebenen Ausdrücken, wie man sie auf dem Jahrmarkte liest. Darin war von wunderbaren Vorstellungen die Rede, die ein Mister Brockslay in verschiedenen Städten hielt. Spiritistische Sitzungen nannte man sie. Dann zeigte er mir eine Anzahl von Photographien, die ein schönes, junges Mädchen mit langem, blondem Haar, in weißem Kleide, darstellten. Bald sah man sie mit verbundenen Augen auf einer Tafel schreiben, bald saß sie schlafend auf einem Stuhl, Robert stand vor ihr und hielt ihr einen geschlossenen Brief vor die Augen. Auf einem Bilde lag sie mit Ketten gefesselt, und eine weiße, durchsichtige Hand ohne Arme löste die Gefangene.

„Brockslay, das bin ich," erklärte der junge Mann, als ich ihn fragend ansah, „und diese Dame hier war bis jetzt mein Medium."

„Medium? Was ist das?"

„Sie wissen das nicht? Haben Sie nie gehört oder gelesen von diesen Dingen? Nun, Sie begreifen, die Geister sind höfliche Leute. Sie theilen sich lieber durch ein hübsches junges Mädchen mit, als durch einen Burschen wie ich. Man braucht das! Durch ihren Mund redeten die Verstorbenen mit den Hinterbliebenen; sie war es, die Grüße aus der Geisterwelt schrieb, ver-

schlossene Briefe las und so weiter. Oh, sie war außerordentlich, diese Miß Box."

Mir schwindelte. Botschaft bringen aus dem Jenseits! Es gab also Gewürdigte, die das thun dürfen?

„Nun habe ich von Ihren Wundern gelesen in den Zeitungen," fuhr Robert fort, „und ich komme, Ihnen einen Vorschlag zu machen: Kommen Sie mit mir nach Amerika."

Ich schüttelte den Kopf. „Zu mir reden die Todten nicht, und wenn sie's thäten, warum nicht hier so gut als anderswo? Hierher bin ich berufen zu wirken, und da will ich ausharren."

Er lachte. „Vor mir brauchen Sie nicht Comödie zu spielen", sagte er in einem Tone, vor dessen Gemeinheit ich erstarrte. Und als ich nichts erwiderte, fing er von Neuem an. „Was wollen Sie haben für eine Rundreise: England und die Vereinigten Staaten. Ich bin überzeugt, es wird eine großartige Sache sein. Und dieses alles —" er zeigte auf die Bilder — „ist nicht schwer. Einige Wochen werden genügen, es zu üben."

„Zu üben? was?" fragte ich verständnißlos.

Er legte mir vertraulich seine Hand auf den Arm.

„Anfangs, bis Sie im Englischen ein wenig sicher sind, bringen wir einfach die Nummern, die Sie hier geübt haben. Aber anstatt einiger Bauern und Dummköpfe werden Sie die vornehmsten Leute beider Halbkugeln als Publicum bekommen. Wollen Sie?" Er war ganz dicht an mich herangetreten. Seine widerwärtige Nähe lähmte mich beinah. Endlich raffte ich mich auf. „Nein, nein," rief ich mit starker Stimme, „ich habe nichts gemein mit Ihnen und Ihresgleichen." „Aber was wollen Sie —" begann er, ganz verdutzt. Ich kehrte ihm schweigend den Rücken. Als er sah, daß bei mir nichts auszurichten sei, ging er endlich ärgerlich davon.

In tiefster Niedergeschlagenheit blieb ich zurück.

Und dazu hatte man mich ausersehen? Mich? Man glaubte also, meine Heilungen, die Wunder, die ich that, seien nichts Anderes als jenes Gaukelspiel? . . . Bald aber kam eine himmlische Ruhe über mich. Was grämte ich mich denn, daß die Gemeinheit nicht die Heiligkeit begreift? Ist sie darum weniger heilig? Und mit doppelter Inbrunst kehrte ich zurück zu meinem Gotte, um in seiner Gnade auszuruhen.

Der Lehrer ist heute mit seinem Sohne nach Andreasberg. Er will den Wilhelm einmal dort besuchen und zugleich dem Sohne das Geleit geben, der wieder übers Meer zurückkehrt. Gestern hat der Robert noch einmal angefangen und hat mich überreden wollen. Der alte, taube Mann, sein Vater, sah mit Betrübniß zu, wie wir uns stritten. Er wußte nicht, worüber wir sprachen und sagte immer nur, mit Thränen in den Augen zu Jedem von uns: „Thu doch, was er will! Thu doch, was sie will." Der Abschied von hier oben und von mir wurde ihm sonderbar schwer. Zweimal kam er zurück und küßte mich und wiederholte mir, daß ich für mich recht sorgen möge und nicht vergessen, Nahrung zu nehmen, wenn es Zeit sei. Ich nickte, damit er

zufrieden wäre. Doch habe ich wenig Acht auf Schlafen und Essen, und was dem Menschenleibe Wohlsein gibt. Ich habe Besseres zu wahren, als die Anderen. Und diesem Besseren thut wenig noth. Nur Raum muß man ihm geben, Raum und Glauben!

Den 7. August.

Täglich finde ich ein Schüsselchen mit Essen auf meinem Herde, wenn ich von meinen Kranken im Pfarrhause zurückkehre, denn dort habe ich sie untergebracht. Es mag irgend eine gute Seele sein, die für mich darbt, oder auch wohl ein Engelein, das mir ein irdisches Mahl bereitet durch seine Macht. Ich sehe sie oft, die Engel, und spüre ihre Thaten. Neulich, inmitten des Gebetes, sproßt ein Blumenbeet zu meinen Füßen. Von Rosen duftet's und von fremder Süße, — ein weicher Fittig schmeichelt meiner Wange —, ein Kinderstimmchen ruft mir aus der Höh' — — —!

Den 10. August.

Der Zug meiner Pilgrime wird schwächer. Vielleicht ist das schlechte Wetter daran schuld, vielleicht ist's auch die Angst vor Menschenzorne, die Manchen fernhält. Der Lehrer hat mir heute einen Brief geschrieben. Er hat den Wilhelm gesund angetroffen und seiner Sprache mächtig. Er sei still wie früher, aber das Lernen mache ihm Freude. Von mir und meiner Rettung an ihm wissen sie beide nichts. Ich will mich auch dessen vor ihnen nicht rühmen. Der Lehrer schreibt aber doch von mir Dinge, die ihn traurig machen. Man hat von mir geredet in den Kirchen und die Leute verwarnt, sich meinen Wundern zu unterziehen. Das mag wohl Viele erschrecken und kleinlaut machen, daß sie nicht wagen herzukommen, wie ich schon zuvor geschrieben habe. Auch Jene, die durch neue Sünde und Unglauben meine Kraft in sich verwuchern ließen, schelten über mich, als wäre meine Gabe eitel Trug. Schon zweimal habe ich in meinem Fenster Zettel gefunden; auf denen war mit wüstem Schimpfen angedroht, daß man mir das Haus über dem Kopfe anzünden wolle, weil ich eine „Hexe" sei, die verbrannt werden müsse. Ich fürchte mich nicht, Gott wird seine herrliche Gabe nicht zerstören lassen; noch ihr Gefäß!

Auch Zeitungen hat mir der Lehrer mitgeschickt. Er meint, ich solle einmal wieder etwas Neues erfahren. In diesen lese ich des Abends. Wie fremd mir die Welt geworden ist mit allem ihrem Lieben und Hassen. Was ich auch da lese — nichts, was mich angeht! Da streiten die Menschen um Ruhm und Recht. Jeder Stand hat seinen Sprecher, kämpft gegen den anderen — — ich habe keinen Ruhm, kein Recht auf Erden mehr, und keinem irdischen Stande gehöre ich an. Menschen verheirathen sich — ich darf mich nicht gesellen. Da werden Kinder geboren — ich werde nie ein eignes Kind an meine Brust drücken! Todesanzeigen — was weiß ich, ob Gott mir nicht Unsterblichkeit auferlegt hat? So throne ich einsam über allem Menschlichen — — und mich friert! Ja, eine dunkle, tiefe Sehnsucht jammert oft in mir, nach all dieser geselligen Enge und Wärme, in der man ruhen kann, ohne dieses schmerzende Denken — ohne die Krone, die meine Stirne preßt — — — ohne

Gabe! — — Ich weiß, daß es Sünde ist, aber für einen Augenblick tauche ich hinein in die Erinnerung und kühle mich darin. Ich denke dann an die kurze Seligkeit, die ich genossen habe, und weine brennende Sehnsuchtsthränen. — Ist aber die Stunde der Versuchung über mich hinweggezogen, dann berausche ich meine Seele im Gebet, damit das Feuer meiner heiligen Brunst die Thränen der Schwachheit eintrinke und danach heller glühe. Denn meine Gabe ist in mir entzündet wie eine Flamme auf dem Dochte, der sie verzehrt. Alles was ich lebe und seufze, nähret mir sie. Verleumdung, Zuneigung, Erfolge, Liebe, Hohn der Menschen, Einsamkeit, der eigene Trotz und Stolz, sie stärket sich daran. Von je sog ja die Lilie Nahrung aus dem gemeinen Erdreiche.

Den 11. August.

Ich sah heute, als ich an dem hinteren Kirchenfenster vorüberging (dem einzigen, das der Brand verschonte), eine große, ernste Frau auf mich zuschreiten. Sie hatte Augen wie Flammen und stolze Gebärden. Als ich hineintrat in die Kirche, war sie verschwunden. Am Fenster aber stand sie hernach wieder, als ich vorüber ging und starrte mich an. Sie sah krank aus und furchtbar in ihrem Ernste, doch schien es mir, als hätte ich diese Frau schon einmal irgendwo gesehen? Ich kann mich nicht besinnen, wo?

Manchmal wenn ich so im Walde gehe — kein Mensch, der mir begegnet, zu mir spricht, kein Wesen, das mir nahe steht — befällt mich ein Grauen. Am Ende bin ich längst gestorben? und gehe nun herum als ein Gespenst, an den Plätzen, wo ich glücklich war? Ich lache dann und schreie, nur um meine körperliche Stimme zu hören. — Aber es ist furchtbar, nicht zu wissen, ob man lebt.

Unsäglich schön ist's jetzt hier oben. Auf dem Schutte grünen zarte Halme, die Tannen duften in der heißen Mittagssonne, und Abends stehen sie voll Thau. So recht geschaffen ist es hier für jene stille Liebe, die die Einsamkeit sucht, weil sie zu Zweien sich genug ist. Ich aber bin allein! Jeden Morgen gehe ich ins Pfarrhäuschen nebenan, um durch die Stuben zu wandern, in denen Johannes lebte. Es ist jetzt ganz und gar verlassen. Im letzten Monate haben sie auch die Möbel herunter getragen. Der alte Pfarrer ließ sie holen. Er wollte, daß auch ich herunterkommen sollte und bei ihm wohnen; es hat ihn sehr gegrämt, daß ich es nicht that.

Den 12. August.

Einen schrecklichen Traum hatte ich in dieser Nacht. Johannes war zu mir gekommen und streckte seine Arme aus mit Lächeln und griff nach mir, als wolle er mir das Herz zerschneiden. Da schrie ich laut und nahm das Messer fort aus seiner Hand und stieß es mir in beide Augen und in meine Brust. Danach war ich todt. Ist das nicht seltsam, sich tödten wollen, aus Furcht vor dem Tode? —

Es wird jetzt nicht mehr allzu lange dauern, so kann ich fliegen. Letzte Nacht trug es mich schon ein Stückchen gen Himmel. Es war ein köstliches Gefühl, dahin zu schweben zwischen Sternen, die sanfte Musik zu hören, die im Himmelsraume tönt. Es war beinahe, als ob ich geschlafen hätte. Und dann merkte ich, daß ich auf dem Vorsprung des Daches stand. Mein langes, weißes Nachthemd hinderte mich wohl, — ich kam nicht mehr hinauf zum Himmel und wäre fast gestürzt bei meinen Versuchen. Das nächste Mal wird es schon besser gehen.

Am 13. August 1864, Morgens.

Es ist etwas in mir, das beständig nachsinnt über mich und mein ganzes Leben, so sehr ich auch dagegen kämpfe, denn es macht mich schwach. Was ist gemeint gewesen mit allem diesem? Ich bin dahingeworfen über Fels und Strecken wie ein Wasserfall, der labt und schadet und will es nicht. Vielleicht sehnt er sich danach, im Sonnenstrahl zu rasten! Er möchte nach den Blumen greifen, die an seinem Ufer stehen, möchte den Unsel'gen trösten und beweinen, den er niederwarf — — er darf es nicht. Ein hohes, strenges Gesetz zwingt ihn zu neuem Thun. — Wohin wird meine Gabe mich noch führen? Alle die Gestalten ziehen an mir vorbei, denen ich wohl oder übel that, nach dem Willen meiner Gabe. Und Alle sehen mich finster an. Denn, die ich nicht heilen durfte, verwünschen ihr Vertrauen, und die Geheilten schämen sich meiner, von der sie Uebles hören. Sie aber, die ich am meisten liebte, habe ich alle verlassen um meiner Gabe willen. Weiter und weiter will sie mich reißen — einem unbekannten Meere zu. Oder ist es nur ein Abgrund, in dem sie zerstäubt? Wüßte ich das — ich würde es machen wie im Traume, sterben, aus Furcht vor Vernichtung. — — Aber nein, dann — — dann — — werde ich fliegen, weit — — weit!

III. Johannes' Brief.

Zürich, den 12. August.

Meine liebe Auguste!

Diese Zeilen, die ich nach langem Schweigen an Dich richte, sollen nur ein Vorbote meines Kommens sein. Sobald ich meine Bestätigung als Pfarrer der deutschen Gemeinde in Mentone erhalten habe, mache ich mich auf, um Dich zu holen. Wahrscheinlich schon in der nächsten Woche. Und diesmal wirst Du mit mir gehen, ich weiß es! Dieser Brief kann Dir nur in flüchtigen Umrissen andeuten, was ich Dir mündlich verständlicher machen werde — meine Erkenntniß Deiner „Gabe".

Du weißt, daß ich nach der Schweiz ging, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Die letzten Ereignisse hatten mich körperlich und geistig verstört. — Meine Gemeinde, an derem Wohle ich nach Kräften gearbeitet hatte — sie hob die Hand wider mich; das Mädchen, das ich zu meiner Frau machen wollte, dem, wie ich wähnte, Verzeihung noth that — stieß mich zurück. — Noch fiebernd wurde ich nach Zürich ins Krankenhaus gebracht. Während der Krankheit legte ich auf Alles, was ich von Deiner Gabe wußte,

meinen harten Zweifel, aber immer blieb ein unzerstörbarer Rest — Deine Heilungen. Ich wollte nicht ruhen, bis ich sie verstünde. Wenn ich Dich nicht aufgeben wollte, mußte ich Dich begreifen lernen. Unklares zu ertragen, schien mir unmöglich! Sobald ich wohl genug war, um arbeiten zu können, machte ich mich an meine Aufgabe. Ich setzte mich wieder auf die Schulbank und studirte, was die Wissenschaft im Gebiete des Geisteslebens erforscht hat. Der Züricher Gelehrte, dessen Leitung ich mich anvertraute, unterstützte mich hülfreich, und so war ich in kurzer Zeit eingeweiht in die Geheimnisse der Gehirnthätigkeiten. Auch in das Geheimniß Deiner „Gabe". Ja, Du besitzest diese wunderbare Kraft, die Du Dir zuschreibst, aber mit Dir besitzen sie Tausende. Wir alle, wenn wir geschult oder gläubig genug sind, sie zu gebrauchen. Die Natur legte in uns jene Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung — etwa wie sie uns die Stimme zum Gesang verleiht. Nicht Jeder vermag sie zu äußern, aber jeder Gesunde besitzt sie. Der Arzt, nach dessen Besuche sich der Kranke wohler fühlt, der Redner, der ohne Gründe überzeugt, der Schauspieler, dessen Lachen und Weinen uns zu gleicher Aeußerung hinreißt, die Mutter, deren Streicheln das fiebernde Kind beruhigt, sie alle üben — in geringerem Maße als Du — Deine Gabe. Die Mittel der Beeinflussung sind in allen Fällen Miene und Gebärde, Berührung oder vertrauenerweckende Worte, vor Allem aber von beiden Seiten ein intensives Denken an das, was geschehen soll, und der felsenfeste Glaube an den Erfolg. Er ist das Unerläßlichste!

Es gibt eine Anzahl von Bedingungen, die der Beeinflussung besonders günstig sind. Eine solche ist der künstliche, der sogenannte hypnotische Schlaf. Erzeugt wird dieser Zustand zum Beispiel durch eine anhaltende, monotone Sinnesreizung. (Streichen, Reden, kleine andauernde Töne, das Fixiren eines glänzenden Gegenstandes.) Die so hervorgebrachte Ermüdung geht endlich in jenen halbwachen Schlaf über, der einen Theil des Bewußtseins lähmt, andere Gehirnthätigkeiten aber frei macht. Begreifst Du nun, welche Bewandtniß es hat mit Deinen Heilungen? — Zuerst hat Dich ein seltsamer Zufall die Bedingungen finden lassen, die sich sonst nur bewußte Absicht zu schaffen pflegt. Aus falscher Voraussetzung hast Du dann die Kraft des Glaubens geschöpft, die Dir über Andere Macht gab. Das ist das Resultat meiner Nachforschungen. Ich hatte wieder einmal beweisen können, daß der Himmel, zu dem die Gläubigen hoffend emporblicken, nur ein Blätterdach ist, dessen Wurzeln in der Erde stecken. Diesmal aber blieb ich auf dieser letzten Erkenntnißstufe nicht stehen, um befriedigt zurückzublicken. Ich warf noch einen Blick darüber hinaus ins Ungeformte, Unbegrenzte, dorthin, wo ich Dich wußte. Und durch das Blätterdach nun sah ich auf einmal den goldenen, unverwelklichen Himmel hindurchschimmern. Ich erkannte, wie sehr uns die wissenschaftliche Betrachtung verarmt und verroht hat, daß wir nichts mehr bewahrt haben von der Tiefe, Zartheit und sicheren Findungskraft des Glaubens. Wo unsere Brille uns versagt, da sehen wir ein absolutes Nichts. Wir müssen es uns erst durch Kenntnisse beweisen, daß der Glaube die größte unter allen wirkenden Gewalten ist. Und während der religiöse Instinct mit verbundenen

Augen die Wahrheit findet, gelangen wir erst auf einem weiten, klugen Umwege ans Ziel. Und da bin ich nun! Vom Sockel meines Wissens bin ich herabgestiegen und trete ein in Deinen Tempel, um Dir mit leiser Hand den Heiligenschein zu verlöschen, der um Deine Stirne glüht. Sei nicht traurig, daß ich Dir zeige, daß wir beide Irrende gewesen sind. Gib mir die Hand, damit wir uns gegenseitig führen können auf unserem jetzigen, gemeinsamen Wege. Manchmal faßt mich ein plötzliches Bangen, als könntest Du mir noch jetzt, an der Pforte unseres friedlichen Glückes, irgendwohin entgleiten. Aber dann sage ich mir, daß diese seltsame Angst nur ein Spiel meiner überarbeiteten Nerven ist.

O, es soll schön werden bei uns! Die milde Luft wird den Rest meiner Schwäche beseitigen. Die Thätigkeit als Prediger einer gebildeten Gemeinde soll meine besten Kräfte nutzbar machen, und Du wirst auch dort, wie überall, Dir Deinen Wirkungskreis zu schaffen wissen. Gesundet von fanatischer Selbstquälerei, wirst Du Dein harmonisches Wesen zurückfinden, geliebt und unentbehrlich werden, nicht durch irgendeine mystische Gewalt, nur durch Dich selbst, durch Deine Menschengaben! Wäre es nur erst so weit! In wenigen Tagen bin ich bei Dir. Dein Johannes.

IV. Brief des Lehrers an Johannes.

Am 15. August 1864.

Ew. Hochwürden bin ich hierdurch genöthigt mitzutheilen, daß die Adressatin beiliegenden Schreibens, Fräulein Auguste Heuer, dasselbe nicht erhalten oder besser nicht gelesen hat, dieweilen sie am 13. August hierselbst, selbigen Tages, da der Brief Ew. Hochwürden hier eintraf, selig verstorben ist. Weshalb ich denselben uneröffnet Euer Hochwürden zurückzusenden die Dreistigkeit habe. Zugleich das Tagebuch, wie ich der Seligen oftmals in die Hand versprochen habe zu thun, falls sie abberufen würde vor Ew. Hochwürden. Wie es jetzo geschehen ist! Ich sende dasselbe Ew. Hochwürden mit vielen bitterlichen Thränen, denn ich liebte sie sehr; wie denn Alle, die ihr nahe kamen, sich nicht enthalten konnten, ihre Frömmigkeit, Weisheit und Güte anzubeten, wie sie es auch wohl verdiente. Die Wenigen jedoch, welche ihrem Leibe Uebles zugedachten, indem sie dieselbe, nämlich vorgenannte Auguste Heuer, durch Brandstiftung zu tödten sich vermaßen, die Bösewichter haben sich bekehrt. Sie knieen betend in der Kirche vor ihrem geheiligten Leichname und schauen die Wunder, die die entflohene Seele der Unschuldigen, Gesegneten noch durch den todten Körper zu wirken vermag. Denn es wallen stündlich den Berg hinauf, die da anbeten, und dieselben fühlen sich befreit von allen Schmerzen, welche sie geplagt hatten. Daran man so recht erkennen mag, welche Heilige sie gewesen. Nämlich die genannte Auguste Heuer. Zugetragen aber hat sich ihr Tod, der ein sehr heiliger und lieblicher gewesen, folgendermaßen. Indem ich nur davon berichten werde, was ich selbst erfuhr.

Frohen Herzens war ich von Andreasberg hinweggeeilt; es verlangte mich, zu meinem stillen Berghäuschen zu kommen und der Auguste Alles zu be-

richten, was sich zugetragen hatte. Auch überdies trug ich in meinem Herzen einen Plan mit mir herum, von dessen Ausführung ich mir große Freude versprach. Ich hatte, in Erwägung, daß der Winter uns sehr unerfreulich scheinen würde bei der Trümmerstätte, völlig abgeschnitten von der Welt, in der Auguste doch zu wirken bestimmt war, ein bescheidenes Logis gemiethet in Andreasberg, auch mich nach Stunden umgesehen, die ich für einiges Geld zu geben dachte. Der Wilhelm sollte bei uns wohnen, und so würde Alles friedlich und zufrieden beisammen sein. So wanderte ich, freudiger Gedanken voll, den Berg hinauf und befand mich unweit meiner Wohnstätte; da weht ein leiser Zug mir ein gefaltenes Schnitzelchen Papier entgegen, das ich, nur aus Freude am Geschriebenen, die mir eigen ist, auseinanderglätte und lese, wonach mir jedoch ein bleicher Schrecken in die alten Glieder fuhr, denn auf dem Zettel stand: „Am Abend des dreizehnten August soll es geschehen. Der Alte ist fort; die Hexe muß brennen." Ich meinte schon in meiner Angst die Flammen über den Tannenwipfeln in die Höhe steigen zu sehen! Keuchend lief ich weiter. Vor meinem Häuschen war es still und dunkel, aber ich täuschte mich nicht, indem daß ich einen brenzligen Geruch zu spüren vermeinte, der aus dem Hause kam. Und auf einmal schlug auch schon die Flamme aus dem Fenster heraus. Zu gleicher Zeit erschien auf dem Vorsprunge des Daches eine bleiche Gestalt in langem, weißem Gewande. Es war Auguste. Ich konnte sie deutlich erkennen. Ein Lächeln ging um ihren Mund, sie hob die Arme, ihre weißen Aermel flatterten, oder wuchsen ihr Flügel? Ich glaube es! Mit einem beständigen, glücklichen Lächeln schien sie gen Himmel zu schweben. Ich sah nichts mehr. So gut ich konnte, löschte und erstickte ich das Feuer, das nur gering war und schrecklicher aussah, als es in Wahrheit sich erwies. Die brennende Gardine hatte mich entsetzt. Nachdem ich sie herunterriß, verlosch sie auf den Fliesen. — Nun aber lief ich, so schnell mich meine Füße trugen, die Bodentreppe hinauf. Da lehnte sie an der Bodenluke, ganz steif und gerade, und regte sich nicht mehr. Sie war so furchtbar schön, daß ich sie lange nicht anzurühren wagte. Die Augen waren niedergesenkt, als blicke sie voll Mitleid auf das Irdische herab, der Kopf erhoben, als lausche sie auf göttliche Stimmen. Es mag wohl sein, daß sie den Himmel offen sah, als sie hinan flog, und daß sie ihn uns bringen will in ihrer Güte. Vor meinem Hause aber lag ein Mensch und weinte. Es war der Holzknecht, der das Feuer angezündet hatte und nun gekommen war, sich am Brande zu laben. Er hatte sie gesehen gen Himmel fliegen und zurückschweben zur Erde. Jetzt glaubte er an ihre Heiligkeit, wie alle Anderen. Also ist es geschehen! Womit ich verbleibe Dero gehorsamster

Adolar Stifter, Lehrer.

Der innere Mensch am Ausgang des 19. Jahrhunderts.

Eine philosophische Meditation

von

Rudolf Eucken.

[Nachdruck untersagt.]

Mit freudigem Stolz darf unser Jahrhundert seine Arbeit überschauen; sie hat die Welt mehr als je dem Menschen unterworfen und zugleich sich selbst unermeßlich verfeinert. Dasselbe Jahrhundert schließt dagegen bei den inneren Fragen mit einer schroffen Zerklüftung und bangen Ungewißheit. Der Erfolg der Arbeit war augenscheinlich nicht zugleich ein Gewinn der Seele, vielmehr entstand eine Kluft zwischen dem Werk des Menschen und seinem Wesen; sie scheint sich noch immer weiter zu vertiefen und immer härter unser Glück zu bedrohen. Eine solche Lage läßt sich nicht ruhig hinnehmen; sie treibt uns zu einem Kampf um die Einheit unseres Lebens, um die Erhaltung eines geistigen Selbst. Wenn dazu alle guten Geister der Menschheit helfen müssen, so darf sich auch die Philosophie der Arbeit nicht entziehen. Sie hat das Ganze ruhig zu überdenken; sie kann das nicht ohne einen Rückblick auf die geistige Bewegung des Jahrhunderts und eine Sonderung der in ihr verschlungenen Fäden.

I.

Eine eigenthümlich moderne Ausprägung gewann das Leben mit jener großen Wendung des Jahrhunderts von den Problemen der inneren Bildung, welche unsere classische Literatur erfüllten, zu denen des unmittelbaren Daseins, mit der Wendung von den Individuen zum gemeinsamen Lebensstande, von der freien Kunst zur strengen Technik, von der philosophischen Speculation zur exacten Forschung, mit Einem Worte, da die leidigen Parteinamen einmal den Vorzug der Kürze haben: vom Idealismus zum Realismus. Kaum erscheint auf der Wanderung durch die ganze Geschichte eine schroffere Umwälzung; für das Bewußtsein der Handelnden jedoch vollzog sich die Bewegung zunächst ohne eine schwere Erschütterung und ohne einen Verzicht auf das reiche Erbe seelischer Innerlichkeit. Auch der innere Mensch schien durch die kräftigere Arbeit an der umgebenden Welt nur zu gewinnen. Denn auch ihm kam

das überströmende Kraftgefühl zu Gute, das die Verbindung der Individuen und das siegreiche Vordringen zu sonst unangreifbaren Aufgaben erzeugte; dazu entsprach der siegreichen Ausbreitung der Arbeit eine innere Wandlung und Läuterung. Wenn der Mensch kühn zur Herrschaft über die Umgebung aufstrebte, er that es nicht in keckem Icarusfluge, sondern in mannhaftem Ringen und gewissenhafter Abrechnung mit den Dingen. Der dichte Schleier, den menschliche Befangenheit und Einbildung um sie gewoben hatte, sollte endlich fallen, ihre eigene Natur sich mit voller Klarheit aussprechen und unseren Kräften einen festen Gegenwurf bieten. Ohne eine enge Verbindung mit den Dingen dünkte alles Thun schattenhaft und unwahr, erst durch ihre strenge Zucht reifte es zur Arbeit, und erst die Arbeit mit ihrer ruhigen Energie, ihrer klaren Umsicht, ihrem gleichmäßigen Rhythmus, zugleich aber auch ihrer weisen Resignation, schien dem Leben das Erz des Charakters einzuflößen. Da so die neue Art sowohl ins Große und Freie als zum Festen und Sicheren zu führen schien, so ward sie begrüßt als die werthvollste Ergänzung der älteren, mehr contemplativen, weichen und gegen sich selbst gekehrten Art; erst die Verschwisterung der Weltarbeit mit der Pflege der Seele schien den ganzen Menschen zu wecken und seinen Kräften das rechte Gleichgewicht zu geben.

Aber dieser friedlichen Vereinbarung mit ihrem Glauben an die Harmonie aller Interessen war keine lange Dauer beschieden. Im Grunde der Dinge schlummerte ein Widerspruch: die alte und die neue Art konnten nicht das Leben unter sich theilen, sondern jedwede enthielt eine charakteristische Ueberzeugung vom Ganzen; sie konnte ihre Stärke nicht entfalten, ohne diese Ueberzeugung deutlich herauszubilden und kräftig zu verfechten. Dann aber war sofort der weite Abstand, der schroffe Widerspruch beider klar. — Die Bewegung des Lebens war dabei entschieden zu Gunsten der neuen Art. Diese beherrschte das Werk des Tages, den Zug der Arbeit; wo aber die Arbeit des Menschen, da ist bald auch seine Seele; die alte Art hingegen erschien mehr und mehr als ein matter Hintergrund, ja eine todte Vergangenheit. Um so freier und froher erhob sich das Neue; die Arbeit an der sichtbaren Welt fühlte sich als die Werkstätte alles Lebensgehaltes, auch die Ueberzeugungen sollten allein ihren Stempel tragen. Zum ersten Mal in der Geschichte wird die ganze Cultur streng auf die Welt der Erfahrung gegründet; das Leben wird eine Wechselwirkung des Menschen mit der sinnlichen und socialen Umgebung; auch den idealen Interessen verheißt dieses Leben volle Befriedigung.

Es hätte aber die nächste Welt dem Menschen nicht so viel mehr verheißen können, wäre sie nicht bei sich selbst der neueren Arbeit unvergleichlich mehr geworden, als sie früheren Zeiten war. Sie wächst namentlich dadurch, daß die unermeßliche Fülle ihres Bereiches sich weit enger und fester zusammenschließt und zugleich eine größere Selbständigkeit gewinnt. Nicht nur erweist sich die Natur jetzt als ein Reich einfacher Gesetze, lückenloser Zusammenhänge, aus sich selbst fortschreitender Gestaltung: auch der menschliche Kreis zieht sich fester zusammen; er kann dem eigenen Vermögen mehr zutrauen, wenn eine geschichtlich-gesellschaftliche Ordnung die einzelnen Kräfte mit einander verkettet und die Leistungen zu großen Bauten aufthürmt.

So kann jene Ordnung als der ausschließliche Quell aller Geistigkeit gelten; was sich an selbständiger Innerlichkeit bietet, das dünkt jetzt ein bloßes Erzeugniß jener Zusammenhänge, ein Niederschlag der weltgeschichtlichen Arbeit. Ohne Zweifel verliert dabei die Schätzung, aber um so mehr scheint die Behandlung zu gewinnen; denn bei solchem Werden des Innern von außen her kommt die Sache gänzlich in unsere Hand; Einsicht und Geschick machen uns zu Herren nicht nur der Dinge, sondern auch der eignen Seele. Je größere Aussichten sich damit eröffnen, desto heftiger entbrennt der Kampf gegen allen Wahn eines selbständigen Fürsichseins. Mag dieser Wahn tief in hergebrachten Ueberzeugungen und Einrichtungen wurzeln: gegen die klar erkannte Wahrheit kann er sich nicht länger behaupten. So macht denn die Gegenwart der Vergangenheit den Proceß, und es rechnet der Lebende um so sicherer auf den Sieg, als nach seiner Ueberzeugung der Gegner keine anderen Mittel aufzubieten hat, als vage Einbildung und träge Gewohnheit.

Demnach war ein rascher und glänzender Triumph des Realismus, ein völliges Dahinschwinden aller selbständigen Innerlichkeit mit Sicherheit zu erwarten. In Wirklichkeit verlief die Sache nicht so einfach; der Widerstand zeigte eine weit größere Hartnäckigkeit. Das lehrt schon das Schicksal der philosophischen Systeme, welche den Realismus zu einer allumfassenden Welt- und Lebensanschauung ausdachten, der Systeme des Positivismus, Empirismus u. s. w. Aller Vortheil einer offenen Aussprache und muthigen Durchbildung dessen, was sich in der Durchschnittsmeinung nur verhüllt und schüchtern hervorwagt, hat ihnen nicht dazu verholfen, die ganze Zeit mit sich fortzureißen; vielmehr sind sie über die Stellung einer Secte nicht hinausgekommen; die große Mehrzahl sträubte sich gegen die principielle Formulirung eben dessen, was ihre eigne Arbeit bejahte. Warum wohl? Doch wohl deshalb, weil sich der weltgeschichtliche Befund der Innerlichkeit nicht so leicht in bloßen Schein auflösen ließ. Er war offenbar nicht ein äußerliches Anhängsel der Arbeit, sondern ihrem innersten Wesen untrennbar verbunden; nicht eine bloße Einbildung, sondern die thatsächliche Entfaltung des Lebens hat den Menschen mehr und mehr über das sinnliche Dasein hinausgeführt, unsere Wirklichkeit in eine Gedankenwelt verwandelt, die nächste Umgebung zu einer Außenseite herabgesetzt. Unsinnliche, ideelle Größen sind uns immer mehr zur Substanz der Dinge und zur Triebkraft des Handelns geworden. Unschwer war zu zeigen, daß der Realismus selbst diese unsinnlichen Größen nicht entbehren kann, daß er namentlich kein System wird, ohne aus der Sinnlichkeit etwas Anderes zu machen, als sie dem unmittelbaren Eindruck bietet. Diese vom Grunde her wirksame Gedankenwelt wollte allen Angriffen nicht weichen; sie ließ sich verkennen und verleugnen, nicht aber gänzlich auflösen. So enthält der Realismus als System einen inneren Widerspruch; er würde sein eigenes Fundament zerstören, wollte er mit der Austreibung der Innerlichkeit vollen Ernst machen.

Ein solcher innerer Widerspruch muß das geistige Schaffen lähmen, trotzdem kann ihn der träge Lauf der Zeiten lange ertragen. Schwerlich wären wir so rasch in Verwicklung und Verwirrung gerathen, hätte nicht die eigne Be-

wegung des Neuen bald die anfängliche Absicht weit überschritten und unheimliche Gestaltungen hervorgetrieben. Große Kräfte waren erweckt, um der Vernunft und unserm Wohl zu dienen, aber bald wurden sie unbotmäßig und gingen ihre eignen Wege; wilde Leidenschaften und schroffe Gegensätze brachen hervor; der Mensch sah sich angegriffen und bedroht, wo er sicher zu herrschen glaubte. — Die Hebung des gesellschaftlichen Wohlseins hatte sich zunächst dargestellt als ein ruhiges Aufsteigen und als ein Werk kleiner Kreise voll Wohlwollen und Intelligenz; die Anderen schienen sich wie ein zustimmender Chor ihnen willig anzuschließen. Aber nicht lange blieben sie so folgsam; die Massen entdeckten ihre Stärke und entwickelten ihre eigenthümliche Art; nun wuchs die Bewegung ins Große und Gigantische, ganze Classen traten feindlich gegen einander, die politischen Fragen verdichteten sich zu socialen, die Ideen verblaßten vor den Interessen, die Probleme geistiger Bildung wichen den Nothwendigkeiten der Lebenserhaltung. Dazu das Anschwellen des Parteiwesens ins Riesenhafte; seinen großen Wogen muß das Individuum folgen, will es irgend etwas leisten; es sieht sich sofort zur Seite geschleudert, wenn es auf eigner Art besteht.

Auch die moderne Vervielfältigung der Berührungen des Einzelnen mit der gesellschaftlichen Umgebung, zunächst als eine Bereicherung freudig begrüßt, ward in ihrem rapiden Wachsthum bald eine Macht der Zerstreuung und Verflachung. Die unablässige Beschäftigung durch die Außenwelt mit ihrer raschen Flucht der Eindrücke schwächte das Verlangen und bald auch das Vermögen einer inneren Sammlung; das Zusammensein aber vollzog immer leichter und rascher Abschleifungen wie Summirungen, es umfing den Einzelnen mit so beharrlichen und so unmerklichen Wirkungen, daß auch da bloß die Zeit aus ihm spricht, wo er seine innerste Seele zu bekennen glaubt. Daß unser Jahrhundert so viel vom gesellschaftlichen „Milieu", von Massenerscheinungen und Durchschnittsmenschen redete, hatte seine guten Gründe; es war in der That eine Zeit der Massenwirkungen und Durchschnittstypen. Ebenso schlecht aber wie der Individualität erging es hier der Innerlichkeit; wie kann das Leben ein Heiligthum des Gemüthes pflegen, wenn es immerfort in den Lärm des Markts und Geschäfts gezerrt wird?

Alles das war jedoch für den inneren Menschen nicht so zerstörend wie das enorme Wachsthum der Technik und ihr siegreiches Eindringen in alle Verhältnisse. Augenscheinlich ist heute das Umschlagen unseres äußeren Sieges über die Natur in eine innere Niederlage. Die Maschine, anfänglich ein willfähriges Werkzeug unserer Zwecke, hat eine selbständige Natur entwickelt; sie zwingt den Menschen in ihren Dienst und dictirt seinem Handeln die Bahnen. Ihr Getriebe kennt keine Ruhe und Rast; Tag und Nacht ist es am Werke, das Leben zu beschleunigen, große Massen anzuhäufen, den Kampf ums Dasein zu verschärfen, den ganzen Erdball in einen einzigen Kampfplatz zu verwandeln, sich selbst zu unablässiger Veränderung weiter zu treiben. Das alles kettet und schmiedet mit seinen Sorgen und Siegen den Menschen so fest an das sinnliche Dasein, daß für ein selbständiges Innenleben gar kein Platz bleibt. So erneuert sich der alte Titanenkampf vor unseren Augen: die eigenen Werke

des Menschen haben sich von ihm losgerissen und gegen ihn gewandt; wie dämonische Mächte ziehen sie ihn von der erträumten Höhe herab zum Staube, unter einander aber verbinden sie sich zu einem einzigen seelenlosen Culturprocesse, der ohne Sinn und Ziel weiter und weiter jagt und den Nothwendigkeiten seiner Bewegung alles Wohl des Menschen fühllos aufopfert.

Die Mechanisirung des Lebens konnte aber von außen her so weit nur vordringen, weil ihr von innen her ein verwandter Zug entgegen kam. Auch die geistige Arbeit ist ergriffen und erfüllt von dem Streben nach Verfeinerung der Methoden, nach Bewältigung des Stoffes, nach Ausdehnung der Macht über die Gegenstände, und vor diesem Streben ist weit zurückgewichen die Sorge für eine innere Einigung mit den Dingen, ein inneres Wachsthum durch die Dinge. In Technik und Leistung feiern Intelligenz und Geschicklichkeit die glänzendsten Triumphe, aber oft verliert sich der Geist in das Werk, und Ideen, die seine Ueberlegenheit wahren könnten, dünken eine unnütze Zuthat. Bei aller Aufbietung seelischer Kräfte erfolgt kein Zusammenschluß der inneren Vorgänge zu einer Einheit, daher auch keine Entwicklung und Weiterbildung eines Ganzen der Seele. So mag bei allem Vordringen der Werkthätigkeit und allem Wachsthum von Wissen und Können der innere Mensch verkümmern und verarmen; er sieht sich unter allen Erfolgen betrogen um seine Seele; aller stolze Glanz des Culturlebens bewahrt ihn nicht davor, zu einer, lediglich mit Bewußtsein ausgestatteten Maschine herabzusinken. So wird zum ärgsten Feind der menschlichen Seele die eigene Arbeit des Menschen. Sie hat ihm eine große und reiche Welt erbaut, aber, wie es scheint, um den Preis seiner Seele; kann ihm in Wahrheit der Gewinn jener Welt einen Ersatz bieten für den Verlust der Seele?

II.

Eine solche Frage aufwerfen, heißt sie zugleich verneinen. Denn nur so lange kann die Seele von der Arbeit überwältigt werden, als sie selbst sich ihr unterwirft und hingibt; das Erwachen zur Selbstbesinnung, die Empfindung eines Verlustes ist schon der Beginn einer Gegenwirkung. In jener Selbstbesinnung erfährt die Seele alsbald ihr Vermögen, sich von der erdrückenden Fülle der Gegenstände abzulösen und auf den eignen Zustand zurückzuziehen; hier findet sie sich unabhängig von der Außenwelt und überlegen aller Leistung; hier besteht kein Zweifel darüber, daß der Mensch in aller Ausdehnung seines Wirkens innerlich stets im eignen Kreise bleibt, und daß die Seele in aller Bethätigung nicht sowohl die Dinge als sich selbst in den Dingen erlebt. Die Befestigung dieser Ueberzeugung verwandelt mit Einem Schlage den Gesammtanblick der Wirklichkeit und stellt auch das Thun vor neue Aufgaben. Was uns mit handgreiflicher Nähe umfing, das weicht zurück in weiteste Ferne; das Subject aber, vorher ein leerer Schatten, erweist sich jetzt als der wahre Träger des Lebens und als das Maß aller Wirklichkeit. Nun wird es nicht rasch in die Dinge verschwinden, sondern es wird bei sich selbst verweilen, auf sich selbst alle Erfahrung beziehen, den Reichthum des eigenen Lebens entfalten und genießen; dies unversiegliche Leben hält es der

Unendlichkeit der Dinge entgegen als die echte und ursprüngliche Unendlichkeit. Den Dingen aber gibt jetzt einen Werth lediglich ihr Verhältniß zur Seele, ihre Leistung für die Seele, ihr Reflex in der Seele. Auf diesen seelischen Werth gilt es alle Wirklichkeit zurückzuführen und damit das ganze Dasein ins Innerliche zu wenden.

Eine solche Bewegung zum Subject ist nichts Unerhörtes; nicht zum ersten Mal ist der Mensch mit seiner Arbeit zerfallen und von den Gegenständen auf seine Seele zurückgeworfen. Dieses aber ist eigenthümlich und neu, daß die Reaction des Subjects nicht einen bloßen Durchgangspunkt zu neuen Arten der Arbeit bildet, sondern daß sie das Leben dauernd bei sich festhalten und seine ganze Weite aus sich entwickeln möchte. Die neue Gesinnung begnügt sich nicht mit allgemeinen Impulsen, sie will die ganze Wirklichkeit umbilden; so muß sie das Werk von Grund aus frisch beginnen. Zur ersten Aufgabe wird eine neue Aufnahme des Thatbestandes; was immer hier an Schein vorhanden, soll weichen, die verkümmerte Wahrheit ihr volles Recht erhalten.

Gleich diese Revision des Thatbestandes zeigt aber so viel Verwicklung, daß der Mensch seine ganze Kraft dafür aufbieten und seiner Arbeit neue Wege bahnen muß. Was wir unser Leben zu nennen belieben, erscheint bei genauerem Zusehen als ein trübes Gemenge von Eignem und Fremdem. Denn massenhaft strömen beim gewöhnlichen Lauf der Dinge äußere Einflüsse in uns ein; unser Empfinden, Urtheilen, Wollen ist weit weniger unsere That als ein Nachhall der gesellschaftlichen Umgebung; wird es trotzdem als uns ureigen behandelt, so entsteht eine tiefe Unwahrheit, zugleich aber eine große Ermattung und Erschlaffung des Lebens. Diese Unwahrheit gilt es abzuschütteln und den echten Bestand rein herauszuarbeiten.

Aber wie viel Mühe kostet dieses Werk! Denn die Erscheinungen des Innenlebens sind der Beobachtung so nahe und verwachsen, daß sie sich ihr nicht zu ruhiger Anschauung darlegen; sie sind so klein und fein, daß sie ohne Verstärkung der Beobachtung zu entgehen drohen, so zart und flüchtig, daß sie im Versuch der Festhaltung entschwinden wie die Gebilde des Traums. An den Grenzen des Seelenlebens nach außen hin mag der Realismus seine verfeinerten Methoden zum Kampf mit der Thatsächlichkeit aufbieten: keine Verstärkung führt die sinnliche Beobachtung in das innere Leben der Seele, in das Wirken und Weben der geistigen Gebilde. Nur ein geistiges Mittel kann ergreifen und festhalten, was dieses Reich hervorbringt, und ein solches Mittel wird in Wahrheit gefunden: es ist die künstlerische Fixirung und Darstellung der inneren Erlebnisse, die Verwandlung des Geschehens in ein Bild. Hier wird unternommen, durch deutliche Aussprache zu fassen und einzugrenzen, was sonst in chaotische Ungestalt verlief, einer aufsteigenden Wirklichkeit Handreichung zu leisten, die sonst ungeboren blieb. So das Leben behandeln, heißt es unermeßlich in sich selbst verstärken; die Selbstentdeckung ist zugleich eine Selbstvollendung. Daher muß ein unendlicher Drang aufkommen, auf diesem Wege zum eigenen Wesen vorzudringen; als Werkzeug dessen wird überaus wichtig die Steigerung des Darstellungsvermögens, die Verfeinerung der Ausdrucksmittel. Die Kunst, im Bereich des Realismus ein verachtetes

Aschenbrödel, wird jetzt zur gütigen Fee, die dem Menschen den sonst verborgenen Schatz der eigenen Seele erschließt. So wird sie überall hin ihr Wirken tragen, alle Erfahrung erhöhen, allem Erlebniß Farbe und Duft verleihen; sie erst scheint unserem Dasein eine Seele einzuhauchen und es sicher vor der kalten und todten Welt um uns zu behüten.

Diese neue Richtung kann das Leben nicht verfolgen, ohne mit den Behauptungen des Realismus Punkt für Punkt hart zusammenzustoßen. Statt der weiten Zusammenhänge und langen Verkettungen dort mit ihrer Entfernung vom ersten Eindruck und ihrer Ausbildung abstracter Größen, hier das Verlangen, die erste Empfindung voll ausklingen und das Leben niemals aus unmittelbarer Neigung heraustreten zu lassen. Statt der Abschleifung und Einengung des Individuums durch die Gesellschaft eine Anspornung zu kräftiger Entfaltung und muthiger Aussprache aller individuellen Eigenthümlichkeit, ein erbitterter Kampf gegen die Gesellschaft, dieses abstracte Wesen, welches das Individuum zum bloßen Exemplar einer Gattung herabdrückt und ihm zugleich alles eigne Leben aussaugt. Statt der Verehrung der Geschichte und der Einreihung der Gegenwart als eines unselbständigen Punktes in die unendliche Kette der Zeiten eine volle Selbständigkeit der lebendigen Gegenwart, ein Eintreten für das souveräne Recht des Augenblicks als das Unterpfand einer unverwelklichen Jugend der Menschheit.

Das alles verschmilzt zu einem Leben, das mit seinem leichten Weben und Schweben, seinem freien Bilden und Schaffen, seinem unerschöpflichen Reichthum, seinem reinen Beisichselbstsein sich der auf Riesenwerke gerichteten geschichtlich-gesellschaftlichen Arbeit des Realismus himmelweit überlegen fühlt. Das Leben scheint jetzt von der Peripherie in das Centrum verlegt, von der trüben Routine des Alltags in den hellen Glanz eines Festes gehoben. Die flüchtigen Schatten haben sich hier zu beharrenden Gestalten verkörpert, die dunkeln Tiefen der Seele sind zugänglich geworden. Liebe und Leid kommen stärker zur Empfindung, und bei ungehemmter Entfaltung aller Erregung wächst auch der Schmerz des menschlichen Daseins. Daß aber der Mensch nun deutlich aussprechen kann, was er lebt und leidet, das ergibt eine innere Befreiung vom Druck und Leid; daher mag aus aller schweren Sorge und Hemmung eine eigenthümliche Seligkeit hervorquellen.

So ist eine große und mächtige Bewegung entstanden; wer sich ihr völlig entziehen zu können glaubt, der muß entweder sehr beiseite stehen, oder er ist in einer Selbsttäuschung befangen. Auch hat die Bewegung viel zu tief in die Empfindungsweise und in die Arbeit eingegriffen, als daß alles reflectirende und räsonnirende Urtheil ihr etwas anhaben könnte; wo so viel Wirklichkeit aufsteigt, da fehlt es sicher auch nicht an Wahrheit. Aber zugleich ist darüber keine Täuschung möglich, daß das Neue, soweit es sich bis jetzt darlegte, nicht schon den Abschluß, sondern erst den Anfang des Weges bildet; noch auch darüber, daß es uns vor eine große Entscheidung stellt. Es war die Thatsächlichkeit des unmittelbaren Seelenlebens, die, durch den Mechanismus einer Massencultur unterdrückt, nach freier Entfaltung rief. Aber was bedeutet dieses unmittelbare Seelenleben? Ist es, so wie es sich bietet, das

Ganze der Innenwelt, oder ist es nur die Erscheinung und Erweisung eines weiter zurückliegenden Lebensprocesses, erschöpft sich das ganze Subject in jene empirische Subjectivität, oder trägt es in sich den Keim eines selbständigen Geisteslebens und damit einer neuen Welt? Je nach der Antwort darauf wird die Wirklichkeit des Menschen völlig anders ausfallen. So scheiden sich an dieser Stelle die Geister, und ein heißer Kampf wird unvermeidlich. Eine Summirung der Neigungen erfolgt aber heute namentlich nach der Richtung, unser ganzes Wesen in jenes unmittelbare Seelenleben zu setzen und allein aus seinen Elementen unsere Welt aufzubauen. Das aber bedeutet eine starke Verengung der Bewegung zum Subject und ein Einlenken in sehr problematische Bahnen. Denn nunmehr soll das seelische Fürsichsein allein auf sich selbst stehen, ganz bei der eignen Zuständlichkeit verweilen, alle Erfahrung darin aufnehmen. Zum Kern des Lebens wird damit die Stimmung, die souverän gedachte Stimmung; denn nur in ihr scheint das Fürsichsein aller Bindung enthoben und von aller Zuthat befreit; erst in ihr scheint es daher zu reiner Entfaltung und vollem Selbstgenusse zu gelangen. Es gilt demnach, alles Erlebniß in Stimmung umzusetzen, in ihr flüssiges und funkelndes Medium alle Wirklichkeit einzutauchen. Als taubes Gestein gilt Alles, dem sich kein Funke der Stimmung entlocken läßt.

Sucht sich aber die Stimmung durch das Mittel künstlerischer Darstellung selbst zu ergreifen, so entsteht eine Verwicklung, die schier unlösbar scheinen mag. Die Stimmung ist ihrem innersten Wesen nach unaussprechlich; ihre Stätte ist das Zwielicht seelischer Dämmerung; wird sie von dort an das grelle Tageslicht gezerrt, so verliert sie alsbald ihre Zartheit und Traumhaftigkeit, so wird sie sich selbst entfremdet. Daher vermag hier alle Gestaltung nicht mehr als die unsagbare und unfaßbare Innerlichkeit leise anzudeuten, durch Symbole ahnen und mitempfinden zu lassen, was sich dem Wort und Begriff für immer entzieht. Ein solches Unterfangen kann nur gelingen, soweit die Sache stets in lebendigstem Fluß bleibt, nie zu bindender Formel erstarrt; daher ein unablässiger Widerspruch, ein Suchen und Fliehen, ein Ergreifen und Verwerfen, ein Schaffen und Zerstören. Im Schmelztiegel solcher Bewegung muß aller feste Bestand verdampfen; alle Strenge der Formen verschwindet vor der Weichheit eines lyrisch-musicalischen Empfindens, alle deutlichen Umrisse vor der schwelgenden Sehnsucht der Farbentöne. Solche Ablösung des Lebens von aller gegenständlichen Arbeit ergibt eine neue Art der Romantik, eigenthümlich ohne Zweifel durch das gänzliche Sicheinspinnen des Lebens in das empirische Subject, aber den älteren Formen verwandt durch die Unendlichkeit der Stimmung und das vermeintlich freie Schweben über den Dingen.

Die ganze Kraft des Menschen konnte sich nicht in dieser Weise auf Einen Punkt concentriren ohne irgend welchen Ertrag; namentlich haben die Darstellungsmittel gewonnen, und es hat die Kunst unserer Zeit fruchtbare Wirkungen von dort empfangen. Bei den Individuen konnte sich dazu die bloße Stimmung durch andere Strömungen ergänzen; wer genauer zusieht, wird bald entdecken, wie viel selbst die Hauptleistungen der neuen Richtung anderen, gehaltvolleren Zusammenhängen verdanken. Uns aber kümmern hier nicht

die Individuen mit ihrer Unendlichkeit und ihrer Inconsequenz, sondern nur die geistige Bewegung mit ihrem nothwendigen Fortgang; sie aber, das müssen wir behaupten, ist mit einem großen Widerspruch behaftet und verfällt dadurch einer inneren Unwahrheit: die freischwebende Stimmung gibt sich als völlig souverän und ist in Wahrheit abhängiger als alles Andere; sie will das Leben zu voller Innerlichkeit führen und zerstört in Wahrheit alles selbständige Innenleben.

Die freischwebende Stimmung moderner Art dünkt sich aller Bindung ledig und schwelgt im Gefühl ihrer Weltüberlegenheit. In Wahrheit ist aber die Stimmung nicht die Begründerin, sondern nur die Begleiterin des Lebens, nur ein Reflex wesenhafterer Vorgänge, nicht die Innerlichkeit selbst, sondern nur ihre Erscheinung. Daher besteht die vermeintliche Freiheit in nichts Anderem als in dem Nichtempfinden der Bindung; thatsächlich bleibt die Stimmung durchaus abhängig von der inneren und äußeren Lage, von aller Zufälligkeit des Naturells wie der Lebensschicksale; sie folgt jeder Anregung, sie beugt sich wie ein schwankendes Rohr jedem Windstoß. Die Abhängigkeit mag auch indirecter Art sein; die Stimmung kann sich zu den empfangenen Anregungen gegensätzlich verhalten und der Mensch sich frei wähnen, weil er seiner Umgebung die schroffsten Paradoxien entgegensetzt. Aber was ist solche Paradoxie mehr als eine andere Form der Abhängigkeit? Unabhängig machen könnten nur große Aufgaben und fruchtbare Arbeiten im eigenen Innern, vornehmlich eine Verwandlung des Daseins in ein selbstthätiges Handeln; davon aber erscheint in jenem weichlichen und der Oberfläche zugekehrten Stimmungsleben keine Spur.

Wegen ihrer inneren Leere kann die Stimmung auch nicht den Menschen vom Menschen befreien und ihn die Anderen vergessen lassen. Selbst wer kühn und keck in der Fixirung von Stimmungen vorangeht, kann sich des Gedankens an die Wirkung nicht entschlagen; er muß zu den Anderen zurückblicken, um zu sehen, welchen Eindruck jene Kühnheit des Bahnbrechens auf sie macht. Die Anderen aber werden von der bloßen Stimmung her sofort ein Raub des Starken. Denn was wäre so fortreißend, so nivellirend als die Stimmung? Nirgends leichter als hier kann ein klavisches Nachempfinden, ein Nachbeten von Formeln und Phrasen um sich greifen, nirgends leichter sich ein Durchschnittsgepräge bei aller vermeintlichen Originalität ausbilden. Wird trotzdem eine völlige Selbständigkeit zur Schau getragen, so entsteht zwischen Wirklichkeit und Meinung eine so schroffe Spannung, daß sich das Leben von Grund aus verkehren und verzerren muß.

Wie gestaltet sich überhaupt unser Dasein, wenn es ganz und gar in freischwebende Stimmung aufgehen soll? Das Sinnen und Grübeln wird sich dann unablässig mit dem eignen Zustande befassen; es wird das nicht können, ohne daß das Leben immer wieder hinter sich selbst zurücktritt, sich gegen sich selbst kehrt, das einmal Erlebte nochmal zu erleben sucht. So ein Empfinden des Empfindens, ein Genießen des Genießens, eine Reflexion der Reflexion, in solchem Weiter- und Weiterspiegeln nothwendig eine immer weitere Entfernung vom ersten und natürlichen Eindruck, eine Lust am Künst-

lichen und Gemachten, ein Sichverfangen des Lebens in Willkür und Ueberspanntheit. Wie nun, wenn die künstlichen Stimmungen solcher Treibhausatmosphäre eine Darstellung heischen, wo schon die Fixirung einer wahren Stimmung so viel Mühe machte? Es müßte sonderbar zugehen, wenn dabei nicht viel Wunderliches, Carikirtes, Barockes herauskäme.

Bei solcher Zuspitzung gerathen auch die fruchtbarsten Anregungen der Wendung zum Subject ins Ueberspannte und Krankhafte. Die erstrebte Freiheit des Individuums verzerrt der Mangel einer selbständigen Innerlichkeit leicht in eitle Selbstbespiegelung und Originalitätssucht. Statt der lebendigen Gegenwart ihr Recht zu sichern, kommt das bloße Stimmungsleben überhaupt nicht zu einer rechten Gegenwart. Denn die Stimmung befindet sich in protensartiger Wandlung; sie widersteht aller Festlegung und wird unwahr beim Verlassen der reinen Innerlichkeit. So verdrängt hier ohne Ruhe und Rast der Augenblick den Augenblick; das Leben wird ein hastiges und fruchtloses Suchen seiner selbst; eine wahrhaftige Gegenwart bleibt stets im bloßen Prospect. Das Dasein kann sich hier gar nicht frisch erhalten ohne eine unablässige Veränderung; so muß es das Neue wollen, bloß weil es neu ist; was heute aufstieg, ist morgen schon veraltet. Damit sinkt das Moderne zum Momentanen, und gegenüber einem Leben unter der Form der Ewigkeit, wie es ein Spinoza wollte, entsteht jetzt ein Leben unter der Form des Augenblickes.

Die Wendung zum Subject verwarf alle Einengung unserer Arbeit durch starre Regeln und conventionelle Schablonen. Da nun das bloße Stimmungsleben keinerlei feste Natur des Geistes und keinerlei Gesetze einer Innenwelt kennt, so vermag es nicht zu unterscheiden zwischen conventioneller Satzung und ewiger Wahrheit; so wird es alle und jede Bindung als ein fremdes Joch ablehnen und allen Witz und Spott dagegen hetzen. Die Romantik verbündet sich hier mit der Sophistik und leiht dieser ein neues Gewand. Aber ihre alte Art schaut daraus deutlich genug hervor. Die Souveränität des leeren Individuums und des flüchtigen Augenblickes, die Verwandlung des Lebens in ein geistreiches Spiel, das Verschwinden aller Abstufung von Werthen, die Vermischung aller Grenzen von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahrheit und Schein, alle diese wohlbekannten Züge kehren getreulich wieder.

Das bewegte Leben dieser romantischen Sophistik, die bunte Fülle und die rasche Flucht seiner Erscheinungen, seine schimmernde, schillernde, prickelnde Art mag Viele wie ein neu entdecktes Zauberland mit fascinirender Gewalt anziehen. Aber fesseln wird es den Menschen nur so lange, als er mit den einzelnen Erscheinungen willenlos dahintreibt, nicht sich auf ein Ganzes seines Wesens besinnt und dieses Ganze kräftig entfaltet. Sobald nämlich das geschieht, muß die Summe des Lebens gezogen werden, und dann kann kein Zweifel darüber walten, wie wenig Substanz all jenes bunte Treiben enthält, wie hohl und leer jene schillernden und blendenden Gebilde im Kerne sind. Das Leben ist hier in lauter einzelne Erscheinungen aufgelöst und kommt vor ihrer unsteten Flucht nie zu einer inneren Sammlung. So erfährt die Bewegung, welche die Seele ganz auf die eigne Zuständlichkeit stellen wollte, in vollem Maße die Dialektik der menschlichen Schicksale: sie erreicht das Gegentheil von dem, was sie wollte; statt die Seele sicher in sich selbst zu gründen, hat

sie durch die Verwandlung in flüchtige und zusammenhangslose Erscheinungen, durch die Leugnung aller beherrschenden und erhöhenden Einheit sie zerstört; so endet der absolute Subjectivismus schließlich mit demselben Ergebniß wie der absolute Realismus: mit dem Verlust aller seelischen Tiefe, dem Verzicht auf die Selbständigkeit der Seele.

Es mag das einigermaßen ertragen können, wer das menschliche Dasein durch den rosigen Schleier des Optimismus sieht oder nur flüchtig am Kelch des Lebens nippt; wenn dieses aber seinen vollen Ernst entfaltet und seine räthselhafte Tiefe mit ihrem Dunkel und Schmerz empfinden läßt, dann muß die klägliche Leere jenes Schwelgens in bloßer Stimmung deutlich fühlbar werden, und vor den wahren Bedürfnissen des menschlichen Wesens wird dann jenes flüchtige, glitzernde, tändelnde Spiel zerflattern wie ein wirrer Spuk beim Aufgang des Morgens.

III.

Der Rückblick auf das Ganze zeigt ein höchst verworrenes Bild der Gegenwart. Nicht nur wirken die Hauptrichtungen direct gegen einander — auch mit sich selbst sind sie keineswegs im Reinen. Denn hier wie dort erschien eine weitere und eine engere Fassung, eine einleuchtende Wahrheit und eine problematische Ausführung; Beides läuft oft so ungeschieden in einander, daß bald das Nothwendige die Verwicklung des Problematischen theilen muß, bald dieses die Unanfechtbarkeit von jenem erschleicht. Jede der beiden Hauptrichtungen ist stark genug, ihr eignes Gebiet zu vertheidigen, aber zu schwach, das der andern einzunehmen; können sie sich aber gegenseitig weder verständigen noch verdrängen, so wird das Leben immer schroffer auseinander getrieben. Unsere Arbeit gehört dem Realismus, unsere Stimmung dem Subjectivismus. Was unser Wirken beherrscht, das läßt die Tiefe der Seele unberührt, und was sich im Innern regt, das findet nicht den Weg zur Weltarbeit. Wenn aber keins von beiden den ganzen Menschen gewinnt, so kann sich kein Streben aus dem Ganzen, kein Ziel für das Ganze bilden. Die Spaltung muß zunächst die Gemeinschaft in lauter Parteien und Secten zerstückeln, sie erstreckt sich aber auch in das einzelne Individuum hinein; derselbe Mensch wird halb hierher, halb dorthin gezogen; er muß hier verneinen, was er dort bejaht. Diese Spaltung ist die Hauptquelle des inneren Unbehagens, das bei aller Lebensfülle unsere Zeit bedrückt. Eine so zerrissene und verworrene Lage endgültig hinnehmen, das hieße alle innere Einheit und zugleich alle Hoffnung echten Glückes aufgeben.

Der Kampf gegen jene unerträgliche Lage hat aber seinen natürlichen Ausgangspunkt in der Frage, ob nicht die Gegensätze des modernen Lebens bei aller Schroffheit gemeinsame Voraussetzungen enthalten, die keineswegs so unbestreitbar sind, wie sie selbst sich geben; vielleicht finden sich hier Schranken, in die das menschliche Leben sich nicht dauernd bannen läßt. — Gemeinsam ist den schrofferen Formen des Realismus und des Subjectivismus vor Allem die Erhebung des unmittelbaren Daseins, der Welt der nächsten Erfahrung, zu unserer ganzen Wirklichkeit. Denn mag das Reich der sinnlichen Eindrücke, mag die innere Zuständlichkeit unseren Lebenskreis ausmachen: hier wie da liegt alle

Wirklichkeit an der Gegenwart in der Empfindung; hier wie da müssen wir mitgetheilt erhalten, was uns erfüllen und beschäftigen soll; hier wie da bildet eine gegebene Welt den Ausgang und den Abschluß unserer Thätigkeit. Wie das aller Lebensarbeit einen eigenthümlichen Charakter verleiht, zeigen am deutlichsten die in jener Abgrenzung enthaltenen Verneinungen. Denn ausgeschlossen wird durch solche Abgrenzung der Wirklichkeit alles ursprüngliche Schaffen, alle selbständige Activität geistiger Art, auch alles Handeln aus freier Entscheidung; ausgeschlossen wird alle Aussicht, durch eine Verwandlung der bloßen Thatsächlichkeit in ein inneres Erleben dem Dasein einen Sinn, eine Vernunft abzuringen; ausgeschlossen wird alles Entwickeln hyperempirischer Ordnungen, wie es die Religion, die speculative Philosophie, eine mit absoluten Forderungen auftretende Ethik unternimmt. Ein solches Unternehmen dünkt hier eine bloß subjective Zuthat des Menschen und damit eine Verfälschung des echten Thatbestandes.

Nun ist aber die Zusammenziehung unseres Daseins auf einen innerlich so engen Kreis keineswegs so unbedingt gewiß, als sie dem Zeitgeist erscheint. Ja, wenn jenes Reich der Erfahrung in jeder Hinsicht das Erste, Gewisseste, Begründende für uns wäre, wenn nur menschlicher Wahn und Dünkel darüber hinausführten, wenn sich durchaus kein anderer Ausgangspunkt des Lebens denken ließe! Nun aber durchdringt die ganze Geschichte der Menschheit ein mächtiges Streben, in der eigenen Tiefe des Geisteslebens eine ursprüngliche Quelle von Wirklichkeit zu erfassen, der sinnlichen Unmittelbarkeit des passiven Eindrucks eine geistige der Selbstthätigkeit entgegenzusetzen und in dieser Thätigkeit den Hauptstandort der Arbeit zu nehmen. Alsdann rückt das Reich der Erfahrung an die zweite Stelle; der Lebensproceß überschreitet es nicht erst nachträglich, sondern er ist ihm als geistiger von vornherein überlegen. Was in diesem Streben an Recht und Wahrheit steckt, das läßt sich nicht gelegentlich erörtern, aber so viel zeigt doch die unendliche Bewegung und Aufregung, die von ihm ausging, daß es sich hier nicht um einen müßigen Einfall handelt; auch ist so viel klar, daß bei dieser Frage nicht sowohl um die Deutung einer ausgemachten Thatsache als um die Thatsache selbst, um den Grundbestand des Lebensprocesses, ja der ganzen Wirklichkeit gekämpft wird. Befaßt die Natur, das Gewebe gegebener Größen, alle Wirklichkeit, oder gibt es eine Entfaltung des Weltprocesses über sie hinaus? gehört der Mensch ganz dorthin, oder eröffnet sich in ihm eine neue Ordnung der Dinge? — das sind Fragen, die nicht schon dadurch endgültig entschieden sind, daß die Hauptströmung einer einzelnen Zeit sie für entschieden erklärt. Einer der geistreichsten Denker hat den Menschen ein „metaphysisches Wesen" genannt; sollte diese metaphysische Art in unserm Jahrhundert plötzlich erloschen sein, sollte nicht die tiefe Spaltung zwischen Innerem und Aeußerem im eigenen Reich der Erfahrung, sollte nicht auch das Verlangen nach einer Selbständigkeit des Innenlebens immer wieder darauf zurückführen?

Wie jene Einschränkung das eigenthümlich moderne Leben auf problematische Bahnen führt, läßt sich noch weiter verfolgen. Beiden Richtungen wird die ganze Lebensbewegung ein Entfalten und Genießen der Kraft, ein Bewegen und Beherrschen des Gegenwurfes; der Wille zur Macht wird der

Hauptaffect des Lebens; nur möchte der Realismus die Macht an der Umgebung, der Subjectivismus an den eignen Zuständen erweisen. Solche Fassung des Lebens verlangt, daß die Seele ganz und gar in die Kraftäußerung aufgehe, auch daß die Kräfte ihre Richtung mitbringen und sich unter einander leicht zusammenfinden. Aber schon die eigene Spaltung der modernen Bewegung zeigt, daß nicht so selbstverständlich ist, was dort als selbstverständlich gilt. Zwei entgegengesetzte Richtungen der Kräfte, zwei Arten der Machtentwicklung umwerben den Menschen; er sieht sich damit zu einer Entscheidung aufgefordert; kann er sie vollziehen ohne die Entwicklungen zu überdenken und gegen einander abzuschätzen, und bekundet sich nicht schon darin, daß der Mensch mehr ist, als seine Kräfte? Wie könnte er auch ohne solche Ueberlegenheit sie als seine eignen empfinden und aus ihrer Entfaltung ein freudiges Lebensgefühl schöpfen? Dies Mehr im Menschen mag eine Zeit lang sich ganz dem Strom der Kräfte hingeben und alles Glück von dem Anschwellen des Lebensprocesses erwarten; schließlich kommt nothwendig ein Punkt der Selbstbesinnung, der Zurückziehung auf eine Einheit; alsdann scheint das ganze Getriebe der Kräfte sich von uns abzulösen und in die Ferne zu rücken; zugleich aber entsteht die Frage, was die Seele als Seele von ihm hat, und ob sie nicht leer bleibt, wenn das Leben sich ganz in die Kräfte hineinlegt, nie aus ihnen zu sich selbst zurückkehrt. So entsteht eine Gegenwirkung gegen jene ausschließliche Kraftentfaltung als gegen eine Veräußerlichung des Lebens; auch die nähere Beschaffenheit jener Entfaltung fordert jetzt die Kritik heraus. Wo das Leben sich auf seine eigne Innerlichkeit richtet, da erscheint leicht der bloße Wille zur Macht als unedel; leben zu wollen um des bloßen Lebens willen, ohne Wendung zu einem Inhalt, ohne das Läuterungsbad einer Verneinung, das sinkt jetzt herab zu gemeiner Lebensgier, im Sinne des Goethe'schen Wortes: „Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein."

Auch darin endlich erscheint die nahe Verwandtschaft der beiden specifisch modernen Bewegungen, daß sie alles Streben auf den Zustand des Menschen richten, im Menschen das Ziel aller Arbeit und das Maß aller Wahrheit sehen. Denn mag der Realismus die Wohlfahrt der Gesellschaft, der Subjectivismus das Befinden des Individuums erwählen: hier wie dort dient das Streben dem menschlichen Ergehen. „Gott war mein erster, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke", so hat Ludwig Feuerbach seine eigne Entwicklung gezeichnet; das gilt aber auch von einer allgemeineren Bewegung des modernen Lebens. Der überkommenen religiösen Gestaltung folgte der Glaube an eine der Welt immanente Vernunft; dann geschah eine Wendung zum Menschen, zum Menschen des unmittelbaren Daseins, zum Menschen, wie er leibt und lebt. Damit erst schien ein völlig sicherer Boden für die Arbeit gewonnen, alle Verwicklung in Weltprobleme vermieden, der Empfindung eine Wahrhaftigkeit und Wärme gesichert. So sollte in diesen Endpunkt alle Arbeit der Geschichte auslaufen.

Wie viel zwingende Kraft in solcher Bewegung zum Menschen steckt, das muß uns weiter unten beschäftigen. Dies aber ist sofort zu fragen, ob das Wesen des Menschen wirklich so einfach ist, wie es sich dort ausnimmt,

und ob es so sicher ganz in das natürliche Dasein aufgeht. Was zu einer Bewegung über den Menschen hinaustrieb, das war nicht eine bloße Lust an Abenteuern, sondern die Anerkennung großer Tiefen und schwerer Verwicklungen in seinem eignen Wesen und die Ueberzeugung, ihnen nicht gewachsen zu sein ohne ein Ueberschreiten des bloß menschlichen Kreises und eine zunächst äußere, dann auch innere Erweiterung zu einer Welt; es war im Grunde ein Suchen nach Befriedigung des eigenen, nach Glück und Ewigkeit dürstenden Wesens, aus dem der Mensch in so weite Fernen strebte. Denn nur mit der Anknüpfung des eigenen Lebens und Strebens an große Ordnungen dünkte es möglich, die schwankende Zufälligkeit zu überwinden und Denken wie Handeln an feste Pole zu ketten, das Leben vom Relativen ins Absolute zu wenden, ja es bei sich selbst von der bloßen Berührung mit der Umgebung zu einem Schaffen von innen her und aus der dumpfen Atmosphäre des kleinen Ich in den reinen Aether eines Lebens aus der Unendlichkeit zu führen. Kein Leben mit der Weite und Wahrheit der Dinge, kein Aufnehmen von Liebe und Gerechtigkeit in das eigene Wesen ohne ein Zersprengen der engen Schale der bloßen Natur, ohne einen Kampf des Menschen gegen sich selbst. Ist einmal ein solches Streben zu voller Klarheit erwacht, und hat es sich mit großen Zügen in die weltgeschichtliche Arbeit eingeschrieben, ja sind Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um das tiefste Verlangen des Menschen zu stillen, so kann er sich nicht wieder auf seinen engen Kreis zurückziehen und fürsorglich das eigne Wohlbefinden pflegen, ohne der armseligsten Spießbürgerlichkeit zu verfallen. Den Menschen auf den bloßen Menschen beschränken, das heißt die Oberfläche seines Lebens für sein ganzes Leben erklären. Ja, wenn der alte Optimismus noch fort dauerte, der in den Menschen wie in einen goldnen Spiegel schaute und alle Herrlichkeit aus ihm heraus sah, weil er unvermerkt den ganzen Ertrag der Culturarbeit idealisirt in ihn hineingetragen hatte! Heute dagegen steht das Kleine, Unstete, Unlautere des empirischen Menschen deutlich vor Augen, der harte Zusammenstoß im Kampf ums Dasein, die Flachheit und Scheinhaftigkeit des gesellschaftlichen Thuns und Treibens. Sollte nach solchen Erfahrungen der Mensch Feuerbach's wirklich der letzte Gedanke bleiben können?

So zeigen die specifisch modernen Bestrebungen durchgängig eine innere Grenze und einen problematischen Charakter. Und diese Grenze beginnt auch der Zeit selbst mehr und mehr fühlbar zu werden. Gewiß hat die Wendung zur Erfahrung, zur Machtentfaltung, zum bloßen Menschen unermeßlich viel Wirklichkeit erschlossen, den Blick geklärt, die Arbeit gestärkt, den Menschen nicht nur der Umgebung, sondern auch sich selbst näher gebracht; aber das Alles bleibt nur so lange wahr und fruchtbar, als es sich bescheidet, eine Seite eines weiteren Ganzen zu sein und in größeren Zusammenhängen zu wirken; es wird ungenügend und irreleitend, wenn es für sich das Ganze sein will. Der von ihm allein bestrittenen Cultur mangelt die Seele; sie weckt uns nicht zu einem Kampfe um ein geistiges Selbst; sie kann den trüben Nebel der Alltagsverhältnisse nicht durchbrechen und den Menschen in eine reinere und wesenhaftere Wirklichkeit führen.

Empfindet er aber einmal, daß es sich bei diesen Problemen nicht um einen Streit der Schulen, sondern um sein eignes Wesen und Glück handelt, und erwacht in ihm eine ernstliche Sorge um diese, so kann die Stimmung rasch umschlagen, ein Ueberdruß an jenem geistreichen, aber geistesarmen Culturgetriebe um sich greifen und ein sehnsüchtiges Verlangen aufkommen nach mehr Festigkeit und tieferem Gehalt des Lebens, nach schlichterer Thatsächlichkeit geistiger Art, nach reinen Anfängen und inneren Zusammenhängen.

Solche Regungen sind schon dann nicht verloren, wenn sie nur als unsichtbare Geister durch die Zeit gehen; denn ihr stilles Wirken erschüttert die Selbstverständlichkeit der herrschenden Lebensformen und bereitet den Boden für neue Eindrücke. Daß die Bewegung aber auch zur Verkörperung strebt, das bekunden nicht nur Kunst, Literatur und Philosophie, sondern das erscheint mit einleuchtender Deutlichkeit in dem Wiederaufsteigen von Moral und Religion zu größerer Selbständigkeit. Denn der herrschende Zug behandelte sie günstigen Falls als bloße Stücke des Culturprocesses; besinnen sie sich dagegen auf eine eigenthümliche Natur, und entfalten sie eine Unabhängigkeit, so bedeutet das ein Einlenken des Lebens in völlig neue Bahnen.

Die ethische Bewegung unserer Zeit reicht weit hinaus über die „ethische Cultur" im engeren Sinne; sie theilt daher auch nicht die Schranken, welche dieser anhaften mögen. Jene Bewegung ist der Ausdruck einer geistigen Lage, wo die dargebotene Cultur den ganzen Menschen unbefriedigt läßt, wo er daher in seine tiefste Innerlichkeit zurückgreift, um dort eine andere Art des Lebens und einen höheren Werth seines Daseins zu suchen. Dort hofft er eine große Aufgabe lebenumfassender Art und zugleich eine Erhebung über alles bloße Schicksal zu finden. — Eine solche Vertiefung in das eigne Innere bewirkt zugleich ein innerlicheres Verhältniß zur Umgebung; indem sich aus aller Verschiedenheit der Lebenswerke ein gemeinsames Ziel hervorhebt, fallen die starren Scheidewände zwischen den Individuen; es erwacht ein Durst nach mehr Liebe unter den Menschen, nach mehr Gerechtigkeit in den Verhältnissen; auch der rauhe Gedanke der Pflicht, einer weichlichen Cultur ein bequemer Gegenstand des Spottes, zeigt wieder seine stählende und erhebende Macht. Diese Probleme sind wieder aufgestiegen; sie lassen sich nicht vertreiben, sie scheinen sich immer tiefer in die Seele des Menschen einzusenken.

Noch mehr gilt das von der Bewegung zur Religion, die noch stürmischere Leidenschaften zu erwecken vermag. Wer in dieser immer höher anschwellenden, alle Culturvölker durchdringenden, die kirchlichen Formen weit überschreitenden Bewegung nur ein künstliches Product reactionärer Strömungen sieht, der muß recht niedrig von den treibenden Kräften des weltgeschichtlichen Lebens denken. In Wahrheit entspringt sie aus eigner, ehrlicher Empfindung der Zeit. Ein Umschlag gegenüber der Grundstimmung des modernen Lebens ist unverkennbar, er zieht immer weitere Kreise. Seit dem Ausgange des Mittelalters strebte der Mensch kühnen Muthes in die Welt hinein, zunächst um in ihr einen Widerschein göttlichen Wesens zu erkennen, dann um sie bei sich selbst in ein Reich der Vernunft zu verwandeln; über einen inneren Halt war dabei keine Sorge, und allen Widerständen dünkte die Kraft des Menschen gewachsen.

Nun haben wir unser Vermögen an den Dingen erprobt und in Wahrheit Staunenswerthes geleistet, aber wir haben in aller Leistung zugleich unsere Schranken erfahren müssen. Die letzten Tiefen der Dinge schienen immer weiter zurückzuweichen; Widerstände wirkten nicht bloß von draußen, sondern auch im eignen Innern und wurden hier zu niederdrückenden Hemmungen; in allen Siegen über die Dinge wurde der Mensch immer unsicherer bei sich selbst; die Bewegung der Cultur schien mit ihrem Fortgange immer größere Verwicklungen zu erzeugen. Das alles drängt zu der Empfindung, daß der Mensch mit aller unsäglichen Mühe den Zielen nicht wesentlich näher kommt, die seinem Dasein einen Werth geben; das geistige Leben, das bei ihm durchbricht, scheint in diesem Kreise die hemmenden Mächte nicht überwinden zu können. Solche Lage und Stimmung treibt die Einen zur Verzweiflung oder Resignation, die Anderen zur Religion. Die Wahrhaftigkeit der Bewegung zu ihr bleibt vollauf bestehen, mag noch so viel Veraltetes die Gelegenheit zur Restauration benutzen und sich auch viel Unerquickliches mit eindrängen. Ob den Individuen sympathisch oder nicht, die Neubelebung der Religion bildet das kräftigste Zeugniß für ein Wiederaufsteigen der Probleme des inneren Menschen.

IV.

So ist ein Wiedererwachen der Bewegung zur Innerlichkeit unbestreitbar. Aber in ihr eine große Wendung im Leben der Menschheit erkennen, das heißt zugleich anerkennen, wie sehr sie sich noch in den Anfängen befindet, wie unsicher und zersplittert sie einstweilen den compacten feindlichen Mächten gegenübersteht. Jene Bewegung kann das Leben nicht führen, ohne von der Zerstreuung zu einem festen Zusammenhange und von subjectiver Gesinnung zu thatkräftigem Schaffen fortzuschreiten. Vor Allem aber ist ihr nothwendig ein Erreichen des Standes der weltgeschichtlichen Arbeit, wie er aus der Erfahrung der Menschheit hervorwächst und mit unsichtbarer Gegenwart alles Unternehmen mißt und richtet. Diese weltgeschichtliche Arbeit verhält sich zur bloßen Zeitstimmung wie der beharrende Grundstrom zu der von Wind und Welle bewegten Oberfläche. So gewiß es ohne einen Widerspruch mit dieser Oberfläche kein großes Schaffen gibt, so nothwendig ist diesem zu seiner eignen Vollendung ein enger Anschluß an jene weltgeschichtliche Bewegung und ein Streben, sie zu führen.

Diese Forderung hat zwei Seiten. Was seine ganze Kraft entfalten will, das darf zunächst den Ergebnissen der weltgeschichtlichen Arbeit nicht widersprechen, wie es z. B. die Religion thut, wenn sie hartnäckig Anschauungs- und Empfindungsweisen aufrecht erhält, welche die Lebensbewegung thatsächlich hinter sich gelassen hat. Aber gerade die Religion zeigt auch, daß die Entfernung von Widersprüchen wohl eine unerläßliche Bedingung, nicht aber schon ein Erzeugen fruchtbaren Schaffens ist; daß alle überlegene Polemik gegen Wunder und Dogmen der Religion ein neues Leben eingehaucht habe, ist nicht zu ersehen. Die Hauptsache bleibt ein positives Ergreifen der weltgeschichtlichen Lage, ein muthiges Vorangehen und Weiterbilden. Das aber hat besondere Schwierigkeiten bei dem Problem des ganzen und inneren Menschen; nirgends

mehr als hier versagen alle äußeren Anknüpfungen und kann nur ein kühnes Wagen die Bahn finden, welche der weltgeschichtlichen Nothwendigkeit entspricht und die Kräfte zu gemeinsamer Arbeit verbinden mag.

Aeltere Formen liegen unwiderbringlich hinter uns; bei aller Innigkeit ist uns die mittelalterliche Innerlichkeit mit ihrer specifisch religiösen Färbung und ihrer scheuen Zurückziehung von der Welt der Erfahrung fremd geworden. Aber wir können auch nicht mehr gemäß antiker Art einen Lebensinhalt durch einfache Mittheilung der umgebenden Welt, durch einen unmittelbaren Verkehr mit den Dingen finden. Je mehr die Neuzeit ihre eigenthümliche Art entfaltete, desto mehr stellt sie uns zwischen große Gegensätze und erzwingt eine eingreifende Umwandlung des Anblicks nicht nur der Dinge, sondern auch unser selbst. Sie hat uns darüber aufgeklärt, daß der Mensch direct nichts erfahren kann, als sich selbst, sein eignes Leben; von hier aus muß sich alle Wirklichkeit entwickeln, die ihm gehören soll. Das scheint ihn von allen Zusammenhängen abzulösen und ganz in den Sonderkreis des Subjects zu bannen. Aber zugleich empfindet der moderne Mensch die mittelalterliche Neigung, die Welt von uns aus und für uns zu gestalten, als eine unerträgliche Enge; so erwächst auf der Höhe der geistigen Arbeit ein rastloses Streben, uns davon zu befreien und ein weiteres, reineres, wahrhaftigeres Leben aus der Unendlichkeit und Ewigkeit des Alls zu erringen. Es wird demnach der Mensch von dem modernen Lebenszuge zugleich auf sich selbst zurückgewiesen und über sich selbst hinausgetrieben; die Folge ist eine große Spannung und Unruhe, die der Verlauf der Jahrhunderte bis zur Gegenwart eher gesteigert, als vermindert hat; jener schroffe Zwiespalt von Form und Inhalt treibt den modernen Menschen zu einem unablässigen Suchen seiner selbst und eines wahrhaftigen Lebens.

Solchem unerträglichen Widerspruch zu entrinnen, bietet sich nur Ein Weg: das menschliche Leben muß sich von innen her zu einer Welt erweitern, und diese Welt muß irgendwelches Verhältniß zu den letzten Tiefen der Wirklichkeit gewinnen; sonst erlangt unser Inneres weder eine Selbständigkeit noch einen Wahrheitsgehalt. Aber wie dahin gelangen und wie unser Vermögen richtig abschätzen? Hier gilt es einen Weg zu finden zwischen Scylla und Charybdis: auf der einen Seite ein kleinmüthiges Verzagen, eine Ablösung des menschlichen Daseins von inneren Zusammenhängen, eine Herabsetzung zu einer Erscheinung der bloßen Oberfläche; auf der anderen eine Ueberspannung des menschlichen Vermögens, eine kecke Erhebung unseres Geisteslebens zum Inbegriff aller Wahrheit. Nichts scheint schwerer, als eine eigenthümliche Hoheit des Menschen anzuerkennen und zugleich seiner Schranken eingedenk zu bleiben, seine Arbeit nach diesen Schranken zu bemessen und darüber nicht den Muth und die Kraft großen Schaffens zu verlieren.

Der Verlauf unseres Jahrhunderts gibt diesem Gegensatz eine besondere Anschaulichkeit. Seine ersten Jahrzehnte waren noch voll der Größe des Menschen, und der speculativen Philosophie, namentlich der Hegel's, wurde die weltgeschichtliche Arbeit des Menschengeschlechts zum Kern aller Wirklichkeit, sein Geistesleben zum Reich absoluter Wahrheit. Einen um so stärkeren Rückschlag brachte die zweite Hälfte des Jahrhunderts. Sie verwandelte den

Menschen in ein bloßes Stück der unendlichen Natur und stellte ihn in Eine Reihe mit den übrigen Lebewesen; sie zeigte die durchgängige Abhängigkeit auch seines Innern von der physischen Organisation, den Existenzbedingungen, der gesellschaftlichen Umgebung; sie zeigte namentlich, wie verschwindenden, thierischen, oft widerwärtigen Anfängen sein Dasein verdankt, was, zur Blüthe gereift, uns entzückt und aller Natur überlegen macht. Von hier aus scheint sich das Maß des menschlichen Vermögens in geistigen Dingen kaum niedrig genug nehmen zu lassen.

Soll sich diesen Erfahrungen gegenüber eine selbständige Innerlichkeit und ein Wahrheitsgehalt des Menschenlebens behaupten — wir sahen, wie viel auch in der Zeit dahin drängt — so gibt es keinen anderen Weg als eine schärfere Scheidung, ein weiteres Auseinandertreten einer ursprünglichen Entwicklung geistigen Lebens bei uns und einer eigenthümlichen Art und Lage des Menschen. — Die geistigen Vorgänge können sich nicht zu einer eignen Welt zusammenschließen und eine selbständige Bahn verfolgen, sie können nicht unserem Leben einen Inhalt geben und unser Dasein erhöhen, wenn sie nicht mehr sind, als flüchtige Erscheinungen am empirischen Subject; vielmehr muß im Menschen ein Wendepunkt der Weltbewegung liegen, eine neue Ordnung der Dinge in ihm durchbrechen, die Wirklichkeit ein ursprüngliches Leben entfalten und zugleich ihre letzte Tiefe erschließen. Diese neue Ordnung bringt völlig neue Lebensformen: hier steht das Ganze vor dem Einzelnen und hat eine eigene Art des Wirkens; hier ist das Leben des Ganzen jedem Punkt gegenwärtig und läßt sich von ihm als seine Sache aneignen. Das eröffnet dem Menschen eine Befreiung von der Besonderheit bloß menschlicher Art, ein unmittelbares Miterleben des Alls, ein directes Interesse für die Güter der neuen Ordnung. Nun erkennt er in dem Ganzen seines Wesens große Probleme und wächst schon durch die Arbeit an ihnen zu einer aller bloßen Natur überlegenen Würde; nun erkennt er als das Grundverhältniß seines Lebens das zu seinem eignen geistigen Wesen, zu der in ihm durchbrechenden Geistigkeit, und es wird zur Aufgabe, dieses zu entwickeln, dahin alle Erfahrung zu versetzen und von da aus umzubilden.

Je mehr Tiefe aber das Menschenwesen durch solche Zugehörigkeit zu einer Geisteswelt gewinnt, desto größer wird der Abstand von seinem unmittelbaren Dasein, desto mehr erscheint eine geistige Lebensführung als ein hohes Ziel, dem die Menschheit nur in langsamer und mühevoller Arbeit näher rücken kann. Und diese Arbeit steht unter den Gesetzen der Erfahrung; hier üben die Umgebung und die Existenzbedingungen den mächtigsten Einfluß; hier kann nur eine allmälige Fortbewegung vom Kleinen zum Großen, vom Theil zum Ganzen, vom Aeußern zum Innern den Menschen an den Punkt bringen, wo er der Theilnahme an einem selbständigen Geistesleben fähig wird, und wo die Triebkräfte dieses Lebens zu seinen eigensten Interessen werden. Auf diesem Gebiet des Werdens hat die Wendung zur Erfahrung volles Recht, aber zugleich ist auch ihre Grenze deutlich erkennbar. Denn was immer die aufsteigende Bewegung, die Heranbildung des Menschen zur Geistigkeit, an Thatsachen und Gesetzen aufweist, das bleibt grundverschieden von den Thatsachen und Gesetzen des Geisteslebens selbst; der ganze Aufbau dieses Lebens ist das

ureigene Werk des Geistes. Die Bedingungen der Entwicklung des Menschen zur Geistigkeit zu den schaffenden Kräften der Geisteswelt erheben, das heißt diese in Wahrheit zerstören, das heißt zugleich den inneren Menschen endgültig verloren geben. Wird dagegen eine zwiefache Reihe und eine zwiefache Aufgabe anerkannt, so läßt sich Alles, was die Bewegungen unseres Jahrhunderts draußen und drinnen erschlossen haben, vollauf würdigen und doch eine Selbständigkeit des Geisteslebens und ein geistiger Gehalt unseres Daseins ohne Abzug aufrecht erhalten. Ja, die kräftigere Entfaltung der empirischen Reihe kann dann schließlich zur Stärkung des geistigen Lebens im menschlichen Kreise wirken, indem sie den ganzen Menschen und die ganze Menschheit in die Bewegung hinein zieht. Die Tiefe des Lebensprocesses und die Wahrhaftigkeit der Gesinnung kann dadurch nur gewinnen.

Gelangen der Art beide Reihen zu ihrem Recht, so ergibt sich ein Doppelantlitz des Menschenlebens: zugleich eine Größe und eine Kleinheit, eine Freiheit und eine Abhängigkeit, die unmittelbare Nähe und die weite Ferne der Geisteswelt, ein fester Besitz und ein unablässiges Suchen.

Aber was sich im allgemeinsten Entwurf glatt und einfach ausnimmt, das wird in der näheren Durchführung das schwierigste Problem. Jene Scheidung und zugleich stete Wechselwirkung beider Reihen verlangt eine Erhebung des Geisteslebens über die unmittelbare Daseinsform und das Spiel der seelischen Kräfte; ohne eine energische Zurückverlegung des Geschehens, ohne die Herausbildung einer überlegenen Einheit ist ein Gleichgewicht, ja Uebergewicht gegen die empirische Reihe unerreichbar. Dabei muß auch die wissenschaftliche Arbeit helfen; ohne ein kritisches Ueberlegen und Wegebahnen ist hier nicht vorwärts zu kommen[1]). Aber es sind das günstigsten Falls nur Vorbereitungen der Hauptsache; diese Hauptsache ist eine Erhöhung des Lebensprocesses selbst, ein festeres Einwurzeln und kräftigeres Aufgehen der geistigen Thatsächlichkeit im menschlichen Kreise. Wir bedürfen eines größeren Lebens, in dem sich die Erfahrungen des bloßen Menschen in Erfahrungen, Kämpfe und Siege des Geisteslebens und von dort auch wieder in unsere Erfahrungen verwandeln; wir bedürfen eines Zusammenschlusses der uns zugänglichen Vernunft, um sie in den Kampf gegen die Unvernunft zu führen, da sich einmal unsere Wirklichkeit unmöglich ganz in reine Vernunft verwandeln läßt; wir bedürfen einer größeren Nähe und Eindringlichkeit des geistigen Processes, damit der Mensch sein eignes Wesen darin finde und eine innere Einigung mit ihm vollziehe, zugleich aber seinen Sinn schärfe für die Unterscheidung von Wahrheit und Schein, einer echten Substanz und täuschender Surrogate der Cultur; wir bedürfen mit Einem Wort eines neuen Aufschwunges des Geisteslebens.

Ein solcher Aufschwung kann nicht aus der trägen Routine des Alltags hervorgehen; auch ist er nicht ein Werk allmäliger Ansammlung. Ihn können nur große Augenblicke bringen, wo die Probleme der geistigen Selbsterhaltung einmal wieder alle anderen Sorgen zurückdrängen und den ganzen Menschen

[1]) Unsere eigenen Ueberzeugungen hinsichtlich dieser Fragen sind näher dargelegt in dem „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“ (Leipzig 1896).

mit leidenschaftlichem Verlangen erfüllen, wo ein ursprüngliches Leben hervorbricht wie ein neuer Morgen, alles Verwelkte, Verwickelte, Halbwahre hinter uns versinken läßt, mit seiner feurigen Gluth die starren Massen in Fluß bringt und der Geisteswelt des menschlichen Kreises eine feste und klare Gestalt schmiedet. Die Werkzeuge solchen Schaffens sind nicht die Vielen, sondern einzelne, durch solche Aufgabe zur Größe erhobene Persönlichkeiten, in denen die Nothwendigkeit der weltgeschichtlichen Lage zur eignen wesenerfüllenden That wird, und in denen Ewigkeit und Augenblick den engsten Contact eingehen. Nur solche Schöpfungstage können das Unsichtbare gegenwärtig und das Unmögliche selbstverständlich machen; nur sie geben ein sicheres Wandeln auf dem Meere des Zweifels, nur sie können neue Anfänge setzen.

Aber auch in Zeiten der Vorbereitung größerer Dinge läßt sich für die Aufgabe des inneren Menschen arbeiten, läßt sich namentlich für die nothwendige Richtung des Strebens wirken. Es gilt, seine Zersplitterung, die eigenwillige Absonderung einzelner Interessen und Gebiete abzuwehren und aus der zerstreuenden Mannigfaltigkeit der einzelnen Fragen eine große allumfassende Frage herauszusehen; es gilt, die weitverbreitete Halbheit zu bekämpfen, welche innere Güter, wie Moral und Religion, vertheidigt, ihren Hauptwerth aber in die Verbesserung der gesellschaftlichen Lage setzt und so doch wieder das Geistesleben den menschlichen Interessen unterordnet; es gilt vor Allem die Auflösung einer lähmenden Unklarheit bei einer Fundamentalfrage, die schlechterdings keine Unklarheit verträgt. Das ist die Frage der Stellung und Gültigkeit des geistigen Lebens. Ist es bloß ein Vorgang am empirischen Menschen, ein Erzeugniß der menschlichen Culturarbeit, daher auch ein bloßes Mittel für unser Glück, oder vollzieht sich in seinem Werden und Wachsen eine innere Bewegung des Weltprocesses, das Hervorgehen einer neuen Stufe der Wirklichkeit, und ergibt seine Mittheilung an den Menschen ein neues Leben und Schaffen jenseit der Kleinheit dessen, was sonst Glück heißt? Das ist ein Entweder — Oder ohne alle Uebergänge und Zwischenformen. Trotzdem zögert die Mehrzahl auch Derer, welche das Erste abweisen, sich für das Zweite zu entscheiden. Ein Mangel an Intuition und Initiative verpönt eine Wendung zum Princip; er stempelt die Anerkennung einer Selbständigkeit des Geisteslebens, so klar und selbstverständlich sie inmitten des geistigen Schaffens ist, zu einem vermessenen Wagstück. Es verbleibt dann ein trübes Zwielicht der Halbheit, dieser Todfeind aller kräftigen Leistung. So gilt es vornehmlich an dieser Stelle eine deutliche Scheidung der Geister, eine Austreibung alles unsicheren Schwankens. Der Mattherzigkeit in geistigen Dingen, dem weichlichen Epikureismus der Lebensführung, der Liebedienerei gegen den bloßen Menschen, wie sie unsere Zeit durchdringen, ist gewachsen lediglich ein mannhaftes, in sich selbst befestigtes, innerer Zusammenhänge sicheres, geistiger Güter frohes Streben; dieses aber hat keine Wurzel und Kraft ohne die Begründung in einem selbständigen Geistesleben. Nur von ihm aus läßt sich der innere Mensch aus allen Hemmungen retten und auch die reiche Arbeit unseres Jahrhunderts an der Erfahrung in einen Gewinn für die Innerlichkeit verwandeln.

Beiträge zu Heine's Biographie.

Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters.

Von

Ernst Elster.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

V.

Schließlich liegen mir noch einige ungedruckte Briefe Heine's an seinen Bruder Maximilian vor, die mir durch die Güte des Herrn Karl Meinert in Dessau zur Verfügung gestellt worden sind, jenes kunstsinnigen Sammlers, der mich schon bei der Herstellung meiner Ausgabe von Heine's Werken durch Entleihung seiner werthvollen Handschriften des Dichters freundlich gefördert hat. Während es in Heine's Briefen an scharfen Bemerkungen über Gustav, den älteren seiner beiden Brüder, den Begründer des „Wiener Fremdenblattes", nicht fehlt, äußert er sich über Maximilian stets mit brüderlicher Liebe. Dieser war zehn Jahre jünger als der Dichter (geb. 1807) und erwarb sich als Arzt in Rußland eine geachtete Stellung; er starb 1879 in Berlin. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind am bekanntesten die „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie" geworden (Berlin 1868), ein Buch, das manches werthvolle Material darbietet, aber, wie wir bald sehen werden, auf Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben kann. Max Heine haben wir es zu verdanken, daß von dem Bruchstück der uns erhaltenen „Memoiren" Heine's zu Anfang noch einige gewiß nicht uninteressante Blätter vernichtet worden sind, und wer seinem Treiben und Gebahren mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann über die Gründe seines Thuns nicht im Zweifel sein. Max wollte nämlich immer den vornehmen Mann herausbeißen und ebenso seine Familie als eine hocharistokratische hinstellen, als einen Kreis erlesener Menschen, in dem ein Jeder durch Reichthum, Ansehen oder Geist hervorragte. In der That hatten und haben es die Heines ja sehr weit gebracht: Onkel Salomon hinterließ etwa dreißig Millionen Mark Banco, Bruder Gustav brachte es auch zum Millionär, und überdies zum Baron, die Tochter von der Schwester Charlotte heirathete

sogar einen Fürsten, den Principe della Rocca; auch Charlottens Sohn, der uns vor einigen Jahren die Familienbriefe Heine's mitgetheilt hat, ist Baron. Selbst Heine's Mutter, die brave, einfache Frau, erhielt einen merkwürdigen Adel; ihre Vorfahren lebten in Geldern, und sie nahmen zu der Zeit, als die Israeliten noch keine Familiennamen besaßen, den Ortsnamen zu ihrem Vornamen hinzu, also z. B. Simon van Geldern war ein aus Geldern gebürtiger Mann Namens Simon. Allmälig wurden diese Ortsnamen als Familiennamen rechtlich angenommen, so bereits von Heine's Mutter; sie hieß Peira van Geldern — dieser Name wurde später in Betty von Geldern aristokratisirt, und so war denn auch die gute Mutter mit dem unentbehrlichen vornehmen Air versehen worden. Max Heine schreibt in den Erinnerungen: „Unser Vater . . . kam in seinem Kriegsleben auch nach Düsseldorf, wo er in dem Hause der am Rheine sehr bekannten Familie von Geldern Quartier fand." Diese Vorliebe für Alles, was glänzt und gleißt, die natürlich auch in dem Weltruf Heinrich's die höchste Befriedigung fand, scheint in der Familie Heine stark ausgeprägt gewesen zu sein, und auch Max war von ihr beherrscht. Sie wird ihn zweifellos zu der frechen Verstümmelung der „Memoiren" Heine's veranlaßt haben: denn der Dichter hat hier höchst wahrscheinlich zu Anfang seiner jüdischen Abkunft gedacht und der Einflüsse, die er durch die Religion seiner Väter erfahren hatte. Von den 147 Foliobogen des Memoiren-Manuscripts hat Maximilian 26 zerstört, und ferner hat er drei Zeilen herausgeschnitten, die über Therese Heine handelten — die 26 Bogen enthielten offenbar Angaben, die dem vornehmen Herrn nicht paßten, und über den Inhalt jener drei Zeilen kann auch schwerlich ein Zweifel obwalten, nachdem durch zahlreiche Indicien erwiesen worden ist, daß Heine's tiefstes und folgereichstes Herzenserlebniß in seiner Liebe zu Therese zu erblicken ist.

Dies Alles erwähne ich hier nur, um den Adressaten zu charakterisiren. Sobald sein Trieb, sich und seine Familie zu vornehmer Bedeutung herauf zu schwindeln, ins Spiel tritt, ist ihm Alles gleichgültig. Ja, wir werden sehen, daß er alsdann vor einer ganz gemeinen Fälschung nicht zurückschreckt. Im Uebrigen war Maximilian offenbar nicht ohne einige liebenswürdige Züge. Er war ein Lebemensch wie sein Bruder Harry. Der naive Leichtsinn des Vaters scheint in beiden fortgewirkt zu haben, während Gustav wohl mehr von dem praktischen, sich den Umständen geschickt anschmiegenden Ehrgeiz der Mutter besaß. Max hatte ein großes Herz, worauf auch die Provenienz der neu aufgefundenen an ihn gerichteten Briefe Heinrich's deuten soll; gleichwohl lautet die Zueignung der vorhin erwähnten „Erinnerungen", die er veröffentlicht hat: „Der so warmen Verehrerin des Dichters, meiner innigstgeliebten Frau, Henriette von Heine, sind diese Blätter in treuester Gesinnung gewidmet." Die übermüthige Lebenslust seines Bruders hat Heine selbst in derben Versen geschildert:

Max! Du kehrst zurück nach Rußlands
Steppen, doch ein großer Kuhschwanz
Ist für Dich die Welt: Plaisir
Bietet jede Schenke Dir.

Du ergreifst die nächste Grete,
Und beim Klange der Trompete
Und der Pauken, dum! dum! dum!
Tanzest Du mit ihr herum ꝛc. ꝛc.

Das sind die Hauptzüge Maximilian's: Vornehmthuerei um jeden Preis, vor Allem auch um den Preis der Wahrheit, auf die es ihm gar nicht ankommt, und rücksichtsloser Lebensgenuß! Ließ man ihm in dieser Hinsicht Fünfe gerade sein, so war er vielleicht das, was man einen „guten Kerl" nennt.

Mit seinem berühmten Bruder verband ihn innige Liebe. Er war stolz auf ihn, und Heinrich war glücklich, bei Max Verständniß in seinen vielfältigen Bedrängnissen zu finden. So schreibt er ihm einmal (am 10. Mai 1848): „Könnte ich nur bei Dir sein! Ich hätte, als ich noch transportable war, mich zu Dir nach Petersburg bringen lassen sollen! Wie oft in der Nacht rufe ich Deinen Namen, und meine Frau, die über mir schläft, erzählt des Morgens, daß ich wieder so sehr nach Max gejammert. — Du bist in der That mein einziger Freund in der Welt, und Deine thätliche Liebe gewährt mir den süßesten Trost." Solcher Aeußerungen finden sich mehrere. Und vor Allem war Max der Anwalt des Dichters im Hause des Onkels Salomon, des polternden Paschas zu Hamburg, und auch später stand er ihm mit Rath und That bei in den Verhandlungen mit Salomon's Sohne, Karl Heine.

In diese Zeit fallen unsere Briefe. Der elende Erbschaftsstreit, eines der schmutzigsten Ereignisse, von denen die neuere Literaturgeschichte Kenntniß zu nehmen hat, war äußerlich zu Ende geführt: der reiche Vetter Karl Heine gewährte dem Dichter eine Pension von 4800 Francs; ja, er ließ sich Ende 1848, als es Heinrich ganz besonders schlecht ging, bewegen, ihm noch eine außergewöhnliche Zuwendung zu machen. Er ließ in Paris Schulden Heine's im Betrage von 5000 Francs „in verdrießlich directester Weise" bezahlen und erhöhte die „Pension" für das Jahr 1849 um 3000 Francs, so daß sie also 7800 Francs betrug. Dagegen lehnte er es ab, an Max Heine eine Schuld des Dichters im Betrage von 2000 Francs abzutragen, „weil der Gläubiger in St. Petersburg, wie er von ihm selber wisse, dieser Summe nicht bedürftig sei und vielmehr in den blühendsten Umständen sich befinde". Diese 2000 Francs, die Heine in seinem Briefe vom 12. September 1848 von Max Heine erbeten hatte und kurz darauf von ihm erhalten haben dürfte, spielen in den folgenden Briefen eine große Rolle.

Der älteste von ihnen, der bis auf das „3ten" im Datum und die Unterschrift „Dein armer Bruder H. Heine" dictirt ist, hat folgenden Wortlaut:

Paris den 3ten Mai 1849.

Liebster Max!

Das beiliegende Blatt ist ein Brief an Dich, den ich etwa vor 5 Monaten schrieb, oder vielmehr schreiben ließ, und den ich nicht an Dich abschickte, von Tag zu Tag hoffend, in einem Postskriptum meinen verbesserten Zustand oder sonst eine erfreuliche Nachricht melden zu können. Leider aber war das nicht möglich. Meine Lage verschlimmerte sich bis zum unleidlichsten und zu solcher Berichtung an Dich

fühlte ich noch viel weniger Lust und Trieb. Jetzt geht es mir etwas besser, und obgleich ich noch immer ganz entkräftet zu Bette liege und Tag und Nacht von den fatalsten Contractionen gepeinigt werde, so glimmt doch wieder manchmal etwas Lebenshoffnung in mir auf. Ich wünsche mir freilich den Tod, und er wäre gewiß für mich eine Wohlthat, da ich nur momentane Schmerzlinderung erwarten darf, im Uebrigen aber als ein unglücklicher Krüppel vegetiren müßte; aber ich möchte noch einige freie Lebenstage gewinnen, um Geschäfte zu ordnen, die mir schwer auf dem Herzen liegen. Von letzteren will ich Dich nächstens einmal unterhalten, in Deinem treuen Herzen Rath suchend. — Ich wohne jetzt rue d'Amsterdam No. 50, wohin Du Deine Briefe adressiren kannst. Es ist ein kleines Loch, sehr lärmig, was meinem Nervenzustand wenig zuträglich ist, und das ich leider aus übertriebener Oekonomie gewählt habe. Aufs Land werde ich nicht ziehen, ebenfalls um mich nicht in neue Kosten einzuschiffen; auch bin ich gewiß nicht transportable und an eine Uebersiedelung nach Deutschland ist am allerwenigsten zu denken. — Mit Erstaunen würdest Du erfahren, wie wenig Karl's Benehmen gegen mich Deinen Hoffnungen entsprach. Er ist gar nicht zu mir gekommen und mit den Geldesauszahlungen sind die widerwärtigsten Messerchen verbunden gewesen; er hat mir damit einige Stiche versetzt, die meinem jetzigen Zustand tödtlich seyn konnten und gewiß auch zur Verschlimmerung meines Zustandes in diesem Winter viel beitrugen. Daß er die 2000 francs, als deren Creditor ich Dich nannte, nicht gezahlt hat, hat mich um so mehr gewurmt, da ich meine Dummheit hierbei in ihrem höchsten Glanze sehe. Ich hoffe jedoch, daß ich ihm diese 2000 fr. unter einer andern Form abnöthige, indem ich ihm, wenn er wieder hier ist, wissen lasse, daß ich diese Summe bei einem Dritten geborgt habe, um sie Dir zurückerstatten zu können. Doch würde ich Dir vorher deshalb schreiben, schon um zu wissen, ob Karl sich nicht gegen Dich in Bezug auf jene 2000 fr. geäußert hat. Oder sage Du mir von Deiner Seite was hier redressirend zu thun wäre. — Ich habe dieser Tage eine Berichtigung nach der Allgem. Zeitung geschickt, die, wie ich höre, schon abgedruckt seyn soll; im Fall sie Dir zu Augen kommt, wirst Du zwischen den Spalten das unausgesprochene zu lesen verstehen. Es war eine wahrhaft nothgedrungene Publikation, denn täppische Freunde bedrohten mich mit einer Kollekte. Ich Unglückseliger muß sogar meine Nöthen verhehlen. — Du hast keinen Begriff davon, wie viel Fatalitäten auf mich einstürmen, und wie das Unerhörteste passirt, um mich rasend zu machen und doch behalte ich dabei den Kopf klar und das Gemüth ruhig. Nur meine Heiterkeit ist dahin, da ist ein schöner Tempel zerbrochen worden und Ihr habt (Du weißt auf wen sich das Ihr bezieht) um solche Missethat zu sühnen, manche Kirche oder Synagoge zu bauen nöthig!

Von Hamburg habe ich in der letzten Zeit wenig Erfreuliches erfahren. Unser armes Lottchen hat einen großen Verlust erlitten. Das kleine Mädchen, unsere verstorbene Nichte, war das liebenswürdigste Eichhörnchen, voll Geist, Gemüth, Geschenkigkeit und Eulenspiegelei. Ich verlor hier eine der begabtesten Leserinnen, und als meine letzte Gedichtesammlung erschien, bemerkte sie ganz richtig: „Daß der Onkel das Wort K—ckstühlchen gebraucht hat, das ist ganz neu, und das hat noch kein anderer gewagt." Die Kleine wird sich wundern, wenn sie den Onkel bald ankommen sieht im Himmel; denn daß es einen Himmel giebt, liebster Max, das ist jetzt ganz gewiß seit ich dessen so sehr nöthig habe bei meinen Erdenschmerzen. — Leb wohl, mein theurer Bruder, der Gott unserer Väter erhalte Dich. Unsere Väter waren wackere Leute: sie demüthigten sich vor Gott und waren deshalb so störrig und trotzig den Menschen, den irdischen Mächten, gegenüber; ich dagegen, ich bot dem Himmel frech die Stirne und war demüthig und kriechend vor den Menschen — und deßwegen liege ich jetzt am Boden wie ein zertretener Wurm. Ruhm und Ehre dem Gott in der Höhe! Dein armer Bruder

H. Heine.

Der Erklärung bedürfen diese Zeilen nur wenig. Die Redensart „Messerchen geben" oder bloß „Messerchen", die mir nicht geläufig ist, kommt in Heine's intimen Briefen häufiger vor. Sie scheint von einer religiösen Ceremonie, die an allen israelitischen Knaben vollzogen wird, ihren Ausgang genommen zu haben; so schreibt Heine einmal: „Ich träumte von unserem seligen Vater und seinem naiven Unmuthe, als man ihm bei der bewußten religiösen Ceremonie kein Messerchen gegeben hatte . . ." Allmälig aber hat „Messerchen geben" bei Heine zweifellos die Bedeutung von „hinterlistige, kleine Stiche versetzen" angenommen. In diesem Sinne erscheint die Wendung oft bei ihm, und so auch oben in den Worten: „Mit den Geldesauszahlungen sind die widerwärtigsten Messerchen verbunden gewesen"; in einer ungedruckten Stelle eines Briefes vom 5. August 1837 heißt es: „Ich habe sehr Vielen ein Messerchen gegeben, Manchen auch ein Challaf, ein Guillotinenbeil." Challaf ist das hebräische Wort für Messer und bedeutet insbesondere das Schächtmesser. — Die von Heine erwähnte „Berichtigung", vom 15. April 1849 datirt und am 25. in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt (in meiner Ausgabe der Werke, Bd. VII, S. 537), erörtert den Gesundheitszustand „aus authentischer Leidensquelle", sowie die Vermögensverhältnisse des Dichters, beides der Wahrheit entsprechend, bis auf die Versicherung, „daß die „Pension" „immer richtig, bei Heller und Pfennig, ausgezahlt" worden sei; sie wurde vielmehr sehr unrichtig, d. h. erst auf Grund unerhörter Drohungen in der Presse, verabfolgt. Auch auf diese Erklärung hat der todtkranke Dichter die größte stilistische Sorgfalt verwendet, und es gelingt ihm jene eigenthümliche Mischung von Sentimentalität und Scherz, die eine besondere Spielart des Humors bildet. So schreibt er: „In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte" u. s. w. — Die Nichte, deren Tod Heine erwähnt, war die jüngste Tochter seiner noch lebenden Schwester Charlotte Embden; sie war im März gestorben, und am 29. d. M. hatte Heine seiner Schwester bereits rührende Worte des Beileids ausgesprochen: „Liebes Lottchen! Dein Brief hat mich tief erschüttert, und ich habe seitdem geweint und wieder geweint, so daß ich heute fast gar nicht sehen kann. Nur ein Wort zum Trost: sterben ist kein Unglück, aber Jahre langes Leiden, ehe man es dahin bringt zu sterben — Jahre langes Leiden! Glücklich sind die, welche schnell fertig werden: Per acquit, wie mein Väterchen sagte, und man dreht sich herum und schläft ein, und Alles ist bezahlt." Und an seine Mutter schrieb er: „Ich, der ich jetzt so leicht zu erschüttern, bin durch diese Nachricht acht Tage krank geworden — eine Krankheit in der Krankheit!" — Die „Gedichtesammlung", die Heine in dem Briefe an Max erwähnt, sind die 1844 erschienenen „Neuen Gedichte", wo sich der kräftige Ausdruck, den das kleine Mädchen als „neu" in der Poesie empfand, in der 12. Strophe des dritten Tannhäuser-Liedes findet. — Am interessantesten ist das religiöse Bekenntniß zu Ende des Briefes; es enthält zwar nichts, was wir nicht bereits anderweit von Heine erfahren hätten, aber es ist so zugespitzt, so

rücksichtslos deutlich in der Hochhaltung des Glaubens seiner Väter, den er doch vor Jahren längst überwunden zu haben wähnte, daß man unwillkürlich an jene große Zahl bekehrter Heiden erinnert wird, die in der Stunde der Noth und Gefahr rettungslos ihren alten Göttern wieder verfallen. Und noch eins ist an diesem Bekenntniß bemerkenswerth: es zeigt uns, woran kein Verständiger zweifeln konnte, daß den Dichter seine „Erdenschmerzen" zum Himmel zurückgeführt haben. Im Nachwort zum „Romancero" will er das allerdings nicht Wort haben; dort schreibt er (Bd. I, S. 485): „Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich" u. s. w. Es wäre Unrecht, an diesem „himmlischen Heimweh" zu zweifeln, aber daß Krankheit und Noth den ersten Anstoß dazu gegeben haben, kann ebenso wenig bestritten werden.

Der nächste Brief handelt wieder fast nur von Geld und von den fortgesetzten Zerrereien und Zänkereien mit dem freigebigen Vetter Karl. Vor Allem die 2000 Francs ließen dem Dichter keine Ruhe; er ärgerte sich, daß er so dumm gewesen war, einzugestehen, daß Bruder Max sein Gläubiger sei, und daß Karl mit Fug und Recht antworten konnte: Wenn *der* es ist, der Dir so nahe steht, viel näher als ich, und der das Geld obendrein gar nicht gebraucht — warum soll ich denn da, der ich ohnehin so viel gebe, auch noch die 2000 Francs herausrücken? Dies Recht und diese Logik Karl's war so zweifellos, daß Heine es sich nicht verzeihen konnte, Karl den wahren Sachverhalt mitgetheilt zu haben. Er schrieb daher bereits in dem eben mitgetheilten Briefe vom 3. Mai 1849, er hoffe, Karl die 2000 Francs „unter einer anderen Form" wieder „abzunöthigen". Lange hat er hierüber nachgesonnen; endlich wurde der Schlachtplan am 9. Januar 1850 dem Bruder in Petersburg mitgetheilt oder zunächst nur angedeutet, und mit Bedauern erkennen wir's, daß hierbei auch der Dichter vor einer bewußten Unwahrheit nicht zurückschreckt. Er schreibt nämlich an Max: „Als vor ungefähr zwei Jahren Grätsch hier war und derselbe in meinen Angelegenheiten mit dem jungen Re Aaron sprechen mußte, fand ich es nützlich, zu simuliren, als ob mir Grätsch 2000 Franken geliehen hätte, was, wie Du begreifst, eine bloße Simulation war, deren momentane Nützlichkeit zu weitläufig vor Dir zu entwickeln. Das junge Fatum glaubt gewiß an eine solche Schuld, und er wird es gewiß begreiflich finden, daß Du auch diese für mich bezahlt habest, und ich Dir 4000 Franken schuldig sei." — Grätsch ist der russische Journalist Nicolaj Iwanowitsch Gretsch (1787—1867), ein Freund von Max Heine. Heinrich erwähnt ihn zuerst in einem Briefe an den Bruder vom 5. August 1837. Allerdings ist in den gewöhnlichen Drucken dieses Briefes kein Wort über Gretsch enthalten; ich ergänze vielmehr die Notiz aus der Originalhandschrift, die mir wiederum durch die Güte des Herrn Karl Meinert zugänglich geworden ist. Es heißt hier: „Deinen Hofrath Gretsch habe ich in Paris nicht gesehen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß er dem „Journal

des Desbats" und der „Revue des deux mondes" Artikel über Rußland schicken wird (versteht sich günstige), für deren Aufnahme er noch besonders bezahlen wird. Er besticht die Presse auf Ordre und Rechnung der russischen Regierung. Bey mir wär er schlecht angelaufen, wenn er mir mit dergleichen Offerten gekommen wäre." Ferner erwähnt ihn Heine in einem Briefe vom 18. September 1843 und schreibt, daß er ihn in Paris gesprochen habe. Seitdem müssen die Beziehungen zwischen beiden Männern doch wohl ziemlich vertraute geworden sein; denn höchst wahrscheinlich war Gretsch in die von Heine gegenüber dem Vetter Karl geäußerte Lüge eingeweiht — er, Heine, habe von Gretsch 2000 Francs entliehen. Höchst wahrscheinlich ist dies deshalb, weil Gretsch zu gleicher Zeit mit Karl über des Dichters Vermögensverhältnisse in Verhandlung stand: es mußte dabei doch ohne Frage auch dieser Schuldposten erwähnt werden. Wenn aber Gretsch und Heine in Compagnie logen, so läßt dies auf eine nicht geringe Vertrautheit der beiden schließen. — Unverständlich werden dem Leser in der erwähnten Briefstelle die Ausdrücke „Re Aaron", d. h. Rebbe Aaron, und „das junge Fatum" sein — unter beiden Bezeichnungen ist Karl Heine verstanden. Der Dichter schreibt an Max am 9. Januar 1850: „Du hast den Alten (Salomon Heine) einst das Fatum genannt, jener sein Sohn ist wieder etwas derart, obgleich er seiner äußeren Erscheinung nach nur . . . ist." Der Ausdruck „Fatum" begegnet uns in Heine's Briefen jetzt öfter: wir müssen bedenken, daß Heine dictirte und seinem Secretär nicht alle Karten aufdecken wollte; allem Anschein nach ist es eine nur äußerlich humoristisch gemeinte Wendung, durch welche die Brüder die Hamburger Geldsäcke als ihr Fatum, ihr Schicksal bezeichneten. — Heinrich macht in dem nachfolgenden Briefe nun Ernst mit seinem unsauberen Plan: er räth Max, an Karl Heine zu schreiben, daß er auch für eine Schuld an Gretsch im Betrage von 2000 Francs aufgekommen sei; die vor zwei Jahren geäußerte Unwahrheit, daß Gretsch die Summe vorgestreckt habe, wird also aufrecht erhalten und durch die neue, daß Max die Schuld bezahlt habe, unterstützt. Begreiflich, daß Heine schreibt, die Noth zwinge ihn, den „Ekel zu überwinden", auf solch' „indirectem Wege" zum Ziele zu gelangen.

Wenn die Verehrer des Dichters mit Schmerzen erkennen, auf welche Abwege sein schwacher, schwankender Charakter gerathen konnte, so werden sie durch die zweite Partie des Briefes getröstet, ja gerührt werden. Und ich meine, deutlicher kann man's bei keiner Gelegenheit sehen, wie unberechenbar und räthselhaft die Seele Heine's war. Dem verhaßten Vetter, dem „knickrigen Vollsack" gegenüber scheute er vor einem Betruge nicht zurück, und der Mutter und Schwester, die er beide innig liebte, beweist er eine rücksichtsvolle Selbstlosigkeit, die das Maß dessen, was man auch von einem ehrenwerthen Menschen erwartet, überschreitet. Des Räthsels Lösung liegt darin, daß Heine im Guten wie im Bösen nur seinem Triebe, nur dem „Gefühl", wie man zu sagen pflegt, folgte, und diese Eigenthümlichkeit seines inneren Lebens hängt in letzter Linie mit dem Besten, was er besaß, mit seiner dichterischen Begabung, zusammen, was aber genauer darzulegen hier zu weit führen würde. — In dem folgenden Briefe nimmt er auf eine frühere Verabredung Bezug, wonach

die spärliche Erbschaft der Mutter einmal ganz und gar ihrer am meisten bedürftigen Tochter, Charlotte Embden, zufließen sollte. Der Brief, in dem Heine der Mutter diesen Vorschlag macht, ist vom 28. August 1847 datirt und längst gedruckt worden, jedoch ungenau und unvollständig, und ich bin in der Lage, ihn nach dem Herrn Karl Meinert gehörigen Original zu berichtigen. Es heißt dort unter Anderem: „Du mußt nach meiner Ansicht und nach meinem Rathe die ganze Summe meiner Schwester lassen, wenn Du ihr nicht doppelt wehe thun willst. Mein weib- und kinderloser, in Amt und Glück stehender Bruder Max ist versorgt, wohl versorgt, und auch ich hab bis an mein Ende genug zu leben; auch für meine Frau ist gesorgt, und [sie] ist schon dadurch beglückt, daß Du sie liebst; hier kann also von keinem Opfer die Rede seyn." So weit hatte Max den Brief in seinen Erinnerungen ziemlich genau abgedruckt. Dann aber fährt er fort: „Sei überzeugt, auch Gustav hat dies Geld ebenso wenig nöthig wie ich und Max" — der Wortlaut des Originals ist aber wesentlich abweichend, und zwar wie folgt:

Daß Lottchen und Gustav nichts mit einander zu theilen haben dürfen, wird Dir die Klugheit wohl sagen, und ich muß es Dir dringend ans Herz legen, daß Du an Gustav kein Wort sagst, wenn Du nicht durch Geldinteressen sowohl ihn als Lottchen verzwisten willst. Sey überzeugt, er hat das Geld eben so wenig nöthig wie ich und Max, und Du darfst, aus Achtung für sein Herz, doch nicht bestimmt annehmen, daß er minder großmüthig seyn würde als wir anderen. Das Beste und Sicherste ist aber, daß Du ihm gar nichts sagst.

Der Schluß des Briefes lautet: „Das ist mein Wunsch und mein Rath, die beide um so mehr Gewicht haben dürften, da ich der Aelteste meiner Geschwister bin, und mein Wort Dich jeden Falls gegen Dich selbst beruhigen darf. — Nun, thue, was Du willst, und laß mich nichts mehr von dieser Angelegenheit hören." Bedenkt man, daß Heine zu dieser Zeit (1847) sowohl als später (1850), da er den nachfolgenden Brief schrieb, selbst in ärgster Bedrängniß war, so wird man die liebevolle Rücksicht, mit der er der Mutter einen Wechsel von 1000 Francs dankend zurückschickt, nicht gering anschlagen. — Doch es ist Zeit, daß wir ihm selbst das Wort ertheilen. Der Brief rührt bis auf die mit zitternder Hand geschriebenen Schlußworte „H. Heine. 50 rue d'Amsterdam", von des Dichters Secretär her — es war damals kein Geringerer als der später so bekannt gewordene Karl Hillebrand.

Paris, den 22sten März, 1850

Liebster Bruder,

Der beiliegende Brief enthält, in so weit er meinen Gesundheitszustand und meine Lage betrifft, die lauterste Wahrheit; nur die Färbung ist düsterer, als sie sein würde, wenn er nur für Dich geschrieben wäre; er ist dazu bestimmt, daß Du ihn an den jungen Fatum überschickst, wozu ich Dir folgende zwei Vorwände vorschlage: Du schreibst ihm nämlich, Du hieltest es für Deine Pflicht, ihn von meinem wahren Zustande in Kenntniß zu setzen und bätest ihn dringend, durch eine sichere Person die Isolirtheit meines Zustandes konstatiren zu lassen und eine solche sichere Person auch zu beauftragen, mich schlimmsten Falles zu überwachen. Es sei hier keine Geldfrage im Spiele, wie denn leider mit Geld nicht mehr zu helfen sei und

höchstens einige kleinere Erleichterungen verschafft werden könnten. Du dankst ihm, daß er in dieser Beziehung schon so großmüthig gehandelt und seinen gerechtesten Unmuth überwunden habe; ein Messerchen. Dann sagst Du ihm, Du habest mir auf's Dringendste verboten, Dir wieder über die 2000 Franken zu reden, die Du mir von freien Stücken überschicktest und in keinem Falle auch mir Sorge zu machen ob einer Zurückzahlung der anderen 2000 Franken, die Du für mich an Gretsch (den Namen mußt Du ganz ausschreiben) bezahlt hast; Du könnest solche entbehren und Dein letzter Sou stünde zu meiner Disposition. Aber bei Erwähnung dieser Schuld in meinem Briefe an Dich hätte ich mich in Bezug auf ihn, den jungen Fatum in einer dunklen Weise geäußert, die Dich sehr beunruhigt und bekümmert habe. Du hoffst, daß hier von meiner Seite ein Mißverständniß stattfände und betheuerst ihm, wie sehr es Dich schmerzen würde, wenn Du seine frühere Gunst verloren hättest, ohne Dich irgend einer Schuld bewußt zu sein; wir lebten leider in einer Zeit der Verklatschung, sagst Du, wo die edelsten Herzen von einander gerissen werden, und Mancher an einem solchen Riß verblutet, wie z. B. Dein armer Bruder ꝛc. ꝛc.

Nichtwahr, liebster Max, auf einem solchen Wege gelangen wir zu dem Resultate, daß ich Dir unlängst in meinem Briefe als möglich bezeichnet. Wenn er nicht der größte Lump ist, erfüllt er wenigstens sein Versprechen in Bezug der 2000 Frs., die er mir vorenthalten — und die ich Dir jetzt wieder auf's Neue abgenommen hätte. Die verteufelte Kostspieligkeit meiner Krankheit ist so groß, daß ich den Ekel überwinden muß, durch jenen indirekten Weg dem knickrigen Vollsack einen elenden Zehrpfennig abzugewinnen und den Einfluß seiner Umgebung, die mir auch diesen mißgönnt zu neutralisiren. Es ist entsetzlich, daß ein Mensch in meinem Zustande noch von Geldsorgen gequält sei, aber mein fataler Stern hat mir alle Ressourcen, auf die ich zumeist rechnen konnte ausgetrocknet. Den größten Kummer hatte ich dieser Tage in solcher Beziehung. Denk' Dir, sei es der Instinkt der mütterlichen Liebe, der mehr ahndet, als er weiß oder glauben will, genug meine arme Mutter, die von der Bedeutung meiner Krankheit durchaus nicht unterrichtet ist, und die ich mit falschen Nachrichten sorgsam beruhige, die arme Frau schickte mir dieser Tage einen Wechsel von 1000 Frcs mit dem Wunsche, daß ich bei meiner Krankheitspflege Nichts vernachlässigen möge und lieber etwas mehr als wenig aufgehen lassen solle; so ungefähr äußerte sie sich. Du kannst Dir leicht denken, daß ich ihr den Wechsel unverzüglich zurückschickte mit der Versicherung, daß ich hinlänglich mit Geld versorgt sei; und dennoch hatte ich an jenem Tage einen sehr luftleeren Raum in meinen Finanzen. Wäre meine Krankheit zu heilen, so hätte ich wahrscheinlich das Geld angenommen, aber unter den jetzigen Umständen wäre es fast ein Betrug an der Liebe der Alten. Woher sie diese 1000 Franken nahm, kannst Du wohl errathen nach den Mittheilungen, die Dir etwa vor sechs Jahren von ihr gemacht worden, bei welcher Gelegenheit Du in großmüthigster Weise meinem Gutdünken Alles überließest. Damals war meine Absicht auf das bewußte Geld zu Gunsten meiner Schwester zu resigniren und ich habe auch Dir eine solche Resignation zugemuthet, damit Lottchen, die des Geldes mehr bedurfte, als wir, nicht inquietiert würde und Nichts zurückzugeben brauche, was doch nur mit sehr zögernder Hand geschehen würde und leicht zu Mißempfindungen Gelegenheit gäbe. Ich bin der Meinung, daß Lottchen jetzt mehr als früher des Geldes bedarf, bleibe daher bei meiner früheren Resignation und Dieses war noch ein andrer Grund, der mich antrieb, die 1000 Frcs zurückzuschicken. Es ist mir lieb, daß ich Dir hier zufällig über jene ältere Angelegenheit direkt meine Meinung sagen konnte. Ich glaube, die Glücksumstände in Hamburg sind nicht sehr brillant und zu meinen größten Kümmernissen gehört, daß der Alte, obgleich er es mir ganz bestimmt versprochen und mich ob meines liebenden Eifers sehr gerühmt hatte, dennoch nichts für Lottchen gethan.

Karl Heine ist jetzt in Paris; seine Hausnummer weiß ich nicht, doch rathe ich Dir ihm unter folgender Adresse zu schreiben: Monsieur Charles Heine, aux soins de MM Fould. Oppenheim, Banquiers à Paris. Schreib ihm gleich, damit ihn Dein Brief hier antreffe; er wird nämlich nicht lange hierbleiben: versiegele gut Deinen Brief; zögere nicht mit schreiben; Du verstehst mich. Und nun lebe wohl und schreib mir bald, denke drüber nach, wie mir zu helfen ist, denn ich fühle, daß ich nicht lange mehr von meinen eigenen Gedanken unterstützt werde. Ich bin schauerlich isolirt, und was Freunde im Unglück sind, das muß man selbst erfahren haben, um es glauben zu können. — Gustav führt große Klage gegen mich wegen meines Stillschweigens, aber ich fürchte mich vor ihm, er ist kapabel meinen Zustand zum Vorwande zu nehmen, um eine Reise nach Paris zu machen, obgleich er auch fähig wäre aus uneigennützigen und bloß brüderlichen Gründen hierher zu kommen.

Dein getreuer Bruder.
H. Heine.
50 rue d'Amsterdam.

Dieser Brief[1]) war kaum von Stapel gelassen, als neuer Aerger dem Dichter alle Fassung raubte. Wir haben gesehen, Karl Heine, das junge Fatum, hatte für das Jahr 1849 eine Erhöhung der Pension um 3000 Francs bewilligt; Heine erhielt während dieser Zeit vierteljährlich statt 1200 Francs die Summe von 1950 Francs. Diese höhere Summe war auch noch für das erste Vierteljahr 1850 gezahlt worden, und am 9. Januar schrieb Heine an Max: „Ob der Sohn des Rebbe Aaron auch in diesem Jahre eine Zulage von 3000 Franken mir zahlen wird, ist mir noch nicht genau erforschsam; doch glaube ich es aus einem günstigen Indicium." Aber es kam anders. Karl Heine's Bote überbrachte am 22. März 1850 nur 1200 Francs. Diese Nachricht enthält der folgende eigenhändige Brief des Dichters, der mit weichem Bleistift mühsam und zitternd zu Papier gebracht worden ist.

Liebster Max.

Kaum hatte ich meinen Brief an Dich auf die Post gegeben, als der Kassirer von Foulds mir für Rechnung von Carl Heine mein Trimestergeld brachte, aber diesmal 1200 Franks, anstatt der erwarteten 1950 Franks; da er mir nemlich den Zuschuß von dreymonatlichen 750 Franks nach Ablauf eines Jahrs also zum fünftenmahle zuletzt geschickt glaubt ich stillschweigend, daß er diesen Zuschuß mir bis zu meinem Tode immer fortlaufen lassen werde. Diese plötzliche Entziehung setzt mich zwar in der kläglichsten Verlegenheit, um so mehr da ich des Geldes nie knapper war als eben jetzt — aber die Emozion des Unwillens, die plötzliche Erschütterung, ist in meinem Zustande noch das Bedenklichste der Sache. Das ist ein äußerst fein Menchelender Streich. Vor etwa 15 Monath hat er mir einen ähnlichen Streich versetzt, indem er mir einen Brief den ich ihm geschrieben hatte, unerbrochen durch seinen Aaron Hirsch zurückschickte. Diese Beleidigung verschlimmerte plötzlich meine Krankheit aufs tödtlichste. Der dumme Junge! Und da liege ich im Krampfe mit gebundenen Beinen. Sein Weib und seine Schwiegermutter, die mir todtfeind sind, haben die Hand im Spiel. — Da ich nicht aufrecht

[1]) Der Eindruck, den die Handschrift macht, läßt sich leider im Druck nicht wiedergeben. Max Heine hat sich nämlich bemüht, die Stelle, daß es Lottchen finanziell schlecht gehe, und daß der Oheim Salomon ihr nichts hinterlassen habe, unleserlich zu machen — gleichwohl war noch jedes Wort zu entziffern. Dieses Bemühen ist für Max wieder charakteristisch: die unsaubere Intrigue gegen Karl und die Finte von Heine's Schuld an Gretsch ficht ihn nicht an, aber daß Lottchen in bedrängten Verhältnissen lebe, das sollte kein zweiter Leser des Briefes erfahren

sitzen kann und niemandem diese Schmerzen diktiren will u darf, so schreib ich mit Bleyfeder so gut es meine Blindheit und meine lahme Hand erlaubt, mit peinlichster Anstrengung. Aber ich eile Dir das Faktum zu melden damit Du weißt was Du jetzt an Carl zu schreiben hast. Dein unglücklicher Bruder Harry.

Der Brief ist schwer zu entziffern, und die Worte „Das ist ein äußerst fein Meuchelender Streich" sind nicht zweifellos richtig enträthselt. Das Datum des Briefes fehlt, aber dieses ist mit Sicherheit einzusetzen: es ist der 22. oder 23. März 1850. Am 23. dictirte Heine seinem Schreiber noch einen Brief, der auf den vorstehenden Bezug nimmt und gleichzeitig mit ihm abgeschickt wurde. Er ist vor einigen Jahren bereits gedruckt worden. Darin heißt es: „Ich hoffe, daß Du inliegenden Zettel lesen kannst; er setzt Dich au fait in der Hauptsache, auf die ich zurückkommen muß. Du darfst mit dem Schreiben nicht zögern, und dann mußt Du dem vieltheuren Mann die Nothwendigkeit ans Herz legen, in diesem Augenblicke wenigstens mit Geld nicht zu nörgeln und Alles beizutragen, wie etwa durch Geldopfer mein Zustand erleichtert werden kann . . . Bei diesem beständigen Krampfzustand afficirt mich die geringste Kleinigkeit, wie viel mehr also eine gemeine Insulte von filzigster Schnödigkeit, die mich an so viele Vergangenheitlichkeiten und ähnliche Vorfälle des Alten Testaments erinnert" u. s. w. Am interessantesten scheinen mir im obigen Briefe die Worte: „Sein Weib und seine Schwiegermutter, die mir todtfeind sind, haben die Hand im Spiel", interessant deshalb, weil sie auf eine Lücke unserer Kenntniß von Heine's Leben hinweisen. Frau Karl Heine war die Tochter eines Pariser Bankiers Fould-Furtado; wir wissen von ihr nur wenig, aber das Wenige ist unerfreulich. „An Wahnsinn . . . grenzt es," so schreibt Strodtmann, „daß Madame Heine, nachdem sie im September 1870 beim Herannahen der Preußen ihre Eigenschaft als Deutsche geltend gemacht hatte, um ihr Schloß Rocancourt bei Versailles dem Schutze der Occupationsarmee zu empfehlen, im Frühling 1872 den Befehl gab, das ihr durch Erbschaft zugefallene Landhaus Salomon Heine's in Ottensen bei Altona mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu einer wüsten Einöde verwildern zu lassen, die kein deutscher Fuß mehr betreten solle!" Außerdem wird sie nur einmal flüchtig in einem Briefe Heine's an seine Mutter vom 13. Juli 1844 erwähnt. Der Grund ihres Hasses gegen den Dichter ist noch nicht aufgeklärt, aber man wird doch unwillkürlich an die Worte des „Atta Troll" über Herodias erinnert: „Wird ein Weib das Haupt begehren Eines Manns, den sie nicht liebt?" Allem Anschein nach ist es Heine nicht gelungen, die vielerwähnten 2000 Francs ans Karl's Tasche in die seines Bruders Max oder auch in die eigene hinüber zu führen. Karl erscheint fortan in den Briefen unter dem neuen Spitznamen „der junge Schofelly" und seine Ehegattin als „Madame Schofelly"; im August 1852 will Heine einen „ostensiblen" an Madame Schofelly zu zeigenden Brief schreiben, „der eine versöhnende Wirkung haben" könne. Am 3. September desselben Jahres äußert er sich in einem Schreiben an Max folgendermaßen: „In Betreff Schofelly hast Du nichts Bestimmtes geschrieben; schreibe mir

sofort, ob Du die 2000 Francs zur Sprache gebracht hast oder zur Sprache bringen wirst. Ist ersteres geschehen, so sage mir, wie die Glocken läuten; wird letzteres aber nicht geschehen, und reist Du ab, ohne ihn gesprochen zu haben, so sage es mir nur gleich, damit ich alsdann selber schreibe. Ich würde dieses mit einigen respectvollen Zeilen thun und kann dabei nicht viel verlieren."

Wir aber verlieren kaum etwas, wenn uns hier der Faden aus den Händen schwindet; ich weiß nicht, ob sich Heine erniedrigt hat, beim jungen Fatum oder bei dem vieltheuren Mann oder bei Rebbe Aaron oder bei Schofelly um die 2000 Francs nochmals zu bitten, und ich denke, die Sache dürfte erledigt sein, wenn sie auch nicht zu Ende gekommen ist. Mit Ruhm hat sich keine der beiden Parteien bedeckt.

Aber zum Schluß müssen wir doch noch einen Augenblick bei Max Heine verweilen, der als unmittelbarer Gewährsmann für Heine's Leben uns mehr angeht als Rebbe Aaron. Max hat in seinen öfter erwähnten „Erinnerungen" zwölf Briefe des Dichters abgedruckt, von denen mir neun durch den jetzigen Besitzer, Herrn Karl Meinert in Dessau, zugänglich gemacht worden sind. Man kann es Max nicht verübeln, wenn er die intimen Familienbriefe nicht immer vollständig zum Abdruck bringt; seit seiner Veröffentlichung ist aber fast ein Menschenalter vergangen, und manches kann jetzt ruhig gesagt werden, was der Bruder des Dichters damals besser verschwieg; vor Allem kennen wir nicht jene „vornehmen" Nebenrücksichten, die ihn beherrschten und, wie wir sehen werden, sogar zu einer ganz gemeinen Fälschung bestimmten.

Gleich in dem ersten Briefe (vom 5. August 1837) waltet die bessernde Hand des lieben Bruders. Heine schreibt ihm: „Du bist der Einzige von meiner Familie, der mich schweigend verstehen kann"; Max setzt ein: „der Einzige von Allen"; Heine schreibt: „Sogar was Salomon Heine, oder Carl (welcher sich an mir versündigt) Dir von mir sagen möchten"; Max: „Sogar was der Onkel Dir von mir sagen möchte". Weiter heißt es in dem Briefe: „Zur Zeit, als ich von Krankheit (ich hatte dabei noch die Gelbsucht) und unverschuldetem Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte" — hier bricht Max ab, aber im Original heißt es weiter: „so daß er die ungerechteste Handlung gegen mich ausübte, eine Handlung, die in Paris meine Ehre und sogar meine materiellen Verhältnisse aufs Unleidlichste beschädigte" . . . welcher Art diese Handlung war, wissen wir nicht. Bald darauf hat Max eine sehr bedenkliche Aeußerung Heine's über die „Memoiren" gestrichen. Der Dichter schreibt: „Mein wichtigstes Werk sind meine Memoiren, die aber doch nicht so bald erscheinen werden; am liebsten wär' es mir, wenn sie erst nach meinem Tode gedruckt würden" — bis hierhin war die Stelle bekannt; im Original jedoch heißt es weiter: „aber ich brauche das Geld. Und es ist wieder meine Geldnoth, die mich in die Nothwendigkeit versetzt, die Welt mit einem großen Scandal zu regaliren. Ich habe sehr Vielen ein Messerchen gegeben, Manchen auch ein Challaf, ein Guillotinenbeil." Dann folgt die Stelle über Gretsch, die schon

oben erwähnt worden ist. All' diese bemerkenswerthen Varianten ergibt die Handschrift des einen Briefes vom 5. August 1837. Dabei habe ich Kleinigkeiten nicht angeführt.

Auch in dem nächsten Briefe (vom 25. August 1837) hat Max wichtige Stellen gestrichen. Heine schreibt darin: „Du glaubst es nicht, wie theuer ich meine Liebe und meine besseren Gefühle täglich bezahlen muß, und wie alle meine Nöthen und Bedrängnisse durch die besseren Eigenschaften, die unzerstörbar in mir walten, herbeigeführt worden!" — so weit kannten wir den Text bisher; im Original aber folgt noch ein Satz, den Max unterdrückt hat: „Der Kleine in Hannover hat, scharfblickend, wie er ist, ein bißchen in meine Wirthschaft hinein geschaut, aber die tieferen Schmerzen hielt ich ihm sorgfältig verborgen." Die Worte beziehen sich auf Mathilde, Heine's spätere Gattin, seine „atra cura", sein „Hauskreuz", wie er sie in einem Briefe an Detmold vom 26. Mai 1837 benennt; der „Kleine in Hannover" ist Detmold selbst. Unverständlich ist es, warum Max folgende Stelle des Briefes getilgt hat: „An Carl habe ich längst, verflossenen Winter, bei Gelegenheit des großen Familienunglücks in diesem Sinne, mit ganzer Liebe, geschrieben" (nämlich, daß Salomon auf einen „Versöhnungsbrief" Heine's doch mit einigen Zeilen antworten möge) „und ich fürchte fast, er hat Onkel gar nichts davon gesagt, und dieser glaubt gar an Gemüthsverhärtung von meiner Seite." Das große Familienunglück war der Tod von Salomon's Gattin, der am 15. Januar 1837 erfolgte.

Der dritte dieser Briefe, auch in Havre de Grâce geschrieben, datirt vom 29. August 1837, also vier Tage später als der vorige, weist in Max Heine's Abdruck auch wieder einige charakteristische Lücken auf und, abgesehen von Kleinigkeiten, eine Aenderung von wenigen Buchstaben, die doch viel bedeutet; Heine schreibt: „Ich bin wie geschunden von den schneidendsten Beleidigungen," die ihm Salomon zugefügt habe; Max mildert die Beleidigungen in „Beschuldigungen". Dann äußert sich der Dichter über seine abnehmende Gesundheit und sagt: „Die Jugend ist dahin, und nach großen Feldzügen hat man das Recht, müde zu sein." Hier läßt ihn der Bruder verstummen. Aber in der Handschrift folgen noch Worte, deren bittere Wahrheit sich nur allzu schrecklich erfüllen sollte; die Schlußprophezeiung erinnert an die lebhaften Meinungskämpfe der letzten Jahre, ohne sich in nahe absehbarer Zeit verwirklichen zu können; er schreibt: „Wie es mir im Alter gehen wird? Ehrlich gesagt, ich wage nicht daran zu denken! Ich werde wahrscheinlich die Zahl jener edelsten und größten Männer Deutschlands vermehren, die mit gebrochenem Herzen und zerrissenem Rock ins Grab steigen. In Düsseldorf wird mir dann wohl ein Monument gesetzt werden." Der Brief enthält ferner noch eine scharfe Bemerkung über Salomon. Heine fragt, was ihm denn der Onkel vorzuwerfen habe? Ein paar aufbrausende Worte, weiter nichts! „Aber die Sache," so fährt er fort, und wiederum hat der Herausgeber hier vorsichtig gestrichen, „die Sache hat weit tiefere Bewandtniß, er ist froh, einen Scheingrund zur Unzufriedenheit gefunden zu haben. Ich hege daher keine große Hoffnung von dieser Seite. Da ist chronische Verhärtung.

Ich weiß nicht, ist es Blindheit oder Wahnsinn." Dann heißt es bald darauf weiter: „Ein miserabler Wurm, der Doctor, der mich aufs Gemeinste, nämlich von Seiten der Geburt, angriff, ward ... bei meinem eignen Onkel zu Tische geladen." Die Worte „nämlich von Seiten der Geburt" fehlen bei Max. Der „miserable Wurm" war ein Hamburger Professor dieses Namens, der 1833 Heine's „Französische Zustände" in den „Kritischen Blättern der Börsenhalle" sehr ungünstig, ja gehässig besprochen hatte. Das Bitterste dieses Briefes liegt aber in einigen wenigen Worten, die Maximilian uns wieder vorenthalten hat, ohne daß man ihm in diesem Falle den geringsten Vorwurf daraus machen darf. Heine schreibt: „Wie ich mit Campe mich arrangirt, wirst Du wohl wissen. Ich habe in der schlimmsten Zeit ihm meine bisherigen omnia auf elf Jahre für 20 000 Francs verkauft" — in der Handschrift folgt: „womit ich mich wenigstens vor Saint-Pélagie geschützt habe". Sainte-Pélagie ist — das Pariser Gefängniß. Wie unsagbar zerrüttet müssen des Dichters Lebenszustände gewesen sein! Wenn man all' den verschuldeten und unverschuldeten Jammer zusammenfassen wollte, den Heine zu ertragen hatte, wer würde diese endlose, elende Litanei nur mit anhören mögen? Sie wäre ungenießbar, wenn nicht das Licht seines Geistes immer wieder die Macht der Leiden herrlich durchstrahlte! Und doch wird man das Gefühl nicht los, daß man, wenn man sein Privatleben verfolgt, in eine moralische Stickluft gerathe, in der sich nicht frei athmen läßt.

Der nächste von Max mitgetheilte Brief (vom 1. September 1837) ist an Onkel Salomon gerichtet; er enthält des Dichters unterwürfige Bitte um Verzeihung und Versöhnung. Wir wissen nicht genau, wann Heine dem Oheim „in Worten" seine „Irrespectuosität" (wie er sich ausdrückt) bekundet hat, die ihm dieser so sehr verübelt hatte. Es war aber gewiß vor nicht langer Zeit in Paris geschehen, wo Salomon wohl in Geschäften zu thun hatte. Genug, es hatte einen heftigen Auftritt gegeben, und die Beziehungen der kriegführenden Mächte des Geldes und des Geistes waren abgebrochen. Selbst beim Tode der Tante hatte Heine nicht direct an Salomon geschrieben. Jetzt aber beugte sich der Genius vor dem Geldsack, ja, er beugte sich recht, recht tief. „Dieses," nämlich des Onkels frühere Zueignung aufs Neue zu erwerben, „ist jetzt das schmerzlichste Bedürfniß meiner Seele," so schreibt Heine, „und um diese Wohlthat bitte ich, bettle ich" („bettle ich" hat Max gestrichen) „und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden" u. s. w. Eine längere Stelle auch dieses Briefes ist in dem Druck des Bruders ganz unterdrückt worden; ich theile sie hierdurch mit, in der Meinung, daß sie zu den interessantesten des ganzen Schriftstückes gehöre.

Vor drey Monath habe ich bereits, von Granville aus, Sie um Verzeihung gebeten, für den Fall, daß Ihr Unmuth gegen mich noch nicht erloschen wäre. Auch schon diesen Winter, als die ganze Familie wieder von der trauervollsten Heimsuchung betroffen ward, schrieb ich an Carl, mit vollem Herzen, den flehendlichsten Brief, daß er Sie, theurer Onkel, meiner unbedingtesten Ergebenheit versichern möchte; ich weiß nicht, ob er es gethan hat, denn auch Carl, ohne es zu ahnen, wird von bösem Gezischel influenzirt. Ich würde damals gewiß selbst nach Hamburg zu Ihnen gereist seyn, wenn nicht eines Theils in Deutschland meine persönliche Sicherheit gefährdet, und anderen Theils meine Abreise von Frankreich

hier zu Lande mißdeutet werden konnte. Aber ich wiederhole heute dieselben Bitten, und beschwöre Sie mir wieder Ihr großmüthiges Herz zu öffnen: ich beschwöre Sie darum mit Thränen. Das Unglück hat mich so sehr niedergebeugt, daß ich schaudre wenn ich an die heillosen Wirkungen einer Fehlbitte zu denken wage.

Der nächste Brief Heine's an Max ist vom 12. April 1843 datirt, fällt also fast sechs Jahre später als die vorher erwähnten. Er beginnt mit den Worten: „Liebster Bruder! Wenn ich Dir nicht schreibe, wenn ich Dir während einer Reihe von Jahren gar nicht geschrieben habe, so ist der Grund sehr einfach" — Max läßt in dem Abdruck die Worte „wenn ich Dir während einer Reihe von Jahren gar nicht geschrieben habe" weg, zweifellos wohl deshalb, weil es seiner Eitelkeit zu nahe ging, einzugestehen, daß seine Beziehungen zu dem Dichter außergewöhnlich lange Unterbrechungen erfahren hatten. Aber diese und andere kleine Auslassungen, die ich unerwähnt lasse, bedeuten nichts gegenüber einer frechen Aenderung des Wortlauts, die sich Max zu Ende des Briefes vorzunehmen erlaubt hat. Der Versöhnungsbrief Heine's an Salomon vom 1. September 1837 hatte guten Erfolg gehabt; der Geldsack beugte sich jetzt vor dem Genius und schüttete seinen goldenen Regen über ihn aus. Darüber berichtet Heine auch in unserem Brief an den Bruder, und dieser läßt kühn die Worte drucken: „Mit der Familie stehe ich gut genug, auch mit Onkel Heine; er gibt mir jährlich achttausend Francs, ungefähr die Hälfte von dem, was ich brauche." Diese 8000 Francs waren mir immer ein Räthsel. Wer aber begreift nicht mein Erstaunen, als ich in dem Original des Briefes folgenden Text vorfand: „Mit der Familie stehe ich gut, auch mit Onkel Heine; er gibt mir jährlich 4800 Francs, ungefähr das Drittel von dem, was ich brauche." Das ist die eine regelrechte Fälschung, die sich der liebe Max in größter Seelenruhe erlaubt hat, bloß um seinem Triebe der Renommage zu fröhnen; die zweite findet sich in einem Briefe Heine's vom 12. September 1848; dort heißt es: „Das Wichtigere aber, was ich Dir noch zu sagen habe, betrifft noch die 2000 Francs, die Du mir noch schicken wolltest. Ich muß Dich auf Ehr' und Gewissen bitten, mir aufrichtig zu sagen, ob wirklich Deine Umstände es erlauben, diese Summe zu riskiren" u. s. w. Max hat sie riskirt, wie wir oben gesehen haben, und man wird ihm seine brüderliche Gesinnung zu gute halten. Aber wie erbärmlich ist es, daß er abermals dem Drange nicht widerstehen kann, das Publicum zu betrügen, bloß um zu zeigen, wie die Heines im Gelde wühlten: er setzt statt „2000 Francs" ein: „4000 Francs", und wie früher der Onkel, so ist er jetzt selber der doppelt noble Spender. Ja, er gibt zu diesem durch Fälschung entstellten Briefe noch einen Commentar, der einem dreisten Vertuschungssystem die Krone aufsetzt: „Gehört das auch in die Oeffentlichkeit? wird mancher delicate Leser einwerfen," schreibt er auf S. 184 seiner „Erinnerungen". „Ganz gewiß. Mit Uebergehung so vieler dahin bezüglicher Familienbriefe H. Heine's glaubten wir beispielsweise diesen einen Brief veröffentlichen zu müssen, da öffentliche Blätter und Lebensbeschreiber H. Heine's sich erdreisteten, den nächsten Verwandten den Vorwurf zu machen, daß sie den Dichter in Elend (!) und Noth (!) verkümmern ließen. Das alberne Märchen von Schiller's Armuth hat ebenso wenig Bedeutung,

als daß H. Heine gleich den ‚Mispeln' auf Stroh am besten gedieben ist. Die Einkünfte des Privatmannes H. Heine betrugen oft mehr als 15000 Francs jährlich, der Dichter brauchte nicht selten das Doppelte" u. s. w. Diese letzte Antithese ist recht albern und mißglückt. Aber noch mehr mißglückt sind ihm seine Fälschungen, sowohl die der erwähnten Ziffern als die seines ganzen Buches. Wer die Unzuverlässigkeit des letzteren nicht bereits herausgewittert hatte, weiß jetzt Bescheid. Zugleich aber glaube ich, die Charakteristik des Mannes, die ich oben gegeben habe, durch Beweise genügend erhärtet zu haben.

Doch nicht auf Max Heine kommt es uns an, sondern auf Heinrich. Auch über ihn hatten wir Unerfreuliches vorzubringen. Ein Fachgenosse sagte mir einmal vor Jahren: „Sie machen es wie so viele pedantische Deutsche, die auch alles Schlechte von ihrem Helden glauben vorbringen zu müssen! Da sind die Franzosen und Engländer klüger; sie wissen alles Nachtheilige zu verschweigen." Die Franzosen und Engländer mögen sich für dieses Lob, das ihnen schwerlich mit Recht zukommt, bedanken, aber jedesfalls will ich ein Deutscher bleiben. Vieles in Heine's Leben läßt sich durch die materielle, physische und sonstige Noth, in der er sich befand, erklären und entschuldigen, entschuldigen durch das zum Theil widerliche Milieu, in dem er wirkte und athmete; Vieles aber auch nicht. Indessen, man verschone uns mit der bloß moralischen Beurtheilung des Dichters! Moral und Dichtung treffen, von verschiedenen Punkten ausgehend, oft auf ihrem Wege zusammen, und in directem Widerspruch zu unverbrüchlichen Forderungen der Sittlichkeit kann die Kunst nicht gedeihen; sehr oft aber ist das moralisch Gute ästhetisch werthlos und das ästhetisch Wirksame moralisch anfechtbar. Die Kunst hat nur die Aufgabe, durch Darstellung eines reichen, inneren Lebens unser Gefühl vielseitig und tief zu bewegen; wenn sie dabei unser moralisches Gefühl anregt, so ist das nur eine von den vielen ihr möglichen Wirkungen; wenn sie unser moralisches Gefühl beleidigt, so ist das einer der vielen Verstöße, deren sie sich schuldig machen kann. Die menschliche Persönlichkeit kommt für unser ästhetisches Urtheil nur so weit in Betracht, als sie sich in dem jeweils vorliegenden Kunstwerk offenbart; wer bei dem Liede „Du bist wie eine Blume", allerlei unfreundliche Nebengedanken über den Dichter anklingen läßt, hört auf, das Lied ästhetisch zu genießen. Heine's Poesie enthält zweifellos manches, was eine tiefere Gefühlswirkung zerstören kann, aber sie weiß doch ungleich öfter den innersten Nerv unseres Gefühls zu treffen. Die Süßigkeit, Kraft, Natürlichkeit und Mannigfaltigkeit der Töne, die er hervorbringt, wirkt nicht selten berauschend. Das aber ist's, worauf es ankommt. Der Dichter, der große Dichter bleibt bestehen, wenn uns auch die schwankende Haltlosigkeit seines Charakters noch immer deutlicher werden sollte. Diese hat freilich auch seine Poesie oft beeinflußt, und ich möchte den sehen, der sich Heine zu einem geistigen Freund und Begleiter auf der Lebensfahrt erwählen wollte, so wie es wohl Mancher mit Goethe thun mag. Gleichwohl gilt auch von Heine, dem Vielverlästerten, das Wort: „Die schlechtsten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen!"

Californische Zustände.

Von
Albrecht Wirth.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Goethe bemerkt in seinen Maximen, daß, obwohl von der Weltliteratur nur der kleinste Theil erhalten, dennoch in den geringfügigen Bruchstücken unendliche Wiederholungen vorkommen, und Bastian klagt seinerseits, daß der Ueberblick menschlicher Zustände und Vorstellungen eine erschreckende Einförmigkeit zu Tage bringe. Die Wahrheit dieser Beobachtungen drängt sich nirgends mehr auf als in den Vereinigten Staaten. Trotz der Mannigfaltigkeit geschichtlicher Vorbedingungen, trotz der Verschiedenheit der Rassen überall dieselben politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände. Aus der Masse gleichgearteter Staaten ragen nur wenige durch ihre Individualität hervor. In Erziehungssachen ist Massachusetts maßgebend, in Politik Newyork und Ohio, im Geschäftsleben haben Newyork und Illinois die Führung. Der Süden scheidet sich zwar wesentlich vom Norden, aber jeder Staat des Südens hat die unterscheidenden Merkmale. Das ganze unermeßliche Gebiet westlich vom Mississippi weicht gleichfalls in seiner Eigenart beträchtlich von dem Rest der Union ab, allein die Geschichtslosigkeit, die ungefüge, ganz vom Osten der Republik abhängige Civilisation ist dem gesammten Westen gemeinsam. Eine Sonderstellung in dieser gleichförmigen Masse nimmt nur Californien ein. Californien hat die bunteste Rassenmischung von allen Staaten der Union, es hat commercielle und Rassenprobleme, die ihm allein eigenthümlich sind, es hat die besten Universitäten und Kunstinstitute westlich von Chicago, von allen Staaten westlich von Wisconsin und Texas hat es allein eine bedeutende Geschichte, es ist der wichtigste Vertreter der Republik in ihren Beziehungen zu den Ländern des Großen Oceans, Australien, Ostasien und den Südseeinseln.

Von den Mexikanern durch zwei Menschenalter behauptet, von Russen, Franzosen und Engländern begehrt, ist Californien 1846 den Yankees in die Hände gefallen. Ein halbes Jahrhundert hat ausgereicht, im Wesentlichen

das Land zu amerikanisiren, indeß hat auch der Einfluß anderer Nationen deutliche und weitreichende Spuren hinterlassen. Von San Francisco bis nach Juma haben sich die Nachkommen der Mexikaner ebenso unberührt erhalten wie in Arizona und Südcolorado. Durch die übermächtig eindringende Fluth fremder Siedler des Zusammenhanges mit ihrem Stammlande beraubt, wahrten sie doch ihren Platz wie Klippen in schäumender Brandung. Manche von ihnen haben Indianerblut in ihren Adern, aber viele leiten ihren Ursprung auf die ersten Familien Spaniens zurück, daher sie sich, obwohl in Wohlstand und Macht zurückgeblieben, doch den Nordamerikanern überlegen dünken. Die Zähigkeit der Rasse zeigt sich darin, daß Kinder von Mischehen, selbst solchen mit Anglo-Amerikanern, eher das verderbte, mit Indianerworten versetzte Spanisch als Englisch erlernen. Gegenüber der allgemeinen Ansicht, daß wohl andere Völker, nie aber die Angelsachsen sich ihrer Eigenart begeben, muß diese Erscheinung besonders hervorgehoben werden; übrigens verlieren die Engländer auch in Pennsylvanien und Südafrika gelegentlich ihre Sprache, für die sie Deutsch oder Holländisch eintauschen. Wie groß die Zahl der californischen Mexikaner ist, läßt sich nicht bestimmen, da der Census sie unter den geborenen Amerikanern anführt. Am öffentlichen Leben betheiligen sie sich wenig, jedenfalls aber haben sie es aufgegeben, der Regierung zu widerstreben. Als Maximilian gegen Juarez focht, kam es noch vor, daß californische Mexikaner bedeutende Summen an Juarez schickten; jetzt gehen ihre Interessen kaum noch über Californien hinaus. Ursprünglich waren sie ausschließlich Viehzüchter in großem Stile, allein die ungeheuren Landschenkungen, die ihnen vor 1846 zu Theil wurden, und deren Rechtstitel noch immer den Bundesgerichten der Vereinigten Staaten viel zu schaffen machen, sind nunmehr fast alle ihren Händen entglitten. Trägheit und Spielsucht veranlaßten gewöhnlich ihren Verkauf. Die geringeren Mexikaner tummeln sich jetzt als Cowboys auf den weiten Farmen oder leben in den Städten wie Monterey, San Barbara, San Diego als Fischer; Leute der besseren Stände nehmen auch wohl Aemter an, da sie die Handarbeit verachten.

Die Einwanderung von Canadiern, Russen, Deutschen und Yankees begann schon in den dreißiger Jahren, um seit 1846 stärker einzusetzen. Das Goldfieber, das 1849 am heftigsten war, brachte ein Heer von unternehmenden Abenteurern ins Land, von denen indeß die meisten, sofern sie nicht untergegangen, wieder wegzogen. Die Hauptmasse der Einwanderer kam erst, als die große Fluth der Goldsucher verlaufen; 1880 war die Bevölkerung Californiens auf 865 000 gestiegen, davon kaum die Hälfte in den Vereinigten Staaten geboren. Gegenwärtig (Anfang 1897) beläuft sich die Bevölkerung auf 1 700 000, und die Zahl der Ausländer ist auf weniger als ¼ gesunken. Zahlen allein erschöpfen allerdings keineswegs die ganze Fülle der eigenartigen Verhältnisse; daß viele in der Union geborene Kinder von Ausländern, namentlich von Südeuropäern, oft nur unvollkommen das Englische aufnehmen, kann nicht im Census, muß aber bei einer Beurtheilung nationaler Wechselwirkungen berücksichtigt werden. Immerhin kann darüber keine Unklarheit bestehen, daß auch in Californien der Geist des Nordamerikaner-

thumes im Wesentlichen zur Herrschaft sich durchgerungen hat. Man kann daraus die Folgerung ziehen, daß Rasse, Mannesthat und politisches Geschick zuletzt doch immer sich mächtiger erweisen als die Förderung oder Hemmung durch materielle Bedingungen. Die Entdeckung von Diamanten und Gold in Südafrika, Australien und Californien wird als epochemachend gepriesen, in Wahrheit aber hat sie an den staatlichen Geschicken dieser Länder und ihrem Rassenbestande so gut wie nichts verändert. In den zwei Jahren, die zwischen der Annexion Californiens durch die Vereinigten Staaten und Sutter's Goldfunden verstrichen, hat sich die Bevölkerung durch Zuwanderung mehr als verdoppelt und in den drei letzten Jahrzehnten nach dem Schwinden des Goldfiebers mehr als verdreifacht. Die endgültige Wirkung des edeln Metalls auf die Beschaffenheit der californischen Gesellschaft war mithin sehr gering.

Von maßgebender Bedeutung ist dagegen für Californien die Nähe des Meeres gewesen. In der Zeit der potamischen Cultur geht die Bevölkerungszunahme und Civilisation den Flußläufen entlang, der thalassischen den Meeresküsten nach. Auch die Eisenbahn hat dies Gesetz noch nicht umzustoßen vermocht. Der große und stellenweise sehr fruchtbare Nachbar Californiens, das Territorium Arizona, hat erst 85000 Einwohner und Nevada gar erst 65000, noch nicht $^1/_{25}$ der californischen Bevölkerung, obwohl jene beiden Territorien schon ein Menschenalter lang des Vortheils einer Ueberlandbahn genießen. Ebenso zeigt die Meeresküste ihre wohlthuende Wirkung durch die Blüthe der californischen Geistescultur. Wie das Kapland mehr von europäischer Bildung durchdrungen ist als der Europa viel nähere Sudan, und Shanghai als das nähere Turkestan, so ist auch die pacifische Küste auf allen Gebieten viel weiter fortgeschritten als die den östlichen Culturausgangspunkten doch näher liegenden Staaten des Missouribeckens und der Felsengebirge. Die Wildheit des Westens, die sich ohnehin bald zur Legende verflüchtigen wird, ist weit mehr in Colorado und Idaho zu finden als an den Gestaden Californiens. Der rege überseeische Verkehr, die fortwährende Einwirkung fremder Civilisationen hat mit stets wachsender Macht die Culturentwicklung an jenen Gestaden gefördert. Viel haben auch zu diesem Ergebniß die europäischen Einwanderer beigetragen, die den alten und neuen Herren, Mexikanern und Nordamerikanern, sich gesellten. Ist die Thätigkeit der Ausländer auch nicht immer günstig gewesen, um sittliche Zustände hervorzurufen, so haben sie doch wenigstens die Grundgedanken europäischen Wesens erfolgreich vermittelt und allein durch die Fülle der Gegensätze neues Leben geschaffen.

Den ersten Platz unter den Einwanderern nehmen in Californien die Iren mit 73000 Seelen ein. Gleich den Armeniern und Parsi bringen die Iren erst außerhalb ihres Vaterlandes ihre Fähigkeiten zur rechten Geltung und haben denn auch an der pacifischen Küste einen maßgebenden politischen Einfluß gewonnen, der allerdings wie sonst in der Union eher geeignet ist, Corruption und unfeine Sitten zu verbreiten, als das Gemeinwohl zu fördern. Wenn die Irländer nicht Politiker oder Schenkwirthe sind, so erwerben sie als Maurer, Fuhrleute, Straßenarbeiter und Tagelöhner ihr Brot. Die Zahl der in Deutschland geborenen Californier wird auf 71000 angegeben; die

Gesammtmenge des deutschen Elementes dürfte 200 000 erreichen. In fast allen Berufszweigen sind unsere Landsleute zu finden, auf dem Lande als Farmer, Winzer, Holzhacker und Feldarbeiter, in der Stadt als Handwerker, Wirthe, Brauer, Aerzte, Lehrer und Kaufleute. Von ihrer politischen Bedeutung zeugen manche deutsche Namen im Staatscongreß, der Aachener Adolph Sutro, der bis 1896 Bürgermeister von San Francisco war, und der Einfluß der Spreckels. Man kann aber nicht sagen, daß ein derartiger Einfluß wie in Illinois und Newyork sich von dem gemein-amerikanischen abhebe oder sich gar ihm entgegenstelle. Wie die Söhne von Sutro und Spreckels bereits kein Deutsch mehr verstehen, so haben auch die Väter keine anderen als rein amerikanische Interessen, und man kann nicht selten einflußreiche Deutsche, wie jüngst den Präsidenten des Mechanischen Instituts, Denicke, für Beschränkung der Einwanderung und hohen Schutzzoll sprechen hören. Für Engländer und Schotten ist es mir nicht gelungen, neuere Schätzungen zu erhalten; ihre Zahl mag 40 000 betragen. Sie wenden sich überwiegend dem Handel und der Industrie, namentlich auch dem Bergbau, zu; neuerdings haben sich auch mehrere große britische Ackercolonien aufgethan. Ein beträchtlicher Theil der Aerzte, Pfarrer und höheren Lehrer stammt aus Großbritannien. Franzosen, darunter viele Canadier, gibt es 12 000; sie haben seit dem letzten Census, dem von 1890, nicht zugenommen. Die Italiener sind seit jenem Jahre um 25 Procent stärker geworden; sie zählen 20 000. Wie in ganz Europa und seit einigen Jahren in Südafrika sind die Italiener auch in den Vereinigten Staaten die beliebtesten Eisenbahnarbeiter; an der pacifischen Küste werden sie sogar den Chinesen vorgezogen; sonst beschäftigen sie sich als Fischer, Maurer, Obsthändler, Winzer, Speisewirthe; die unwissenden Süditaliener, die meist nach kurzer Zeit wieder in die Heimath zurückkehren, bringen es selten über den Schuhwichser und Handlanger hinaus. Die Franzosen werden Farmer, Goldgräber, Winzer, Köche, Apotheker und Kaufleute. Portugiesen, deren Zahl in der ganzen Union letzthin auf 85 000 gestiegen ist, sind 15 000 in Californien, viele davon aus den Azoren. Es sind meist fleißige Landleute, die durch ihre Sparsamkeit und Betriebsamkeit, sowie den engen Zusammenhalt unter einander es bald zu geordnetem Wohlstand bringen, während ihre Vettern, die trägen Mexikaner, verarmen. Außerhalb des Hauses, wo Leidenschaft und Eifersucht oft zu blutigen Auftritten führen, sind es ruhige Leute; gleich allen Südeuropäern nehmen sie an den öffentlichen Geschicken ihrer neuen Heimath nur wenig Theil. Skandinavier belaufen sich auf 66 000; sie gehen gewöhnlich aufs Land und bequemen sich rasch den ungewohnten Verhältnissen an. Die Dänen halten sich, obwohl ihr Haß gegen die Deutschen gelegentlich auch in der Ferne noch andauert, doch nicht selten zu unseren Volksgenossen. Schließlich ist hier der östlichen Einwanderer zu gedenken. In ihren Ausgangspunkten hat sich die große Völkerwanderung nach Amerika immer mehr ostwärts verschoben. Nachdem die Spanier Mexiko, die Franzosen Canada besiedelt, ergriff die Bewegung Holland und Großbritannien; seit der Mitte unseres Jahrhunderts sandte Deutschland die stärkste Schar der Siedler; Skandinavien und Italien folgten;

in der jüngsten Zeit aber wird die Slawenwelt erregt, und Armenier und Syrer ziehen in hellen Haufen übers Meer. In Californien stoßen nun die von Osten kommenden Vertreter ältester asiatischer Civilisation, in der Begleitung von Europäern, Yankees und Canadiern an die pacifische Küste geworfen, mit den von Westen über das Stille Meer anfegelnden Asiaten, Chinesen und Japanern, zusammen, so im Bilde den Kreislauf der Cultur vollendend. Gegenüber den griechischen und armenischen Kirchen erheben sich die Tempel der Taoisten, Buddhisten und der Jünger des Confucius.

Die Armenier haben ihre Hauptstützpunkte in San Francisco und Fresno, sie sind insgemein als Unruhstifter berüchtigt. Die Russen, die, von Alaska kommend, in den dreißiger Jahren eine Niederlassung in Nordcalifornien gründeten, aber wieder aufgaben, besitzen eine prächtige Kirche in San Francisco; die russische Regierung hat sie gebaut und unterhält auf ihre Kosten einen Popen dort. Von den Russen, die in San Francisco ihr Geschäft betreiben, waren mehrere früher im alaskischen Pelzhandel thätig; andere sind von der sibirischen Küste, noch andere von Petersburg herüber gekommen. Auch Deutschrussen, deren Hauptmasse nach Nebraska, Cansas und Westcanada zog, sind an vielen Orten Californiens anzutreffen. Ebenso ist die Zahl der Polen und Tschechen im Wachsen. Am Russenfluß in Nordcalifornien hat sich eine umfangreiche Slowaken-Colonie angesiedelt. Im Anschluß an die Slawen ist eine beträchtliche Zahl osteuropäischer Juden, die sich dann als Hausirer, Krämer und Großkaufleute in die Höhe arbeiten, nach der Küste des Stillen Meeres gelangt, doch werden sie überschattet von der Menge ihrer westlichen Volksgenossen, die in allen Städten der Küste eine bedeutende, oft maßgebende Rolle spielen. An der Spitze der letzteren stehen Sutro, der durch die Comstock-Mine in Nevada die Grundlage zu seinem Vermögen schuf, und Sloß, der Gründer der mächtigen Handelsgesellschaft von Alaska. Die Zahl der californischen Juden soll nicht unter 30000 sein. Die Menge der Syrer, lauter Christen, die sich ausschließlich als Hausirer durchschlagen, und der Griechen, die sich jüngst durch ein Fest zu Ehren der kretensischen Bewegung bemerkbar machten, wird einige Hundert nicht übersteigen.

Schwarze gibt es wenig in Californien, doch ist die Zahl der Mulatten nicht unbeträchtlich. Die Indianer, Abkömmlinge der Diggers, Pinte und anderer unkriegerischer Stämme besitzen noch zwei Reservationen, eine in Round-Valley im Norden und eine im Südosten des Goldstaates; auch trifft man allenthalben civilisirte Rothhäute mehr oder minder reinen Blutes in europäischer Kleidung. Sie werden den Zustrom moderner Cultur ebenso wenig überdauern wie die Kanakas von den Sandwichsinseln, die sich hie und da in Californien angesiedelt haben.

Bis vor Kurzem bildeten die Ostasiaten den zahlreichsten Bestandtheil des ausländischen Elementes in Californien. Die Chinesen zählten 71000 im Jahre 1890 und machten $^3/_4$ von der chinesischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus, aber seitdem ist ihre Kopfzahl im Goldstaate um 40000 gesunken, während sich die der Europäer um 50000 hob. Viele Chinesen sind

nach dem Osten weiter gezogen, nach Colorado, Chicago und Newyork, Viele auch sind wegen der schlechten Zeiten in Amerika nach dem Himmlischen Reiche zurückgekehrt. Californien aber bleibt der Ruhm, die Geburtsstätte einer neuen Aera für China gewesen zu sein. Hier wurden zuerst größere Massen der Chinesen mit der Cultur der Kaukasier bekannt, von der sie dann den Millionen ihrer Landsleute daheim erzählten; erst später begannen die Erfahrungen in Australien, dann Hongkong und Shanghai auf sie zu wirken. Auch ist bis jetzt Californien das einzige Land, wo bedeutendere Mengen der Chinesen längere Zeit mit den Weißen auf gleichem Fuße lebten, so daß für die unermeßliche Perspective künftigen ausgedehnten Verkehrs mit der mongolischen Rasse hier wichtige Aufschlüsse gewonnen werden können. Der Ostamerikaner und Europäer werden selten verstehen, was eigentlich die Bürger an der pacifischen Küste so sehr gegen die armen Zopfträger aufbringe; wer dagegen das Treiben der Chinesen länger aus der Nähe betrachtet hat, gelangt selbst unfehlbar dazu, es für verderblich zu erklären. So viel ist nun allerdings sicher wahr: unschuldige, unterdrückte Märtyrer sind die Söhne des Himmlischen Reiches in Californien nicht, sondern meist höchst anmaßende, lasterhafte und rachgierige Gesellen, die gar nicht davor zurückscheuen, einen Weißen vor den Kopf zu stoßen oder gar mit der Waffe ihn anzufallen. Andererseits ist der Fleiß, die Verschwiegenheit und die gastliche, oft gutmüthige, wenn auch fast immer leicht gönnerhafte Art der Chinesen hervorzuheben. Zugleich muß dem Vorurtheil entgegengetreten werden, das gang und gäbe ist, als ob der Mongole unter keinen Umständen je seine nationalen Merkmale aufgäbe oder gar die der Weißen annähme. In Californien gibt es Chinesen, die auf ihren Zopf verzichtet und unsere Kleidung angezogen haben; solche, die hier geboren sind und dadurch amerikanisches Bürgerrecht erlangt haben, kennen oft bloß das Englische, das sie freilich gleich dem Neger mit eigenthümlichen Verrenkungen sprechen. Auch weiß ich von Fällen, in denen Mexikaner und Deutsche Chinesinnen geheirathet haben. Derartige Mischehen sind übrigens auch in China selbst nicht ganz selten. Das chinesische Element hat seinerseits auf das kaukasische zurück gewirkt. Die seltsamen Gewohnheiten der Bezopften, ihre prunkvollen Feste, ihr Gottesdienst konnten nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit ihrer täglichen Umgebung zu erregen. Mancher Arzt und Geistliche studirte ihre Philosophie, und jede californische Hausfrau weiß von ihren Gebräuchen zu erzählen. Verderblich wurde ihr Beispiel des Opiumrauchens, das erstaunlich viele Amerikaner, Männer wie Frauen und selbst Kinder, nachgeahmt haben. Wenig erbaulich ist ebenso das Treiben der sechs geheimen Gesellschaften, die, allem Gesetz der Weißen offen trotzend, fortwährend einander mit gehässigen Umtrieben, mit Mord und Todtschlag befehden. Die ohnehin herzlich schlechte Polizei der Amerikaner ist diesen Zuständen gegenüber völlig machtlos. Als im Januar 1897 das Haupt der Ah-Jup-Gesellschaft meuchlings erschossen wurde, und in San Francisco grenzenlose Bestürzung und Verwirrung herrschte, zumal neue Meuchelmörder, die jede Gesellschaft so leicht dingt, wie ein altitalienischer Edelmann seine Bravos, von Norden und Süden anrückten, und die Gegner des Erschossenen,

die Si-Jup, sogar dem chinesischen Consul in offenen Anschlägen den Tod androhten, weil er sich eingemischt; als die Bundesbehörden der Vereinigten Staaten ohnmächtig diesen Schlag ins Gesicht entgegennahmen, da mußte der Kaiser von China helfen, indem er auf die Meldung des Gesandten von Washington aus sofort die Verwandten der californischen Uebelthäter in Canton ins Gefängniß warf. Dieser gesetzlose Zustand, dazu die Sittenlosigkeit der meisten Chinesen erbittert natürlich die Amerikaner. Der Hauptvorwurf gegen die gelben Leute ist indeß bisher immer ihre Concurrenz, ihre billige Arbeit gewesen. Im Grunde ist es schwer, sich vorzustellen, weshalb eigentlich billige Löhne solch ein Nachtheil in einem Lande sein sollen, wo man Orangen und Trauben schon zu pflücken versäumte, weil der Erntelohn den Nutzen an den Früchten verschlungen hätte. Auf der anderen Seite kann man sich wohl in die bitteren Gefühle eines Weißen hinein denken, der gerade für den Asiaten arbeiten muß, der ihn in seinem Verdienst geschmälert. Denn wie in Australien, so ereignet es sich auch in Californien, daß Weiße in des Chinesen Dienste stehen. Derartigen Betrachtungen ist nun entgegen zu setzen, daß zur Zeit an der pacifischen Küste der gelbe Mann, weit entfernt davon, ein billiger Arbeiter zu sein, vielmehr theurer ist als der Weiße. Der Farmer gibt seinem weißen Feldarbeiter nur 60 Mark monatlich und oft nur bis 40, aber seinem gelben Koch nicht unter 140 Mark. Schweigsamer Gehorsam und Mäßigkeit machen eben den Chinesen werthvoller als den polternden, dem Trunk ergebenen Weißen. Während also als das Ideal der Zukunft gepriesen wird, daß alle körperliche Arbeit von Negern und Mongolen verrichtet werde, und der Weiße nur den beaufsichtigenden Herrn spiele, zeigt die Erfahrung, daß der Chinese eine gefährliche Neigung hat, selber zum Herrn auszuwachsen. Das zeigt sich auch daran, daß bereits viele Chinesen selber ausgedehnte Ländereien besitzen und auf eigene Faust Goldminen ausbeuten.

Seit einem halben Menschenalter hat die Unrast der Auswanderung auch die Japaner ergriffen und seit drei Jahren etwa ihr Hinausstreben nach überseeischen Ländern größere Ausdehnung gewonnen. Sie schwärmen nach der ostasiatischen Küste von Wladiwostok bis nach Singapur, drängen sich nach Australien, der Südsee und Amerika. Meist kehren sie in die Heimath zurück, doch fehlt es nicht an Anzeichen, daß auch dauernde Siedelungen über See von ihnen ins Auge gefaßt werden. Von den 60000 Japanern, die außerhalb ihrer Heimath leben, weilen 27000 auf den überwiegend von amerikanischem Geiste erfüllten Sandwichsinseln und 10000 in Californien, wo 1890 ihrer erst 1200 waren. Sie passen sich rasch in Sitte, Sprache und Tracht der neuen Umgebung an, sind aufmerksam, anstellig und leicht zu leiten. Vor den Chinesen, denen sie im Krieg daheim den Meister gezeigt, stehen sie hier in der Fremde zurück, doch wird es nicht lange dauern, bis sie sich ebenso sicher fühlen, wie ihre Nebenbuhler. Vorläufig begnügen sie sich mit vier- und fünffach geringerem Lohne als die Chinesen und suchen so deren Stellung zu untergraben. Viele strebsame junge Japaner kommen lediglich aus Wissensdurst herüber, die Errungenschaften der Westvölker zu erforschen, und scheuen zu dem Zwecke selbst niedrige Arbeit nicht. Dem Durchschnitts-

amerikaner sind die Mikadoleute natürlich als unterbietende, billige Concurrenten verhaßt, und er wirft sie mit Italienern und Polen in einen Topf. Ich darf nicht verschweigen, daß, während viele Japaner durch Bescheidenheit und Kenntnisse einen guten Eindruck machen, solche, die länger in Californien gewesen, oft durch ungebührliche Anmaßung auffallen. Ihren Lebensunterhalt erwerben die meisten als Diener, Köche, Fischer und Feldarbeiter; in San Francisco betreiben mehrere Kaufleute ein blühendes Geschäft mit Thee, Seide und Porzellanwaaren; auch gibt es vereinzelte japanische Studenten, Aerzte und Journalisten.

II.

Die wichtigsten Factoren im amerikanischen öffentlichen Leben sind Kirche und Politik. Entsprechend der Vielheit der Rassen ist auch das kirchliche Leben ein sehr buntes in Californien. Die größte Macht hat die römische Kirche. Sie hat die Unterstützung des zahlreichen südeuropäischen Elementes, der Iren und vieler Deutschen; außerdem gibt ihre Geschlossenheit ihr ein Uebergewicht über die zerrissenen protestantischen Secten. Allenthalben in Südcalifornien findet man noch die spanischen Missionen mit ihren anmuthigen, maurischen Gebäuden, und ihr Einfluß ist nicht erloschen, wenn auch die Missions-Indianer, die einst nach Zehntausenden zählten, sich verlaufen haben. In den Städten erheben sich prachtvolle, moderne Kathedralen. Wenn der geistvolle Führer des französischen Neu-Katholicismus, der allseitige Vicomte de Vogué, wenn der Papst selbst erklärt hat, daß in Amerika Rom seine schönste Zukunft sehe, so ist Californien schon jetzt ein Bollwerk für den künftigen Colossalbau. Vorfechter der Katholiken ist hier der wehrhafte, skrupellose Vater Yorke. Es hat nicht ausbleiben können, daß solche Uebermacht auch lebhafte Gegnerschaft erregte. Daher ist die American Protection Association (A. P. A.), die jedem Katholiken das Stimmrecht rauben will, und die sich einer Anhängerschaft in den Vereinigten Staaten von 4 Millionen Wählern rühmt, in Californien besonders stark entwickelt. In der protestantischen Kirche zeigt sich dieselbe Verschiedenheit der Bekenntnisse, die sonst in der Union herrscht: Presbyterianer, englische Hochkirche, Baptisten, Methodisten, Unitarianer, Congregationalisten haben ihre Gemeinden; die Adventisten des siebenten Tages, die den Samstag statt des Sonntags heilig halten und den jüngsten Tag nahe glauben, sind im Wachsen; deutsche Lutheraner und Methodisten besitzen bedeutenden Anhang; die Heilsarmee durchzieht lärmend die Straßen, und aufregende „Revivals" finden ein günstiges Feld. Stark ist indessen auch die Stellung der nüchternen Rationalisten, deren Häupter zur Zeit die Professoren Jordan und Howison sind. Als Gegengewicht gegen den extremen Nationalismus und Atheismus haben Spiritismus und Theosophie an der ganzen pacifischen Küste eine ungewöhnliche Blüthe entfaltet. Die „Kreuzfahrer", die jüngst unter Madame Blavatsky's Nachfolgerin einen Kreuzzug um die Welt unternahmen, haben überall einen warmen Empfang genossen und gegenüber dem malerischen San Diego ein Theosophenheim gegründet, umrauscht von den Wogen der unfruchtbaren Salzfluth.

Politisch vertheilt sich die californische Bevölkerung zu ungefähr gleichen Hälften in Demokraten, untermengt mit den Populisten, und Republicaner. Zur Zeit des Bürgerkrieges trat Californien auf die Seite des Nordens, allein die Freunde des Südens, in denen der Enthusiasmus für die Conföderation noch nicht erloschen ist, haben ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Schar aufzuweisen. Die Staatsämter und die Delegation nach Washington sind in der Regel überwiegend mit Demokraten besetzt; bei der letzten Präsidentenwahl dagegen trugen die Republicaner, wenn auch mit knapper Mehrheit den Sieg davon. Die Ausländer unterstützten dabei kräftig die republicanische Sache, doch offenbarten sich auch namentlich viele Deutsche als Silberleute vom reinsten Wasser. Jedenfalls aber konnte sich der Goldstaat zu seiner Parteinahme für Mac Kinley Glück wünschen, denn ihm allein westlich von allen Staaten am Mississippi fiel die Auszeichnung zu, im Cabinet vertreten zu sein. Richter Mac Kenna wird der erste Mann des fernen Westens sein, der ein Minister-Portefeuille erlangt hat. Der ungewöhnliche Eifer, mit dem Californien und Nachbarstaaten sich an den Bundeswahlen betheiligten, zeigte übrigens, daß die von Zeit zu Zeit auftauchende Prophezeiung von einer Trennung des Westens und Ostens vorläufig keine Aussicht auf Erfüllung hat. Es ist ja nicht zu leugnen, daß im ganzen Westen eine bittere Mißstimmung gegen Wallstreet und die Monopole des Ostens, daß ein bewußter Gegensatz gegen die angeblich verengländerten und verweichlichten Männer der Ostküste besteht; allein die Gleichheit aller kirchlichen und politischen Einrichtungen, der unaufhörliche Zustrom von Ostleuten, die die Tradition frisch erhalten, ist zu bedeutend, um ernstlich an die nahe Möglichkeit einer Trennung glauben zu lassen. Ebenso wird das Bestreben vieler Politiker von Los Angeles und Fresno, den Süden Californiens vom Norden loszureißen und als besonderen Staat zu constituiren, nur vorübergehend sein. Man hat ja ähnliche Bewegungen z. B. in der Kapcolonie gesehen, wo in den sechziger Jahren eine mächtige Partei auf eine Spaltung hinwirkte, ohne daß die Sache ein dauerndes Ergebniß gehabt hätte.

Der jetzige Gouverneur Californiens, der Demokrat Budd, ist ein tüchtiger, rechtlicher Mann und allgemein beliebt. Ebenso ist Phelan, Bürgermeister von San Francisco, der durch ein vereinigtes demokratisches und unparteiisches (non partisan) Ticket erwählt wurde, als ein vorurtheilsloser, für das Gemeinwohl sorgender Mann zu rühmen. Weniger Gutes kann man dem Staatscongreß und den Stadtverwaltungen nachsagen. Fast keine Woche vergeht, in der nicht ein Scandal, eine Bestechungsgeschichte, ein Unterschleif ans Licht käme. Auch bricht sich die Civildienstreform, die im Osten so erstaunliche Triumphe feierte, hier nur mühsam Bahn. Das politische Protectionswesen erstreckt sich bis auf die Schule und öffentliche Arbeiter. Kein Straßenfeger wird angestellt ohne die Empfehlung eines politischen Freundes. Einem hervorragenden Gelehrten würde es schwer werden, eine Berufung zu einer Universität zu erhalten oder zu behaupten ohne politischen Anhang. Auch im Geschäftsleben spielt die Parteistellung eine verderbliche Rolle.

Das Hauptblatt der Republicaner ist das „Chronicle“, sein Besitzer, Michael de Young, ein Sohn des grünen Erins, der gern für einen Franzosen gelten möchte und jedes Jahr Paris besucht. In der Convention von St. Louis candidirte er erfolglos für das Amt des Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten; dann bewarb er sich um den Gesandtschaftsposten in Berlin. Seine Zeitung ist jedenfalls die lesbarste des ganzen Westens. Hauptvertreter der Demokraten ist der „Examiner“, der seinem Besitzer, Hearst, dem Silberminen-Millionär, so manche neue Millionen eingebracht hat. Hearst ist zugleich Eigenthümer des „Journal von Newyork“, das mit einer Abonnentenzahl von 400 000 sich der weitesten Verbreitung unter allen amerikanischen Blättern rühmt, und hat so den Vortheil, jeden bedeutenden Aufsatz, jedes Interview, sowie Eigenberichte seiner bezahlten Specialisten immer gleich doppelt verwenden zu können. Der „Examiner“ beleuchtet namentlich locale Verhältnisse oft mit treffendem, wiewohl zu breitgetretenem Witze und entzückendem Humor. Im Uebrigen ist er ein Typus der amerikanischen Sensationsjournalistik. Eine Boxerei und eine Ehescheidung sind ihm weit wichtiger als der Zusammenbruch Griechenlands. Andere englische Blätter von Belang, der „Call“, der dem freigebigen John D. Spreckels schon eine Million gekostet hat, und das besonnene, maßvolle „Bulletin“ sind republicanisch. Parteilos, aber mit scharfer Lauge alle Mißstände behandelnd, ist der wöchentlich erscheinende „Argonaut“. Alle die genannten Blätter kommen in San Francisco heraus. Aus anderen Städten ist höchstens noch der vortrefflich geleitete „Oakland Enquirer“ zu erwähnen. Von deutschen Organen ist vielleicht das verbreitetste das socialistische „Tageblatt“; den besten Nachrichtendienst von allen deutschen Zeitungen des Westens und die meisten selbständigen Aufsätze hat der „San Francisco Demokrat“; am schwächsten ist die republicanische Richtung vertreten, deren Gedanken die „Abendpost“ verficht. Die in anderen Sprachen gedruckten Journale beschäftigen sich wenig mit amerikanischer Politik; ihr Augenmerk geht mehr darauf, ausführliche Berichte aus der Heimath zu bringen und den nationalen Zusammenhalt der zerstreuten Auswanderer zu stärken. Den größten Leserkreis haben wohl die italienischen Tagesblätter „L'Italia“ und „La voce del popolo“; vorzüglich geschrieben ist der schon 1832 gegründete, ebenfalls täglich erscheinende „Franco-Californien“; die Spanier und Mexikaner haben „El Commercio“, der wöchentlich, und die bis nach Chile verbreitete „Revista pacifica“, die monatlich herauskommt; dänisch verfaßt ist der „Skandinavier“. Alle diese Publicationen werden in San Francisco gedruckt. Ueber die slawischen Blätter muß ich bekennen, nicht unterrichtet zu sein. Doch soll eine tschechische und eine polnische Zeitung bestehen. Die Portugiesen haben seit einem Jahre den „Aranto“ (Herold), der in Haywards, einem aufblühenden Städtchen in der Grafschaft Alameda, erscheint; er ist achtseitig und dem Format nach die umfangreichste portugiesische Zeitung nicht nur Amerika's, sondern der ganzen Erde; er bringt Einzelberichte von Brasilien, von Hawai, wo 9000 Portugiesen arbeiten, von Angola in Westafrika, von Lissabon. Die chinesischen Blätter sind mehr Annoncenmagazine als Nachrichtenvermittler; japanische Zeitungen gibt es

drei, davon eine halb in englischer Sprache gedruckt. Allen diesen fremdsprachigen Organen ist ein großes Interesse für die colonialen Unternehmungen der heimischen Regierungen gemeinsam. Der „Commercio“ gibt spaltenlange Briefe aus Manila wieder und vertheidigt Spaniens Vorgehen in Cuba; die französischen und italienischen Blätter begeistern sich für Siam und Abessynien, und die japanischen jubeln über die Fortschritte japanischer Colonisation in Formosa und Mexiko. Vielfach ist das Nationalgefühl durch den Aufenthalt in der Fremde nur geschärft und bis zum Chauvinismus gesteigert. Der Kreis freilich, der diese Zeitungen bezieht, legt schon durch das Festhalten an der Muttersprache einen Protest ein gegen die Verhältnisse und Anschauungen seiner neuen Umgebung; man muß sich daher hüten, nach der fremdsprachigen Tagesliteratur allein das ausländische Element zu beurtheilen. Auch bei den Deutschen kann man auf Männer stoßen, die in colonialen und Flottenfragen so entschiedene Ansichten hegen, wie nur der glühendste „Afrikaner“ daheim im Reiche; indeß, die Hauptmasse unserer Landsleute geht ganz in den Interessen und Gesinnungen des Amerikanerthums auf.

Das californische Schulwesen darf nach westlichen Begriffen einen hohen Rang beanspruchen, wenn es auch, mit unseren Augen betrachtet, noch sehr im Argen liegt. Gegenwärtig leidet es vor Allem an Geldmangel. Im ganzen Westen werden von jeder Geviertmeile (640 Morgen) Regierungsland $^1/_{64}$ oder 10 Morgen für Erziehungszwecke zurückgehalten. Die Einkünfte von den Schulländereien, die allerdings noch durch Communalsteuern vergrößert werden, sind nun in den letzten Jahren durch den Niedergang der Landwirthschaft beträchtlich gesunken. Außerdem die Gehälter der Elementarlehrer übertrieben hoch; ein Monatsgehalt von 300—350 Mark ist nicht ungewöhnlich. So kommt es, daß an vielen Orten zu wenig Schüler sind. Häufig liegt allerdings der Fehler an den Eltern, die das Gesetz des Schulzwanges ungestraft mißachten und, obwohl sie keinen Cent zu bezahlen brauchen, doch ihre Kinder nicht zur Schule schicken. So wachsen in San Francisco 20000 Kinder, ein volles Drittel der schulpflichtigen Jugend, ohne allen Unterricht heran. Es ist in den Vereinigten Staaten zur Mode geworden, gegen die Unbildung der Einwanderer zu eifern, allein während beispielsweise deutsche Väter eine gute Schulbildung in Deutschland genossen haben, ist es nichts Seltenes, daß ihre Kinder im Westen verwildern und weder Lesen noch Schreiben lernen. Der Rückgang beschränkt sich aber nicht auf die Einwanderer, sondern ist bei den Amerikanern selbst ebenso deutlich bemerkbar. Am auffallendsten ist der Rückschritt in geographischen Kenntnissen. Die Pioniere, die von Virginien oder Missouri aus den ganzen Erdtheil durchquerten, sie wissen etwas von Land und Leuten, aber ihre in Californien geborenen Kinder haben nur zu oft von der Erdkunde ihres eigenen Vaterlandes keine Ahnung und kennen nichts als die Grafschaft, in der sie wohnen. Ebenso geht es in der Geschichte. Gewiß, es gibt Amerikaner, die sich ebenso leicht zu einem Ausflug nach Europa entschließen, wie ein Berliner zu einem solchen nach Potsdam, aber im Allgemeinen ist, nachdem einmal die große Wanderzeit vorbei, der Amerikaner sehr seßhaft und provinzial beschränkt. Schon der nächste

Staat kümmert ihn wenig; das Ausland existirt nicht für ihn. Der Eifer, etwas zu lernen, ist meist vorhanden, aber er äußert sich stoßweiße, nicht in ruhiger Folge. Hat ein Kind das Alphabet gerade bemeistert, so erfordern es oft die Verhältnisse der Eltern, daß es schon anfange, mit zu verdienen; fünf- oder sechzehnjährig geht es dann, nachdem es Alles wieder vergessen, von Neuem zur Schule, mit den Geheimnissen der Schrift zu ringen. Wo Tagesunterricht nicht möglich, geht, wie im Osten, die Regierung mit der anerkennenswerthen Einrichtung der Abendschulen vor. Präsident Garfield hat als schon erwachsener Junge in einer solchen Abendschule Schreiben gelernt. Einem Senator von Idaho, der eben gewählt wurde, sagte man nach, daß er noch nicht schreiben könne; die Geschichte wurde widerrufen, aber daß sie geglaubt wurde, und der Widerruf nöthig war, zeigt, daß ihre Möglichkeit nicht so entfernt lag. Wie in Transvaal und anderen Grenzländern ist es eben noch immer im amerikanischen Westen mehr die Schule des rauhen Lebens als Stubenunterricht, wodurch tüchtige Menschen erzogen werden. So steht auch ein westlicher Landschullehrer, der im eigenen Wagen oder zu Pferde dahinsprengt, zweifelsohne an Wissen unter unseren Elementarlehrern, aber an selbstgewisser Lebensführung und nutzbarer Erfahrung ist er ihnen weit überlegen. Uebrigens wird kaum ein Drittel der Volksschulen von Männern versehen; die sonderbare Sitte der Yankees und Engländer, selbst schon erwachsene Knaben durch Mädchen und Frauen unterrichten zu lassen, blüht auch an der pacifischen Küste und führt mitunter zu seltsamen Verwicklungen.

Besser als um die Volksschulen ist es um die Mittel- und Hochschulen Californiens bestellt. Immerhin ist das Studentenmaterial, das sie liefern, durchaus minderwerthig, und es ist darum anzuerkennen, daß trotz so mißlicher Vorbedingungen die Universitäten Californiens so gute Erfolge aufzuweisen haben. In einigen Zweigen können ihre Leistungen sich geradezu mit denen der besten deutschen Universitäten messen. Die Staatsuniversität, in dem reizenden Berkeley am Nordostende der Goldenen Bai errichtet, vielleicht die malerischste Universität der Erde, hat ihren Besuch von 400 Studenten in sieben Jahren auf 1500 wachsen sehen. Ihr Gesammtvermögen beträgt 33 Mill. Mark; dazu erhält sie zugleich 0,2 pro mille alles steuerbaren Einkommens. An dem Historiker Moses, dem Geologen Lecomte, dem Kenner moderner Sprachen Putzker hat sie Männer, deren Ruf über den Westen der Vereinigten Staaten hinausgeht. Von Hilyard, dem ausgezeichneten Director der landwirthschaftlichen Abtheilung der Universität, wurden Aufsätze, die für die Kenntniß vieler Regionen epochemachend waren, in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften gedruckt. Ein eigener Lehrstuhl besteht für ostasiatische Sprachen. Die weltberühmte Sternwarte auf dem ragenden Mount Hamilton, die der Deutsch-Pennsylvanier Jakob Lick gestiftet, gehört ebenfalls der Staatsuniversität, und Barnard, der „Kometensucher", der vor einigen Jahren von Californien nach Chicago berufen wurde, und der jetzige Director der Sternwarte, Holden, der auch mehrere Werke über orientalische Geschichte geschrieben hat, sind in Europa gut bekannt. Der Zudrang zu der Universität ist denn auch so stark, daß im letzten Winter mehrere

Vorlesungen in Zelten gehalten werden mußten, weil keine Säle mehr verfügbar waren. Eine zweite Universität, deren Anforderungen noch etwas strenger sind als die der Staatsanstalt, hat aus privaten Mitteln der ehemalige Gouverneur Californiens, Bundessenator Leland Stanford begründet. Sie wurde auf dem großen Gute Stanford's, dem entzückenden Palo Alto, nach einer riesigen Sequoia, einer alten Landmarke der Mexikaner, so benannt, in maurischem Stile gebaut und 1891 eröffnet. Die Schenkung Stanford's, aus Ländereien und Bahnactien bestehend, ist jetzt etwa 35 Mill. Mark werth; nach des Stifters Tode fügte seine Wittwe noch ihren Palast in San Francisco, der einschließlich seiner Sammlungen und Kunstwerke auf 6 Millionen geschätzt wird, der ursprünglichen Schenkung hinzu. Die Zahl der Studenten ist 1100; wie in der Staatsuniversität sind alle Curse frei. Präsident ist Starr Jordan, der beste Ichthyologe der Vereinigten Staaten nach Theodore Gill und ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller und beliebter Wanderredner. Nächst dem Gouverneur ist er wohl die bekannteste Gestalt in Californien. Seine Heimath war eine Farm im Staate Newyork. Durch seinen Einfluß ist die naturwissenschaftliche Abtheilung der Universität am weitesten entwickelt worden; namentlich ist Biologie, durch eine Seestation unterstützt, gut vertreten. Die Station ist nach dem Beispiel Neapels im Pacific Grove nahe der alten mexikanischen Hauptstadt des Goldstaates, Monterey, angelegt, und während der Sommerferien wird dort im Freien eine Reihe von Cursen abgehalten. Sprachen werden in Palo Alto gleichfalls gut gepflegt, namentlich das Deutsche, das von Goebel und Renndtorff vorgetragen wird. Der Anstoß, den diese beiden, für ihr Fach begeisterten Männer dem Studium des Deutschen in Californien gegeben haben, ist außerordentlich. Auch für das Englische ist merkwürdiger Weise die Hauptkraft ein Deutscher, E. Flügel, ein Sproß der weitbekannten sächsischen Gelehrtenfamilie. Medicinische und theologische Facultät fehlen. Mit der Universität ist ein prächtiges, von dem Leipziger Schlobach geleitetes Museum verknüpft, wo unschätzbare Kunstwerke aus Ostasien, eine reiche Sammlung antiker Vasen und anderer Alterthümer, eine ethnologische Sammlung indianischer Merkwürdigkeiten und eine werthvolle Galerie moderner Gemälde sich befinden.

In San Francisco ist im letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe hervorragender Sammlungen und wissenschaftlicher Institute entstanden. Mark Hopkins, einer der Millionäre der Südpacificbahn, hat in seinem geräumigen gothischen Hause eine Kunstschule eingerichtet und diese nebst seiner Gemäldegalerie der Stadt vermacht. Sutro hat durch Aufkauf von Klosterbibliotheken, kostbaren, meist hebräischen Handschriften und zahlreichen ersten Drucken eine bedeutende Bücherei zusammengebracht, die er ebenfalls der Stadt zu hinterlassen gedenkt. Reichhaltige Sammlungen aus allen Gebieten der Industrie, Kunst und Naturgeschichte sind in dem prunkvoll ausgestatteten, in ägyptischem Stil gehaltenen Parkmuseum aufgespeichert. Der Freigebigkeit von James Lick verdankt die Akademie der Wissenschaften ihr Daheim, mit der ein naturhistorisches Museum verbunden ist. Präsident der Akademie ist Starr Jordan, Vice-Präsident der Sachse Behr, einst ein Schützling

Alexander v. Humboldt's und durch Forschungen in Australien und Java vortheilhaft bekannt.

Kunst und Literatur erfreuen sich hoher Blüthe in Californien. Die leuchtenden Farben des Südens, die strahlende Schönheit des Landes, die Romantik seiner Geschichte eröffnen in jedem Gemüth die Liebe und das Verständniß für künstlerische Gestaltung des Lebens. Auch wirken noch die mexikanischen Ueberlieferungen fort, deren Einfluß in Architektur und Malerei, wenn auch nicht überwiegend, doch immer deutlich wahrnehmbar ist. Dazu haben viele der begabtesten amerikanischen Künstler und Schriftsteller die Gestade Californiens zum zeitweiligen oder dauernden Aufenthalt erkoren. Das ganze öffentliche und gesellige Leben ist freier an dieser sonnigen, gottgesegneten Küste und in den wilden Canyons der himmelragenden Sierra. Noch tanzt die Jugend den Fandango auf dem Marktplatze von San Diego und San Barbara, freudiger sprüht die Freude und anmuthiger lächelt die Liebe als im kalten Osten, dessen Prüderie man hier nicht kennt. Die fortwährende Bewegung in freier Luft, die ein mildes Klima das ganze Jahr hindurch ermöglicht, entwickelt besser Gestalt und Sinne der Menschen. Haben doch sorgfältige Messungen ergeben, daß die Californier näher dem antiken Schönheitsideal stehen, als alle übrigen Amerikaner. Oft freilich artet die ungebundene Freiheit in Zügellosigkeit und Verbrechen aus — ein reicher Stoff für den Dichter, den Darsteller menschlicher Schuld und Verzweiflung.

Den glücklichsten Ausdruck hat der leichte Frohsinn und die erfindungsreiche Gestaltungskraft der Californier in der Baukunst gefunden. Ihr Vorzug zeigt sich nicht sowohl in der Schöpfung eines neuen Stils, die über die Kräfte des Einzelstaates hinausgeht, als in der bewundernswürdigen Anpassung der Bauten an die Erfordernisse des Klima's und ferner in einer Mannigfaltigkeit des Stiles, die außer in Konstantinopel nirgends ihres Gleichen hat. Keine Stadt hat in ihren Wohnhäusern einen solchen durchgehenden Wechsel der Bauart aufzuweisen, wie Oakland und San Francisco. An architektonischer Größe kann sich keine Straße San Francisco's mit der Wiener Ringstraße messen, aber in der bunten Mannigfaltigkeit des Stiles nimmt sich das ganze Gebiet von Nob-Hill (aus Nabob, nach Anderen von Noble abgeleitet) bis nahe ans ganze Thor wie eine einzige, beständig sich verändernde Ringstraße aus. Von „Himmelskratzern" haben glücklicher Weise die californischen Städte kaum zu leiden, zum Theil, weil man sich vor Erdbeben fürchtet; doch sind in jüngster Zeit in Los Angeles und in San Francisco einige 10—16stöckige Colosse errichtet worden, so daß auch hier bald der Yankee-Vergleich mit der unteren Kinnlade eines Leviathans auf das Städteprofil angewendet werden kann.

Die Malerei hat sich bislang fast ausschließlich mit Landschaft und historischen Vorwürfen beschäftigt. Die Talente, die hier sich bildeten, und in deren Reihe mancher deutscher Name steht, sind in den ganzen Vereinigten Staaten und manche auch in Europa wohlbekannt. Die Methode ihrer Kunstübung ist durchaus von östlichen Mustern abhängig. Keith, Williams, Peck, Hilt, Nahl, Bierstadt, Toby Rosenthal, Peixotto werden am lautesten

gerühmt; des leichtherzigen Südseemalers Tavernier, der einige Jahre hier weilte, wird ebenfalls noch oft gedacht. Einen weiten Platz im californischen Kunstleben beansprucht ferner das Theater. In San Francisco allein sind acht Schauburgen, und der Besuch ist zahlreicher als irgend sonst in der Union, wie denn hier nicht bloß die Wohlhabenden eifrig gehen, sondern auch der Handwerker und Fabrikarbeiter sich auf nichts mehr freut, als seinem Mädchen ein lebhaftes Stück zu zeigen. Entsprechend dem weit verbreiteten Bedürfniß nach Kunstgenüssen ist auch der Stand der Musik ungewöhnlich hoch, und zwar nicht zum mindesten durch das Verdienst der Deutschen.

Wie sich die alexandrinische, die syrische, die byzantinische Colonialliteratur der Griechen wesentlich in Sprache, Gehalt und Auffassung von der attischen unterscheidet, das arabische Schriftthum der Malayen, Inder und Sudanesen von dem Vorderasiens, so hat man auch begonnen, von einer englischen Colonialliteratur in Australien, Indien, Südafrika und Amerika zu reden. Rudyard Kipling, Olive Schreiner, ein Schwarm australischer Poeten und eine vielreihige Phalanx amerikanischer Schriftsteller scheinen die Vorläufer eigenartiger Literaturen zu sein. Der Unterschied jedoch des amerikanischen Schriftthums vom britischen, der naturgemäß aus dem Unterschied der beiderseitigen Zustände und Anschauungen hervorging, flacht sich bereits im Osten der Vereinigten Staaten mehr und mehr ab, in demselben Maße, wie durch das Eindringen europäischer Art und Gesinnung die Abweichungen der alt- und neuweltlichen Culturen verschwinden. Nur im Westen der Union behaupten sich zur Zeit noch Sonderzustände, die sich denn in einer Sonderliteratur spiegeln. Dabei hilft nicht selten der Gebrauch von Minen- und Cowboyausdrücken, die ausgiebige Verwendung mundartlicher Vulgarismen und volksthümlicher Bilder, die Ortsfarbe zu verstärken. Welche Kluft den Dialekt des Westens von dem Englisch eines Macaulay trenne, merkt man am besten aus jenem Zwiegespräch in Mark Twain's „Roughing it" zwischen einem Pfarrer und einem Bergmann, den der Geistliche nach jedem Satz fragen muß, was er denn eigentlich gesagt habe, da ihm, dem gepeinigten Zuhörer, alle seine Worte wie chinesisch klangen. Außer der Eigenheit der Sprache, die keineswegs in allen westlichen Schöpfungen auftritt, verleiht die Neuheit der Stoffe, der Reiz jungfräulichen Bodens, die Anziehung bisher nicht berührter Probleme dem westlichen Schriftthum eine besondere Frische und drückt ihm den charakteristischen Stempel auf. Hier heißt es doch einmal nicht: Schon die alten Griechen und Römer — oder: Schon Marco Polo und Ibn Batuta — keine Schlösser wirken von den Felszacken der Sierra und keine verwitterten Rathhäuser erzählen von den Unbilden gewaltthätiger Statthalter; bloß die mexikanischen Missionen zeugen von dem Treiben lebenslustiger Padres, die wie patriarchalische Fürsten im goldenen Zeitalter unter den Tausenden ihrer Indianer walteten. Der glänzendste Darsteller dieser überraschenden Welt des Westens ist Mark Twain, der seine besten Mannesjahre in Nevada und Californien verbracht hat. Er ist der Jean Paul Amerika's; obwohl durch weltweite Wanderungen sein Gesichtskreis unendlich größer geworden ist als der des deutschen Humoristen, der übrigens von seiner engen Laube in Hof aus

alle Länder und Völker mit ins Bereich seiner Dichtung zog, ist doch Mark Twain's Blick vorwiegend auf das Kleine, Niedere, auf das Sonderbare und Komische im beschränkten Raume gerichtet; wie Jean Paul liebt er das Uebertriebene, Barocke, Absurde und gefällt sich wie er in der Schilderung von Sonderlingen, die ihr sprudelnder Humor leicht mit ihren ärmlichen äußeren Verhältnissen aussöhnt. Nur hat der markige Amerikaner nicht die zerfließende Gefühlsseligkeit des Deutschen, der aber für nationale Größe Donnerworte fand, wie sie dem auch den Engländern wohlgeneigten, nicht national abgegrenzten Twain fehlen. Noch höheren Ruhmes genossen einst die californischen Skizzen Bret Harte's, und viele seiner Charaktere sind in der That meisterhaft gezeichnet. In letzter Zeit scheint indessen das Talent dieses Schriftstellers, der schon seit fast einem Menschenalter in London lebt und so der Stätte seiner Jugenderfahrungen entrückt ist, völlig zu versanden und in mühseligen Wiederholungen sich aufzureiben. Ein anderer californischer Humorist von Belang war ein Lieutenant der Bundesarmee, der in den fünfziger Jahren unter dem Namen Phoenix schrieb. Die Bedeutung der californischen Literatur der Gegenwart zeigt sich darin, daß in San Francisco eine eigene, höchst gediegene literarische Monatsschrift entstehen konnte, die nicht nur im ganzen Westen keine Rivalin hat, sondern die auch mit den Newyorker und den europäischen Magazinen in Wettbewerb treten kann. Das „Overland Monthly" behandelt ausschließlich geographische, politische und gesellige Verhältnisse der pacifischen Küste, des Stillen Meeres und Ostasiens, wo der Herausgeber, Ronnsevelle Wildman, lange Jahre als Consul gewesen ist, und bringt von Zeit zu Zeit Romane und Novellen, die sich auf eben dasselbe Gebiet beziehen. Auch eine deutsche Monatsschrift, deren Verdienst allerdings geringer, die „Germania", hat sich mehrere Jahre durch gehalten. Sie wurde von dem wohlmeinenden Thüringer Glauch verständig geleitet, ist aber Anfangs 1897 eingegangen, theils wegen mangelnder Unterstützung, theils weil der Besitzer, ein Plattdeutscher, das Directorat einer Goldmine dem Verlegerhandwerk vorzog.

Die Rückwirkung gegen das nüchterne Geschäftsleben, gegen die unaufhörliche Anspannung aller Kräfte äußert sich in Amerika vorzüglich in religiöser Aufregung und in dem die Spannung lösenden Humor. Neuerdings kommt als Erholung Musik und Dichtkunst hinzu. In Massachusetts, so haben die zahlenverehrenden Yankees berechnet, werden jährlich 33000 Verse gedruckt, ungefähr ebenso viel in Ohio; der Präriestaat Jowa brüstet sich mit hundert Dichtern; Californien aber wimmelt vollends von Poeten, deren Zahl an der Goldenen Bai allein Hundert übersteigt, während fast jedes Landstädtchen einen Localbarden in seinen Mauern hegt. Der genialste der englisch schreibenden Dichter ist Joaquin Miller, der die Leiden und Thaten der Pioniere, Züge gegen die Indianer, kühne Jagden und Abenteuer und die Schönheit seiner geliebten pacifischen Küste besingt. In seinen Versen hört man das Brausen der Gebirgstobel und spürt die Salzluft der Meereswogen; der Freiheit tönt sein mannhaft Lied gegen Monopol und Unterdrückung von innen, gegen diejenigen der Briten von außen, doch auch für Scherz und grimmen Humor ermangelt seine Leier nicht mitfühlender Saiten. Der „Sänger der Sierra", wie er gewöhnlich genannt wird, ist in seiner äußeren Erscheinung ganz der

Typus des alten, wettergebräunten Goldgräbers, mit einem weithin wallenden Silberbart wie ein Richter in Israel, und wie kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt, so wird auch Miller, der einsam in einer Blockhütte in den Bergen hoch über der Goldenen Bai haust, wegen seiner seltsamen Erscheinung und Gewohnheiten für einen „crank" (Narren) gehalten.

Auf die deutschen Dichter Californiens, von denen ich Theodor Kirchhoff und Julius Goebel mit ihren reizvollen Naturschilderungen und gedankenreichen Oden, den schon erwähnten Glauch, Hedwig Vogel mit ihren leidenschaftsprühenden Liebesgedichten, Rudolf Thoman, der wie der arme Günther sich nicht zu zähmen wußte und im Elend verkam, und Friedrich Karl Castelhun nenne, lassen sich unsere Beobachtungen von eigenartigen Colonialliteraturen nur mit großer Einschränkung anwenden. Stoffe und Auffassung sind gewiß häufig derart, wie sie auf dem Reichsboden daheim nicht hätten aufkommen können, aber Sprache und Form ist doch völlig von heimischen Mustern abhängig, namentlich den Meistern der Romantik, deren Formen indessen oft glücklich weiter gebildet werden, während das jüngste Deutschland an den Ufern des Stillen Meeres noch kein Echo gefunden hat. Der bedeutendste der Reihe ist Castelhun, dessen Mahnung: „Pflegt die deutsche Sprache, hegt das deutsche Wort" u. s. w. über die ganzen Vereinigten Staaten gedrungen ist und über den Atlantischen Ocean hinaus dem nationalgesinnten Rheinhessen Anhänger erworben hat, wie denn jene Worte als Motto über dem Eingang einer Grazer Schule stehen. Castelhun, dessen extremen politischen Ansichten wir allerdings nicht folgen können, ist wohl der erste deutsch-amerikanische Dichter überhaupt. Alle Saiten weiß er anzuschlagen, die der Begeisterung, der Entrüstung, der Trauer, des Spottes, der Liebe und des Hasses, frohen Scherzes und eindringlicher Belehrung. Mit stürmender Kraft verbindet er eine seltene Formenreinheit, die auch die heiße, jäh lodernde Gluth seines mitunter ungerechten Zornes classisch erscheinen läßt, und der Mannigfaltigkeit der Versarten geht die geistvolle Vielseitigkeit des Inhaltes ebenbürtig zur Seite. Aus den krystallklaren Reimen Kirchhoff's leuchtet eine sonnigere Heiterkeit, der Cincinnatier Dichter Brühl ist größer in seinen gewaltigen Urwald- und Hochgebirgsbildern, der Missourier Nies gewandter, seine Liebesempfindungen, in deren Ausmalung er jedoch einseitig aufgeht, in knappe Sonnette zu zwängen; aber kein überseeischer Deutscher hat es wie Castelhun verstanden, gährende Gedanken zu dem Ausdrucke allgemein gültiger Wahrheit zu vertiefen und durch edelklare Form ihnen das Gepräge der Vollendung zu geben.

III.

Der Contrast zwischen Fort- und Rückschritt, hervorragender Fähigkeit und Unbildung, dessen wir bei dem californischen Schulwesen zu gedenken hatten, zeigt sich auch im Erwerbsleben. Von jeher waren es neben Abenteurern und Verbrechern gerade die unternehmendsten und thatkräftigsten Leute, die sich zu dem weiten Zug nach dem fernen Westen entschlossen, und ihre Energie war es denn auch, der der Staat seine Blüthe verdankt. Allein der Nachwuchs hat, theils durch die allgemeine Verschlechterung der Erwerbs-

verhältnisse in den Vereinigten Staaten entmuthigt, theils vielleicht durch das halbtropische Klima verweichlicht, den großen Erwartungen keineswegs entsprochen, die von der Zukunft des Goldstaates gehegt wurden. In mancher Beziehung hatte Californien bereits in den achtziger Jahren seinen Höhepunkt überschritten, doch ist es nicht unmöglich, daß die Erschließung der südlichen Grafschaften, die erst seit einem Jahrzehnte eifriger betrieben wird, und die nach Los Angeles und der Mojave-Wüste sich richtende Einwanderung wenigstens in der Südhälfte des Staates eine neue Blüthezeit heraufführen wird.

Der Rückschritt ist am handgreiflichsten in dem wichtigsten Productionszweige Californiens, im Ackerbau. Während 34 Millionen Centner Weizen im Jahre 1880 geerntet wurden, brachte 1896 nur 17 Millionen, und der Werth der Weizenausfuhr, der noch 1891 fast 28 Millionen Dollars erreichte, war 1894 auf 6½ Millionen gesunken, um allerdings zwei Jahre später, als wegen der Mißernte in Australien und Indien der Getreidepreis gestiegen, sich wieder auf 13,7 Millionen Dollars zu erheben. Das Nachlassen der Weizenproduction ward wesentlich durch einen rücksichtslosen Raubbau verschuldet, der selbst das reichste Land aussaugt und hier in der That, ohne je sich mit Dünger aufzuhalten, den Boden dermaßen ausgebeutet hat, daß er jetzt schon nur die Hälfte des ehemaligen Ertrages liefert. Natürlich ist der Werth des Landes in Folge dessen um die Hälfte zurückgegangen, und 95 Procent der Farmer, die diese Erscheinung dem Entwerthen des Silbers zuschreiben, sind in Schulden gerathen. Viel hat freilich dazu der ungewöhnlich hohe Zinsfuß beigetragen, der die Landleute zwingt, auf Hypotheken 8 bis 9 Procent jährliche Interessen zu zahlen. Gesetzt daher, ein Bauer besitze 10000 Dollars und kaufe ein Gut für 20000. Für die Hypothek, die er auf die Hälfte aufnimmt, hat er in zehn Jahren 8000 Dollars zu zahlen. Die ersten fünf Jahre entledigt er sich glücklich seiner Verpflichtungen, aber seit dem Preisfall von 1891 muß er die Zinsen auflaufen lassen. Das Gut ist gegenwärtig nur noch 10000 Dollars werth; folglich ist der arme Bauer, statt sich eines ruhigen Alters zu erfreuen, bankerott und hat noch mit mindestens 4000 Dollars Schulden zu kämpfen. Von der gedachten Steigerung des Weizenpreises aber konnten die wenigsten Farmer Nutzen ziehen, weil sie, bei den Krämern und sonst in der Kreide, sofort ihre Ernte verkaufen mußten, falls sie nicht schon vorher das Getreide auf dem Halme veräußert hatten. Also selbst in dem geräumigen amerikanischen Westen die gleichen unseligen Zustände wie in Deutschland! So ist es gekommen, daß an vielen Orten Californiens die Leute vom Ackerbau zur Viehzucht zurückkehrten, zumal der Preis für Ackerland noch immer unvernünftig hoch ist. Ein Morgen kostet im Durchschnitt etwa 3—400 Mark, während Viehweide leicht für 30 Mark zu haben ist. Auch die Obstcultur, die der Stolz Californiens ist, bringt entfernt nicht mehr den Nutzen wie in früherer Zeit, obwohl sie an Ausdehnung in den letzten Jahren noch gewonnen hat; höchstens haben Orangen bessere Aussicht, weil durch zwei harte Fröste der Orangenbau Florida's auf lange zerstört ist, dergestalt, daß bereits Orangen von hier nach Florida ausgeführt werden und in Newyork allein den Markt behaupten. Wein ist jüngst beträchtlich in die Höhe gegangen, von 7 Cents die Gallone (= 5 Liter) auf

25 Cents oder beiläufig 20 Pfennige der Liter; der Aufschwung ist zum Theil größerer Nachfrage im Osten und in Europa, zum Theil lediglich den Verwüstungen der Reblaus, zu nicht geringem Maße endlich dem Aufkommen eines Trusts zuzuschreiben. Die Cultur der Reben, deren es 22 Millionen Stöcke in Californien gibt, ist namentlich von Pfälzern, Franzosen und Tessinern gefördert worden. Bevor die Phyloxera erschien, prophezeite der Ungar Hrpad Haraszthy, Vorsitzender der Weingesellschaft in San Francisco, daß das Ende unseres Jahrhunderts 5 Millionen Hektoliter californischer Weinernte verzeichnen würde; allein statt 1 Million im Jahre 1890 sind im letzten Jahre noch nicht 3/4 Million Hektoliter gekeltert worden, etwa 1/8 der deutschen Ernte. Die Hauptsorten sind Riesling, Zinfandel, Malvasier, Chasselus, Frontignan, Mataro, Verdelho, Traminer, Trousseau, Burger, Cabernet Sauvignon, Muskateller, Sauterne; ihr Geschmack ist wesentlich von dem verschieden, den sie in der heimischen Erde erlangen; außer einer herbkräftigen Frische, die sie der Unberührtheit des californischen Bodens verdanken, haben sie durchgehends einen größeren Gehalt von Alkohol als in der Heimath und einen stärkeren Zusatz von Tanninsäure.

Seit einigen Jahren beginnt die Zuckerrübe sich in Californien auszudehnen. Angesichts der ungeheuren Summe von 430 Millionen Mark, die die Amerikaner jährlich dem Auslande für Zucker zahlen, und in Erwartung des hohen Schutzzolles, den Mac Kinley auf fremden Zucker vermuthlich legen wird, versprechen die Californier sich von ihrer Rübencultur goldene Berge. Gegenwärtig wird in der Union die Cultur nur noch in Nebraska und Louisiana betrieben. Der Führer der neuen Bewegung ist der hawaiische Zuckerkönig, der Mecklenburger Klaus Spreckels, der bei Salinas unweit Monterey und Watsonville bei San Cruz bedeutende Raffinerien angelegt und die umwohnenden Farmer zum Rübenbau aufgefordert hat. Der Durchschnittsertrag von einem Acker soll 12 Tonnen Rüben betragen, so daß ein ansehnlicher Nutzen erzielt werden kann. Andere Raffinerien sind in Alvarado am Südende der Goldenen Bai und in Chino am Nordrande der Coloradowüste. Die californische Gesammtrübenernte wird für 1897 auf 46 Millionen Pfund geschätzt, und es kann kein Zweifel sein, daß diese Ziffer sich bald beträchtlich erhöhen wird.

Die Viehzucht hat zwar nicht mehr die Ausdehnung wie zur mexikanischen Zeit, ist aber noch immer bedeutend. Im Wesentlichen deckt sie nur den Bedarf des Inlandes, doch werden Rinder nach Mexiko ausgeführt, und die Schafzucht, die im Gebirge im Schwange ist, liefert Wolle für den Transport. Seit 1885 hat man auch versucht, Strauße vom Kapland einzuführen. Die erste Straußenfarm hatte Herr Zimmermann bei San Luis Obispo; jetzt gibt es im Ganzen drei Farmen mit zusammen 340 Vögeln, alle in der Nähe von Los Angeles. Pferde wurden zuerst von den Spaniern eingeführt; der andalusische Stock wurde dann mit englischem und canadischem Blut gekreuzt. Später wurden auch Thiere von Kentucky und Ohio an die Küste gebracht. Das werthvollste Gestüte ist auf dem Rancho von Stanford bei Palo Alto, von wo das auf 600 600 Mark geschätzte Rennpferd Electioneer stammte;

ferner wird die Zucht von den Spreckels und den Crockers gefördert. Der Preis californischer Durchschnittspferde ist seit einigen Jahren unglaublich gesunken, so daß man ein brauchbares Reitpferd für 50 Mark, ein Wagenpferd für 90 Mark erstehen kann.

Das Vorkommen von Gold war schon den amerikanischen Vätern bekannt, und man erzählt noch in San Luis Obispo von einem Priester, der sein Missionswerk aufgab und sich mit 1½ Millionen Mark nach Spanien zurückzog. Aufmerksam wurde indeß die Außenwelt erst, als auf dem Gute des Deutschen Sutter, der, so sagen die Historiker, König von Californien hätte werden können, wenn er nur gewollt, im Januar 1848 Gold entdeckt wurde. Seitdem ist Gold im Werthe von 5½ Milliarden Mark aus californischem Boden geschürft worden. Die Ausbeute von 1853 erreichte den Höhepunkt mit 280 Millionen; danach fiel sie beständig bis zum Jahre 1889, in dem sie auf 47 Millionen sank. Gegenwärtig ist das Alluvialgold so ziemlich ausgewaschen, und die Zeit, wo man mit einer Pfanne und einer Hacke ausziehen konnte, ein Vermögen zu erwerben, ist so gut wie vorüber; Goldgraben ist eine Industrie geworden, zu deren Erfolg Wissenschaft und Capital nöthig sind. Von der Oberfläche ist man jetzt in das Innere der Erde gegangen und teuft Bohrlöcher, die bis 700 Meter in die Tiefe führen. Der Vorgang der Bergwerke von Witwatersrand ist hierbei vielfach bestimmend gewesen. Namentlich hat seit dem Flibustierzuge ins Transvaal das ganze westamerikanische Minenwesen einen plötzlichen Aufschwung erfahren; denn die Ingenieure, die bisher am Rande oder in Rhodesia thätig gewesen, wie Hammond, Batters und Hamilton Smith, wandten sich, nachdem ihnen Südafrika verleidet war, nach Californien, der Heimath der beiden Erstgenannten, und manche Capitalisten, denen ihre südafrikanischen Anlagen nicht mehr genügten oder nicht mehr sicher genug zu sein schienen, darunter Cecil Rhodes selber, warfen ihre Augen auf die neu erschlossenen Minen in Alaska, in dem canadischen Rußland, in Colorado und die an der pacifischen Küste. So hat die Exploration Company von London, hinter der die Rothschilds stehen, in dem einen Jahre nach Jameson's Ritte 230 Millionen Mark auf den Ankauf von Minen in Montana, Mexiko, Arizona, Oregon und Californien verwandt. Verlassene Minenstädte der Grafschaften Calaveras, die einst Mark Twain durchstreift, Mariposa, in der das sturzbachdurchrauschte, schluchtenreiche Josemite liegt, Amador, Placer und Tuolumne blühten wieder auf, und neue Niederlassungen entstanden; im Süden aber, bei San Diego und in der Mojavowüste bei Randsburg entstanden zur selben Zeit neue Minenplätze, wo früher Niemand an Gold gedacht. So ist die californische Goldausbeute 1896 wieder auf 60 Millionen Mark gestiegen, fast ⅓ der ganzen Ausbeute der Vereinigten Staaten, und eine weitere Verbesserung scheint sicher bevorzustehen. Von anderen Mineralschätzen verdient noch Silber Beachtung, das ebenfalls schon in den Zeiten der spanischen Herrschaft gegraben wurde, sowie Petroleum, von dem ergiebige Quellen bei Los Angeles und Livermore (südöstlich von Oakland) angebohrt wurden. Auch hat man bei Livermore, bei Monterey, in der Grafschaft Humboldt und San Luis Obispo Steinkohle gefunden, doch bis jetzt, da diese meist minderwerthig, noch wenig ausgebeutet.

Die übrigen Industrien, die sich auf Schiffbau, Gerbereien, Tabak, Distillerien, auf die Verfertigung von Papier, Drahtwaaren, Glas, Schuhe und Hausgeräth erstrecken, haben im Jahre 1896 Erzeugnisse im Werthe von 198 Millionen Mark geliefert. Andere Zweige blühten vor der Vollendung der Ueberlandbahnen, sind aber jetzt, seitdem, wie im Bankwesen, so in der Industrie der Osten die Alleinherrschaft an sich gebracht hat, verfallen.

Der Handel Californiens war in den ersten Jahrzehnten nach der amerikanischen Besitzergreifung gewaltig gestiegen. Er betrug 1860 etwas über 41 Millionen Mark, 1870 fast 120, ein Jahrzehnt später 151 Millionen und 1890 über 340 Millionen. Im nächsten Jahre hatte er die höchste Ziffer mit 416 Millionen zu verzeichnen; dann sank er beständig, bis er 1894 auf zwei Drittel zurückgegangen war. Ein kleiner Aufschwung erfolgte das Jahr darauf; 1896 verzeichnete 324 Millionen Mark, aber die ersten Monate von 1897 scheinen einen Rückschritt anzudeuten. Der Hauptverkehr ist mit Großbritannien, Ostasien, Australien, Mittelamerika und Hawaii. Der Handel mit Deutschland bewerthet sich nur auf $4^1/_2$ Millionen Mark. In Folge der Mißernten der letzten Jahre in Indien ist auch dies Land ein Abnehmer californischen Getreides geworden; desgleichen hat sich eine beträchtliche Ausfuhr von Getreide und Maschinen nach Südafrika entwickelt. Bei dem ganzen Außenhandel ist jedoch immer zu bedenken, daß die Hälfte davon nur Transithandel ist und daher in demselben Maße zurückgeht wie andere, namentlich nördlichere Häfen erstarken und den Transitverkehr an sich ziehen. So hat bereits das gewaltig aufstrebende Tacoma am Pugetsunde drei Viertel von dem ganzen amerikanischen Theehandel, der früher ausschließlich über San Francisco ging, an sich gerissen, und nicht minder macht sich der Wettbewerb von Portland, Seattle und Vancouver fühlbar. Gibt es doch nicht weniger als sechs Dampferlinien von Amerika's Westküste nach Ostasien; davon aber laufen vier nördlich von Californien. Wenn die drei mexikanischen Ueberlandbahnen, an denen mit großem Eifer gebaut wird, fertig sind, wird auch Mexiko bemüht sein, von den Schätzen des Orients einen Theil zu erhalten und den Durchgangsverkehr nach San Blas und Tehuantepec abzuleiten. Möglich wäre allerdings, daß das Erwachen China's und die rasche Entwicklung Japans und Sibiriens allen westamerikanischen Häfen genug zu thun gäbe, und so auch Californiens Handel weitere Absatzgebiete gewönne. Auch spricht man schon davon, zwei neue Linien nach Yokohama und Shanghai und eine nach Wladiwostok von californischen Häfen aus einzurichten. Die Ausgangspunkte werden wahrscheinlich San Diego und San Francisco sein; die eine Linie soll von einer japanischen Gesellschaft, der Toyo Kisen Kaisha, gebaut werden. Im Zusammenhang hiermit beabsichtigt man, da das Monopol der übermächtigen Southern Pacific auch auf den ostasiatischen Transitverkehr drückt, zu den vorhandenen fünf Ueberlandbahnen ein sechstes System zu eröffnen, das den Osten der Vereinigten Staaten mit San Diego und Oakland verbinden soll. Unter der Leitung von Klaus Spreckel ist das Unternehmen bereits so weit gediehen, daß für Ende 1897 die Eröffnung jenes Systems in Aussicht steht.

Auf Johannes Brahms.

[Nachdruck untersagt.]

I.
Dem Genius.
(1874.)

Selig, da Dein Lockruf
Aus meinen Wüsten mich rettete,
Selig jede Stunde,
Die ich durch Dich genoß!
Und welchem je
In das Herz Du wie mir
Der Andacht tiefste Schauer legtest,
Wem je übergossen
Von Deinen Wonnen
Das Haupt ward, einem Staubgedrückten,
Nenne sich selig.
Denn wie stilles Leuchten nun
Bleibt es zurück
Und glühet nach
Und verglühet nimmer,
Ein Prometheusfunke,
Aus dem Herzen
Der Gottheit geraubt,
Der da fiel und zündete, o Freude!
Zündend fiel in den langsamen Tod
Dieses flackernden Lebens.

Denn kalt ist das Leben
Und Einsamkeit das Loos
Jedes Besten.
Wohl gedeihen des Tags
Leiden und Freuden
Am niedrigen Buschwerk
Wie die süße und herbe Frucht,

Darunter die Wand'rer
Geſellig ſich theilen.
Sie werfen ſich zu
Freuden und Leiden,
Wie den Fangball die Kindlein!
Wen aber durchzitterte
Die unermeßliche Freude je,
Wer von des Daſeins ganzem Schmerz gezehret,
Er irret ſtumm
Durch Waldesſchlüfte,
Ueber die Haiden des Bergs
Wolken jagend
Und lauſchet dem Schweigen
Und ſeiner eignen Sehnſucht.
Denn wer theilte, ach!
Was unausſprechlich iſt?

Aber der Genius lebt,
Der mit den Rieſenfittigen
Rudert ins Sonnenlicht
Ueber die Wolkenmeere —
Aber der Genius lebt,
Des Unausſprechlichen ein Vertrauter!
Und wundervolle Geſänge bringt er,
Meertiefe, aber heiß wie die Liebe:
Die ſchüttet er alle
In Deine Sehnſucht,
Jauchzende Wonne der ſtummen Freude,
Süße Wonnenklage dem Weh.
Denn ihm wob ja der Töne
Höchſten und tiefſten
Und jeglichen Wohllaut
In ſeine Saiten
Das kargende Schickſal!

II.

Brahms' erſte Sinfonie.

Prometheus.

(1876.)

Erſter Satz:

Horch auf! ein Ahnen, fernher grollend, ruft mich wach.
Das iſt Dein Sang, Prometheus! Erſt wie durchs Hochgebirg'
Riß mich's dahin, durch Schlucht und Abgrund, bahnenlos.
Nebel und Nacht! und in Wolken die Gipfel! Ein Donnern rollt

Die Wände nieder. Heiße Bäche zügellos
Klingen darein. Die wirbelnde Windsbraut fegt die Bahn.
Die Dryade seufzt. In den Lüften hangt ein Weheschrei,
Und der Geier kreischt: denn hier, hier grollt der Gefesselte!

Zweiter Satz:

Weicht nicht die Wolke? Friedlich dehnet ein Anger sich,
Wo alles Duft, und der Wind träumt, und mit der Sonne spielt
Der Schatten der Rose; es wandelt die Taube am Rand des Sees.
Da sammelten sich die Weiber der Tiefe mit feuchtem Haar
Und schau'n hinauf meertiefen Blicks, die freundlichen
Okeaniden, und stimmten süßesten Wehesang:
„Der Edle leidet! Weinet, ihr Unsterblichen!"
Unsterbliches Weinen! Hörst Du es, einsam Grollender?

Dritter Satz:

Der Geier floh. So fliehet der Tag. Und aus Busch und Wald
Hüpft zärtlich der Schwarm der blühenden, ewig jungen Lust,
Die Nymphen, die blumenstreuenden, übend gewohnten Tanz.
Denn sie lernten nur ihn und lerneten die Thräne nicht.
Nun schreiten sie zart behende, ein melancholischer,
Traumhaft verschlungner, dämmerungtrunkner Reigentanz,
Daß lächelnd es seh'n die Klagemüden. Zuckte nicht
Um die Lippe ein Lächeln Dir selbst, einsam Grollender?

Vierter Satz:

Und das All will nachten, ruhend in Andächtigkeit.
Er lauscht. Nur Er, der ewig einsam Wachende —
An den Himmel den Scheitel lehnt er und athmet tief und schwer,
Daß des Busens dreimal eisengeschlagene Fesseln klirr'n,
Und ein Dröhnen reißt durch das Erdrund. Und er betet stolz:
Mein ist der Sieg. An meiner Seele fraß der Schmerz,
Der Sturm zerschlug den Leib mir und der Blitz mein Haupt,
Und jeden Morgen kehren alte Qualen neu!
Ich aber steh' und fühle dieses Leibes Kraft
Und bebe nur vor dieses Herzens heil'ger Gluth
Und juble Deinen großen Thaten, Gott in mir,
Der aus dem Schmerz mir schenkte die Unsterblichkeit.
Die Zeit ist ewig, aber Du bist ewiger! —
Der Abgrund hört es, und die Sphären tönen nach:
Der Sieg ist sein, des an die Qual Geschmiedeten!

Beatus Rhenanus.

Erinnerungen an Johannes Brahms.

Von

J. V. Widmann.

[Nachdruck untersagt.]

Brahms in Italien.

Seit Brahms seine klaren Augen, an deren Wimpern in der Sterbestunde Thränen schimmerten, für immer geschlossen hat, suchen seine Freunde und Alle, die ihn verehrten und liebten, ihren besten Trost in der Erwägung, wie viel Schönes und Erquickendes das Leben dem herrlichen Manne geboten hat. Hierbei dringen wir nicht zu jenen höchsten Freuden vor, die er in den Weihestunden seines Schaffens fand; denn wie groß dieselben bei einem Meister sind, dem ein gewaltiges Kraftgefühl und das Bewußtsein vollen Gelingens seiner Arbeit innewohnt, vermögen wir Andern nur ehrfurchtsvoll zu ahnen. Wohl aber weilt unsere Vorstellung gern bei der Erinnerung an andere, dem eigenen Verständnisse näher gerückte Lebensfreuden, die dem theuern Verstorbenen Sonnenschein ins Herz goßen und wonniges Behagen schufen; und unter diesen stehen die oftmaligen Reisen, die Brahms nach Italien unternahm, obenan. — Denn dieses schöne Land hat Brahms leidenschaftlich geliebt, und ein Frühling, der ihm keine Fahrt nach Italien brachte, schien ihm, namentlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens, ein halb verlorener.

In seiner ihm still bewußten Congenialität mit den Meistern der italienischen Renaissance dürfte der Hauptmagnet dieser Liebe zu Italien zu suchen sein. Nicht daß Brahms, der auch Freunden gegenüber, wo er zur Seltenheit von sich selbst und seinen Werken sprach, eine rührende Bescheidenheit beobachtete, und dagegen vor den großen Heroen der Vergangenheit auf allen Kunstgebieten die tiefste Ehrfurcht an den Tag legte, sein eigenes Schaffen jemals mit dem jener Künstler verglichen hätte, deren Bauwerke, Sculpturen, Gemälde sein Entzücken waren! Wohl aber gelangte man selbst zu solchen Vergleichen, wenn man sah, mit welcher Andacht er sich in die Betrachtung dieser Werke vertiefte, oder wenn man hörte, wie er an den alten Meistern einen Zug pries, der bei ihm selbst in so hohem Grade entwickelt war: die Gewissenhaftigkeit des Ausarbeitens auch im Kleinen, jene Treue des Kunst-

fleißes, deren man z. B. auf dem Dache des Mailänder Doms noch im verlassensten Winkelchen des Marmorlabyrinths jener ungefähr dreitausend Statuen gewahr wird. Daß solche Künstler selbst da, wo sie kaum annehmen konnten, gewöhnlicher Laienverstand werde es bemerken und ihnen danken, doch immer ihr Bestes thaten und damit bewiesen, wie heilig ihnen ihre Kunst war — das zu sehen und zu preisen war Brahms überall dabei und diese Wahrnehmung rührte ihn besonders, wenn er sie an Werken entdeckte, die gewöhnlich unbeachtet bleiben seitens des Touristenschwarms, der sich alle Jahre von den Alpen her in den Städten Italiens verbreitet. So war es ihm z. B. ein hoher Genuß, in Santa Maria Maggiore zu Bergamo die herrlichen Intarsien zu bewundern, die dort nicht bloß an den Wänden der Chorbestuhlung, sondern sogar auf den Sitzen angebracht, für gewöhnlich aber mit Schutzbrettern bedeckt sind, welch letztere der Sakristan erst entfernte, als er sah, mit welcher Lust und welchem unersättlichen Interesse der weißbärtige Fremde, den er für einen „scultore“ hielt, die oberhalb der Bestuhlung befindlichen Darstellungen studirte.

Es ist kein Zweifel, Brahms fand sich selbst, sein eigenstes künstlerisches Wesen, in der Kunst der italienischen Renaissance wieder, wenn er auch, wie gesagt, viel zu bescheiden war, dies jemals anzudeuten. Und diese Beziehung zu den Kunstschätzen Italiens war eine durchaus naiv herzliche, nicht mit Elementen eines kunsthistorischen Forschungstriebes versetzte. Moderne klassische Bücher über Italien, wie die „Cultur der Renaissance“ von Jakob Burckhardt oder die Schriften von Gregorovius las er zwar wiederholt und mit immer neuer Freude, aber lieber in der Erinnerung an eine eben vollendete Reise in Italien als zur Vorbereitung. Ebenso zog er bei Besichtigung von Kirchen und Museen die Reisehandbücher nicht oft zu Rathe, sondern verließ sich mehr auf seinen Blick, der ihn von selbst auf die Spur des wirklich Bedeutenden leitete. Rasch schritt er durch die Galerien; wo er den Schritt hemmte, da konnte man sicher sein, daß ein echtes Kunstwerk hing oder etwas besonders Originelles zu besichtigen war. Dann winkte er wohl den Begleiter herbei und machte ihn auf irgend eine intime Feinheit des Bildes aufmerksam; manchmal aber auch blieb er vor einem Gemälde lieber allein, weil die Offenbarung reiner, hoher Schönheit ihn leicht zu Thränen rührte; so z. B. in der Galerie zu Parma jene Verlobung der heiligen Katherina mit dem Jesuskinde von Parmeggianino, ein Bild, das durch die Holdseligkeit der vielen dicht an einander geschmiegten, unsagbar lieblichen Mädchen- und Kindergesichter, alle in blondem Haar, eine wahre Symphonie der Anmuth ist, die selbst von Correggio's Meisterwerken derselben Galerie nicht überboten wird. Bis in die Stirn erglühte Brahms vor Ergriffenheit, als er vor diesem Gemälde stand, wie es denn überhaupt nicht tragisch erhabener Gegenstände bedurfte, um ihn zu rühren; die reine Schönheit, auch wenn sie aus sanften Gebilden der Kunst hervorleuchtete, brachte dies bei ihm unfehlbar zu Wege.

Daß Brahms in Italien der Musik nachgegangen wäre, wie in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts Mendelssohn oder Nicolai, kann man nicht sagen. Die altitalienische Kirchenmusik brauchte der in Wien lebende, über

die Bibliothek der dortigen Gesellschaft der Musikfreunde und über seine eigene, auch an handschriftlichen Partituren reiche Notensammlung verfügende deutsche Meister nicht erst an Ort und Stelle aufzusuchen. Auch bekommt man, die wenigen bekannten Ausnahmen der österlichen Zeit in Rom abgerechnet, in den italienischen Domen selten alte schöne Messen zu hören, häufiger glatte und unbedeutende, wenn auch immer melodiöse Werke neuerer Capellmeister. Und daß vollends das selbst Operettenweisen nicht verschmähende italienische Orgelspiel eher dazu angethan ist, den Musikfreund, geschweige einen Componisten wie Brahms, aus der Kirche hinaus zu treiben, wissen alle Reisenden; trifft man doch sogar auf Orgelwerke, die durch einen Registerzug eine türkische Musik mit großer Trommel und Glockenspiel in Bewegung setzen, so z. B. im Dom zu Parma und anderwärts. Ebenso hatten die Opernaufführungen für Brahms wenig Lockendes, obschon er für den Meister Verdi große persönliche Achtung hegte, ihn als einen prächtigen Vollblutmusiker oft mit warmen Worten pries, und sich unter Anderm freute, daß Verdi in seinen Lebensgewohnheiten, z. B. im Frühaufstehen, in der Schlichtheit der Kleidung und in einem von aller Prätension sich fern haltenden natürlichen Gehaben ihm selbst ähnlich sei. Als ich im Frühling 1887 allein das kleine Bauernhaus in Roncole, wo Verdi 1813 geboren wurde, und dann das nahe dabei liegende Städtchen Busseto besucht hatte, wo Verdi eine Villa besitzt, konnte mir Brahms lange zuhören, wenn ich ihm erzählte, wie Verdi von seinem Landgute aus manchmal persönlich auf den Pferdemarkt nach Cremona hinüber kutschiere, um dort als Kenner lebendige Waare einzukaufen, oder wenn ich das Ergebniß meiner beim Pfarrer Antonio Chiapperi zu Roncole eingezogenen Nachforschungen über die Legende berichtete, als hätten im Jahre 1814, wie Arthur Pougin in seiner Verdi-Biographie fälschlich mittheilt, russische Soldaten in der kleinen Ortschaft ein Blutbad angerichtet, vor dem sich die Mutter Verdi's mit dem einjährigen Bübchen auf den Campanile zu den Glocken habe flüchten müssen. Brahms hegte für Verdi schon deshalb eine so große Vorliebe, weil Verdi gleich ihm selbst ein echtes Kind des Volkes war. Aber bei aller dieser persönlichen Sympathie für Verdi war Brahms in Italien zum Besuch selbst einer Verdi'schen Oper nicht zu bewegen; schon daß die Theatervorstellungen in den italienischen Städten so spät erst beginnen und sich oft bis über Mitternacht hinausziehen, mochte ihn abschrecken, da er auch auf der Reise meistens vor fünf Uhr Morgens sein Lager verließ.

Dagegen war es neben den Werken der bildenden Künste wesentlich das Naturell der italienischen Bevölkerung, was ihm ferner Italien so lieb machte. Als Künstler hatte er seine Freude am natürlich sich gebenden, leidenschaftlichen Menschen, der vermöge einer seit Jahrtausenden in diesem Volke wirksamen verfeinernden Cultur auch bei heftigen Ausbrüchen des Temperaments nicht leicht abstoßend wird, im Gegentheil in solchen Augenblicken oft eine neue Schönheit gewinnt, die wir in unserm kaltblütigen Norden nur noch etwa auf der Bühne zu genießen bekommen. Brahms, der falsches Pathos zwar nicht leiden konnte, billigte aber auch nicht die norddeutsche und schweizerische Art, die sich gar so zugeknöpft gebe, so wenig von dem wahren

Zustand des Gemüthes verrathe, oder wenn letzteres in Momenten des Ueberwallens geschehe, alsdann so leicht eine unschöne, rauhe Heftigkeit an den Tag lege. Von dieser wußte er sich selbst nicht frei, bekannte es offen, daß sein Wesen manchmal etwas auch für Freunde Verletzendes habe, war übrigens immer bereit, um Entschuldigung zu bitten, wenn er nach dem Verfliegen seiner unmuthigen Wallung Ursache hatte zu befürchten, daß sein Benehmen gekränkt haben könnte. Je mehr er somit allgemein in unserm germanischen und persönlich in seinem eigenen Naturell in dieser Beziehung Mängel entdeckte, die ihn ernstlich beschäftigten, ja bekümmerten, desto mehr entzückte es ihn, sich Monate lang immer wieder inmitten eines Volkes zu bewegen, das keines sonderlichen Bildungsschliffes nach den Anstandsregeln der höheren Gesellschaftsclassen bedarf, um in den meisten Lebensäußerungen anmuthsvoll und schön zu bleiben, ja das in dieser Richtung seiner selbst so sicher ist, daß es sich in jedem Momente ohne Berechnung natürlich gehaben kann und gerade so es am wenigsten verfehlt, sich von der besten Seite zu zeigen. Er selbst gab sich im Verkehr mit den Italienern auch alle Mühe, an ausgesuchter Höflichkeit hinter ihnen nicht zurück zu bleiben. Auch in der Wagenabtheilung „pei fumatori" hätte er sich z. B. niemals seine Cigarrette angezündet, ohne eine allfällig im Waggon befindliche Signora erst anzufragen, ob sie das Rauchen gestatte. Uebrigens wurzelte die Höflichkeit bei ihm in wirklichem herzlichen Wohlwollen; so war es bei nächtlicher Ankunft im Gasthof stets sein Brauch, auch wenn er noch eine Stunde und länger in seinem Zimmer aufblieb, doch sofort die Schuhe vor die Thür zu stellen, „damit nicht irgend ein armer, hierauf noch wartender Dienstbote eben deshalb in seiner Schlafzeit verkürzt werde;" er selbst aber, da er Pantoffeln bei sich zu führen verschmähte, ging dann in Strümpfen umher, was auf dem in Italien meist teppichlosen Marmor- oder Backsteinboden eine gewisse körperliche Abhärtung und Unempfindlichkeit voraussetzt, über die nicht Jedermann verfügt.

Brahms war allen Lebenserscheinungen gegenüber für gewöhnlich ein unendlich scharfer Beobachter und Kritiker. Seine Vorliebe für italienisches Wesen aber ging so weit, daß sie ihn manchmal kritiklos machte. Die tiefen Schäden am italienischen Volkskörper, z. B. die Armuth und die traurigen Verhältnisse des Bauernstandes, wollte er nicht sehen; es hätte ihm zu weh gethan, sich diese Leute unglücklich zu denken. Aus einem ähnlichen Gefühl heraus redete er sich ein, die Thierquälerei habe in Italien so sehr abgenommen, daß sie kaum noch der Rede werth sei. Für einige Städte Ober- und Mittelitaliens trifft diese Meinung einigermaßen zu, speciell auch für die durch mildere Sitten ihrer feineren Bevölkerung sich auszeichnende Toskana; aber Brahms wollte diese Behauptung selbst auf Unteritalien und Sicilien ausgedehnt wissen und konnte im Eifer der Vertheidigung italienischer Lebensgewohnheiten so weit gehen, selbst der Unsitte der Sicilianer, auf Spaziergängen immer die Flinte überzuhängen und ohne Wahl zu schießen, was ihnen vors Rohr kommt, hartnäckig das Wort reden. Ebenso glaubte er nicht ans Brigantenthum. Als wir eines Morgens (im Jahr 1893) den Monte Pellegrino bei Palermo bestiegen, konnte es ihn geradezu erbittern, daß am

Fuß des Berges, wo ein Gendarmeriewachtposten stationirt ist, sich uns einer dieser Guardia civile anschloß, der von seinem Commando den Auftrag hatte, die Fremden zu begleiten, damit nicht ein ihnen allenfalls zustoßendes unliebsames Abenteuer die Gegend und die Stadt in Verruf bringe. Und als uns auf der Straße nach den am Meere gelegenen Tempeln von Girgenti einige Wagen voll junger Schulmädchen begegneten, die mit ihren Lehrerinnen einen Ausflug zu den berühmten Ruinen unternahmen, hinter den Caroſſen aber in voller Uniform und mit Säbel, Revolver und Carabiner ausgerüstet, drei berittene Gendarmen dahergesprengt kamen, da konnte sich Brahms nur widerwillig und erst, als er mit eigenen Ohren von einem der Reiter es vernommen hatte, sie seien zum Schutz der Kinder von der Stadtbehörde hierher beordert, zu dem Zugeständnisse herbeilassen, daß es in Sicilien gelegentlich mit der öffentlichen Sicherheit doch nicht aufs Beste bestellt sein möchte. Diese kleinen Züge finden hier nur Erwähnung, weil sie zeigen, mit welcher fast ängstlichen Sorgfalt Brahms die ideale Illusion hütete, die ihm zum ungestörten Genuß Italiens Bedürfniß war. Er wollte hier glücklich, rein glücklich sein, und wie die Olympischen wandte er sein Antlitz von Allem weg, was die schöne Gegenwart hätte trüben können. Um so freudiger achtete er auf alle Zeichen neu erblühender Stärke des geeinigten Italiens, in dem er auch den Bundesgenossen des Deutschen Reiches achtete und liebte. Als wir im Mai 1893 durch die zum Empfang des deutschen Kaisers festlich geschmückten Straßen Roms fuhren, war Brahms zwar sehr einverstanden damit, uns vor dem zu erwartenden Festgewühle schleunig in stillere Gegenden Italiens zu flüchten; aber der Gedanke der italienisch-deutschen Völkerverbrüderung, der von den zahllosen Triumphpforten der Via nazionale mit den Bannerfarben beider Länder uns zu Häupten rauschte, fand seinen Widerschein in dem Lächeln stillen Behagens und guter Zuversicht, von dem sein Gesicht strahlte. Und wo immer wir uns in den darauf folgenden Tagen befanden, verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit die Festberichte der italienischen Zeitungen und fand in dem Kaiserbesuch etwas wie eine weltgeschichtliche harmonische Auflösung jener Dissonanzen des Mittelalters, der Römerzüge deutscher Herrscher, die so oft gegen den Willen der Städte Italiens deutsches Kriegsvolk über die Alpen führten.

Daß endlich auch die landschaftliche Natur Italiens, namentlich die edle Vegetation, die in Vereinigung mit der herrlichen Architektur überall so wundervolle Veduten schafft, es ihm angethan hatte, bedarf so wenig einer ausdrücklichen Versicherung, als daß er die holde Behaglichkeit zu schätzen wußte, mit der die guten Weine, die fein zubereiteten Speisen des echt italienischen Pranzo, der vortreffliche Kaffee, die breiten, wahrhaft fürstlichen Betten in hohen, luftigen Sälen dem Reisenden, der dergleichen zu finden weiß, das Leben in Italien so angenehm machen. Abgesehen davon, daß er, vom phäakischen Wien her hierin an Auserlesenes gewöhnt, einen guten Tisch liebte, gab er im Uebrigen sonst zwar wenig auf Luxus und war gelegentlich mit dem bescheidensten Nachtquartier in der ärmlichsten Spelunke zufrieden; doch war ihm die südländische Lebensluft sympathisch, die sich in den phantasievoll

bemalten Plafonds der Alberghi oder dem Prunke der Tischgeräthe und dergl. aussprach. Wo die Natur mit Früchten, Weinen, edlen Oelen u. s. w. aus dem Vollen spendet, schien ihm auch an den genießenden Menschen eine gewisse prachtliebende Großartigkeit am rechten Orte. Bei alledem duldete die immer wache Regsamkeit seines unermüdlichen Geistes kein schwelgerisches Sichversenken in materielle Genüsse. Er nahm sich wohl mitunter vor — weil er die eigene große Lebhaftigkeit kannte — zum Augenblicke jenes: „Verweile doch, du bist so schön" zu sagen, und in manchen Zuschriften, in denen er mich Jahr um Jahr aufforderte, ihn auf einer neuen Reise zu begleiten, hob er ausdrücklich hervor, diesmal solle gebummelt, an einem schönen entzückenden Orte, wie z. B. Amalfi, längere Zeit ruhig verweilt werden. Aber es kam nicht leicht dazu. Sein an Arbeit, an treues Ausnützen der Zeit von Jugend auf gewohnter Geist verlangte immer neue Kraftbethätigung, und oft, wenn ich ein langsameres Reisetempo vorschlug, schalt er mich scherzhaft aus, ob ich mir denn eigentlich einbilde, zum Vergnügen reisen zu wollen in einem Lande, wo es auf Schritt und Tritt so unendlich viel Neues zu sehen gebe.

Diese Liebe, welche Brahms dem italienischen Volke entgegenbrachte, wurde ihm von den feinfühligen Italienern, auch wenn sie keine Ahnung hatten, wer er sei, durch eine gleichsam instinctive Achtung vergolten, die sie dem silberbärtigen Deutschen mit dem edeln Antlitz entgegenbrachten. Mehr als einmal machten Mitreisende, wenn Brahms, wie ihm das leicht geschah, in einer Ecke des Waggons eingeschlummert war, unter sich flüsternd die Bemerkung, dieser Fremde müsse „un uomo di genio" sein. Als wir den Gasthof „Croce di Malta" zu Padua verließen, wo wir ein paar Tage logirt und mit der nicht mehr jungen, aber stattlichen Padrona des Hauses Abends beim Pranzo manchmal gemüthlich geplaudert hatten, gab diese beim Abschied ihrer schönen jungen Nichte einen Wink, worauf das Mädchen mit anmuthiger Bewegung auf Brahms zutrat, sich ein wenig auf die Fußspitzen hob, zierlich den Arm ihm um den Nacken schlang und dem höchlich Ueberraschten einen richtigen Kuß in optima forma auf die Lippen drückte. Wenn sie nachher auch mir die gleiche „gentilezza" erwies, so habe ich doch niemals gezweifelt, daß wir diese artigste Entlassung aus einem Albergo nur dem Eindruck zu verdanken hatten, den die Persönlichkeit meines Reisegefährten auf Signora Caterina Bianchi gemacht hatte. Und wie war es in Palermo, als wir, unser vier Herren, die ehemalige arabische Moschee, jetzt San Giovanni degli Eremiti, mit einem Custode durchwanderten, der als einer der Zehntausend von Marsala unter Garibaldi gefochten hatte? Mitten in seinem fließenden Vortrag hielt unser feiner und liebenswürdiger Führer einmal plötzlich inne und brach mit einem Blick auf Brahms in die unwillkürlichen Worte aus: „Ah! mi pare di parlare al mio venerabile generale Garibaldi!" wobei ihm die Augen enthusiastisch leuchteten. Er hatte mit dem Ahnungsvermögen des Südländers in dem deutschen Meister, der vor ihm stand, den ungewöhnlichen, den großen Mann geahnt und, da ihm Garibaldi gleich nach Christus kam, wie er später einmal bemerkte, für seine Empfindung der Ehrfurcht keinen bessern Ausdruck finden können, als die Erinnerung an seinen geliebten Feld-

herrn. Mit vergnügtem Lächeln und einem Aufstrahlen seiner tiefen, klarblauen Augen quittirte Brahms das Compliment, das ihn sichtlich freute.

Was ich bis jetzt hier mitgetheilt habe und noch durch einige weitere Erinnerungen ergänzen möchte, bezieht sich selbstverständlicher Weise nur auf diejenigen Reisen, auf denen mir die Ehre zu Theil geworden war, Brahms zu begleiten. Beide waren wir schon früher, unabhängig von einander, in Italien gewesen, Brahms wohl noch öfter als ich[1]). Aber seit Brahms durch seinen dreimaligen Sommeraufenthalt in Thun bei Bern in immer engere, freundschaftliche Beziehungen zu mir getreten war und in den Alpen manche kleine Wanderung mit mir ausgeführt hatte, wünschte er meine Reisekameradschaft auch für Italien, da meine Art zu reisen, besonders das Vermeiden der großen Gasthöfe internationalen Gepräges, das Einkehren in echt italienischen Wirthshäusern, seinem eigenen Geschmack zusagte. So kam es, daß ich auf den letzten drei Reisen, die er nach Italien unternahm, sein Begleiter war. Gewöhnlich schon bald nach Neujahr pflegte er mich brieflich anzufragen, ob ich italienische Reisepläne hege. „Falls Sie für diesen Frühling an einen noch so bescheidenen Spaziergang jenseits der Alpen denken sollten, so fragen Sie sich doch, ob nicht etwa mitgehen könnte Ihr herzlichst grüßender B." Solcher fast rührend schüchterner Billette bewahre ich viele auf. Leider war mir eine zusagende Antwort nicht immer verstattet, da ich nach einem Winter voll anstrengender Berufsarbeit öfter das Bedürfniß nach einer ruhigeren Erholung fühlte, als sie auf einer Reise mit dem zwar um neun Jahre ältern, an körperlicher Rüstigkeit mir jedoch sehr überlegenen, unermüdlichen Freunde möglich gewesen wäre. Aber wenn ich nun meine Bereitwilligkeit hatte erklären können — welche Vergnügtheit sprach dann aus den von Wien mir zufliegenden Briefen und Postkarten! „Ich hoffe auf herrlich ruhige und unruhige Wochen! Commandiren Sie nur, wo und wann ich mich einfinden soll." Oder: „Etwas sehr Wichtiges für eine italienische Reise müssen Sie mitbringen! Nun denken Sie, ich wünsche einen Burckhardt oder Gregorovius. Ach nein, ich bitte recht schön, daß Sie für mich zwei bis drei kleine blaue Päckchen französischen Tabak (Caporal) in die Reisetasche stecken und in die Rocktaschen, während Sie über die Grenze fahren!" Oder: „Falls Sie früher als ich nach Riva kommen, bestellen Sie mir wohl ein Zimmerchen, und ich finde Sie hoffentlich noch höchst vergnügt bei einem Glas Wein,

[1]) Selbst Herr Professor Dr. Eduard Hanslick in Wien, den ich um Auskunft ersuchte, war nicht im Stande, mir anzugeben, wie oft und in welchen Jahren Brahms Italien besuchte. Doch verwies er mich auf Professor Billroth's Briefe, aus denen hervorgeht, daß Brahms einmal im Jahre 1878 mit Billroth in Rom, Neapel und Sicilien war, daß für die Jahre 1879 und 1882 ebenfalls solche Reisen zwischen Billroth und Brahms geplant und vermuthlich auch ausgeführt wurden, während Billroth in einem Briefe aus Palermo vom 10. April 1889 bedauert, daß diesmal Brahms die Reise nicht mitgemacht habe. Sicher ist ferner, daß Brahms im Frühling 1882 in Rom war, da er mich damals aufforderte, mit ihm auf dem Palatin, wo er im Jahre 1878 meinen Kindern auf ihrer Hochzeitsreise begegnet sei, zusammenzutreffen. „Das ist doch der schönste Platz zu einem Rendez-vous." Endlich ist mir bekannt, daß Brahms im Jahre 1887 mit Theodor Kirchner und Herrn Verleger Simrock in Italien reiste. Wir sollten uns damals in Bologna treffen, was durch einen Zufall vereitelt wurde.

wenn ich spätestens mit dem letzten Zug über Mori komme. Nur recht ruhig und behaglich, es ist ja allerorten schön in dem herrlichen Land. Padua wäre mir auch sehr recht, und Orvieto sollten Sie durchaus sehen, und nach Perugia möchte ich auch, und Sie sollten auch nach Palermo. Machen Sie ja, was Sie wollen, mir ist Alles recht. Alles mögliche Schöne und Gute uns Beiden wünschend" u. s. w.

Die erste unserer gemeinschaftlichen Reisen ging im Mai 1888 durch die Marken nach Umbrien, ins Römische und zurück durch Piemont. In Verona war ich mit Brahms zusammengetroffen, unser nächstes Ziel Bologna, wo in diesem Jahre eine allgemeine internationale Ausstellung für Musik stattfand, zu welcher die Archive und Bibliotheken ganz Europa's interessante Originalhandschriften eingesandt hatten. Obschon Brahms sich für seine Person von einer derartigen Ausstellung nicht eben viel versprach, wollte er doch an der Feststadt nicht vorbeifahren und fühlte sich recht eigentlich in seinem wahren Element, als wir uns zwischen den Glasschränken hinschoben, in denen neben uralten bemalten Pergamenten des Messegesanges auch die Partituren von Mozart's „Zauberflöte", Beethoven's „Fidelio", Cimarosa's „Matrimonio Segreto" und unzählige andere handschriftliche Werke italienischer und deutscher Musiker bis auf die Gegenwart lagen. Auch alte schöne Instrumente, darunter Hörner, Posaunen, Clarinette von geradezu abenteuerlichen Formen, waren ausgestellt. Aber einem von der Ausstellungscommission zu Ehren der Königin von Italien veranstalteten Concert mit diesen, unsern Musikern von heute nicht mehr vertrauten seltsamen Tonwerkzeugen, zu denen auch die echte Viola d'amour gehörte, weissagte Brahms sofort nichts Gutes, und in der That fiel es sehr komisch aus, indem die curiosen Instrumente, deren Handhabung ihren Spielern nicht bequem lag, dem durch die Tonfülle unserer heutigen Orchester verwöhnten Ohre dünn und piepsend und zirpend klangen, so daß die Hofdamen zu kichern begannen und die ganze Aufführung zur lächerlichen Komödie wurde. Brahms, dem alle affectirten Kunstbestrebungen ein Greuel waren, konnte über dergleichen unbarmherzig spotten, während ihn wirkliches Können, auch wenn es ihm unter den elendesten Bedingungen entgegentrat, zu enthusiastischer Bewunderung hinriß. So trafen wir z. B. Nachts in den Arcaden Bologna's auf einen Taubstummen, der dort bei einem Stümpfchen Stearinlicht am Boden kauerte. Er zeichnete das Bildniß Cavour's mit schwarzer Kreide lebensgroß auf die Fliesen. Blieb ein Vorübergehender stehen, so beleuchtete er sein Werk mit dem armseligen Lichtlein. Ein Teller stand daneben, in den man den Soldo werfen sollte, den man solcher Straßenkunst etwa zu spenden geneigt war. Da erlebte man aber eine neue Ueberraschung, indem erst das Klingen der Münze auf den harten Steinfliesen bewies, daß der Teller kein wirklicher, sondern ein bloß durch gute Schattirung dem Leben treu und natürlich nachgezeichneter war. Brahms konnte nicht Worte genug finden, diesen feinen Einfall des armen Künstlers zu preisen, und auch seine Spende bewies, wie es ihn rührte, daß in diesem begabten Volke selbst der Straßenbettler seine Blöße mit einem Zipfel vom Saum des prächtigen Festgewandes der Kunst zu decken weiß.

Sein auf Reisen sonst bestens gehütetes Incognito hatte Brahms diesmal in Bologna nicht aufrecht erhalten können, da die Musikausstellung auch von deutschen Musikern und Musikschriftstellern besucht wurde, die ihn natürlich sofort erkannten. So erfuhr auch der Director des Bologneser Musik-Conservatoriums und erster Theatercapellmeister Maëstro Martucci, ein damals noch ganz junger Mann, der es aber doch bereits auf Opus 66 eigener Compositionen gebracht hatte, von der Anwesenheit des von ihm längst verehrten großen deutschen Meisters und sandte ihm in unser Hôtel zu den „Quatro Pellegrini" seine Karte mit der Bitte, Brahms persönlich seine Aufwartung machen zu dürfen. Diese Zusammenkunft, der ich beiwohnte, um nöthigen Falls den Dolmetscher zu machen — denn Brahms, der Italienisch wohl lesen konnte, war nicht im Stande, eine italienische Conversation zu führen —, ist mir unvergeßlich geblieben. Der junge Maëstro that bei seinem Eintreten beinahe einen Fußfall vor dem deutschen Meister und küßte ihm die Hand, wie sehr sich auch Brahms dagegen wehrte. Hierauf begann er in lebhaften Worten zu schildern, wie er vor einiger Zeit in Neapel die zweite Symphonie von Brahms aufgeführt habe, und ging auf die Kammermusikwerke über, die er alle auswendig zu kennen schien, indem er die einzelnen Themata vorsang und dazwischen enthusiastisch von den Entdeckungen sprach, die er in Brahms'schen Partituren gemacht habe, von geheimnißvollen Feinheiten, die nicht Jeder bemerke, z. B. von der wunderbaren Art, wie Brahms die Mittelstimmen zu führen pflege. Sehr bald wurde bei dieser Unterhaltung meine sprachliche Vermittlung überflüssig, da auch Brahms, was er sagen wollte, durch Vorsingen gewisser Motive ergänzte, und die beiden Musiker sich so aufs Beste verständigten. Es war ein wunderbarer Auftritt, bei dem ich mir im Stillen sagte, so ungefähr würde es gewesen sein, wenn J. S. Bach seiner Zeit zu den Italienern gekommen wäre; auch an Albrecht Dürer in Venedig mußte ich denken, als ich bald auf den großen, ernsten, deutschen Meister, bald auf den feurigen, geschmeidigen italienischen Musiker blickte, über dessen verständnißvolles Eindringen in das Wesen deutscher Musik Brahms, nachdem Maëstro Martucci gegangen war, sich aufs Lobendste äußerte.

Andern Tages fuhren wir nach Rimini und besuchten auch die kleine Republik San Marino, von wo aus Brahms manche seiner Wiener Freunde mit lustigen San Marino-Postkarten beglückte. Welches Vergnügen machte es ihm, die alte Tyrannenresidenz der Malatesta-Fürsten und San Francesco, den stolzen Familientempel dieses Herrschergeschlechtes, mit der armseligen kleinen „Briefmarkenrepublik" zu vergleichen und damit den Republikanismus seines Begleiters zu necken! Ueberhaupt war seine Laune auf dieser Reise eine unverwüstliche. Als wir in Pesaro durchfuhren, bestand er darauf, daß wir, wenn wir schon nicht ausstiegen, dem Andenken Rossini's wenigstens dadurch gerecht würden, daß Jeder etwas aus dem „Barbier" singe, was denn auch geschah, da wir im Waggon zufällig die einzigen Fahrgäste waren.

Von Ancona aus machten wir einen Abstecher nach der berühmten Wallfahrtskirche Loreto, wo wir einen Auftritt erlebten, der Brahms aufs Tiefste ergriff. Aus einigen weltverloren in den Abruzzen liegenden Dörfern war

eine Procession angelangt, die, auf den Knieen rutschend und unter Absingen von Hymnen, welche das Gewölbe der ungeheuren Kirche mit leidenschaftlichen Vibrationen erfüllten, dem Heiligthume — der wundersamen casa santa Lauretana — nahte. Zwei bacchantische, mit Epheu bekränzte Mädchen von etwa siebzehn Jahren führten die Schar der Knieenden an, auch sie auf den Knieen sich fortbewegend, aber wohl ohne sich dessen mehr bewußt zu sein. Denn allem Irdischen entrückt, verzückt zu himmlischen Gesichten, so erschienen uns diese Mädchen. Ihre wilde Schönheit vermehrte die Theilnahme, die ihr enthusiastisches Gehaben hervorrief. Die von schwarzem, üppigem und aufgelöstem Haar umwallten Häupter hielten sie in den Nacken geworfen, die brennenden Augen starr nach dem Heiligthum gerichtet. Laut sangen auch sie mit vor Erregung bebenden Stimmen. Und alle Augenblicke schlugen sie sich mit geballten Fäusten und mit aller Gewalt vor die Brust, daß es dumpf hallte und die Töne des Processionsgesanges durch diese furchtbaren Schläge auseinander gerissen wurden. Der uns zunächst Knieenden rannen fortwährend Thränen aus den großen, ekstatisch weit geöffneten Augen, ohne daß sie eigentlich weinte oder es zu bemerken schien, wie die Fluth ihre Wangen benetzte. Und hinter ihr alle die anderen Pilger und Pilgerinnen; auch sie, je näher sie der casa santa kamen, mit um so häufigeren und wüthenderen Schlägen die Brust zerarbeitend, so daß ein dumpfes Hallen mit den scharfen Tönen des Gesanges sich vermischte. Die Erregtheit dieser verzückten Schar war eine so echte, daß sie eine gleichsam magische Ansteckung auf uns zu äußern begann. Wenn wir den Eindruck hatten, daß diese Leute sich am liebsten das Herz aus der Brust gerissen und es dem heiligen Bilde, dem sie knieend entgegenwallten, zum Opfer dargebracht haben würden, so fühlten wir das eigene Herz in der Brust zittern bei diesem Anblick, bei diesen Gesängen. In dieses Gefühl der Erschütterung mischte sich theilweise eine hohe Freude, dies Schauspiel so mächtig lodernder Leidenschaft, einer in unserer Zeit nicht mehr für möglich gehaltenen Begeisterung, die an die Jahrhunderte der Kreuzfahrer erinnerte, erleben zu dürfen, theilweise aber auch tiefes Erbarmen mit dem armen Volke, das hier sein Innerstes aufwühlte, während die Geistlichen und Kirchendiener, die an den Stufen der casa santa standen, mit gleichgültigen Mienen auf die Knieenden hinabsahen und Einer von ihnen auf meine Frage, woher dies Pilgervolk komme, in fast verächtlichem Tone antwortete: „Sono Abruzzesi! Stupides Volk. Im September kommen ihrer immer noch viel mehr, Processionen von tausend Köpfen. Das ist noch gar nichts.“ Brahms fand lange keine Worte, so groß war seine ebenfalls aus Bewunderung und Mitleid gemischte Erregung, und noch Tage lang nachher kamen wir in unsern Gesprächen auf diesen einzigartigen Eindruck zurück, wobei dann Brahms nicht verfehlte, eine oft von ihm aufgestellte These: daß die Macht der römischen Kirche von unsern Politikern sehr unterschätzt werde, neuerdings ins rechte Licht zu setzen. Es gab überhaupt in Italien manche Anlässe, bei denen sich in Brahms sein protestantisches Freidenkerbewußtsein regte; doch möchte ich hervorheben, daß er andrerseits aufs Sorglichste bedacht war, religiöse Gefühle zu schonen. Wenn er z. B. in Italien einen Dom be-

trat, in dem sich Beter befanden, die nach dem Eintretenden sich umsahen, so verfehlte er niemals, seine Finger scheinbar ins Weihwasserbecken zu tauchen und das Zeichen des Kreuzes leicht anzudeuten, damit die Gläubigen nicht durch die Erscheinung eines um ihre religiösen Gebräuche sich nicht kümmernden Ketzers skandalisirt würden; so groß war die Herzenshöflichkeit dieses von oberflächlichen Beurtheilern oft für rauh, hart und unverbindlich gehaltenen Mannes.

Von Ancona ging's durch den umbrischen Apennin ins Römische hinein. Auf der Eisenbahnfahrt, die das herrliche Thal des Clitumnus durchschneidet, bedauerte Brahms nur immer, daß wir so unaufhaltsam an interessanten alten Städten wie Fabriano, Gubbio, Trevi, dem „Algier Italiens", vorübergerissen wurden. „Das sollte man eigentlich Alles zu Fuß durchwandern!" meinte er mit Recht. Einiges genossen wir doch als Spaziergänger, so das köstliche Spoleto mit seiner wunderbaren Brücke und dem Monte Luco, wo einst Carmelitermönche ihre Eremitenwohnungen hatten, die jetzt zu kleinen Villen umgewandelt sind; dann Terni mit dem majestätischen Wasserfalle des Velino. Auch in Rom wurde viel zu Fuß gegangen; ich erinnere mich namentlich einer höchst anstrengenden Vormittagstour durch die lange Via Appia, auf der es mir um meinen Begleiter Angst wurde, da er, seiner Lieblingsgewohnheit gemäß, auch diesmal den Hut meist in der Hand trug und nun unter der heiß herabbrennenden Sonne und bei der Anstrengung des Marsches auf der staubigen Gräberstraße sein Kopf immer dunkler und dunkler zu glühen begann. In einer verfallenen Herberge fanden wir zum Glück etwas weißen Landwein, der die gesunkenen Lebensgeister wieder erfrischte.

Auf einem andern Ausfluge, nach Tivoli und der Villa Hadriana, war es für Brahms eine rechte Genugthuung, persönlich Zeuge zu sein, welchen Ansehens der deutsche Gelehrte Mommsen sich selbst beim gewöhnlichen römischen Volke erfreut. Dieser berühmte Forscher mußte mit uns bei der kleinen Eisenbahnstation der Hadriana auf den durch den Olivenhain von Tivoli herunter kommenden Bahnzug warten. Ein Verkäufer von Münzen und Marmorbruchstücken, der den Gelehrten von Person nicht kannte, legte vor ihm seine Waare aus. Mommsen kaufte nichts, gab jedoch unaufgefordert Auskunft über das Alter und den Werth einzelner Münzen. Der junge Händler benützte die gute Gelegenheit, den Fremden, der hier so genau Bescheid zu wissen schien, auch über andere Dinge, z. B. über die muthmaßliche Lage gewisser untergegangener Städte auszufragen und ließ, indem ihm vielleicht nach und nach die Ahnung kam, mit wem er es zu thun habe, hierbei die Bemerkung einfließen, in Rom weile gegenwärtig ein deutscher Gelehrter, „l'illustrissimo Mommsen", der alle diese Dinge aufs Beste kenne. „Son' io," sagte Mommsen, einfach und ruhig lächelnd. Da war nun bei dem Händler und in dem kleinen Kreise von Zuhörern, der sich um die beiden gebildet hatte, die Ehrfurcht dieser schlichten Leute eine unbegrenzte. Flüsternd wiederholten sie einander: „Das ist der große Mommsen, der deutsche Gelehrte!" Schier wehmüthig äußerte Brahms mir gegenüber: „Wo würde in Deutschland auf einer kleinen Bahnstation ein solcher Auftritt möglich sein? Wo würden

akademisch nicht gebildete Kreise von der Gegenwart des großen Forschers auch nur die geringste Notiz nehmen?" Dabei freute es ihn aber innig, daß es in Italien geschah und daß er selbst es mit ansehen durfte.

Treue — das wissen alle seine Freunde — war bei Brahms einer der hervorstechendsten Charakterzüge. In treuer Erinnerung an den ihm bei Lebzeiten befreundeten Maler Anselm Feuerbach wurde daher die unfern der Fontana Trevi gelegene alte deutsche Künstlerkneipe „Genio" besucht, die jetzt freilich nur noch ein sehr bescheidenes Caffeelokal ist, und ebenso galt ein Ausflug nach Nettuno und Porto d'Anzio der Erinnerung an Feuerbach, der an jenem Strand Studien zu seinem Medea-Bilde gemacht hatte. Hier fand auch die bei Brahms sehr stark entwickelte Liebe zu frischen, natürlich sich gebenden Kindern Gelegenheit, sich fröhlich zu bethätigen, indem wir uns am Meere sehr bald von einem Häufchen reizender kleiner Buben umringt sahen, die mit jubelndem Verständniß auf die Späße eingingen, die sich der „Signore Prussiano" mit ihnen gestattete. Nicht nur Proben ihrer Schwimmkunst mit dem üblichen Tauchen nach Geldstücken, sondern auch Proben ihrer Schulbildung gaben sie zum Besten, und Einer von ihnen, der, als Brahms ihm Bleistift und Papier gereicht hatte, nicht ohne eine gewisse schalkhafte Beziehung auf das Aeußere des lustigen Fremden die Worte „grasso, grigio" niedergeschrieben hatte, darunter seinen Namen Felippo Treglia, folgte schließlich Brahms wie ein treues Hündlein und konnte sich kaum von ihm trennen; selbst als der Zug sich schon in Bewegung setzte, sah er uns noch mit seinen großen dunkeln Augen nach und winkte Abschiedsgrüße.

Da Brahms jenen Sommer 1888 in Thun zuzubringen vorhatte, begleitete er mich auch auf der Heimfahrt, die über Turin nach Mailand und zurück durch den Gotthard ging.

Mehr nur auf Oberitalien beschränkte sich unsere zweite, im Frühling 1890 unternommene Reise, auf der ich Brahms bis Riva am Gardasee entgegenreiste. Es war ein kühler Apriltag, und Brahms that sich nicht wenig zu gut auf seinen schlauen Einfall, zur nächtlichen, bitterkalten Fahrt über den Berg von Mori nach Riva drei Hosen übereinander angezogen zu haben. Solche kleine praktische Einfälle konnten ihn oft für einen ganzen Tag vergnügt stimmen. Uebrigens darf man sich überhaupt nicht vorstellen, Brahms sei auf Reisen unselbständig oder unpraktisch gewesen. Nur Eines fiel ihm schwer: sich in einer Stadt, auch wenn er sie sehr oft besucht hatte, einigermaßen zu orientiren. Dagegen besaß er großes Geschick in der Benützung des Kursbuches, im Ueberblick über die geeignetsten Züge mit allen ihren Verbindungen. Ebenso durchschaute er gewöhnlich sehr rasch jede Situation, in die sich der Reisende bei der Ankunft auf Bahnhöfen oder in Hôtels versetzt sieht und faßte sofort mit Geistesgegenwart und aller Bestimmtheit seine Entschlüsse. Ich mußte ihn auch oft bewundern, wie richtig er die Mitreisenden beurtheilte, und mir überhaupt gestehen, daß sein Verhalten auf Reisen ein neuer Beleg dafür sei, wie künstlerische Genialität keineswegs nothwendiger Weise den Blick für die gewöhnlichen Dinge des Lebens abstumpfe oder trübe.

Auf dieser Reise war es, daß wir die Gemäldegalerie von Parma besuchten und Brahms jenes ihn so sehr entzückende Bild von Parmeggianino sah, ebenso die Intarsien in Bergamo. Auch das etwas abseits von den großen Eisenbahnlinien gelegene Cremona wurde eine Hauptstation unserer diesmaligen Fahrt. Für diese Stadt der ehemals berühmten Geigenmacher zeigte Brahms besonderes Interesse. Wir stiegen in einem ganz kleinen Wirthshause Pavone („Zum Pfauen") ab und machten bald die Entdeckung, daß der junge Wirth auch zugleich Parruchiere, d. h. Barbier und wirklich, wie sein berühmter College von Sevilla, ein Factotum sei, da er auch trefflich Violine spielte, im Stadtorchester mitgeigte und Privatlectionen im Geigenspiel gab. Es war Charfreitag, und er übte noch spät seine Partie für die morgige Ostermesse im Dom. Als Brahms diesen Dom am gleichen Abend, da wir bei schönem Vollmondschein ausgingen und in einer engen Straße schlendernd um eine Ecke bogen, unvermuthet zu Gesicht bekam, war er von dem herrlichen Anblick der in fabelhaft romantischen Umrissen vortretenden Marmorfaçade ganz überwältigt. Es ist auch eines der originellsten Bauwerke Italiens, schon 1107 begonnen, im Cinquo Cento vollendet, eine wildbewegte Symphonie der Steine, ein in gewaltigen, kühnen Formen ausgeführtes Werk leidenschaftlicher Architektur. Zu diesem Eindruck trägt der von Säulen gestützte Vorbau wesentlich bei mit seinem weißmarmornen Balkon; reiche Skulptur belebt die ganze Façade, und dicht neben dem Dom erhebt sich der riesenhafte, düstere Torrazzo, der höchste Thurm Italiens. Brahms konnte sich gar nicht ersättigen an diesem Anblick, und noch in derselben Nacht kehrten wir hierher zurück, sahen das geisterhafte Mondlicht über die Marmorflächen und Bildnisse des Wunderwerkes gleiten, den Torrazzo gespensterhaft seinen massigen Leib himmelan drängen, unter den Bogenhallen die nächtlichen Schatten mit silberhellen, scharfabgegrenzten Halbkreisflächen wechseln und die Statuen sich beleben in einer Art traumhaften Besinnens auf uralte Zeiten. Gern erinnerte sich Brahms vor all dieser Herrlichkeit, daß Claudio Monteverde, nach dem noch heute eine Straße Cremona's heißt, der spätere Capellmeister der Markuskirche von Venedig und „der Vater der Oper", aus Cremona stammte. Und als er folgenden Tages in einer anderen Kirche, dem schönen ernsten, gothischen Bau San Agostino, die Statue eines heiligen Joachim entdeckte, sagte er scherzend und in herzlichstem Gedenken seines ältesten Freundes: „Das gehört sich, daß Joachim in der alten Geigenstadt seine Ehrensäule hat." Die Frühmesse hörten wir in einer wohl dreiviertel Stunden vor der Stadt draußen gelegenen alten Kirche San Sigismondo, in welcher einst Bianca Visconti sich dem gewaltigen Sforza vermählte; um zehn Uhr wohnten wir der großen musikalischen Messe im Dom bei, wo der Erzbischof das Hochamt celebrirte und unser Wirth mitgeigte. Die Messe war die Composition eines in Cremona lebenden Musikers Andreotti, eines Männchen von so kleiner Gestalt, daß er kaum auf einen gewöhnlichen Tisch hinaufreichte. Brahms fand seine Melodien unter solchen Umständen erstaunlich frohmüthig. Besonderen Spaß machte es ihm, daß nach einem Tenorsolo, das ein beliebter Opernsänger vortrug, die Zuhörer in ihrer Bewunderung

den Ort ganz vergaßen, wo sie sich befanden, und in ein mehr als halblaut gestöhntes „Bravo!“ ausbrachen.

Dieselbe Reise führte uns auch nach Brescia, weiter nach Vicenza, Padua und zuletzt nach Verona zurück, von wo Brahms allein nach Wien zurückkehrte. Die kleinen Ziele, die wir uns gesteckt hatten, bewirkten, daß wir auf dieser Fahrt mehr als auf der früheren zu behaglichem Schlendern und ruhigem Genießen gelangten, was besonders auf Brahms einen sehr günstigen Einfluß hatte. Sonst überaus zurückhaltend über sein eigenes Schaffen, sprach er auf dieser Reise öfter von seinen Werken. Die Zigeunerlieder erschienen gerade damals, und ausführlich erörterte der Meister mir gegenüber die Frage, welche Gedichte zur Composition sich eigneten und welche nicht, wobei es nicht ohne Seitenhiebe auf Musiker abging, die sich nach seinem Beispiel Goethe'sche und Schiller'sche Texte ausgesucht hatten, aber nicht die rechten, und daher auch nichts Ordentliches mit ihnen anzufangen wußten. Sehr am Herzen schien ihm eine billige Ausgabe, eine eigentliche Volksausgabe seiner Werke zu liegen; auch machte es ihm sichtliches Vergnügen, als er in einer recht bescheiden aussehenden Musikalienhandlung in Padua seine Klaviersonaten im Schaufenster ausgestellt fand.

Die dritte Reise, welche ich mit Brahms in Italien machte und die seine letzte in dem schönen Lande seiner immer ungestillten Sehnsucht sein sollte, fand im Frühling 1893 statt. Brahms hatte dabei noch den besonderen Wunsch, der Feier seines sechzigsten Geburtstages auszuweichen. Nicht daß er gegen Zeichen von Liebe und Ehrung, die ihm erwiesen wurden, jemals gleichgültig gewesen wäre! Im Gegentheil konnte er auch auf der Höhe seines Ruhmes sich alle Zeit wahrhaft naiv über jede Huldigung freuen, die ihm unvermuthet dargebracht wurde. Aber einem eventuellen Festmahl oder feierlichen Deputationen ging er doch lieber aus dem Wege. Und da er ohnehin Sicilien gar so gern noch einmal gesehen hätte — denn er unterschrieb das Wort Goethe's an Frau von Stein: „Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild, hier ist der Schlüssel zu Allem“ —, so schien eine Reise dorthin jenem besonderen Nebenzweck am besten zu dienen.

Diesmal waren noch zwei uns beiden befreundete Musiker aus Zürich: Musikdirector Dr. Friedrich Hegar und der Pianist Robert Freund, von der Partie. In Mailand trafen wir mit Brahms zusammen, und schon in Genua sollte die Seereise beginnen. Als aber an jenem 16. April im Hafen von Genua für Sicilien nur ein ungarisches Schiff ausfindig zu machen war, meinte Brahms, mit scherzhaftem Stich auf den aus Ungarn stammenden Herrn Robert Freund, die Böhmen seien zwar, gemäß dem „Wintermärchen“, eine seefahrende Nation, die Ungarn aber nicht. Und so benützten wir bis Neapel die Eisenbahn. Damals hielt sich im nahen Sorrent Professor Dr. Eduard Hanslick mit Frau auf; ihm galt ein Ausflug dorthin. Es war ein herrlicher Frühlingstag, warm wie bei uns im Frühsommer, und wie einst um Arion's Schiff spielten die Delphine übermüthig in der Fluth des einzigartigen Golfes von Neapel. Von dem alten Freunde aufs Herzlichste begrüßt, brachte Brahms einen fröhlichen Tag in den Orangegärten des hohen Strand-

felsens zu, und als er bei Tisch, wo Jemand den Vorschlag gemacht hatte, Sect zu trinken, seinen mächtigen Chiantifiasco mit den Händen umfaßte und von anderem Wein nichts hören wollte, rief uns Hanslick zu, nun habe er doch einmal über Brahms etwas wirklich ganz Neues und Unerhörtes zu telegraphiren: „Gran fiasco di Brahms.“ Auch der Pianist Schulhoff, körperlich etwas leidend, aber heiteren Gemüthes, befand sich unter den Gästen des Albergo Vittoria und nahm an der zwanglosen Unterhaltung Antheil. Und Damen mit Albums hielten an jenem Nachmittag gute Autographenernte.

Am nächsten Abend fuhren wir auf dem „Oddone“, einem hübschen Dampfer der Florio-Rubattino-Gesellschaft, nach Sicilien. Brahms, dem bei früherer Meerfahrt gemachte Erfahrungen bewiesen hatten, daß er trotz seiner Hamburger Abstammung und seinem auf dem festen Lande stets erfreulich guten Appetit nicht absolut seefest sei, konnte sich in dieser Hinsicht bald beruhigen; denn wir hatten die denkbar schönste Fahrt, auf der auch die nervöseste Dame nicht hätte seekrank werden können. Den größten Theil der Nacht über blieben wir auf Deck, und Brahms genoß zum ersten Male das eigenartig reizvolle Schauspiel des Meerleuchtens. Hinter dem Schiffe phosphorescirten die auf langer Bahn dahin fliegenden Wellen, und manchmal schien es, als ob eine blauleuchtende Scheibe, eine blitzende Kugel oder eine Krone aus dem weißen Strudel auftauche. Dann kam der Morgen, der Sonnenaufgang und zugleich die Bucht von Palermo mit dem Monte Pellegrino und den malerischen Klippeninseln vom Cap Zaffarana.

Ich genoß Sicilien als Neuling; aber auch Brahms wurde von Allem, was sich uns in Palermo und später zeigte, so erfaßt, als ob er es zum ersten Male sähe. So war ihm z. B. das Beschauen der mit allerlei romantischen Scenen grell bemalten zweirädrigen Karren eine wahre Lust, und besonders freute er sich, wenn uns unter diesen Bildern Erinnerungen an die Dichtungen Ariost's und Tasso's begegneten. Immer wieder pries er den Schönheitsdurst eines Volkes, das die Lastfuhrwerke der Bauern bemale, sogar bis unter die Speichen, und auf jedem Querholz noch flatternde Engelsköpfchen, Blumen oder wenigstens Goldschaumpunkte anbringe, auf den Hauptflächen des Wagens aber ganze, große, dramatisch bewegte, wenn auch in groben Figuren ausgeführte Darstellungen aus Bibel, Legende, alten Volkssagen, classischen Nationalgedichten und der Weltgeschichte. Ebenso freuten ihn die prächtigen Pferdeharnische, in denen die Zugthiere gehen, diese überm Kummet aufgebauten Thürme von Messing mit Halbmond, Stern und dem sich drehenden Glockenspiel.

Dann mußte man Brahms auch an den Hohenstaufensärgen im Dom von Palermo sehen; ihn, dessen Liebe zum deutschen, mächtigen Vaterlande eine so unbegrenzte war, und der sich an solcher Stelle alles Dessen erinnerte, was die Kaiser jenes Hauses, die vor mehr als sechs Jahrhunderten den Traum des starken deutschen Reiches geträumt, zu dessen Erfüllung aufgewendet hatten. Für Brahms war dergleichen nicht bloß Sache des historischen Erwägens; den Tod des jungen Conradin fühlte er wie eine noch immer ungesühnte Frevel-

that, und wenn er zuweilen sich in heftigen Ausdrücken über das „Pfaffenthum“ erging, so waren das Aeußerungen ernsten Manneszornes, der in seinem deutschen Vaterlandsgefühl wurzelte. Wir kennen Alle sein „Triumphlied“, das mit unvergleichlich gewaltigen Klängen selbst denjenigen Hörern, die vielleicht nicht überall dem Hochfluge des Meisters zu folgen vermögen, doch eine Ahnung gibt, wie leidenschaftlich es in der Brust dieses deutschesten Tondichters stürmte, wenn er an die schweren, Jahrhunderte langen Kämpfe dachte, die so oft das deutsche Vaterland bis dicht an den Rand des Verderbens geführt hatten.

Von Palermo ging's nach Girgenti, wo wir im Albergo Belvedere wohnten, dessen Thürfenster und Balkone den steilen Abfall zur Ebene und die am Meere gelegenen wunderbaren antiken Tempel beherrschen. Zwei Vormittage brachten wir in den Ehrfurcht erweckenden, großartigen Ruinen zu, und wenn ich Brahms dort auf den untersten Stufen des Heratempels sitzen sah, sein unbedecktes Haupt und den Silberbart von der Morgensonne beschienen, kam mir unwillkürlich die Erinnerung an jenen tragischen Dichter Griechenlands, der als Freund Theron's, des edeln Beherrschers von Akragas, einst hier weilte, und von dem die Sage meldet, er habe, ebenso am Meere sitzend, als fast Siebzigjähriger durch ein wundersames Ereigniß, das Herunterstürzen einer Schildkröte, die ein Adler aus der Luft auf den Schädel des Dichters fallen ließ, den Tod gefunden.

Es folgten Catania, Syrakus mit seinen Latomien, mit der Arethusaquelle, dem von Papyrus umrauschten Anapos und dem Grabe Platen's, das Brahms, der so viel von Platen componirt hat (z. B. „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht!“) nicht unbesucht lassen wollte; dann das ihm besonders liebe Taormina, wo er einst mit seinem Freunde Billroth herrliche Apriltage zugebracht hatte. Ein Brief Billroth's an Hanslick, den Letzterer mir freundlicher Weise zur Verfügung gestellt hat, berichtet davon in lauter Ausrufen des Entzückens: „500 Fuß überm rauschenden Meer! Vollmond! Berauschender Duft von Orangenblüthen, rothblühender Cactus an pittoresken, colossalen Felsen in solchen Massen, wie bei uns das Moos! Palmen-, Citronenwälder, maurische Burgen, das schön erhaltene griechische Theater! Die breite, lange, schneebedeckte Fläche des Aetna, Feuersäule! Dazu ein Wein, genannt Monte Venere! Zu alledem Johannes in Schwärmerei. Ich in trunkner Frechheit, ihm aus seinen Quartetten vorphantasirend! Wärst Du doch bei uns, Du lieber Hans!“

Auch diesmal genoß Brahms die fast märchenhaften Reize Taormina's mit tiefem Behagen; namentlich brachten wir viele Stunden im antiken Theater zu. Ein andermal erstiegen wir das ehemalige Saracenenstädtchen Mola, das auf steiler Felsenzacke sich in den Himmel hinein zu bohren scheint. Bergan zu gehen, war zwar für Brahms etwas beschwerlich; um so rascher bewerkstelligte er den Abstieg, beinahe einer zu Thal rollenden Kugel vergleichbar, so daß es uns Anderen manchmal schwer wurde, zu folgen; so auch an dem Nachmittag, da wir von Mola zurückkehrten. Brahms war weit voraus, verfehlte den Weg und gerieth, ohne daß wir wußten, wo er hin-

gekommen war, an den oberen Rand eines Steinbruches, an dem er mit Lebensgefahr hinab kletterte und wohl nicht glücklich unten angekommen wäre, wenn nicht ein in der Nähe arbeitender Mann ihn bemerkt und ihm herunter geholfen hätte. Als er, erst unten in Taormina, mit uns zusammentraf, ging er mit sich selbst nicht sonderlich artig um, sondern wetterte auf seine Unvorsichtigkeit, auf seine Ungeschicklichkeit, was ich nur erwähne, um zu zeigen, daß Brahms, der manchmal im Verkehr mit seinen Bekannten streng und hart sein konnte, sich selbst in allererster Linie nicht schonte.

Nicht ihm jedoch, sondern mir war es beschieden, diese Reise mit einem Unfall ernsterer Art zu beschließen. Im Hafen von Messina, an Bord des schönen Dampfers „Asia", der uns nach Neapel bringen sollte, traf mich ein schweres Gepäckstück, das der Krahnen soeben in den Bauch des Schiffes versenken sollte, an die Schulter, und würde mich in die Tiefe des Schiffsraumes gestürzt haben, wenn der linke Fuß nicht in einem eisernen Ring hängen geblieben wäre, was mich zwar vor dem jedenfalls tödtlichen Falle bewahrte, aber bewirkte, daß der Fuß durch den plötzlichen Ruck und die Last des Körpers geknickt wurde. Ich setzte die Reise gleichwohl fort; nur in Neapel unterbrach ich sie auf zwei Tage, um mir einen ersten Gipsverband anlegen zu lassen. Und so kam es, daß Brahms den 7. Mai, seinen sechzigsten Geburtstag, allerdings in stillster Verborgenheit zubrachte, nämlich an meinem Bette sitzend als treuer Hüter und Pfleger, nachdem wir die beiden anderen Freunde überredet hatten, an diesem Tage einen Ausflug nach Pompeji zu unternehmen, das sie beide noch nicht kannten. Ich kann nicht beschreiben, wie umsichtig, aufopfernd und herzlich Brahms an meinem Lager sich benahm. Die Function des Arztes, so wenig schmerzhaft sie für mich war, regte ihn aufs Furchtbarste auf, was er jedoch durch scherzhafte Reden zu verbergen suchte, indem er zwischen grimmig auf einander gebissenen Zähnen hervorstieß: „Wenn's ans Schneiden geht, dann bin ich der richtige Mann; ich war bei solchen Sachen immer Billroth's Assistent." Als wir uns allein befanden, sorgte er wie eine Diaconissin für alle meine Bequemlichkeiten und war bemüht, durch heiteres Plaudern keine tiefere Verstimmung bei mir aufkommen zu lassen. „Denken Sie nur einmal darüber nach," sagte er z. B., „wie viel Sie schon in Ihrem Leben mit Ihren Wanderbeinen in den Schweizer Alpen und in Italien herum gestiefelt sind, so daß Sie, wenn Ihnen schlimmsten Falles dies künftig nicht mehr möglich sein sollte, immer noch vor hunderttausend Mitmenschen, denen es nicht so gut wurde, unendlich viel voraus haben." Er rieth mir auch, meine Frau durch keine Depesche unnütz zu beunruhigen, nachdem es einmal feststand, daß ich andern Tages nach Hause fahren würde. Ab und zu, während er so bei mir saß, langten doch einige Glückwunsch-Telegramme zu seinem Geburtstage an, so vom Herzog von Meiningen und von anderen ihm nahe stehenden Freunden, die zu diesem Zwecke Erkundigungen über unsere muthmaßlichen Reisestationen bei dem Einen oder Anderen von uns eingezogen hatten. Brahms freute sich ihrer, und ich sah, wie nun der Wunsch, bald in Wien und im Kreise aller seiner dortigen Freunde zu sein, in ihm lebhaft erwachte. Aber erst, als er mich in

Begleitung von Dr. Hegar wohlbehalten im Bahnzug sah, der mich in sechs- unddreißig Stunden ununterbrochener Fahrt nach Bern bringen sollte, bestieg auch er, von Herrn Robert Freund begleitet, einen anderen Zug, der ihn über Ancona seinem Ziele zuführte. Seine letzten Worte an mich enthielten die Mahnung, wenn Alles gut gehe, mir durch diesen Unfall doch ja nicht die Lust zu künftigen Reisen mit ihm in Italien verleiden zu lassen. Auch fand ich bei meiner Heimkehr bereits eine fröhliche Postkarte vor, die er mir von Venedig aus geschrieben hatte; sie wiederholte, wie so mancher folgende Brief, jenen Wunsch. Ich war bald wieder hergestellt ohne jede schlimme Folge, und gewiß war es nicht die Erinnerung an diese leicht überstandene Widerwärtigkeit, welche mich verhinderte, noch einmal mit Brahms in Italien zu reisen. Zufälligkeiten anderer Art kamen dazwischen, und so blieb die sicilianische Reise leider die letzte, die ich mit Brahms in Italien ausführte, und für Brahms überhaupt seine letzte Reise in dem ihm so lieben Wunderlande der Schönheit.

Die Stadt.

Skizze

von

Fritz Marti.

[Nachdruck untersagt.]

„Ja ja, ich wundere mich gar nicht, daß Ihre Tochter eine Schönheit ersten Ranges ist, besonders wenn sie der Mutter nachgeschlagen hat," fuhr der dicke Herr fort, in dessen Mienen und Augenlidern der Schalk fortwährend nach allen Seiten zwinkerte. „Sie sieht Ihnen wohl auch sehr ähnlich, das heißt, Ihnen als Sie noch ein Kind von tausend Wochen waren," fügte er hinzu, um die Schmeichelei nicht allzu plump werden zu lassen. Dabei blinzelte er wieder nach seiner Zuhörerschaft, deren lachende Gesichter sich ihm zukehrten als der Sonne, von der die Strahlen unwiderstehlicher Lachlust ausgingen. Alle Blicke hingen an seinem Gesicht und warteten auf das Signal zu einem neuen Ausbruch des Gelächters. Sofort aber setzte er wieder die Miene ernsthafter Theilnahme auf, als die Frau erwiderte: „Nein, sie gleicht mehr dem Vater; überhaupt gehört ihre ganze Postur eher in seine Familie. Aber den Kopf hat sie mehr von mir, das darf ich sagen! Deshalb saß sie in der Schule meistens zu oberst, und in der Kinderlehre streckte sie auch immer zuerst den Finger in die Höhe, ganz wie ich seiner Zeit. Bei den schwersten Fragen rief der Pfarrer immer mich auf."

„Donnerwetter! Da fehlt ja Ihrer Tochter zu einer Prinzessin nichts als die vornehme Erziehung! Das ist schade!" sagte eifrig der Dicke und heimste mit einem Seitenblick den Dank von den vergnügten Gesichtern und aus den verständnißvollen Augen.

„Ja, was meint Ihr! Wir haben sie im Welschland gehabt!" versetzte die Frau mit gekränktem Stolze. „Ich hätte es nicht anders gethan. Der Vater wollte zwar nicht, denn er hat keinen Sinn für etwas Höheres und Vornehmes, aber ich habe es durchgesetzt. Therese soll nicht ihr ganzes Leben nur auf die Scholle dreinschlagen wie wir, sondern soll es besser haben."

„Also Französisch kann sie auch?" fragte der Spaßvogel und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich wollte, Ihr könntet sie parliren hören; das geht so schnell wie beim Kanarienvogel das Zwitschern. Posthalters Jean wollte sie auf die Probe stellen, als sie heimgekommen war, und meinte, er könnte sie aufs Eis führen, aber er war zuletzt froh, den Schnabel zu halten. Aber im ganzen Dorfe herum trug er's, wie Therese eine sei, und daß sie reden könne trotz einer Französin."

Die Frau drückte den krampfhaft festgehaltenen Korb enger an sich und lehnte den Kopf zurück an die Wand des Eisenbahnwagens, wo der Sonnenschein spielte. Das goldne Licht und das glückliche Lächeln mütterlichen Stolzes verklärten ihr gefurchtes Antlitz.

Der Schwerenöther befand sich in Verlegenheit Angesichts der Erwartungen, welche die einmal angeregten Fahrgäste augenscheinlich auf ihn setzten. In dieser Witzpause beschäftigte er sich mit der eigenen Persönlichkeit, und die Zuschauer folgten jeder seiner Bewegungen mit der Andacht, wie sie solch' wichtigen Handlungen zukam. Er stieß die Faust zwischen Hals und Hemd, daß die Kinne wackelten. Während er so den Kragen lockerte, blitzte allen Augen der Stein seines Fingerrings entgegen. Dann zog er ein seidenes, blau geblümtes, mächtiges Taschentuch hervor, fächelte sich Luft damit zu und beförderte es hierauf mit schwerem Aechzen wieder in die hintere Rocktasche. Nachdem er noch die goldene Uhr gezogen, die schwere Kette umständlich quer über die Weste gelegt hatte, daß sie allseitig bewundert werden konnte, stützte er die Hände auf die mächtigen Beinsäulen und nahm nach einigem Stöhnen das Gespräch wieder auf.

„Da sind die armen Dorfburschen zu bedauern. Denn Ihre Tochter hat gewiß Allen den Kopf verdreht, als sie aus dem Welschland heimkam. Sie hat sicher schon einen Schatz!"

„Hm, sie hätte nur die Finger auszustrecken brauchen, und an jedem wäre Einer gehangen. In der ersten Zeit nach ihrer Rückkehr mußte der Vater manchen Prügel in den Baumgarten schleudern, wenn's zu arg wurde in der Samstagnacht. Sicher! Ihr könnt mir's glauben, sie hätte manche gute Partie machen können! Zum Beispiel Rütimeiers Jacob, der sie durchaus haben wollte, hat ein eigenes Heimwesen und vier Haupt Vieh im Stall und metzget alle Jahre. Aber dafür haben wir die Kosten nicht gewagt, daß dann der erste beste Bauernbursche meine, Therese sei jetzt gut genug für ihn. Was hat man heutzutage auch Gutes mit einem Bauern! Nichts als Müh' und Arbeit, bis der Rücken krumm ist, und am Ende des Jahres hat man so viel wie am Anfang. Nein, Therese soll nicht so dumm sein, wie ich gewesen bin, da sie doch einmal höhere Ansprüche machen darf."

„Ja, das darf sie bestimmt, wenn auch nicht auf einen ganzen Millionär, so doch wenigstens auf einen halben, oder hat sie schon etwas Besseres in Aussicht? Einen Baron, Grafen oder sogar einen Prinzen?" Der Dicke warf nur einen Seitenblick nach seinen gespannten Zuhörern und zwang sein Gesicht in ernsthafte Falten.

Jedoch die Frau ging nicht in die Falle, sondern erwiderte mit leisem Vorwurf im Tone: „Ihr müßt nicht spaßen! So dumm und überspannt sind

wir nicht! Wenn's nur sonst ein Herr ist, einer, der auf ein Bureau geht oder ein Geschäft hat, daß Therese ihre Bildung auch anwenden kann und nicht auf der Scholle versauern muß."

„Das ist ja sehr bescheiden, aber zu sehr soll man's auch nicht sein. Nun, fehlen kann's einer so ausgezeichneten Tochter auf keinen Fall. Es würde mich freuen, sie kennen zu lernen. Uebrigens wundert's mich nur, daß ich noch nichts von ihr gehört habe. Oder am Ende kenne ich sie schon und wußte nur nicht, daß es Ihre Tochter ist."

„Ja, das kann schon sein," sagte die Frau und konnte das Lächeln in den Mundwinkeln, zu dem die Schmeichelei sie kitzelte, nicht unterdrücken. „Therese hat ja viele der vornehmsten Bekanntschaften; auch kennt Alles sie in der Stadt; ich glaube, sie ist fast berühmt."

Ein halb unterdrücktes Gekicher ward hörbar. Der dicke Herr schlug klatschend auf das Knie und sagte im lebhaften Eifer: „Ich muß sie kennen! Ist sie nicht blond?"

„Nein, eher gehen die Haare ins Röthliche."

„Ja, natürlich, röthlich-blond! Die Gestalt etwas untersetzt?"

„Nein, schlank, der Vater ist ja ganz mager, und sie hat seine Postur."

Der dicke Herr wurde ärgerlich: „Was ist sie nur auch?" Er schlug wieder auf das Knie. „Zimmermädchen!"

„Nein, Gufetante!" sagte beleidigt die Frau.

Der ganze Wagen brach in schallendes Gelächter aus. Zugleich ertönte ein langgezogener Pfiff. „Kindermädchen wird sie sein!" übertönte eine scharfe Mädchenstimme den Lärm. Die Frau achtete dessen nicht, denn auf das Pfeifen hatte sie sich eilfertig erhoben, und während die Gesellschaft noch vom Gelächter erschüttert ward, raffte sie ihre Siebensachen zusammen. Den Korb, unter dessen Deckel hervor ein schwarzes Bauernbrod und rothbackige Aepfel schauten, hängte sie an den linken Arm; in die rechte Hand nahm sie das Bündel, durch dessen nasse Umhüllung das rothe Taschentuch, der grüne, gewaschene Spinat durchschimmerte. Sie stellte sich zunächst der Coupéthüre, um zuerst auszusteigen, und in der Selbstsucht der Glücklichen kümmerte sie sich weder um den gegenüber sitzenden Herrn noch um die übrige Fahrgesellschaft mehr.

Der Zug fuhr indessen noch lange zwischen den rauchgeschwärzten Werkstätten zu beiden Seiten des Geleisegewirres durch und stellte die Geduld der Mutter auf eine grausame Probe. Auch dies lieferte den aller Zurückhaltung ledigen Mitreisenden eine Handhabe des Spottes. Sonnenschein und Heiterkeit schwammen in der Luft, aber das glückseligste Lächeln lag auf dem Antlitz der Frau. —

Jetzt fuhr der Zug gegen die Bahnhofhalle und die Reisenden rüsteten sich zum Aufbruch.

Die Hand der Mutter zitterte, als sie die Thürklinke faßte. Nun ein Ruck, der die Frau hin- und herschleuderte; der Halt an der Klinke bewahrte sie mit Noth vor dem Falle. Doch das störte sie keineswegs. Sie riß die Thüre auf und drückte sich hinaus, in der freudigen Gewißheit, Theresen zu

erblicken. Schon machte sie sich bereit, sie zu begrüßen. Enttäuscht aber schaute sie auf den leeren Perron. Doch weit vorn, am Eingang, staute sich eine zum Empfang harrende Menge. Dort mußte sich Therese befinden. Hastig strebte sie durch das Gewühl, das die Wagenreihe ausgeworfen hatte, und in dem sie beinahe unterging. Der Strom stieß und drängte und überholte sie. Da kämpfte auch sie sich rücksichtslos durch, die Blicke starr nach den weit geöffneten Portalen gerichtet, wo sie jetzt Theresen finden mußte.

Schon lösten sich aus der Menschenmauer einige Personen und flogen den Ankommenden entgegen. Hier warf sich eine junge, schöne Frau in die Arme ihres Gatten und küßte ihn zärtlich, was der Frau vom Lande lächerlich erschien, da die Liebe auf dem Dorfe sich selten durch Liebkosungen vor fremden Menschen zu äußern pflegt. Und die Begrüßung mit Umarmung und Kuß wurde allgemein, so daß ihr ganz seltsam wurde. Es mochte ihr aber doch das Herz pochen, als ein Mädchen im Alter Theresens stürmisch seine Mutter in Empfang nahm, und die Freude des Wiedersehens in Beider Augen thränenfeucht blitzte. Ungeduldiger suchten ihre Augen. Kein bekanntes Gesicht! Sie blieb stehen, um Therese zu erwarten — dort kam sie! Nein, es war ein fremdes Mädchen. Angst erfaßte sie. Hatte Therese nicht Urlaub erhalten, sie abzuholen, oder fehlte ihr vielleicht etwas? Schon lichtete sich das Gedränge stark. Jedoch, sie gab die Hoffnung noch nicht auf. Es wär' ganz unmöglich, daß Therese sie nicht abholte! Nein, es könnte nicht sein! tröstete sie sich. Wenn es aber doch wäre! Ihr wurde weinerlich zu Muthe. Hartnäckig, etwas verwirrt eilte sie vorwärts und zurück und guckte alle Richtungen und Winkel aus. Die Angst scheuchte sie umher. Bereits hatte sich der Perron geleert, und ihre Schritte hallten ihr vom Steinboden der weiten Halle unheimlich ans Ohr. Nur die Reihe der Portiers, wie Generale in goldbetreßten Uniformen glänzend, stand noch auf der gleichen Stelle. Trotz ihrer Scheu vor der vornehmen Gesellschaft ging sie nochmals an ihrer Front vorüber.

„Hôtel Baur au Lac" schmetterte es hart neben ihr, daß sie erschreckt sich umsah und merkte, der Ruf bedeute die Einladung, in einen der bereitstehenden stattlichen Wagen zu steigen. Verlegen sagte sie: „Ich danke, ich warte auf Therese."

Ein Gelächter ertönte. Da sah sie erst, daß die Einladung neuen Reisenden gegolten, welche dem eben angelangten Zug entstiegen waren. Nun floh sie hinaus auf den weiten Platz. Hier überfiel sie erst recht die Verzweiflung. Wie die Unendlichkeit dehnte sich die gepflasterte Fläche, und nach allen Seiten liefen Straßen aus. Welche war die rechte? Zu der Rathlosigkeit und eigenen Angst gesellte sich die Besorgniß, Therese möchte krank sein, oder es sei ihr ein Unfall zugestoßen. Wie eine im Walde Verirrte wagte sie nach keiner Richtung zu gehen, weil jede Straße ein Irrweg sein konnte. Wie sollte sie in diesem Straßen- und Häusergewirr Therese finden! Kaum vermochte sie das Weinen noch zurückzuhalten. Um endlich von der Stelle zu kommen, bewegte sie sich zögernd vorwärts, aber nicht gegen die Stadt, sondern nach der Rückseite, wo am Flusse die Rasenplätze eines offenen Gartens lockten. Dieser

bildete indessen die Spitze, in der die Ufer zweier sich vereinigenden Flüsse zusammentrafen, wie zu einer Sackgasse.

Hinter einem der mächtigen Steinpfeiler am Ausgang der Wartehalle hatte sich schon etliche Male ein Mädchenkopf vorsichtig hervorgestreckt und sich dann schnell wieder zurückgezogen. Wie endlich der letzte Omnibus mit dem Lakai auf dem Trittbrett davonrollte, trat sie aus ihrem Versteck heraus auf den Platz, athmete heftig und stark, wie Jemand, der im schnellen Schritt außer Athem gekommen und lief dann hinter der Frau her. „Mutter, Mutter!“ rief sie, „wo wollt Ihr auch hin!“

Die Frau wandte sich um, und wie sie das Mädchen erblickte, hellte sich ihr Gesicht auf, und glückstrahlend rief sie, ihm entgegeneilend: „Therese! Gott Lob und Dank!“ Als Therese bei ihr angelangt war, küßte sie die Mutter schallend auf beide Wangen: „Wohin habt Ihr nur gehen wollen?“

Das Befremden der Mutter über den sonderbaren Empfang ging in der Freude des Wiedersehens unter. „Was habe ich für eine Angst ausgestanden!“ sagte sie. „Ich fürchtete schon, Du habest den Brief nicht erhalten und kämest nicht, und was hätte ich anfangen sollen in der großen Stadt, wo ich wildfremd bin! Warum kommst Du denn so spät?“

Therese athmete wieder schwer. „Ich habe auf dem Fahrplan falsch gelesen und meinte, Ihr kämet mit dem Schnellzuge, der später kommt. Ein Glück, daß ich so gerannt bin, sonst hättet Ihr Euch verlaufen. Dort geht's ja nicht weiter!“

Die Mutter warf indessen scheue Seitenblicke auf die Tochter. War das ihre Therese? Das war ja eine vornehme Dame in Kleidung und Benehmen! Und einen Sonnenschirm trug sie auch! Und wie sie sich sonst verändert hatte, besonders im Gesicht, das nicht mehr mädchenhaft zart war! Und die Augen blickten so scharf und herausfordernd! Es war Therese und war sie wieder nicht. Doch ihr flüchtiges Befremden wich dem Stolze und der Freude über ihr Kind. Mit Genugthuung bemerkte sie die Aufmerksamkeit, die Therese bei den Vorübergehenden erregte. Fast schämte sie sich und fühlte sich etwas bedrückt, in ihrem ärmlichen Aufzuge neben Therese zu gehen. Diese ließ den am Saum mit Fransen verzierten rothen Sonnenschirm auf- und abhüpfen und sagte leichthin: „Es ist heiß, ich habe Hunger und Durst, und Ihr werdet wohl auch etwas mögen!“

„Hast Du nicht zu Mittag gegessen?“ fragte erstaunt die Mutter. „Und für den Durst ist dort Wasser!“ Mit leisem Vorwurf im Tone fügte sie hinzu: „Du fragst nicht einmal nach dem Vater, und doch komme ich hauptsächlich seinetwegen. Es geht ihm in der letzten Zeit nicht besonders; er klagt zwar nicht und möchte es verbergen, aber ich seh' es ihm an, daß ihm etwas fehlt.“

„Gefährlich wird's hoffentlich nicht sein; er hat ja von jeher etwas gehabt, so weit zurück ich mich erinnere,“ sagte Therese leichthin.

„Dann aber komm' ich auch Deinetwegen, daß Du's weißt. Der Vater wollte es haben. Wir kamen nicht so recht aus Deinen Briefen; es gefiel

uns etwas davon nicht, wir wußten nicht, was. Der Vater meinte, vielleicht seiest Du krank und wolltest es uns verbergen. Auch daraus kamen wir nicht, daß wir auf einmal schreiben mußten poste restante. Ist die Herrschaft etwas Höheres geworden? oder seid Ihr umgezogen? es könnte auch eine andere sein, sagte der Vater, da Du vielleicht die Stelle gewechselt — ich will's nicht hoffen — kurz, wir fanden endlich, es sei besser, ich komme und sehe selbst, wie es stehe."

Auf Therese's Gesicht hatte sich der Schatten des Unmuthes gelagert. „Wie oft habe ich Euch schon gesagt, daß Ihr nicht so bald Angst haben sollet, was sollte auch sein! — Kommt, wir wollen auf das Trottoir hinüber!"

Hierbei geriethen sie in den Hauptstrom des Verkehrs. Kaum vermochte die Mutter auf die Seite zu springen, um einem daherjausenden Fuhrwerk zu entgehen. Zwischen diesem und einem folgenden erreichte sie mit Noth das schützende Trottoir. Ein ununterbrochenes Gerassel, Rufen, Peitschenknallen, Pfeifen der Züge vermengte sich zu einem sinnverwirrenden Lärm. „Wie ist es möglich, daß man in diesem Trubel nicht verrückt wird," rief die Mutter so laut, daß die Vorübergehenden aufmerksam wurden, und Therese sich beschämt einige Schritte von ihr entfernte.

„Nein, was sind das für Paläste!" sagte sie, indem sie stille stand und die Gebäude bewunderte, die den weiten Bahnhofplatz umsäumten. „Die Leute darin haben jedenfalls nicht nur gesottene Kartoffeln und Kaffee zu Mittag. Ich möchte nur einmal sehen, wie's innen aussieht. Wie wird das eine Pracht und Herrlichkeit sein."

Sie bemerkte das große, aus springenden Quellen steigende broncene Denkmal inmitten des Platzes. „Was ist das für ein verrühmter Mann dort?" fragte sie.

„Wie kann ich das wissen. Das geht mich nichts an," erwiderte Therese.

„Du bist schon so lange hier und weißt das nicht!" sagte erstaunt die Mutter. „Wahrscheinlich ist's ein Pfarrer oder sonst Einer, der viel Gutes gethan und sein Leben für Andere geopfert hat."

Sie drängten sich durch das Gewühl. Endlich fiel der Mutter das Aufsehen auf, das sie erregten, die erstaunten Blicke, mit denen Therese und sie gemessen wurden. Der Stolz über die Bewunderung, die Therese fand, stieg ihr wie ein berauschendes Getränk zu Kopfe und kitzelte ihre Lippen zu einem schamhaften Lächeln.

Therese jedoch ärgerte und schämte sich mit jedem Schritte mehr wegen der Aufmerksamkeit, die der ärmliche Aufzug der Mutter bewirkte, und geflissentlich vergrößerte sie die Entfernung zwischen sich und ihr, sich den Anschein gebend, als gehöre sie nicht zu der armen Frau vom Lande. Die Mutter aber rief: „Therese, renne doch nicht so," und holte sie keuchend ein. Wie sie die Schaufenster des großen Bazars bemerkte, eilte sie davor und stieß einen Ruf des Erstaunens und Entzückens nach dem andern aus. „Schau, was da nicht alles ist!" Jeder Gegenstand, auf den das Auge fiel, entlockte ihr laute Bewunderung. „Sieh dieses Etui mit den vielen Instrumenten! Was nicht alles erfunden wird!" Sie wollte zu einer andern Abtheilung der Ausstellung übergehen: „Wer braucht nur das alles!"

„Kommt endlich einmal!“ rief Therese, die vorangeeilt war und ungeduldig harrte.

„Du hast auch gar kein Interesse!“ sagte vorwurfsvoll die Mutter, als sie nachgekommen war. Gleich aber stand sie wieder still und rief mit ihrer lauten Stimme: „Schau doch die an!“ indem sie auf einen Engländer wies, der im carrirten Kleide, in Kniehosen, mit dem Regenschirm unter dem Arm in einem rothen Buche lesend spazierte. „Ist das die neueste Mode?“ fuhr sie fort, auf dessen dürre Frau zeigend. „Die kommt ja in ihrem Schleier wie eine Vogelscheuche!“

Therese gab keine Antwort, sondern sandte ihr nur einen zornigen Blick. In einer Equipage fuhr eine Dame vorüber.

„Das ganze Kleid die schwerste Seide! Hast Du's gesehen?“ fragte die Mutter. „Und wie's blitzte, nicht zu reden von den Armspangen. Die weiß auch nicht, woher das Geld kommt. Es ist doch viel Reichthum in der Stadt, von dem unsereiner nicht einmal etwas weiß.“

„Schreit doch nicht immer so laut!“ zischte Therese zurück.

„Dafür habe ich den Mund, daß ich rede,“ sagte trocken die Mutter. „Es wird mir's wohl Niemand verbieten — oder?“

Sie waren indessen auf die Brücke gelangt, wo das Gedränge noch größer war. Plötzlich brach die Mutter ihre Rede ab und schaute mit offenem Munde auf das neue Schauspiel. Eine lange Reihe Kutschen bewegte sich langsam durch das Gewühl. Weißgekleidete schöne Jungfrauen und elegante Herren saßen sich gegenüber. Die blühenden Gesichter, die weißen Gewänder, die wehenden Schleier und die schönen Blumen in den glänzenden Caroſſen gingen wie Traumbilder vorüber. „Zwei, vier, sechs, zehn Kutschen!“ zählte laut die Mutter und rief sodann: „Sogar die Kutscher haben weiße Handschuhe an!“

Während sie mit schnellen Schritten hinter Therese herkeuchte, redete sie fortwährend: „Das ist anders, als wie der Vater und ich Hochzeit hielten. Da ging's hübsch zu Fuß in die Kirche, und nachher ebenfalls auf Schusters Rappen ging die Hochzeitsreise, nach Riedwyl nämlich, wo wir dann im „Leuen“ zu Mittag aßen; es kostete fünf Franken und dreieinhalb Batzen, Alles zusammen, und wir waren vergnügter als vielleicht die vornehmen Hochzeitsleute dort. Und wer weiß, ob sie so glücklich zusammen leben werden, wie ich und der Vater bei unserem Kaffee mit Kartoffeln.“

Von der ganzen Predigt hörte jedoch Therese nur wenig, da sie schnellen Schrittes mit rothem Gesichte voraneilte. Der Zorn funkelte in ihren Augen, und sie sah weder nach links noch nach rechts. „Du gehst ja wie die Kugel aus dem Rohre!“ rief die Mutter, „warte doch!“

Therese mußte, wenn sich die Rufe der Mutter nicht lauter wiederholen sollten, wohl oder übel sie erwarten. Wieder waren sie beide der Gegenstand auffallender Aufmerksamkeit, sogar das Opfer spöttischer Blicke. Therese weinte beinahe vor Aerger und suchte durch Haltung und Miene die Zugehörigkeit zu der Mutter zu verbergen. Diese aber nahm dankbar die Huldigungen für die Schönheit ihres Kindes entgegen und richtete glänzende Blicke des Stolzes auf sie.

Die Mannigfaltigkeit des Lebens, der Lärm des Verkehrs machten sie berauscht.

Ein Leichenwagen mit dem blumenbedeckten Sarge, dem etliche Kutschen folgten, hielt die Mutter neuerdings auf. „So, müssen sie in der Stadt doch auch sterben, das nimmt mich wunder!“ wandte sie sich an Therese. Doch diese war verschwunden, und verblüfft suchte die Mutter sie, entdeckte sie endlich am Ende der langen Brücke und beschleunigte nun den Gang. Auf dem freien Platze, von dem etliche Straßen ausgingen, hatte sie die Tochter beinahe erreicht. Therese steuerte einem dunklen und schmalen Nebengäßchen zu. Die Mutter aber sah vor sich den sonnigen, breiten, stark belebten Quai, auf der einen Seite vom blitzenden Fluß, auf der andern von reichen Schaufenstern eingefaßt. „Hier durch ist's ja viel schöner,“ rief sie Theresen nach. Doch diese marschirte, ohne sich umzusehen, immer vorwärts. Mit bedauerndem Blick auf den verlockenden Weg folgte die Mutter nothgedrungen in das menschenleere Gäßchen. Endlich verlangsamte Therese die Schritte, bis die Mutter mit ihr zusammentraf.

„Wo willst Du denn hin?“ fragte sie vorwurfsvoll; „das ist ja das reinste Kaminloch!“ Doch Therese marschirte geradeaus, ohne eine Antwort zu geben. „Warum sagst Du nichts?“ fragte die Mutter und beugte zugleich den Kopf zurück und schaute zu den finsteren Häusern empor, deren Dächer von beiden Seiten der Gasse einander fast berührten und kaum ein Stück blauen Himmels errathen ließen. „Wohnen auch Menschen in diesen Löchern? Da kommt ja das ganze Jahr kein Sonnenblick herein, und die Luft schlägt Einem auf den Athem. Da ist mir unsere Strohhütte lieber; sie steht doch wenigstens im Baumgarten in der freien Luft. Und was die Schönheit betrifft,“ sie wies auf die mit Spinngewebe umzogenen Scheiben, „so gebe ich keinen Blutzger für den Unterschied, obwohl das Loch in unserem Dach noch nicht geflickt ist. — Wir haben's auch bis jetzt nicht vermocht,“ fuhr sie leiser fort. Da fiel ihr endlich Therese's verschlossenes Wesen auf. „Was hast Du?“ fragte sie erstaunt. Therese marschirte zu. Jetzt bemerkte die Mutter das finstere Gesicht, die zornigen Blicke und fragte betroffen: „Was ist mit Dir?“ Therese verharrte im Schweigen. Die Mutter hielt sich näher an sie und schaute besorgt in des Kindes Antlitz: „Fehlt Dir etwas?“

Da brach Therese los: „Schämen muß man sich!“ Die Mutter fuhr erschrocken zurück. Und nun häufte Therese Anklage auf Anklage, und die Mutter schritt kleinlaut und demüthig neben ihr. „Ist das ein Anstand, so laut zu schreien, daß die ganze Stadt auf Einen schaut! Habt Ihr noch nicht gesehen, wie Alles nur auf Euch sah und uns auslachte?“ sagte Therese mit harter Stimme. Und die Mutter beugte schuldbewußt das Haupt vor der vornehmen Tochter. Nur schüchtern wagte sie zu erwidern: „Andere schreien ja auch, überhaupt Alles; woher sonst stammte der Lärm?“

„Aber man macht nicht Bemerkungen über die Vorbeigehenden. Und dann, was ist das für ein Aufzug, daß Ihr ja allen Leuten auffallen müßt! Was braucht Ihr solches Zeug mitzuschleppen! Was habt Ihr in diesem Nastuch?“ fragte Therese befehlend, wie ein Untersuchungsrichter.

„Spinat für die Herrschaft, ich durfte doch nicht mit leeren Händen kommen."

Thereſe lachte höhniſch. „Den kauft man hier auf dem Markte billig."

„Aber nicht ſo ſchönen!" vertheidigte ſich die Mutter. „Der meiſte iſt ja letzten Winter erfroren."

„Und was habt Ihr alles da im Korb?" ſetzte Thereſe das Verhör fort und ließ den leichten Sonnenſchirm auf den Rücken hinunterfallen. „Um Gotteswillen, ein Brot! Das iſt doch nicht für mich? Meint Ihr, es gebe in der Stadt keines?"

„Ich dachte, die Kinder der Herrſchaft äßen es gerne, zur Abwechslung, da ſie immer Weißbrot haben. Wenn die Leute aus der Stadt kommen, wollen ſie ja immer Bauernbrot. Und die Aepfel hier ſind ebenfalls für die Kinder; Du kannſt ja einige vorweg nehmen — ſie ſind jetzt rar. Zwar habe ich für Dich hier Nidelfladen; ich habe extra gebacken."

Thereſe milderte die Härte ihrer Stimme etwas. „Schaut nur dort in jenem Gemüſeladen!" Die Mutter bemerkte im Schaufenſter die größten roth-wangigen Aepfel, und der Werth ihrer Geſchenke ſank.

Thereſe's ſtrenger Blick muſterte die Mutter von oben bis unten. Der Aerger klang deutlich im Ton durch, als ſie ſagte: „Und wie kommt Ihr in den Kleidern! In der Stadt iſt nicht auf dem Lande! Das hättet Ihr wiſſen und daran denken ſollen! Die Schürze iſt ja ganz abgeſchoſſen."

„Ich habe keine andere; hätteſt Du mir Geld für eine neue gegeben!" ſagte die Mutter.

Thereſe erboſte ſich: „Die Jacke wenigſtens hättet Ihr ändern laſſen oder Ihr hättet eine entlehnen können, in der Ihr Euch zeigen dürftet; die ſieht ja aus, als ob die Schaben daran geweſen wären!"

„Es iſt meine Hochzeitsjacke und gut genug für mich. Wäre ich nicht darin mit dem Vater gegangen, wäreſt Du nicht da. Zudem gibt mir Niemand eine andere. Und wäre es nobler, in einer entlehnten zu gehen? Du ſollteſt doch auch nicht zu vornehm ſein wollen!" ſchloß die Mutter mit leiſem Vorwurf.

„Es iſt aber wahr!" fuhr Thereſe auf. „Ihr braucht doch in dem Hute nicht durchaus wie eine Vogelſcheuche zu kommen; ein neuer hätte nicht alle Welt gekoſtet, oder Ihr hättet dieſen wenigſtens neu garniren laſſen können. — Man muß ſich ja ſchämen, neben Euch zu gehen!" ſagte ſie noch einmal.

Die Mutter zuckte zuſammen, ſchaute mit großen Augen die Tochter an und wollte haſtig etwas erwidern. Aber ſie bezwang ſich. Auf ihr Geſicht aber ſenkte ſich tiefes Leid.

„Ueberhaupt," fuhr Thereſe fort, „was brauchtet Ihr gerade jetzt auf Beſuch zu kommen! Früher, als ich Euch in jedem Briefe einlud, hätten Euch zehn Pferde nicht von Hauſe fortgebracht!"

„Komme ich Dir ungelegen? Dann gehe ich ſogleich wieder!" ſagte die Mutter leiſe. Schweigend, mit bekümmertem Antlitz ſchritt ſie dahin. Sie ſchaute weder nach links noch nach rechts. Mit der Freude war die Schauluſt vergangen. Während ſie unter der Laſt ihres Korbes ſeufzte und ächzte, ging

Thereſe leicht, jedoch mit verdroſſenem Geſicht ihr immer einige Schritte voraus. Ihr rother Sonnenſchirm hüpfte von Zeit zu Zeit in die Höhe. Die finſtere Straße nahm kein Ende. Haus reihte ſich an Haus, Schaufenſter an Schaufenſter. Nach beiden Seiten öffneten ſich ſchmale, dunkle Gäßchen, gebildet von grauen Mauern mit unheimlichen, kleinen Fenſterlöchern. Zwiſchen den dunklen, engen Mauern hindurch ſah man unten am Quai ein Stück ſonniger Tageshelle. Endlos wie nach Golgatha dehnte ſich der Weg. Keines ſprach ein Wort. Die Mutter kaute an der bitteren Enttäuſchung des liebevollen Herzens. —

Plötzlich ſchrak ſie auf. Thereſe verſchwand um die Ecke eines der engen Gäßchen. Die Mutter eilte ihr nach. Thereſe ſtand vor einer Thüre und war im Begriffe einzutreten. „Wohin willſt Du?“ rief die Mutter.

„Ich will nicht verdurſten,“ ſagte Thereſe und ſtieß die Thüre auf. „Oder kommt Ihr nicht?“ Aengſtlich folgte ihr die Mutter, da ihr nichts Anderes übrig blieb, und wagte ſich trotz ihres Grauens, jedoch mit zagen Schritten, in das unbekannte Gelaß. Wie ſich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, fand ſie ſich zu ihrer Ueberraſchung in einer nicht unfreundlichen Wirthsſtube. Zum Glück befanden ſich nur wenige Gäſte da, und dieſe ſaßen im finſteren Hintergrund beim Buffet. Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ ſich die Mutter auf den Stuhl nieder.

Mit der Sicherheit des gewohnten Gaſtes beſtellte Thereſe bei dem herbeigeeilten Schenkmädchen zwei Glas Bier. „Oder trinkt Ihr lieber Wein!“ wandte ſie ſich an die Mutter. Verlegen entgegnete dieſe: „Nein, nein, nichts Anderes!“ Thereſe leerte das Glas beinahe auf den erſten Zug zum Schrecken der Mutter, die bloß genippt hatte.

Der Verdruß Thereſe's ſchien verſchwunden, ſie zeigte ein aufgeräumtes Weſen, was das ſchwere Herz der Mutter erleichterte, ſo daß ſie zuverſichtlicher um ſich blickte und endlich ſogar ſich um ihre Umgebung zu kümmern begann.

Die Gäſte am andern Ende der Wirthsſtube bildeten den Hof eines ſchmächtigen, blaſſen Bürſchchens, das von Zeit zu Zeit mit großem Lärm ein Stück Geld auf den Tiſch warf und Wein beſtellte für die ganze Geſellſchaft, die ihn für ſeine Freigebigkeit entſchädigte mit einer eifrigen Aufmerkſamkeit und verſchwenderiſchem Beifall. Er ſelbſt nahm ſich als weitere Entſchädigung heraus, das hübſche Schenkmädchen zu umfaſſen und zu küſſen. Die Mutter aber ſchlug die Fauſt in die Hand beim Thun des Burſchen, und als das Mädchen ſich nur ſchwach wehrte, wurde ihr Entſetzen noch größer.

Als auf das ungeduldige Klopfen Thereſe's die Kellnerin das gefüllte Glas wieder gebracht hatte, redete dieſe eine Weile aufs Freundlichſte mit der Mutter, fragte ſie dieſes oder jenes, ob ſie auf Beſuch gekommen, wie es ihr in der Stadt gefalle. Und der Mutter ging dieſe Freundlichkeit wohlig zu Herzen, trotz ihrer ſcheuen Zurückhaltung. Nachdem ſich das Mädchen wieder entfernt hatte, ſagte die Mutter halblaut zu Thereſe: „Es iſt ſchade, daß ſie ſo ausgeſchämt iſt; ſonſt wäre es ein hübſches und freundliches Mädchen. Sie ſcheint von guten Leuten her zu ſtammen, denn ſie iſt noch nicht ganz

verdorben. Wie sie aber nur an einem solchen Orte sein —" Sie hielt inne, denn in Therese's Gesicht war ein gehässiger und höhnischer Zug getreten. „Ja, an der ist viel zu verderben, wenn Ihr nur wüßtet! Sie ist so schlecht wie nur Eine und ein gemeines Mensch. Jetzt hat sie wieder den Lehrjungen dort eingezogen, daß sie Gastung hat in der Wirthschaft. Er macht ihr jetzt Geschenke wie ein Prinz, so lange es dauert, und bis ihn die Polizei abfaßt. Denn woher sollte er das viele Geld haben, wenn er es nicht dem Principal unterschlägt."

Die Mutter hämmerte jammernd auf den Tisch: „Nein, kann es auch solche Menschen geben! So jung und schon so verdorben! Kein Mensch würde ihr das ansehen. Hat sie auch ihre Eltern noch?"

„Ja natürlich! Und dann hätte sie es gar nicht nöthig zu dienen," sagte Therese, fortgerissen von dem Stolz über ihren Schatz Neuigkeiten. „Sie ist eine reiche Bauerntochter, ihre Leute wissen aber nicht, daß sie in einer solchen —" plötzlich ihrer unvorsichtigen Rede bewußt werdend, brach sie ab. Und die Mutter vergaß die Gedanken und Fragen, die Therese's Worte in ihr flüchtig geweckt hatten, über dem Mitleid mit fremdem Elend. „Herr des Himmels! Sie hat Vater und Mutter und kann ihnen das anthun!" klagte sie. „Ist so 'was möglich! Und die Armen haben keine Ahnung, daß ihr Kind — vielleicht ist es ihr einziges — an Leib und Seele verdirbt. Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, sie zu retten, wenn man den Eltern Nachricht gäbe! Oder nein, das Beste wäre, sie könnten sterben, bevor sie die Schande und das Elend erfahren. Die arme Mutter! Ich muß jetzt immer an sie denken."

In Therese's Gesicht war eine dunkle Röthe gestiegen. Mit den Worten: „Trinkt doch!" leerte sie ihr Glas. „Ich muß etwas essen, und Ihr werdet ebenfalls Hunger haben." Die Mutter hatte bereits eine Bewegung des Schreckens gemacht, als Therese so kräftigen Zuges getrunken. Jetzt wehrte sie ab: „Nein, nein! Es kostet nur. Wenn Du Hunger hast, so iß Du meinetwegen etwas, ich hab' nichts nöthig. Aber wie Du trinken kannst! Wo hast Du das gelernt? Denkst Du nicht ans Sparen?"

Indessen gab ihr Thereſens Hunger die Gelegenheit, das Mädchen, das ihr als Sünderin merkwürdig geworden war, nochmals in der Nähe zu betrachten. Sie that es mit neugierigen und deshalb schuldbewußt-scheuen Blicken. Sie war jedoch höchst erstaunt, als sie nichts Besonderes an dem Mädchen bemerkte, und sich dieses vielmehr unbefangen fröhlich zeigte, wie ein unverdorbenes Menschenkind. Sie konnte den Verdacht, Therese möchte übertrieben haben, nicht abweisen. Als nun diese mit Appetit die schönen Schinkenstullen aß, konnte die Mutter ihre Eßlust doch nicht verbergen. Unwillkürlich folgten ihre glänzenden Blicke dem Wege der duftenden Stücke. Nach der wiederholten Einladung Therese's ließ sich die Mutter durch die Kellnerin, die sofort ein Besteck für sie gebracht hatte, doch zu essen nöthigen. Sie that es verschämt und fühlte zugleich das Bedürfniß, sich wegen dieser Weigerung vor Therese zu entschuldigen, während ihr die Theilnahme an einer so kostbaren Mahlzeit fast als ein Frevel erschien. „Zu Hause müssen wir um

jeden Rappen Sorge tragen, und ich drehe ihn zehnmal um, bevor ich ihn ausgebe!" sagte sie. „Der Vater sollte schon lange eine neue Sonntagskleidung haben — er darf in der alten am Sonntag nicht mehr ausgehen und bleibt immer zu Hause — aber wir brauchen das Geld immer zu Nöthigerem." Leiser und zögernd, als wollten die Worte nicht über ihre Lippen, sagte sie das Folgende: „Nächstens sollte er zinsen und bringt das Geld nicht zusammen, — Du weißt ja, wir hatten Unglück im Stall und sonst kein gutes Jahr, da wir so viel Heu kaufen mußten wegen des langen Winters — da dachten wir zuletzt, Du könnest uns gewiß etwas aushelfen. Du hast ja jedenfalls ordentlich erspart, da Du noch nichts nach Hause gegeben." Sie wartete mit ängstlichen Blicken, was Therese sagen würde. Diese aber saß steif da und entgegnete kein Wort. Nur ihr verdrossenes Gesicht lief dunkel an. „Ich habe mich lange dagegen gesperrt," fügte die Mutter wie zur Entschuldigung bei, „aber zuletzt konnte ich nicht länger zusehen, wie der Vater so gedrückt von einer Hausecke zur andern schlich, und gestern Morgen, nachdem der Vater die letzte Nacht wieder nicht geschlafen, entschloß ich mich plötzlich, die Reise zu machen."

„Natürlich gerade zur dümmsten Zeit!" sagte ärgerlich Therese und barscher als sie beabsichtigt hatte; „jetzt, da ich selbst nichts habe. Erst vor acht Tagen habe ich fast den letzten Centime für den Rock gegeben, den ich anhabe. Denn im alten durfte ich mich nicht mehr zeigen. In der Stadt darf man die Kleider nicht tragen, bis sie Einem fast vom Leibe fallen!" setzte sie mit strengem Blick auf das Gewand der Mutter hinzu. „Macht ein Gesicht, wie Ihr wollt, ich kann Euch nichts geben, wenigstens jetzt nicht, und wenn Ihr mich auf den Kopf stellt!"

In der Mutter begrub sich noch etwas mehr als die Hoffnung auf Theresens Hülfe. „Wir meinten ja nur so," sagte sie tonlos und hörte auf zu essen.

Therese klingelte mit dem Geldstück an ihr Glas und rief: „Zahlen!" Die Mutter durchzuckte der Schrecken, als sie bemerkte, wie Therese hochmüthig der Kellnerin ein Trinkgeld zuschob Die Freundlichkeit aber, mit der das sündhafte Geschöpf sie hinausbegleitete, that ihr wohl. Auf der Straße begann wieder der freudenlose Gang die lange Gasse hindurch; nur war es jetzt Therese, die einige Schritte hinter der Mutter zurückblieb. Beide schwiegen. Nur von Zeit zu Zeit wandte sich die Mutter um, sich vergewissernd, ob Therese nachfolge. Und jedesmal waren ihre Blicke forschender und schärfer, wie diejenigen des werdenden Mißtrauens. —

Als sie auf einen Ruf Therese's zurückschaute, sah sie nur noch, wie diese um die Ecke einer Quergasse verschwand. Zurückeilend erblickte sie den rothen Sonnenschirm, der wie ein Ballon hoch durch die Luft sauste, während Therese, an dem Stocke hängend, in mächtigen Sprüngen sich dem sonnigen Quai näherte, auf dem sich eine aufgeregte Menschenmenge vorüberwälzte. Von der Furcht, Therese aus den Augen zu verlieren, und der Neugierde zugleich getrieben, rannte die Mutter hinterher. Therese war schon in den vordersten Reihen. Die Mutter folgte dem Auflaufe, ohne zu wissen, was er bedeute.

Lärmend, johlend schwoll der Haufe immer mehr an; die Gassenjungen verübten einen höllenmäßigen Lärm. Um zu dem Kern zu dringen, den der wüste Knäuel umschloß, strengte die Mutter die letzten Kräfte an, bis sie in das Getümmel untergetaucht war. Endlich konnte sie einen Blick werfen in den sich bewegenden lebendigen Mauerring. Aber vor Schrecken erstarrte ihr beinahe das Blut in den Adern. Eine gut aussehende alte Frau, deren ehrwürdiges Haupt mit dem prachtvollsten Silberhaar geziert war, wurde von einem Polizisten vorwärts gestoßen. Verzweiflungsvoll stemmte sie sich gegen den Boden und schrie fürchterlich: „Was wollt Ihr von mir? Um Gotteswillen, laßt mich doch gehen! Ich habe ja gar nichts begangen!" Ihr unter dem schönen Greisenhaar blühendes Gesicht war durch wahnsinniges Entsetzen entstellt. Das feindliche Geschrei und Halloh umtoste sie lauter. Wie sie aber, den rohen Griffen sich zu entziehen, zur Erde niedergleiten wollte, faßte sie der schreckliche Mann der Gerechtigkeit unter den Armen und trug die Schreiende ein Stück weit, setzte sie nieder und stieß sie von Neuem vorwärts. Der Zug näherte sich einem Hause, unter dessen von Säulen getragenem Vordache zwei andere Uniformen standen. Ein Standeswappen schmückte den Giebel. Beim Anblicke dieses Zeichens und der zwei Männer fing die Frau an, fürchterlich zu schreien, und schlug rasend um sich. Aber die unbarmherzigen Arme hoben sie empor und trugen sie schnell durch die geöffnete Thüre, die vor dem nachdringenden Janhagel zuschmetterte, und hinter welcher die Weherufe allmälig verhallten.

Die Mutter war zurückgeblieben und stand noch todtenblaß und zitternd an derselben Stelle, als Therese zu ihr zurückkehrte. „Was war das? Was hat die Frau begangen, daß man so mit ihr verfährt?" fragte die Mutter empört.

„Eine abgefeimte Diebin ist sie! Man hat sie erwischt, wie sie eben zwei Franken vom Ladentische stibitzen wollte."

„Das arme Wesen!" wehklagte die Mutter. „Vielleicht ist sie bis heute in Ehren grau geworden und hat nun in einem schwachen Moment das ganze Leben mit Schande bedeckt."

„Ach was, die Alte ist jedenfalls eine raffinirte Spitzbübin, die es schon lange so getrieben, und es ist recht, daß man ihr endlich das Handwerk legt!" entgegnete Therese.

„Ach nein," fuhr die Mutter jammernd fort, „das ist ja nicht möglich, eine so alte Frau! Wer weiß, was sie dazu trieb, ob am Ende nicht die Armuth oder sogar der Hunger! ... Ich zittere noch an allen Gliedern." sagte sie im Weitergehen, „und die Kniee wollen mich fast nicht tragen. Ich glaube, die Haare sind mir zu Berg gestiegen. Was ist auch der Mensch! Es weiß doch Niemand, was ihm bevorsteht und was aus ihm noch wird."

Das Erlebniß, das einen der Lebensabgründe vor ihr aufgedeckt hatte, überbrückte die kleine Kluft zwischen Mutter und Tochter mit dem Bedürfniß innigeren Zusammenschlusses, das die Erschütterung bei der Mutter geweckt. Therese merkte sofort, daß dieses ihr zu Gute kam und ihren schlimmen Stand vor der Mutter verschob. Zuthunlicher sagte sie: „Kommt, wir wollen auch

die schönen Bilder ansehen," und steuerte gegen eine Kunsthandlung, vor deren Schaufenstern sich eine Anzahl Herren und Damen angesammelt hatten.

„Ich habe genug von Deiner Stadt; mach' nur, daß wir bald zu Deiner Herrschaft kommen und ich wieder nach Hause kann. Ich mag's kaum erwarten, bis ich wieder im Eisenbahnwagen sitze; dem Vater wird der Tag auch endlos vorkommen, da er so allein ist." Und sie ging an den nackten, weißen Göttergestalten und den bewunderten Gemälden vorüber und trat in den Schatten des laubenartigen Bogenganges, mit dem die Häuser dieses Quartiers gegen die Straße vorsprangen. Die Enge des Pflasters zwang Theresen, Schulter an Schulter mit der Mutter zu gehen.

„Das arme Geschöpf will mir gar nicht mehr aus dem Kopfe," hob die Mutter das Gespräch wieder an. „Es ist doch nicht umsonst, wenn man brav und rechtschaffen bleibt. Es wird ja doch zuletzt Alles gestraft, und nicht um den Reichthum der ganzen Welt möchte ich jetzt mit der Frau tauschen. Lieber arm und elend durch das Leben gehen und dabei sein gutes Gewissen haben, als einen Heller unrechtes Gut in Händen. Laß es Dich nicht reuen, ehrbar zu bleiben, wenn Du es noch so streng hast! Wenn Andere es auch besser haben, es können's einmal nicht Alle gleich gut haben, und ein ehrlicher Name ist so gut wie eine Aussteuer. Schließlich werden wir's ohne Deinen Lohn machen können und wollen zufrieden sein, wenn Du nur brav bleibst. Es brächte uns ja unter den Boden, wenn es anders wäre."

So war die Falte der Unzufriedenheit wieder geglättet. Die erbaulichen Reden der Mutter hatte aber Therese nur mit einem Ohre gehört, da sie beim Anblicke einer sich herbewegenden Dame sich gegen die Fenster eines Juwelierladens abgewandt und mit funkelnden Augen in die Betrachtung der glitzernden Herrlichkeiten vertieft hatte. Erst durch das sonderbare Benehmen der zahlreichen Vorübergehenden, die mit deutlichen Gebärden und Mienen im Bogen auswichen, wurde die Mutter auf die schwerfällig einherschreitende Frauensperson aufmerksam und pflanzte sich mit unverhehltem Erstaunen vor sie hin, mit großen Augen sie von unten bis oben musternd. Die Ueppigkeit, gekleidet in die seltsamste Verbindung von Pracht und Geschmacklosigkeit und den beleidigenden Düften der Unordentlichkeit, stolzirte daher. Die Mutter kehrte sich sogar um und schaute ihr eine Zeit lang nach. „Hast Du dieses Weibsbild gesehen?" rief sie Therese zu. Diese wollte nicht verstehen. „Zuerst meinte man, was Vornehmes daherkomme, aber in der Nähe ist es nichts Rares. Hast Du nicht gesehen, wie sie auffallend gekleidet ist? So kommt keine anständige Frau daher." Nach einer Weile, nachdem sie umsonst eine Antwort erwartet, fuhr sie fort: „Ich habe einmal gehört, daß es Frauenzimmer gebe, die aus der Schande ein Gewerbe machen. Ich habe es aber nicht geglaubt, daß es so gesunkene Geschöpfe und dazu unter den Frauen geben könne. Ist am Ende das so Eine gewesen, und wäre es also doch wahr? Die sind aber gewiß von allen Menschen verachtet!" Sie sah Therese von der Seite forschend an und fuhr nach einigen Schritten fort: „Ich kann nicht sagen, wie diese Person einen schlechten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich wollte, Du hättest sie gesehen! Auch den anderen Leuten ist ihr Aufzug auf-

gefallen, wie kein Stück zum andern paßte und am wenigsten zu ihr, obschon Alles prächtig und theuer ist. Einfach ist halt immer am schönsten, und besonders wenn man es nicht besser vermag." Sie warf wieder den von der Erkenntniß geschärften hellen Blick über Theresen's Anzug und legte nun eine besondere Zärtlichkeit in ihre Stimme, um das Folgende zu mildern.

„Ueberhaupt ist es besser, man kleidet sich nicht über seinem Stande; es kann Einem dann Niemand etwas vorhalten. Was meinst, wie würde die Friedensrichterin ihren Schnabel an Dir wetzen, wenn sie Deinen vornehmen Rock sähe!"

„Es ist mir egal, was die sagt!" entgegnete Therese schnippisch.

„Ja, schon, aber ganz darf man sich auch nicht über das hinwegsetzen, was die Leute sagen. Und Recht müßte man ihr geben, wenn sie meinte, wir sollten zuerst das Dach unserer Strohhütte flicken. Es hat schon fast ein Loch durch den Dachboden geregnet. Ich will nicht wissen, was er gekostet, der Rock nämlich, aber diese fliegenden Bänder sind zu viel und die Garnitur zu übertrieben; die ist gewiß das Theuerste daran. Und was brauchst Du die Straße zu kehren! Hättest Du lieber oben zugesetzt, was der Rock unten zu lang ist."

Theresen's Gesicht hatte sich verfinstert.

„Ueber den Sonnenschirm habe ich mich gleich zu Anfang geärgert. So was paßt doch nur für die Herrschaft und nicht für ein Dienstmädchen. Und warum muß er so zündend roth sein, daß er von Weitem schon die Augen anzieht! Wenn Du auf Besuch kommst, so nimm ihn nur nicht mit; es gäbe gar ein Aufsehen im Dorf." Therese zuckte empor, bezwang sich aber wieder. Die Mutter hatte nichts von der Bewegung bemerkt und redete nun besonders herzlich-eindringlichen Tones weiter: „Meinst Du, es sei schön, dieser Wald schreiend rother Blumen auf dem Hute? Schau, wie einfach, aber hübsch jene Frau gekleidet ist, und doch ist's gewiß eine vornehme Dame. Wie wenig hat sie auf dem Hute, und Du wirst nicht abstreiten können, daß es sich schön macht!"

„Da ist das Helmhaus und die Stadtbibliothek. Da das Zwingli-Denkmal," erklärte Therese.

Die Mutter warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf die Merkwürdigkeiten.

„Seit wann hast Du Löcklein? Du wirst sie doch nicht gebrannt haben? Und ist das jetzt Mode, sie über die Stirne herunter zu kämmen? Das ist eine häßliche Frisur! Du weißt doch, daß man sie bei uns Simpelfransen nennt? Du kämst ins Gespött deswegen."

Therese schritt mit gesenktem Kopfe stumm neben der Mutter.

„Riechst Du so?" fragte nach einer Weile schnuppernd die Mutter, „oder habe ich noch den Geruch von jener Person in der Nase? Du wirst doch nicht das Geschmier und Gesalbe auch angefangen haben! Ich finde, man riecht am Besten, wenn man gar nicht riecht!"

Jetzt erschütterte sich Theresen's Körper, und sie rief weinerlich: „Seid Ihr nur in die Stadt gekommen, um mit mir zu zanken!"

„Ach nein," sagte die Mutter halb ärgerlich, halb sich entschuldigend, „aber ich muß Dir's doch sagen, wenn Du selbst es nicht siehst, wie Du auffällst, wo wir durchkommen. Man muß sich ja" — sie hielt zögernd inne, aber da bemerkte sie, wie sie wieder Gegenstand neugieriger Betrachtung wurden, als sie den weiten, hellen Platz überschritten, und die Worte kamen ihr wider Willen über die Lippen — „man muß sich ja schämen!"

Ihr Gesicht leuchtete vor Erregung über die ungewöhnliche Rolle einer Richterin. Therese zuckte zusammen, ließ aber dann das Haupt tiefer auf die Brust sinken. —

Sie kamen auf die Höhe der langen Brücke, die den Fluß bei seinem Austritt aus dem See überwölbt. Der letztere selbst lag plötzlich als herrlich blaue Fläche vor ihren Augen. Die Mutter stand bewundernd eine Weile still. Als aber Therese, statt über die Brücke oder in der Richtung einer der Kreuzstraßen zu gehen, sich gegen den Spazierweg längs des Seeufers wandte, fragte die Mutter erschreckt: „Ja, sind wir noch nicht am Ort? Wie weit ist's denn noch! Geht's da hinaus?"

„Ihr müßt die Stadt auch von dieser Seite sehen!" erwiderte Therese und ging vorwärts. Widerwillig folgte die Mutter. „Ich habe sonst das Herumlaufen satt und frage nach nichts mehr. Mach' nur, daß wir endlich zu Eurer Wohnung kommen, und zwar ohne Umwege! Das ist keine Art, so lange herumzustreifen. Was muß die Herrschaft von mir denken!" Therese ging hartnäckig und schweigend vorwärts. Plötzlich aber ließ sich die Mutter auf eine Promenadenbank niederfallen. „Ich kann nicht mehr; die Füße sind mir ganz wund geworden auf dem harten Pflaster."

Therese setzte sich neben sie und stocherte mit der Spitze des Sonnenschirms schweigend im Kiese. Die Mutter war in die Betrachtung des schönen Landschaftsbildes versunken. Des Sees schwach bewegte Fläche lachte im wunderbarsten tiefen Blau.

Lustig flatterten auf den Masten einiger Segelboote die rothweißen Wimpel. Das gegenüberliegende Ufer stieg aus der blauen Fluth auf zu grünen Laubgewölben, zwischen denen monumentale Landhäuser schimmerten. Hinter der mächtigen Kuppel einer den Hügel krönenden Kirche zog sich in größerer Entfernung ein langer, bewaldeter Berg hin, der die Landschaft abschloß, dessen geschwungener Rücken weit hinführte zu den blauen Vorbergen und den darüber liegenden majestätischen Schneeriesen des Hochgebirges.

Je länger die Mutter das entzückende Bild betrachtete, desto sorgenvoller und unzufriedener wurde der Ausdruck ihres Gesichtes, das der treue Spiegel ihrer Gedanken war.

„Hab' ich Dir schon gesagt, daß Rütimeier's Jacob letzten Dienstag Hochzeit gehalten hat?" unterbrach sie unvermittelt das lange Schweigen. Therese fuhr aus ihrem Sinnen empor und horchte in aufgeregter Spannung. „Du hast es ihm eigentlich nicht schön gemacht. Er ist doch eine gute und treue Seele, und das ist manchmal mehr werth als aller Reichthum, bei dem nicht immer das Glück ist. Uebrigens würdest Du mit ihm gar nicht schlecht gefahren sein. Er hat doch sein schönes Heimwesen, und was die Hauptsache

ist, es ist schuldenfrei und überdies hat er noch Anwartschaft. Du hättest wenigstens ungesorgt und recht zu leben gehabt, und wenn Du auch streng hättest werken müssen, so wäre das kein Uebel; der Vater und ich mußten's das ganze Leben hindurch bei Wenigerem, und es hat uns nichts geschadet."

Therese wies über die Banklehne: „Seht, dort das große, weiße Haus mit den Bildsäulen am Giebel ist das neue Theater!"

„Ich habe heute schon genug Komödie gehabt," sagte kurz die Mutter und fuhr in ihrer bedächtigen, herzlichen Art zu reden fort: „Er hat Dir bis in die letzte Zeit fleißig nachgefragt und ist vorigen Winter bisweilen zur Stubeten gekommen — der Vater war recht froh über seine Gesellschaft die langen Winterabende — und immer wußte er das Gespräch auf Dich zu bringen und erzählte, wie Ihr als Kinder immer beisammen gewesen." Therese bewegte sich unruhig auf der Bank hin und her, und eine Blutwelle stieg langsam an ihrem Gesicht empor.

„Ich glaube, er hat noch immer an Dir gehangen und hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, denn noch kurz vor seiner Verlobung hat er gefragt, ob Du nicht bald nach Hause kommest, und wie es Dir gehe. Und ich sagte ihm, was Du von Deiner vornehmen Bekanntschaft geschrieben —"

Therese fuhr mit wildem Gesichtsausdruck herum und hatte ein heftiges Wort auf der Zunge, hielt aber, sich besinnend, wieder an sich, beugte jedoch den Kopf vor, und ihr Athem ging schneller — „und seither zeigte er sich nie mehr," fuhr die Mutter fort, „ich weiß nicht, daß wir ihm etwas zu leid gethan haben. Aber es ging dann merkwürdig rasch mit der Verlobung, daß sich Alles darüber verwunderte, und auch mit der Hochzeit hatte er es pressant. Und weißt Du auch, was für Eine er geheirathet hat? Du erräthst es gewiß nicht! Eine, an die Niemand im ganzen Dorf gedacht hätte, da sie gar nichts hat, nicht einmal eine Aussteuer. Alles wollte sich zuerst auf den Kopf stellen vor Verwunderung. Nicht wahr, Du kommst nicht darauf?"

Therese versuchte, sich eine gleichgültige Miene zu geben, wartete aber ungeduldig auf den Namen.

„Wächter's Lisbeth! Auf die wärest auch nicht gefallen, — oder?"

„Die!" sagte Therese und warf die Lippen auf.

„Ja, die," sagte die Mutter mit Nachdruck. „Als das Staunen vorbei war, war Alles der Meinung, daß Jacob es nicht besser hätte treffen können, und daß er gar nicht so dumm ist, wie Manche ihn dafür hielten — er schwatzt eben nicht über Alles mit — denn Lisbeth ist ein braves Mädchen, dem kein Mensch etwas Böses nachsagen kann, im Gegentheil. Und sie hat immer eine schwere Bürde gehabt mit ihrer Schar Geschwister. Und wie gut und geduldig war sie mit dem Vater, obwohl er trinkt! Dazu kann sie Alles schaffen und ist sparsam — Jedermann mag ihm das Glück herzlich gönnen, und es kann da gar nicht fehlen, da beide so gut zusammenpassen. Und eine Hochzeit war, wie schon lange keine mehr. Wie bei einer Hochzeit aus der Stadt war fast das ganze Dorf auf den Beinen." —

„Wie schön der See ist!" sagte Therese. Ihr Gesicht glühte.

„Denn da zeigte es sich, wie Alles die Beiden gut mochte, und wie sie in Achtung standen. Von allen Seiten und oft, woher sie's am wenigsten erwarteten, haben sie Hochzeitsgeschenke erhalten, besonders sie und vor Allem natürlich vom gemischten Chor, da sie Mitglied war, und der Verein wollte ihr auch singen zur Trauung —"

„Dort ist die neue Tonhalle; ich weiß nicht, wie viele Millionen sie gekostet hat." Therese's Stimme zitterte.

„Was nützt es auch, das zu wissen, hätte ich nur den tausendsten Theil davon, wäre mir's lieber!" erwiderte trocken die Mutter. — „Am Abend vorher decorirten die Mädchen die Kirche — ich mußte auch meine Blumenstöcke leihen dazu — es war ein Gehen hin und her, wie bei den Vorbereitungen zu einem Fest —"

„Daneben ist das rothe Schloß und weiter rechts das weiße; der kleinste Miethzins beträgt zwölfhundert Franken," unterbrach sie Therese wieder, und ihre Augen suchten die Gegend nach Merkwürdigkeiten ab.

„Mir ist wohler in unserer Strohhütte; ich bin froh, daß ich nicht dort wohnen muß; aber laß mich doch ausreden! Es muß Dich doch interessiren, schon wegen Jacob's. Ich wollte nur, Du hättest es gesehen. Ueber der Kirchenthüre hing ein wunderschöner Kranz und auch an der Emporkirche war einer mit vielen Bogen. Bis zum Altar lief ein prächtiger Teppich — Bezirkrichters hatten ihn dazu gegeben — um den Altarstein waren eine Menge Blumenstöcke — die meinigen waren von den schönsten — aber am prachtvollsten war der Altar bekränzt, und darauf stand ein mächtiger Strauß, den der Gärtner extra gemacht — — —"

Therese hatte ein ziemliches Loch in den Boden gestochert, und die Spitze des Sonnenschirms war zerschunden. Auf ihrer Stirne glänzte der Schweiß. Verzweiflungsvoll irrten die Blicke des Mädchens über die Gegend, ohne einen Anhaltspunkt zu finden. Endlich fielen sie auf das tausendmal Geschaute, aber jetzt zum ersten Male Bemerkte: „Wie gut man die Schneeberge sieht! Wie sie schön sind über dem blauen See — fast wie gemalt! Ist das nicht der Rigi dort und das Hôtel darauf?" Es war aber nicht der Rigi, sondern der Glärnisch und das Hôtel ein Haufen Firnschnee.

„Siehst Du das erst jetzt? Ich seh' es zu Hause alle Tage," sagte die Mutter erstaunt und vorwurfsvoll. Die zitternde Hast in der Stimme Therese's war ihr aufgefallen. Aber einmal im Zuge, ließ sie sich von ihrer Erzählung nicht abbringen und fuhr unbeirrt fort: „Eine so schöne Trauung habe ich noch nicht gesehen. Da Alles ging, blieb ich auch nicht zu Hause, obschon ich eben buk und den Teig im Ofen hatte — beinahe wäre mir das Brot verbrannt deswegen — und der Vater brummte; aber diesmal war's mir gleichgültig, da ich um keinen Preis nicht dabei gewesen sein möchte. Des Pfarrers Schwester spielte, der gemischte Chor sang, und daß der Pfarrer so schön predigen könnte, hätte ich gar nicht geglaubt. Die Augen gingen einem über, so redete er über die Treue und das Glück einer wahren Ehe — ich weiß es ja am besten, wie er recht hatte, da ich mit dem Vater nie ein Unwort gehabt. Nur Straßenwärters Katharine wurde zornig und

schimpfte über ihn, weil er auch von der Tugend und der Reinheit redete, und wie sehr er wünsche, daß Alle mit so gutem Recht wie Lisbeth mit dem weißen Brautkranz vor den Altar treten möchten. Katharinen allerdings hätte man ihn herrunterreißen sollen. Lisbeth aber sah mit dem Kranz und dem Schleier so lieblich und vornehm aus und schluchzte dabei, daß mir recht elend ward, da ich immer daran denken mußte, daß Du eigentlich an ihrer Stelle hättest sein sollen. Ob Du am Ende so glücklich wirst, wie Du es mit Jacob geworden wärest! Wenn die Kirche nicht so voll gewesen wäre —"

„Wir wollen gehen!" rief Therese, die schon aufgesprungen war. Wie ein unterdrückter Schrei hatte es geklungen.

„Was, steht die Sonne schon so tief. Wie konnte ich mich so lange verplaudern!" rief die Mutter erschreckt. „Jetzt wollen wir aber pressiren! Wie? noch weiter von der Stadt weg?" Sie stand still. „Ich gehe keinen Schritt weiter, bis ich weiß, wohin Du mich führst!" Zwei junge, hübsche Mädchen, die, eines in der andern Arm gehängt, laut lachend des Weges kamen, nickten Theresen vertraulich grüßend zu. „Kennst Du die?" fragte die Mutter.

„Wir grüßten uns halt!" sagte verwirrt Therese und vermied den Blick der Mutter.

„Das scheinen leichtfertige Mädchen zu sein. Oder sind sie so reich, daß sie um diese Zeit spazieren gehen können?" Sie redete schärferen Tones als je: „Nimm Dich in Acht, daß Du nicht in schlechte Gesellschaft geräthst. Wenn man noch so fest ist, sie ist doch gefährlich, und Gutes lernt man auf keinen Fall von ihr. Hast Du gehört? Es ist nicht gleichgültig, mit wem Du umgehst!" Im Eifer war sie doch weiter geschritten und hielt nun plötzlich wieder an. „Sind wir auf dem richtigen Wege oder nicht?" fragte sie strenge.

Therese zögerte und schien erst keine Antwort geben zu wollen. „Nein!" sagte sie endlich.

„Warum nicht? Was ist mit Dir? Ich muß ja bald denken, es sei etwas nicht in Ordnung. Willst Du nicht gehen? Willst Du etwa mit mir nicht gehen?" Da Therese immer noch schwieg, sagte sie entschieden: „Auf der Stelle kommst Du mit! Das ist mir doch curios!" Therese ging immer zu. „Was! Du willst nicht?" — „Nein!" erwiderte endlich Therese so leise, daß die Mutter die Antwort mehr errieth als verstand. Sie fuhr zurück: „Um Himmelswillen, was ist denn passirt? Willst Du die Stelle verlassen? Hast Du gekündigt? Willst Du überhaupt nicht mehr hin?" — „Nein!" wiederholte Therese kräftiger. — „Warum nicht? Ist die Herrschaft nicht recht? Du hast sie früher doch gerühmt! Hat sie vielleicht bloß mit Dir gezankt? Rede! Was ist? Kind, was machst Du mir für eine Angst!"

Therese marschirte weiter, gesenkten Kopfes, aber mit entschlossener Miene. Die Mutter eilte an ihre Seite: „Sei kein Stock! Sage mir Alles! Ich vergehe vor Angst. Haben sie Dich geschickt? Wenn ich nur diese Schande nicht erleben muß!" — Noch immer gab Therese keine Antwort. Die Mutter jammerte: „Was ist auch das! Was wird man von Dir denken zu Hause! Was soll ich sagen? Wenn Du doch wenigstens warten würdest, bis Du

wieder eine andere Stelle hast!" Eine Weile stand sie neben Therese, in stilles Nachdenken versunken. „Weißt Du was," begann sie plötzlich, „es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist. Schlimmes kann es nicht sein, was Du gefehlt hast. Wenn ich bei der Herrschaft für Dich rede, kann vielleicht Alles wieder ins Geleise kommen. Nicht wahr, wir gehen gleich zusammen hin? Du hast doch Deine Sachen noch dort! Aber ich muß wissen, wie Alles sich verhält." Sie schaute zärtlich bittend in Therese's Gesicht: „Sei offen! Vertraue mir Alles!"

Als wäre die Mutter die Schuldige, fuhr Therese sie an. „Plagt mich nur noch lange! Es nützt doch nichts!"

„Warum denn nicht?" sagte herzlich die Mutter. „Schon manches ist wieder gut geworden, wenn es noch so schlimm schien."

„Ich bin nicht mehr am gleichen Ort," sagte Therese, indem sie den Kopf hoch warf, den gegen die Abendsonne geöffneten Sonnenschirm hinten über sinken ließ und sich mit einem trotzigen Lächeln gegen den kommenden Sturm wappnete.

Die Mutter trat zurück, und ihre Augen öffneten sich weit. „Ist das wahr? Und Du sagst mir das erst jetzt! Hast Du schon eine andere Stelle?" fragte sie, zitternd die Antwort erwartend: „Noch nicht!" — Statt in Vorwürfe auszubrechen, überschlug sich die Stimme der Mutter in heftiges Schluchzen, das sie indessen bald mit Gewalt unterdrückte. Nur die Thränen rieselten über ihre Wangen, während sie vor sich hin jammerte: „Was muß ich noch erleben! Warum müssen wir so geschlagen sein, der Vater und ich!"

Und nach einigen Schritten fing sie wieder an: „Gerade jetzt, da wir's so nöthig hätten und sonst in Verlegenheit sind, muß das hinzu kommen!" Auf ihrem Antlitz prägte sich die tiefste Verzweiflung aus, und stumm fürderhin, vom Leide erdrückt, schritt sie des Weges. Dieser führte durch die jungen Anlagen hart neben dem Seespiegel. Die Stadt trat immer weiter zurück. Nur da und dort stand eine herrschaftliche Villa inmitten prangender Gärten und hoher Baumkronen. Der Abendschatten zog heran und verdunkelte das Blau des Sees. Die Mutter achtete weder des Einen noch des Andern und wanderte, ohne aufzublicken.

Auf dem einsamen Spaziergange kam eine große, stattliche Dame daher, an ihrer Seite ein lebhaft und laut gesticulirender junger Herr. Therese ging von der Promenade hinüber, über die Straße nach dem anderen Trottoir. Die Mutter folgte ihr mechanisch. Das Gelächter des jungen Herrn tönte an ihr Ohr.

„Die sind glücklich, und wir —" Ein tiefer Seufzer ergänzte den Satz.

Sie näherten sich dem Punkte, wo, von der Ferne gesehen, ein Wald das Ufer abgeschlossen hatte. Er erwies sich in der Nähe als ein großer, öffentlicher Park. Aus dem glänzenden jungen Grün des herrlichsten Rasens erhoben sich hohe Bäume mit majestätischen Kronen.

Mit ruhiger, liebreicher Stimme, die kaum eine leise Spur der vorangegangenen Erschütterung verrieth, aber dafür die Versöhnung schwer errungener Tröstung enthielt, begann die Mutter, als sie den Schatten der Bäume

betreten: „Nicht wahr, Du hast wenigstens nichts Unrechtes begangen, und das ist die Hauptsache! Wir müssen schließlich zufrieden sein, daß es noch so ist."

Froh, daß das Gewitter so glücklich an ihr vorüber gegangen, schloß sich Therese mit einem zutraulichen, fast aufgeräumten Wesen der Mutter an.

„Seit wann bist Du nicht mehr in der Stelle?" sagte die Mutter nach einigen Minuten. Therese bemerkte nicht die Angst in ihren Augen und das Beben der Stimme. „Seit vier Wochen!"

„Herr des Heilandes! So lange! Wo warst Du in dieser Zeit? Warum kamst Du nicht nach Hause?"

„Ich erwartete jeden Tag eine andere Stelle," erwiderte Therese etwas unsicher.

„Was hast Du in dieser langen Zeit gemacht? Wo hast Du Dich aufgehalten?" Scharf und schrill klang die Frage. „Rede!"

„Wo werde ich gewesen sein? Bei einer guten Freundin war ich eingeladen," entgegnete Therese noch mit scheinbar unbefangener, ja beleidigter Miene.

„Etwa bei einer von Denen, die uns vorhin begegnet?"

Therese schaute zu Boden. „Das sind keine braven Mädchen," sagte die Mutter schnell. Und jetzt streckte sich plötzlich ihre Gestalt, ihr Antlitz verzerrte sich, die Augen wurden starr. Korb und Bündel stellte sie blitzschnell auf den Boden, und wie der Tiger auf die Beute, warf sie sich auf Therese, packte sie beim Arm: „Bist Du am Ende auch, was sie?" Die wilden Blicke verschlangen die Tochter. „Rede!" herrschte sie mit fürchterlicher Stimme. Therese war zurückgewichen und suchte umsonst der Mutter ihren Arm, den die harten Arbeitsfinger wund preßten, zu entreißen.

„Mach' mich nicht wahnsinnig! Gib Antwort! Bist Du ein solches Mensch geworden?" schrie die Mutter. „Sag', daß es nicht wahr ist! Gott im Himmel! Ist das mein Kind?"

Therese's Gesicht erhielt einen bösen, gehässigen Ausdruck: „Ich bin nicht allein; Vornehmere und Reichere machen nichts Anderes."

Da ließ die Mutter ihren Arm fahren und taumelte zurück, die Hände suchten in der Luft und schlugen sich dann über das Gesicht. Ein langgezogenes Geheul entströmte in hohen, schauerlichen Tönen der wankenden Gestalt. Die Thränen überströmten das gefurchte Antlitz, und immer von Neuem und stärker hob das Jammergeschrei an, als könnte die Mutter sich nicht genug thun darin. Therese stand erstaunt vor diesem unbegreiflichen Gebahren und schaute ängstlich umher; glücklicher Weise waren keine Zeugen der ärgerlichen Scene in der Nähe.

„Mein Kind verloren!" ächzte die Mutter und schwankte wie ein Berauschter von einem Rande des Weges zum andern. „Die Schande für mich und den Vater! O, der arme Vater!" Durch diese Erinnerung an den Vater wurde sie von plötzlicher Raserei ergriffen, stürzte auf die Tochter los, schüttelte sie voll ausbrechender Wuth an der Schulter: „Warum thatest Du uns das an! Ist das der Dank, daß wir Alles für Dich geopfert, uns das Essen am Munde

abgespart haben für Dich! Daß uns dafür in den alten Tagen die Schande auf den Kirchhof bringt! Ja, das thust Du! Der Vater und ich, wir werden das nicht überleben."

Sie wurde von einem neuen Wuthanfall ergriffen, drang drohender auf die Tochter ein und schrie heiser: „Den Hals hätte ich Dir bei der Geburt umgedreht, hätte man mir gesagt, Du würdest so mißrathen! Warum thu' ich's jetzt nicht und gehe ins Wasser! Du verdorbenes Geschöpf! Du —"

Das Uebermaß der Wuth schlug in Schwäche um, sie ließ von der Tochter ab, und der Schmerz ergoß sich in einen volleren, aber sanfteren Thränenstrom. Nach einer Weile klagte sie: „Womit habe ich's verdient, daß ich so schwer gestraft werde? Du hast doch von uns nichts Böses gelernt! Und wir sind in Ehren alt geworden, der Vater und ich — wir haben immer schwer gearbeitet und doch nichts Gutes gehabt unser Leben lang. Und wir haben Dich so gut erzogen, wie wir's verstanden. Nie durftest Du einschlafen ohne Nachtgebet, schon als kleines Kind. Und immer haben wir Dich zum Rechten angehalten und auch gestraft, wenn Du es verdientest, ach Gott! aber vielleicht nicht genug!"

Wie im Selbstgespräch fuhr sie fort: „Ich weiß gar nicht, wem Du nachgeschlagen haben könntest. So weit ich zurück denken kann, waren Alle in unserer Familie rechtschaffen und geachtet. Du bist die Erste, die aus der Art schlägt und Schande über uns bringt!"

Das Schluchzen erneute sich wieder; bald aber rieselten über die Wangen der Mutter die reichlichen Thränen stiller Wehmuth.

Sie näherte sich der Tochter: „Wie ist das gekommen? Sag' mir das! Also hast Du uns immer angelogen; der Vater und ich, wir glaubten, Du habest es so schön, und es sei Alles in Ordnung. Ach, warum kamen wir nicht und sahen selbst nach! Sag' doch! Wie ist es möglich? Wie ist es möglich?" Und Therese begann sich zu vertheidigen, und die Mutter sah den Fall des Kindes, die versuchenden Freundinnen, der schöner gekleideten, die Lockungen des Genusses ohne die Mühe der Arbeit, die winkende Freiheit und sie warf sogar selbstvergessen noch ein Wort des Mitleides mit Anderen zwischen die Erzählung Therese's: „Ach Gott, die armen Eltern!" Sie aber begriff zu gut, und jede Hoffnung versank in den unermeßlichen Abgrund ihres Schmerzes. Sie machte einige Schritte gegen die Lichtung und war nun im Angesicht der scheidenden Sonne. Diese stand als glühender Feuerball auf dem blauen Kamm des Berges, und von ihr führte ein goldenes Band über die ganze Breite des Sees bis zur Mutter und Tochter. Und über das im Abendschatten liegende Land, die Schlösser am Ufer, die dahinter liegende Stadt mit den hohen Thürmen ergoß sich ein wunderbarer Schimmer von purpurnen und violetten Tönen bis hinauf zum grünen Hügel und den ihn krönenden dunklen Wald, den goldene und rothe Wolkenstreifen besäumten. Ein stiller Friede lag über diesem Bilde fast überirdischer Schönheit.

„Wie sind wir unglücklich!" Die Worte entschlüpften der Mutter unbewußt als unwillkürlicher Ausdruck des Gegensatzes zwischen der überwältigenden Schönheit der Natur und ihrem tiefen menschlichen Elend.

Mit müder, gebrochener Stimme fuhr sie nach längerem Schweigen fort: „Wenn wir doch auf dem Friedhof lägen! Denn unser Leben ist jetzt doch ruinirt, und keine Freude ist für uns mehr. Kann ich dem Vater unter die Augen treten und es ihm sagen?“ Wieder übernahm sie das Schluchzen: „Wenn ihn nur der Schlag rührte, bis ich heim komme, ich möchte es ihm gönnen!“

Auf einmal trat sie entschlossen vor Therese hin, daß diese zurückwich: „Du bist einmal mein Kind, ich kann Dich nicht verstoßen, Du bist gestraft genug, daß Du Dir Dein ganzes Lebensglück zerstört hast. Du kommst mir heim, grad' jetzt! Und wir halten uns still. Wir müssen nun die Sünde büßen und in Gottes Namen die Schande tragen, Du und wir. Denn wir lassen Dich nicht mehr fort. Komm!“

Therese war die ganze Zeit starr wie eine Bildsäule gestanden. Auch jetzt bewegte sie sich nicht. Die Mutter griff nach ihrer Hand und wiederholte: „Komm!“

Da trat Therese zurück: „Es ist jetzt schon, was ist; ich komme nicht!“ sagte sie leise, aber bestimmt.

„Um Gotteswillen! Was willst Du denn machen? Willst Du denn ganz zu Grunde gehen?“ rief die Mutter. Und hastig, ängstlich fügte sie hinzu: „Du wirst uns nicht noch mehr Kummer machen wollen, als wir schon haben. Denkst Du nicht an den armen Vater?“ Therese wandte sich ab, um zu gehen.

Die Mutter flehte: „Sei nicht so! Wir wollen Alles vergessen; Du bist ja unser einziges Kind und uns trotz Allem lieb. Es braucht's ja Niemand zu erfahren, weshalb Du heim kommst, auch der Vater nicht. Glaub' mir. Es kann noch Alles gut werden!“

„Es nützt nichts, laßt mich gehen!“ sagte düster Therese.

„Ins Elend, ins Verderben?“ schrie die Mutter auf. „Nein, ich lasse Dich nicht gehen. Du mußt mit mir! Bist Du schon so tief gesunken, daß Du nicht mehr anders kannst? O, Du unglückliches Geschöpf!“ schrie sie zornig. Sie wußte kaum mehr, was sie sagte. „Hast Du uns nicht ein wenig lieb, mich und den Vater?“ fragte sie wieder zärtlich. „Du warst sonst so ein liebes Kind. Weißt Du nicht mehr, wie Du ein feines, hübsches Kind warst und uns so lieb und allen Leuten! Und wie der Vater Freude hatte an Dir! Haben wir Dir nicht immer Alles gethan? Bin ich nicht selbst im zerrissenen Rock gegangen, daß Du ausstaffirt warst trotz einem Herrenkind, und obwohl der Vater mich schalt, daß ich Alles Dir anhängte. Aber ich war ein Narr und wollte Staat machen mit Dir —“ Sie hielt inne, plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt. „Ah, jetzt weiß ich's!“ rief sie und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Das ist schuld! Der verdammte Hochmuth, ich bin schuld! Mich sollte man durchpeitschen! Ich habe Dir den Hochmuthsteufel in den Kopf gesetzt, ich! Dafür muß ich jetzt so schwer büßen. Strafe mich nicht noch mehr, als ich's bin, besinne Dich nicht länger, komm' heim!“ flehte sie. — „Was soll noch aus uns werden!“ jammerte sie verzweifelt, als sie bemerkte, wie der violette Schimmer in dunkles Grau überging, der goldene Streifen

sich rasch von ihnen zurückzog und mit der versinkenden Sonne plötzlich erlosch. Wie in der Seele, so wurde es um sie herum Nacht. Der Abendwind erhob sich, und drohend rauschte es in den dunklen Kronen.

„Du kommst nicht?" fragte sie zitternd und kaum noch an sich haltend. — „Nein!"

„So helfe uns Gott, Dir und mir, aber ich gehe nicht heim zum Vater!" rief sie und eilte davon. Nach einigen Schritten aber kehrte sie wieder zurück, und hart vor Therese streckte sie die zum Gebet gerungenen Hände zu des Kindes Antlitz empor, während sie ihr Gesicht selbst weg wandte. „Herr und Heiland!" betete sie mit fürchterlicher Stimme, „sei ihr ein gnädiger Richter! Laß ihre arme Seele nicht völlig verderben! Es ist mein Kind, mein einziges Kind!" In entsetzlichen, hohen Tönen richtete sie sich gegen die Tochter: „O, Du! Hast Ehr' und Seligkeit verloren! Bist verloren in Zeit und Ewigkeit! Wenn Du noch beten kannst, so bete, bis Dein letztes Stündlein kommt! Für Dich und mich!" Vom Uebermaß des Schmerzes gebrochen, versagte die Stimme. „O Du armer Tropf!" heulte sie mit der letzten Kraft und stürzte davon gegen den See. Therese machte eine Bewegung, als wollte sie ihr folgen, verharrte aber wieder ruhig. Die Schritte der Mutter verhallten in der Ferne. Ob Therese's Haupt rauschten die Blätter und erzählten flüsternd von der Vergangenheit. Die Lichter in der Stadt leuchteten wie die goldenen Sterne in ferner, schöner Zeit. Menschenstimmen wurden hörbar durch die Stille der Nacht. Therese begann zu zittern.

Ueber dem Seeufer glitten zwei Schatten durch den Lichtschein, den die Straßenlaterne warf; die Personen waren die vornehme Dame und der junge Herr, deren Glück beinahe den Neid der Mutter herausgefordert hatte. Das schwere Seidenkleid der Dame rauschte bei ihrem gemessenen Gange. Ueber die gesunden, rothen Wangen der stattlichen Frau aber flossen die Thränen, als sie jammerte: „Manchmal möchte ich an meinem Glauben irre werden! Otto hatte Alles, was ein Mensch wünschen kann, und da nimmt ihn Gott hinweg. Wenn er arm und elend gewesen wäre, könnte ich's noch begreifen. Aber ihn, dem zum Glücke nichts fehlte. Nein, es gibt keine Gerechtigkeit!" Der junge Herr mahnte: „Schon wieder fängst Du an und weißt, daß der Arzt Dir alle Aufregung verboten hat!" — „Ach ja, aber ich kann es nicht vergessen!" — schluchzte die Dame. Der Sohn hustete ein wenig. Die Mutter fragte erschreckt: „Hast Du den Husten? Um Gotteswillen, wenn's nur nicht anfängt wie bei Otto!" — „Es ist nichts! Ein wenig Reiz, ängstige Dich nur nicht!" begütigte der Sohn. Die Mutter sagte besorgt: „Du solltest Dich etwas mehr in Acht nehmen und namentlich nicht mehr so spät heim kommen! Du mußt Dich auch darnach einrichten, daß Du mit Deinem Monatsgelde auskommst. Denn daß Du's weißt: von meinem Nadelgelde kann ich Dir künftig nichts mehr zuschießen. Ich habe jetzt selbst mehr Auslagen, besonders seit ich in dem Verein bin für Hebung der gefallenen Mädchen."

„Herr Jules, haben Sie nicht vorhin meine Mutter gesehen?" wurde sie von Therese's angstvoller Stimme unterbrochen. — „Nein!" antwortete der

junge Mann verwirrt. — „Dann ist sie ins Wasser!“ rief Therese und stürzte wieder davon.

„Woher kennst Du dieses Mädchen?“ fragte die Dame erstaunt und mit Würde.

„Es — es ist die Kellnerin in unserer Stammkneipe!“ stotterte Jules.

„Es scheint eine gemeine Person zu sein, daß sie sich eine solche Vertraulichkeit erlaubt!“ sagte die Dame und setzte voll Entrüstung den Weg fort.

Therese eilte das Ufer entlang und spähte nach allen Seiten. Da und dort trat sie an das Wasser, bis es ihr die Füße netzte. Keine Spur von der Mutter! Sie horchte hinaus. Das Wasser plätscherte und gurgelte. Sie stöhnte auf. Immer folgte sie dem Ufer. Sie wimmerte im Laufe. Wo vom Steindamm eine Treppe zum See hinunter führte, glaubte sie eine Gestalt zu bemerken, beugte sich über das Geländer, meinte sich getäuscht zu haben und ging weiter, kehrte nochmals zurück und flog nun hinunter, wo die Wellen anschlugen.

Den Kopf an die Mauer gelehnt, stand ein Mensch und schluchzte in sich hinein. Therese stand einige Augenblicke. Dann schlang sie ihre Arme über die zuckende Gestalt, und ihrem Munde entrang sich ein verzweiflungsvoller und zugleich jubelnder Schrei: „Mutter!“

Aus dem Berliner Musikleben.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Ende Mai 1897.

Es soll in diesem Bericht die flüchtig verrauschende reproducirende Kunst ganz aus dem Spiele bleiben, und aus der Fülle der musikalischen Production sollen auch nur solche Werke herausgehoben werden, die entweder durch ihren eigenen Werth Anspruch auf Beachtung haben, oder die für das Kunstschaffen unserer Zeit von typischer Bedeutung sind. Die Instrumentalmusik möge vorangehen.

Von allen Orchesterwerken, die im letzten Winter hier aufgeführt worden sind, hat Richard Strauß' „Also sprach Zarathustra", Tondichtung frei nach Nietzsche, die lebhaftesten Discussionen herbeigeführt. Zuerst frappirte der Titel. Friedrich Nietzsche, jener philosophirende Dichter oder dichtende Philosoph, hat seine Weltanschauung und Lebensauffassung am tiefsten und schönsten in der eben genannten Rhapsodie ausgesprochen. Kann man eine Weltanschauung componiren? Das war nun die erstaunte Frage, die Jeder stellen mußte, der von dieser Tondichtung hörte. Es ist natürlich Strauß nicht in den Sinn gekommen, dergleichen ins Werk zu setzen, sondern er hat versucht, den psychologischen Entwicklungsproceß, der sich im Zarathustra vollzieht, der tondichterischen Behandlung zugänglich zu machen. Ehe wir untersuchen, ob das überhaupt möglich ist, wollen wir zusehen, wie der Componist sich dem Problem gegenüber verhalten hat.

Aus dem Wirbel der großen Trommel, dem durch Orgel und Contrafagott verstärkten Tremolo der Bässe auf C steigt ein Motiv hervor, in dem sich, wie ich aus Arthur Hahn's Analyse des „Zarathustra" entnehme, die gewaltige und einfache Größe der Natur malen soll, das $c^1 - g^1 - c^2$ der vier Trompeten. Dreimal wird es wiederholt, mit accordischem Abschluß, der zwischen Dur und Moll schwankt; dann braust das Orchester auf in mächtiger Steigerung. Das ist die Einleitung. Nun beginnt der erste Abschnitt „Von den Hinterweltlern". Ein zitterndes Auf und Ab der Violoncelli und Contrabässe führt zu einem motivischen Gebilde in F-moll (dann in H-moll), das neben jenem ersten Naturmotiv die wichtigste Function in dem Stück erfüllt. Es will „die Regung des forschenden, von Sehnsucht nach Wissen und Erkenntniß erfüllten Menschengeistes" ausdrücken, der die Lösung des Welträthsels sucht. Seine Sehnsucht macht ihn erst zum „Hinterweltler", führt ihn über die Welt hinaus zur Religion. Ein Credo erklingt, eine bekannte Melodie des gregorianischen Chorals, die auch Bach im Credo seiner H-moll-Messe benutzt hat; es mündet aus in eine sehr innige, schlichte Melodie in As-dur. Aber die Religion bringt dem forschenden Menschengeist nicht die ersehnte Befriedigung. Ein neues, heftig drängendes Thema, unter dem wir uns den Lebens- und Schaffenstrieb zu denken haben, stemmt sich dem Sehnsuchtsmotiv entgegen und führt diesen Abschnitt „Von der großen Sehnsucht" zu dem andern „Von den Freuden und Leidenschaften" hinüber. Auch im Geräusch der Welt und ihren Genüssen findet der Aufwärtsstrebende nicht, was er sucht, und so singt er den Hoffnungen seiner Jugend das „Grablied", in dem das Motiv der Weltlust gebrochen dahinschleicht, während das Sehnsuchtsmotiv leise hineinklingt. Jetzt wendet sich der Mensch den Wissenschaften zu, die — höchst charakteristisch für die Anschauungen unserer jungen Künstler — mittels einer sehr grämlichen Fuge ausgedrückt werden. Das Naturmotiv und die

umgekehrten Intervalle des Sehnsuchtsmotivs bilden die Hauptbestandtheile des Fugenthemas. Im Grübeln und Sinnen taucht wieder das Sehnsuchtsmotiv empor, und nach einigen Episoden wird der forschend Kranke zum „Genesenden"; aus dem tiefen Ekel vor all dem vergeblichen Ringen erlöst ihn ein befreiendes Lachen. Die Trompete im Rhythmus des Hahnenschreies verkündet die neue Morgenröthe; Oboen und Flöten lachen in Trillern und Läufen lauter und immer lauter. Das Sehnsuchtsmotiv tritt zwar wieder auf, aber es führt jetzt zum Tanzlied: der Mensch ist zum Uebermenschen geworden; er singt und tanzt über alle Räthsel des Daseins hinweg, und in die Tanzweise lösen sich die früheren Themen auf. Dann sinkt die Stimmung wieder hinab, bis in dem „Nachtwandlerlied" das Ganze einen stillen Abschluß findet. Die Glocke thut zwölf Schläge, die Violinen und die Harfe sublimiren sich zu einem Sextaccord auf H-dur in den höchsten Lagen, während unten die Posaunen mit c – e – fis dazwischen fahren, und die Bässe pizzicato jenes erste Naturmotiv c – g – c angeben. In solchem Zwiespalt klingt das Werk aus: hoch oben H-dur, tief unten das Pizzicato-C der Bässe. So könnte man fast glauben, Strauß mache sich trotz aller lachenden und tanzenden Zarathustra-Weisheit über Nietzsche und seine Hörer und vielleicht auch über sich selbst ein wenig lustig, wenn nicht die ganze Anlage dieser Tondichtung darauf hindeutete, daß es ihm bitter ernst gewesen ist.

Strauß sind alle Geheimnisse des Orchesters und der thematischen Combination offenbar, in solchem Grade, daß es scheint, er könne hierin erreichen, was nur irgend sein Wille oder seine Laune ihm eingeben. An diesem Werke hat gewiß die Laune den überwiegenden Antheil, und wo Laune ist, da ist Virtuosität, und wo Virtuosität ist, da ist entartete Kunst. Das Gefühl der eigenen Kraft mag den hochbegabten Componisten zu dem Versuch verleitet haben, der Musik einen Stoff botmäßig zu machen, den sie ebenso wenig sich zu assimiliren vermag, als die Gebiete, die Berlioz in der Sinfonie fantastique angerührt hat. Ich persönlich wenigstens muß den Zarathustra für eine verfehlte Unternehmung halten.

Denn die Musik kann keine Gedanken ausdrücken. Gedanken kommen für sie nur insofern in Betracht, als sie unter Umständen Gefühlserreger sein können. Und auch das Gefühl läßt sich durch die Musik nur in das Gewand des Symbols kleiden. Wer demnach versucht, Gedankenprocesse in Musik zu setzen, der verwechselt erstens Ursache und Wirkung — eine Verwechslung übrigens, die in unserem ganzen Leben eine verhängnißvolle Rolle spielt —, und der täuscht sich zweitens über die Concision der musikalischen Sprache. Die Darstellung psychologischer Vorgänge von der Ausdehnung und Verschiedenheit, wie sie uns im Zarathustra entgegentreten, gehört für die Musik, bei der Vieldeutigkeit auch der ausdrucksvollsten Tonfolge, zur Unmöglichkeit. Dergleichen geht nur im musikalischen Drama an.

Wenn Lohengrin Elsa ermahnt: „Nie sollst Du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt", oder wenn Wotan beim Anblick Walhall's das Schwert schwingt, so verknüpft sich dem Hörer der scenische Vorgang unlöslich mit der gleichzeitig auftretenden musikalischen Erscheinung: dort mit der eindringlichen melodischen Phrase, auf die das Verbot gesungen wird, hier mit der Trompetenfanfare, die im Orchester ertönt. Auf diese Weise sind jene Motive zu Trägern ganz bestimmter Vorstellungen geworden, und der Componist kann nun mit ihnen auch abgelöst von dem scenischen Vorgange operiren: er kann sie an beliebiger Stelle anklingen lassen, um im Hörer die Erinnerung an das Bühnenbild, dem sie ursprünglich anhafteten, nebst allen seinen Consequenzen wieder aufzuwecken. So hat die dramatische Musik in den Erinnerungsmotiven ein unschätzbares Mittel zur psychologischen Vertiefung der Handlung gewonnen.

Ganz anders liegt die Sache bei der Instrumentalmusik, die auf ein weitläufiges poetisches Programm aufgepfropft wird. Hier fehlt die unmittelbare sinnlich lebendige Anschauung: die Verschweißung von Vorstellung und Tonreihe soll durch einen Gedankenproceß erfolgen, und dies ist die Fehlerquelle aller programmatischen Musikungeheuer, die im Laufe der Zeit Ereigniß geworden

sind. Um eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen den Absichten des Componisten und der Wirkung auf das Publicum herzustellen, genügt das Programm allein noch nicht. Es müßte vielmehr jedem einzelnen Zuhörer ein Verzeichniß der Motive eingehändigt werden, das genau besagt: dies Thema soll diese Bedeutung haben und jenes eine andere. Das Unkünstlerische eines solchen Verfahrens liegt so auf der Hand, daß kein Wort darüber zu verlieren ist. Geschieht dies aber nicht, dann werden des Hörers Phantasie und Gedanken, die nun doch einmal von der Musik abschweifen sollen, meistens auf andere Wege gerathen, als die der Componist ihnen nach seiner Meinung genau vorgezeichnet hatte. Ich habe oben den Inhalt von Strauß' Zarathustra angegeben. Aber eigentlich ist es nicht der Inhalt des Tonstückes, sondern der von Arthur Hahn's Analyse. Wäre ich ohne Anleitung verfahren, so hätte ich vielleicht an vielen Stellen ganz etwas Anderes herausgetüftelt, das auf die Musik nicht schlechter und nicht besser paßt, als Hahn's Auslegung. Und so wird es jedem Hörer ergehen. Deshalb erscheint mir das Werk als Programmmusik verfehlt. Leider gewährt es für sich, als Musik ganz allein betrachtet, fast ebenso wenig Befriedigung. Die Einleitung ist von großer Pracht und Schönheit, und bei der As-dur-Melodie wird einem warm und wohlig ums Herz. Dann hört es aber auf, die Fülle der Gesichte wirkt nur noch verwirrend; denn trotzdem die zum Theil ziemlich unplastischen Motive künstlich und sinnvoll durch einander geflochten sind, entsteht kein musikalisch einheitliches Bild. Manches klingt auch höchst übel, z. B. die Fuge, was übrigens vielleicht Absicht ist, um die ganze Abscheulichkeit der Wissenschaft vorzustellen; aber auch Anderes noch. Nach dem breit ausgesponnenen Kichern der Instrumente wird man auf den Tanz des Uebermenschen sehr gespannt und ist dann einigermaßen enttäuscht, wenn er ganz menschlich, ja allzu menschlich dahergeschlendert kommt.

Ich habe mich bei diesem Stück so lange aufgehalten, weil es der Repräsentant einer Gattung ist, die jetzt wieder einmal eifrig cultivirt wird. Manche Componisten, scheint es, bilden sich große Stücke ein, wenn sie so recht mit tiefsinnigen Ideen hantiren, die weitab von aller Musik gewachsen sind; sie glauben wohl gar, es entspräche ihrer Würde nicht, sich ganz ohne poetischen Rückhalt mit der Tonkunst abzugeben. Und doch zeigen sie damit weiter nichts als die Schwäche ihrer rein musikalischen Erfindungskraft. Eine Musik, die sich kräftig auf ihre eigenen Glieder stützt, braucht kein Programmkrücklein. Wer da meint, sich poetischer Vorwürfe durchaus auf dem Wege der Musik entledigen zu müssen, der greife zu einer Ueberschrift, die den Hörer ganz allgemein in das gewollte Vorstellungs- oder Empfindungsmilieu versetzt, aus dem heraus er das Tonstück, wenn sonst die Lust ihn ankommt, nach Phantasie ausdeuten mag. Jedes Mehr ist von Uebel.

Ja, es programmelt jetzt überall in der Musik. O. Köhler hat einen Vorgang in Töne gesetzt, der sich „Die Mäuslein vor der Falle" benennt und also verläuft: „Lustig spielen die Mäuschen vor der Falle" — hier verursachen die Geigen hinter dem Steg ein arges Quietschen —; „ein vorwitzig Mäuslein wagt sich hinein und beginnt zu knabbern; die Falle klappt zu" — die Geiger schlagen mit dem Bogen auf den Rücken des Instruments —, „eiligst entflieht die Mäuseschar." Das kann als Scherz gelten, wie Strauß' Till Eulenspiegel. Aber eine Sinfonie „Ad astra" des Leipziger Componisten Georg Göhler ist sehr ernsthaft gemeint. Ich gebe das Programm des fünfsätzigen Werkes, das die Kämpfe und das Ringen eines hochstrebenden Geistes schildern soll, ohne jeden Commentar im Auszug wieder: I. Allegro risoluto. Trotz seines Sehnens nach den herrlichsten Zielen erreicht der Held nichts. Unruhe, Unzufriedenheit mit sich selbst, Härte gegen Andere, innere Haltlosigkeit sind die Folgen dieses vergeblichen Ringens. II. Da naht sich ihm die Freude im verführerischen Gewande, Leichtsinn und Schönheit locken ihn, wollen ihm helfen. III. Aber mit einem harten „Nein" reißt der Kranke sich los, voll Scham, daß er der Versuchung hat nachgeben können; er vergrübelt sich in eine welt- und menschenfeindliche Stimmung, die mit Allem zerfallen ist, Alles verflucht und schließlich an dem Werth des eigenen Lebens

verzweifelt. IV. . . . doch es ist wohl unnöthig, fortzufahren; das hier Mitgetheilte wird genügen. Zum Ueberfluß gibt der Componist noch besondere Capitelüberschriften in griechischer Sprache für Platonkenner mit.

Auch eine talentvolle holländische Componistin, Fräulein Cornelie van Oosterzee, hat sich der Programmmusik ergeben und Stücke aus Tennyson's „Königsidyllen" musikalisch darzustellen unternommen. Zwei dieser Stücke wurden von Arthur Nikisch in einem der philharmonischen Concerte vorgeführt. „Elaine's Traum und Tod" soll illustriren, wie Elaine, die Lilienmaid von Astolat, den heiligen Schild des Ritters Lancelot bewahrt, der von ihr gezogen, und wie sie im Traum den ritterlichen Helden im Speerkampf sieht und Gott anfleht, er möge ihn bald zu ihr zurückführen. Aber Lancelot kommt nicht wieder, denn er nährt eine sündige Liebe zu König Arthur's Gemahlin im Herzen. Darob welkt Elaine hin und stirbt; ihr entseelter Leib wird in einen Kahn gebettet, und über die schweigende Fluth gleitet das Todtenschiff . . . Das andere Stück behandelt „Fürst Geraint's Brautfahrt". Geraint, der unüberwindliche Held, reitet durch die Frühlingswälder, die lieblichste Braut zu suchen. Auf felsiger Höhe sieht er ein verfallenes Schloß; sein Horn erbittet Einlaß, und des Burgherrn liebliche Tochter tritt ihm entgegen, seine Hülfe gegen den bösen Feind erflehend, der all ihr Unglück verschuldet. In Geraint's Herz zieht die Liebe ein; er schwört, die Unbill zu rächen und führt auf seinem Roß die süße Braut von dannen, durch die Frühlingswälder, an König Arthur's Hof. Fräulein van Oosterzee hat nach besten Kräften diese poetischen Scenen in musikalische Scenen umzudeuten versucht, und es muß ihr zugestanden werden, daß sie dabei viel Geschmack und Geschick gezeigt hat. Ihre Orchestertechnik ist ungewöhnlich groß; auch versteht sie es, Stimmungen zu erwecken. Elaine's Leichenfahrt, Geraint's Ritt und manches Andere sind sprechende Beweise hierfür. Eigenart zeigt sie noch wenig, doch findet sie wohl mit der Zeit auch den Weg, ihre Persönlichkeit mehr ans Licht zu stellen. Trotz dieser Vorzüge gibt sie eben nur Bilder: ein Mosaik, keinen Organismus. Der Zusammenhalt dieser Bilder muß durch die Phantasie des Hörers, der den poetischen Vorwurf kennt, hergestellt, also von außen hinzu gebracht werden, und das ist der Hauptfehler dieser „Königsidyllen".

Und nun noch über ein weitschichtiges Werk auf programmatischer Grundlage: die Sinfonie in F-dur von Gustav Mahler. Mahler ist immer fürs Große; das hat er schon in früheren Compositionen gezeigt. Auch hier thut er's nicht unter sechs Sätzen, die alle mit zierlichen Titeln versehen sind. Der erste: „Der Frühling durchbricht die starre Kälte des Winters und zieht jubelnd in die Welt ein." In einem Programm der philharmonischen Concerte, wo Nikisch den zweiten Satz allein aufführte, glaubte Mahler noch, er hätte im ersten Satz geschildert, wie der Sommer einzieht, und zwar hatte er sich dies Sommerbild als Bacchuszug gedacht. Inzwischen ist er zu einer andern Ansicht gekommen und hat seinem Satz ein neues Etikett angeheftet. Variatio delectat! Der zweite Satz heißt: „Was mir die Blumen auf der Wiese erzählen." Der dritte: „Was mir die Thiere im Walde erzählen". Hier geht die Inhaltsangabe noch mehr ins Detail: „Scherzo. Harmlos und vergnügt treiben sich die Thiere im Walde herum. Der Mensch betritt zum ersten Mal den Wald. Scheu und ängstlich starren die Thiere die fremdartige Erscheinung an. Friedlich schreitet der Mensch an ihnen vorbei. Ein jäher Schreck durchzuckt sie plötzlich; sie ahnen die Gefahr, die der Mensch noch über ihr Leben bringen wird." Dann folgt als Nr. 4: „Was mir der Mensch erzählt" (Altsolo mit Orchester), Nr. 5: „Was mir die Engel erzählen" (Frauen- und Knabenstimmen mit Orchester), und endlich „Was mir die Liebe erzählt" (Adagio für Orchester, „O Heiland, sieh' die Wunden mein, Kein Wesen soll verloren sein").

So sind manche Componisten nun einmal. Wenn sie sich schon über die sogenannte sinfonische Dichtung hinaus zur Sinfonie aufschwingen, dann setzen sie auch gleich alle Mittel in Bewegung. Der Vocalchor muß herbei und Vocalsolisten, und im Orchester werden die entlegensten Instrumente zur Dienstleistung aufgeboten.

Wenn nur etwas dabei herauskäme, was einigermaßen diesem Aufwand an Mitteln entspräche! Bei Mahler ist es sicher nicht der Fall. Drei Sätze dieser Sinfonie hat Felix Weingartner in einem Abonnementsconcert der königlichen Capelle aufgeführt: den zweiten, dritten und letzten. Zieht man diesen Stücken das reiche, aber einförmige Orchesterkleid ab, dann bleibt wesentlich das übrig, was die Franzosen mit „Musiquette“ bezeichnen. Aber Mahler hat es verstanden, durch Aufschriften und Instrumentaleffecte diese Musiquette so auszustaffiren, daß harmlose Leute glauben können, es stäke wirklich alles Mögliche dahinter. „Was sich die Blumen erzählen“ ist ein ziemlich friedfertiges Menuett, das sich auf dem Clavier ganz leidlich ausnehmen würde, wenn man einige grauenhaft klingende, gar nicht zum Wesen der Sache gehörige Dissonanzen herausschnitte. In der instrumentalen Vermummung macht es keine glückliche Figur. Die auffallenden, schreienden Mißklänge sind überhaupt eine Specialität Mahler's. Wenn er glaubt, die Sache könnte doch am Ende zu einfach sein, dann drängt er plötzlich ein oder mehrere Instrumente mitten durch das wohlerzogene harmonische Ensemble hindurch, so daß die Töne sich förmlich an einander wund reiben, und dem schuldlosen Publicum Hören und Sehen vergeht. Als besonderes Gewürz wird bisweilen noch etwas Ungarisch hinzugethan. So auch bei dem redenden Gethier. Hier geht Anfangs Alles ganz hübsch und glatt von statten, und die ungarischen Vierfüßler würden sich wahrscheinlich selbst nach der Erscheinung des Menschen noch harmlos und vergnügt im Walde herumtreiben, wenn dieser Mensch nicht plötzlich ein Flügelhorn aus der Tasche zöge und darauf erschrecklich triviale Melodieen bliese. Das hält das frommste Thier nicht aus, und deshalb stellt sich der „jähe Schreck“ ein. Der letzte Abschnitt verläuft sehr still, in gleichmäßig ruhiger Breite, und bietet an Gliederung so wenig, daß das Ohr bald ermüdet und die Verfolgung der contrapunktischen Windungen als aussichtslos aufgibt. Die drei Sätze dauern über drei Viertelstunden. Etwas lange für das Vergnügen, das sie gewähren.

Die ausführliche Inhaltsangabe dieser hier zusammengestellten Programmmusiken wird dargethan haben, wie beschaffen die Abwege sind, auf die sich eine Anzahl jüngerer Musiker verirrt hat. Diese Adepten der poetischen Programme opfern das Beste auf, was ihre Kunst hat, und jagen einem Ziel nach, das sie mittels der Musik nie erreichen können. Sie gleichen einem Mann, der sich bemüht, auf den Händen zu gehen und mit den Füßen zu hantiren.

Unter solchen Umständen ist es schon erquicklich, daß man immer noch Musik begegnet, die weiter nichts sein will, als Musik. Aber auch bei der Musik sans phrase tritt oft das Bestreben nach außerordentlicher Steigerung der Ausdrucksmittel hervor, namentlich dann, wenn dem Componisten nichts Ordentliches mehr einfallen will. So geschieht es z. B. in der Sinfonie op. 78 von Saint-Saëns, die Edouard Colonne, der vortreffliche Pariser Dirigent, mit dem philharmonischen Orchester aufführte. Hier sind noch Clavier und Orgel zu den übrigen Orchesterinstrumenten hinzugenommen und ganz wie diese behandelt, ohne daß die so erzielten Effecte besonders auffallende oder das Ganze eine hervorragende Kunstleistung wäre. Die Sinfonie besteht nominell aus zwei Sätzen, aber das erste Allegro geht schließlich in ein breites Adagio über, während das Finale Anfangs durchaus Scherzocharakter hat, so daß im Grunde doch die in der Sinfonie übliche Vierzahl verschiedener Bewegungen vorhanden ist. An Geist fehlt es nicht, Technik und combinatorische Phantasie treten in reichstem Maße hervor, doch war die Erfindungskraft in Saint-Saëns' früheren Werken bedeutender. Die Sinfonie wirkt denn auch mehr auf den Geist als aufs Herz; sie interessirt wohl, läßt aber im Ganzen kalt.

Noch weniger vermag ein Clavierconcert in F-dur von demselben Componisten zu befriedigen, trotz der eigenartigen Farbe, die es durch die Einfügung orientalischer Melodieen und Melodiewendungen bekommt. Es ist hier weiter nichts als das erotische Colorit, das die Aufmerksamkeit anzieht; die eigentlich musikalischen Qualitäten sind nur in ganz geringen Mengen nachweisbar. Es wurde übrigens in einem der philharmonischen Concerte von Louis Diémer höchst virtuos gespielt.

Sehr anmuthend durch die Frische und Natürlichkeit ihrer Erfindung und Gestaltung war eine Lustspiel-Ouvertüre von E. v. Rezniçek, die Felix Weingartner vorführte. Ihre lustige Bewegtheit, die vielen humorvollen Einzelheiten, die Gracie ihrer ganzen Erscheinung lassen die Bezeichnung Lustspiel-Ouvertüre ungemein passend erscheinen.

In der Kammermusik ist wenig Bedeutendes zu verzeichnen. Hans Pfitzner, ein zweifellos begabter junger Componist, leidet bis jetzt noch unter der Vorstellung, er müsse Alles, was gerade seine Seele bewegt, in ein einziges Werk zusammenpressen. Dies Zuviel schadet seinem Claviertrio sehr bedenklich; die Uebersichtlichkeit und die Durchsichtigkeit gehen oft so weit verloren, daß der Hörer kaum weiß, wohin des Autors Absichten zielen. Die Jahre verhelfen ihm wohl noch zur Klärung; denn wer überhaupt etwas zu sagen hat, der findet am Ende auch die Mittel, sich allgemein verständlich auszusprechen.

Wilhelm Stenhammer hatte durch ein Clavierconcert gute Hoffnungen erweckt. In einem Streichquartett in D-dur op. 76 (von Gustav Holländer und Genossen gespielt) erfüllt er diese Hoffnungen nicht ganz. Formell ist das Scherzo der gelungenste Satz. Er weist einen klar gegliederten Bau auf, dafür aber wieder wenig Ursprünglichkeit. Der erste Satz ergeht sich in sehr erregten Declamationen; das pathetische Recitativ will sich durchaus nicht zur Cantilene verdichten. Im Andante herrscht feiertägliche Ruhe; es ist das, was man eine brave Arbeit nennen kann. Persönlich Charakteristisches zeigt eigentlich nur der letzte Satz, der indessen unter einem etwas fahrigen Wesen leidet.

Das hervorragendste neue Kammermusikwerk brachte uns das böhmische Streichquartett: ein Quartett in G-dur op. 106 von Anton Dvořak. Hier ist Alles, was man nur wünschen kann: Eigenart der Erfindung, bei aller Freiheit des Aufbaues schönstes formales Ebenmaß, eine blühende Melodik und reiche Harmonik. Auch hier ist der letzte Satz ein wenig zerrissen; die Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile fügt sich nicht zu einem abgerundeten und in sich fest geschlossenen Ganzen zusammen. Durch eine Fülle herrlicher, warmer Melodie wird das Adagio getragen; der Schluß, ein leidenschaftlicher, breiter Gesang, wirkt ganz wundervoll. Im Scherzo treiben straffe Tanzrhythmen ein frohes Spiel, während der erste Satz in seiner ruhigen Heiterkeit an die Stimmung eines schönen Sommermorgens erinnert.

Von den Vocalcompositionen erscheinen mir zwei Veranstaltungen vornehmlich bemerkenswerth: die Compositionen Grimm'scher und anderer Märchen durch Adalbert v. Goldschmidt, die Frau Nicklaß-Kempner sang, und die Aufführung von H. v. Herzogenberg's Passion durch die „Musikalische Gesellschaft". Das Eine ist das unmusikalische Experiment eines speculativen Kopfes, der danach strebt, um jeden Preis Aufsehen zu machen, das Andere das ernste Kunstwerk eines echten Musikers.

A. v. Goldschmidt nimmt im Wesentlichen die Märchen in der Prosafassung, die ihnen Grimm, Andersen und Andere gegeben haben, und componirt nun von Wort zu Wort, von Satz zu Satz fröhlich vorwärts, ohne sich viel zu sorgen, ob er gegliederte Melodien schafft oder überhaupt eine Architektonik in den Fluß der Töne bringt. „Es war einmal ein kleines Kind; dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und einen Weckbrocken dazu, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof." Man sollte nicht glauben, daß Jemand auf den Gedanken verfallen könnte, dies in Musik zu setzen. Und Musik im eigentlichen Sinne ist es denn auch nicht, was bei v. Goldschmidt entsteht. Die Singstimme bewegt sich auf und nieder in recitirender Weise, und das Clavier treibt tonmalerische Allotria dazu, indem es in kleinlichster und ganz äußerlicher Weise sich an jedes Detail heftet, das Gelegenheit gibt, Naturlaute oder dergleichen nachzuahmen. Selbst wo innerhalb der Märchentexte eine Strophenbildung vorkommt, wie im Märchen von der Unke oder im Machandelbaum, selbst dort gelingt es v. Goldschmidt nicht, etwas Liedmäßiges zu schaffen: seine Phantasie ist so verkünstelt, daß ihr nur

noch die affectirtesten Harmoniefolgen und melodischen Floskeln entquellen. Der Eindruck, den diese Märchencompositionen im Hörer zurücklassen, ist demgemäß theils eine ehrliche Langeweile, theils ein tiefes Mißbehagen über derlei Afterkunst. Da nun mit der Vermusicirung von Prosatexten einmal begonnen ist, kann es nicht fehlen, daß andere Jünger der Tonkünstelei auf dem neu erschlossenen Wege fortfahren. Die „Leiden des jungen Werther's" werden nicht mehr lange auf ihren Componisten zu warten haben, und es sollte mich wundern, wenn nicht nach den „Wahlverwandtschaften" auch Jean Paul's „Titan" und Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" mit musikalischen Schnörkeln versehen würden.

Heinrich v. Herzogenberg's „Passion" führt uns wieder auf den festen Boden der Kunst zurück. Der feinsinnige Componist hat in der von Fr. Spitta und J. Smend herausgegebenen „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" selbst eine Analyse seines Werkes veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, daß öfter Componisten zur Feder griffen, um die formalen und ästhetischen Grundlinien ihrer Compositionen klarzulegen; das Publicum würde sich dann immer mehr gewöhnen, auch den Bau eines Stückes verständnißvoll anzusehen. H. v. Herzogenberg nennt seine Passion ein Kirchenoratorium, und er stellt den Begriff dieser Kunstgattung folgendermaßen fest: In einem Hauptpunkt unterscheidet es sich von seinen Vorläufern, ja überhaupt von jeder musikalischen Vorführung. Zerfällt ein gefüllter Concertsaal gewissermaßen in zwei Lager, die Ausführenden und die Aufnehmenden, so ist hier diese Trennung und die auf ihr beruhende Gegenwirkung nur eine äußerliche und scheinbare. Denn die zu einer musikalischen Andachtsstunde — nicht mit einem Kircheneoncert zu verwechseln! — in der Kirche versammelte Gemeinde verbindet in sich beide Lager zu einer Einheit, ganz wie es im Gemeindegesange nicht eine singende und eine dem Gesang zuhörende Gruppe gibt. Auch der Gesang einzelner oder zu einem Chor vereinigter Sänger strömt hier aus dem Empfindungsbedürfniß der Gemeinde hervor. Diese sich scheinbar in Gegenwirkung zur Gemeinde stellenden Solisten und Chorsänger gehören zu ihr, ganz wie der Prediger und Liturg.

H. v. Herzogenberg hat schon früher in der „Geburt Christi" ein solches Kirchenoratorium geschaffen, aber so verschieden die Stoffe sind, so verschieden ist naturgemäß auch ihre Behandlung. Der hellen Freudigkeit der Weihnachtstimmung steht hier der tiefe Ernst der Passionsgeschichte entgegen, und dieser Ernst steigert den musikalischen Ausdruck oft bis zu gewaltiger Leidenschaftlichkeit. Wie zur „Geburt Christi", so hat auch zu dieser Passion Friedrich Spitta, der Straßburger Theologe, den Text zusammengestellt, meist nach dem Evangelium Johannis. Das Ganze gliedert sich in zwei Theile, die so selbständig dastehen, daß jeder für sich allein aufgeführt werden kann: Gründonnerstag — die Fußwaschung, das Abendmahl, das hohepriesterliche Gebet; und Charfreitag — Christi Gefangennahme, Verurtheilung und Kreuzestod.

Zwischen Mittel und Zweck herrscht in diesem Werke glücklicher Weise das umgekehrte Verhältniß, wie sonst häufig bei modernen Compositionen: dem inneren Reichthum steht eine außerordentliche Bescheidenheit der ausführenden Organe gegenüber. Außer dem Chor und den Solisten werden nur Orgel, Harmonium und ein Streichorchester in Anspruch genommen. Dazu treten dann, an Gefühlshöhepunkten des Werkes, noch die Mitglieder der Gemeinde mit passenden Choralstrophen hinzu, als äußeres Zeichen für die innere Einheit der ganzen Versammlung. Dies geschieht zu Anfang und Ende und in der Mitte jedes Theils. Nach einem einleitenden Unisono-Chor setzt im ersten Theile die Gemeinde ein: „Halt' im Gedächtniß Jesum Christ". Im Mittelpunkt steht der Choral: „Schmücke dich, o liebe Seele", und am Schluß: „Mein Lebetage will ich Dich aus meinem Sinn nicht lassen". Ganz ähnlich im Charfreitagstheil. Auf den Anfangschor „Stehet auf" folgt der Gemeindechoral „Mir nach spricht Christus"; später wird „Ach bleib mit Deinem Worte" intonirt, und am Ende „Hilf, daß ich ja nicht wanke" nach der Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden". Der Oratorien-

componist v. Herzogenberg ist an Bach groß geworden, hat seine Eigenart an Bach's Kunst gestärkt und geläutert. Von ihm hat er nicht nur die Art des polyphonisch belebten Aufbaues seiner Chöre, sondern auch die Kunst, Choralzeilen in das Zusammenwirken der Singstimmen beziehungsvoll einzuflechten. Besonders schön ist das bei dem „Hohenpriesterlichen Gebet" geschehen. Der Verfasser des Textes hat hier die Worte Christi dreimal durch kurze Chöre unterbrochen, und der Componist hat nun die Melodie zu den Worten „Liebe, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich", mit denen das Stück schließt, als Instrumentalbaß unter die drei vorhergehenden Chöre gelegt, und so eine Einheitlichkeit der musikalischen Wirkung und der Stimmung erzielt, wie sie durch ein anderes Mittel kaum zu erreichen gewesen wäre.

Ueberhaupt gehen Anschauung und Empfindung in dem ganzen Werk harmonisch Hand in Hand. Die Empfindung gewinnt nie dermaßen das Uebergewicht über die Gestaltung, daß die Festigkeit und das Gleichmaß der Form dabei Schaden litten; selbst dort, wo tiefstes und leidenschaftlichstes Gefühl einen ergreifenden musikalischen Ausdruck finden, entstehen immer plastische Tongebilde, wohlgegliederte Formwesen. Einmal, im Anfangschor des zweiten Theiles, schafft der Componist ganz ohne Zwang einen vollständigen Sonatensatz mit erstem und zweitem Thema, Durchführung und Reprise: ein merkwürdiges Zeugniß dafür, wie stark bei v. Herzogenberg das Bedürfniß ist, seinen musikalischen Gedanken feste Formgrenzen zu geben.

Wenn ein begeisterter Verehrer Bach's es unternimmt, nach Bach den Passionsstoff noch einmal zu componiren, so muß er das Bewußtsein haben, daß es ihm gelingen wird, diesem Stoff neue Seiten abzugewinnen. Und das Neue in dieser Passion springt denn auch ziemlich scharf und lebhaft hervor. Einmal hat Fr. Spitta bei der Zusammenstellung des Textes dafür Sorge getragen, daß das eigentlich Dramatische auf das allergeringste Maß beschränkt blieb, damit den musikalischen Gefühlsreflexen der Handlung um so größerer Raum offen stände. Und der Componist hat diesen Vortheil nicht nur voll ausgenutzt, er hat auch aus Eigenem viele sehr eigenthümliche Züge hinzugefügt. Auf alles Einzelne hier einzugehen, ist unmöglich; die Kühnheit und Kraft der Modulation, die herzbewegliche Melodik läßt sich in Worten schlecht schildern. Nur zwei Dinge will ich hervorheben: die Recitativbehandlung beim Evangelisten und den letzten Chor. Die Recitative des Erzählers sind aus den melodischen Motiven zweier Kirchenlieder zusammengebaut: für den ersten Theil des Abendmahlsliedes „Schmücke dich o liebe Seele", für den zweiten des Passionsliedes „O Haupt voll Blut und Wunden". Bald enger, bald weiter schließt sich die Recitation an diese Choralmelodien an. Die Gemeinde wird dadurch mit ihrem eigensten Gefühl an dem Gang der Handlung betheiligt. Vielleicht ohne daß sie sich dessen voll bewußt ist, werden in ihr die Stimmungen aufgeweckt, deren Symbole und Verkörperungen jene Choräle sind. Ebenso neu wie diese Art der Recitativbildung ist die Gestaltung des Abschlusses im zweiten Theile. Nach den Worten „Und neigte sein Haupt und verschied" klopft die Bratsche auf einem Ton „in unregelmäßigen Pulsschlägen wie ein Herz, das im Schmerz still zu stehen droht". Die einzelnen Stimmen des Chors rufen sich erst leise die Mahnung zu: „Weine nicht — weine nicht". Dann aber, in der Erkenntniß, daß durch Christi Tod die Welt erlöst ist, sammeln sie sich zu einem glänzenden, jubelnden Hymnus auf die Worte: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Ehre, Preis und Lob". Die Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden" in sanften Harmonien, unterbrochen von Betrachtungen der Solostimmen, und der Vers der Gemeinde „Hilf, daß ich ja nicht wanke" beschließt den Theil. Dieser Gefühlserguß macht einen ganz wunderbaren, ergreifenden und erhebenden Eindruck. So haben wir denn in v. Herzogenberg's Passion wieder einmal ein vollwerthiges, hocherfreuliches Kunstwerk, an dessen Schöpfung Herz und Geist gleich stark betheiligt sind, und in dem sich wahrhaft religiöses Empfinden mit höchster Meisterschaft im Tonsatz aufs Schönste vereinigt. Carl Krebs.

Das Jubiläum der Königin von England.

[Nachdruck untersagt.]

Auch wenn es nicht die Beherrscherin eines der größten Reiche dieser und aller Zeiten wäre, die das seltene, wenn überhaupt je dagewesene Fest einer sechzigjährigen Regierung feiert: unsere Theilnahme müßte der verehrungswürdigen Frau gelten, die durch ein langes Leben, in allen menschlichen Verhältnissen sich selber treu geblieben, der keine Prüfung, weder des Glücks noch des Leides, erspart worden ist, und die sich in allen bewährt hat. Populär wie keine Zweite seit der Königin Elisabeth, „the good Queen Bess“. mit deren Regierung an großen Erfolgen und mit der Reihe großer, um den Thron gruppirter Namen sich die ihre wohl vergleichen läßt, hat die Königin Victoria vor der jungfräulichen Königin doch das voraus, was auf das Herz immer den tiefsten Eindruck macht: als Frau hat sie geliebt, als Frau hat sie gelitten — das allgemeine Frauenschicksal ist auch das ihre gewesen: sie war Braut, Gattin, Mutter, und nun erscheint sie uns unter dem rührenden Bilde der Wittwe, die den Verlust des geliebten Mannes nicht verwinden kann, wiewohl mehr als ein Menschenalter darüber hingegangen. Es ist unmöglich, den Namen der Königin Victoria auszusprechen, ohne des Prinzen Albert zu gedenken, mit dem die Einundzwanzigjährige sich vermählte, nachdem sie drei Jahre vorher zu der schweren Herrscherpflicht berufen worden war. Wie Sonnenschein überkommt es uns, wenn wir uns jener Zeit erinnern, da diese Beiden noch der Welt das Beispiel und Muster einer glücklichen Ehe gaben, die dadurch nicht getrübt wurde, daß sie die Königin und er nur der Prinz-Gemahl war. In Wahrheit sah sie zu ihm hinauf und stützte sich auf ihn; er war ihr bester Freund und zuverlässigster Rathgeber — mit seinem Scheiden schied das aus ihrem Leben, was ihm Licht und Wärme gespendet; aber in ihren späteren Tagebüchern noch und nach vielen, vielen Jahren läßt sie keinen 15. October vorübergehen, ohne diesen Tag zu segnen, an dem sie sich einst mit Prinz Albert verlobt. Und andere Schatten kommen herauf, wenn die Königin rückwärts blickt — der einer geliebten Tochter und der eines großen, edlen Dulders, um den auch wir zu trauern niemals aufhören werden. Das eben ist es, was in der Erscheinung dieser achtundsiebzigjährigen Greisin so sehr anzieht: daß wir in Allem, was sie betrifft, den rein menschlichen Zug erkennen, der auch uns bewegt, und wie wir ihren Schmerz mitzufühlen vermochten, so können uns auch die stürmischen Ausbrüche der Freude nicht gleichgültig lassen, mit denen die ungezählten Millionen ihres weiten Reiches den 22. Juni begrüßen: „and this year of her Jubilee“. Wohl ist kein Poet mehr unter den Lebenden, der diesen Tag zu besingen vermöchte, wie Tennyson jenen anderen besungen hat, als vor zehn Jahren die „Königin und Kaiserin von Indien, gekrönt mit einem Diadem, das nie von einem Würd'geren getragen“, das fünfzigjährige Jubiläum beging; aber seine Verse haben heute eine noch gesteigerte Begeisterung:

Fifty years of ever-broadening Commerce!
Fifty years of ever-brightening Science!
Fifty years of ever-widening Empire!

Denn man möge sich darüber nicht täuschen oder durch voreingenommene Zeitungsberichte täuschen lassen: die Macht und das Ansehen Großbritanniens stehen einstweilen noch ziemlich fest, und wenn zwischen 1887 und 1897 auch auf politischem und handelspolitischem Gebiete mancherlei vorgekommen sein mag, was Deutschland mit Recht verstimmt hat, so wird kein vernünftiger Mensch deshalb so weit gehen, daraus einen Grund dauernder Entfremdung machen oder die Fülle von Kraft unterschätzen zu wollen, über die das britische Reich gebietet. Es ist wahr, es hat seine Mängel und Schwächen, die offenkundig vor aller Welt liegen: seine Heeresverfassung ist weit hinter dem zurückgeblieben, was die ganz anderen Mittel der Kriegführung gegenwärtig zu fordern scheinen, und würde im Ernstfall kaum zur ersten Abwehr genügen. Denn vielleicht ist es ein Irrthum — den nicht einmal alle Engländer mehr theilen — heute zu glauben, was noch vor sechzig Jahren ein Dogma war: daß Englands Unangreifbarkeit durch die See gewährleistet sei; daß es keiner Bollwerke, keiner Thürme längs seiner Küsten bedürfe, wie Campbell in seiner berühmten Ode gesagt hat; daß der Ocean mitten in seinem wilden Aufruhr seinem Eilandkinde Sicherheit zuspreche, wie Coleridge singt. Und dies um so weniger, als auch der englischen Flotte seitdem Rivalen erwachsen sind, die, wenn vereinigt, ihr wohl furchtbar werden könnten. Zweihundert Jahre haben nicht hingereicht, Irland zu versöhnen, und in der immer noch zunehmenden Ausdehnung des ungeheuren Reiches liegen Gefahren des feindlichen Zusammenstoßes — nicht etwa mit den aufrührerischen Eingeborenen oder gar den Colonien; denn diese stehen fester als je zur Union, und England wird den Fehler von 1774 nicht noch einmal begehen — desto mehr aber mit denjenigen Mächten, die mittlerweile, sei es getrieben durch das Erwachen der nationalen Kraft, sei es aus dem bloßen Expansionsbedürfniß, als Mitbewerber aufgetreten sind.

Bis jetzt aber ist England all' dieser Schwierigkeiten noch Herr geworden, und an diesem Ehrentage seiner Königin wollen wir nicht von dem sprechen, was in der Zukunft drohen mag, sondern an das erinnern, was in den hinter uns liegenden Jahren ihrer langen und glücklichen Regierung vollbracht worden ist. Wir mochten billig staunen, als wir vor zehn Jahren, bei Gelegenheit ihres goldenen Jubiläums, lasen, in welch' unglaublicher Progression die Zahl der Bevölkerung im Vereinigten Königreich und den Colonien (zusammen 24 Millionen) während der fünfzig Jahre zugenommen, um welch' enorme Summe das Nationalvermögen gewachsen (4½ Milliarden) und die Nationalschuld sich verringert (um ein Drittel). Auf den Länderzuwachs dieses Zeitraumes, in welchem Indien, gleichsam zum zweiten Male erobert, der Königin auch die Kaiserkrone brachte, brauchen wir nur hinzudeuten, Jedermann kennt ihn, ebenso wie Jedermann weiß, was Englands Technik, seine Maschinen, Fabriken, Eisenbahnen, unterseeischen Kabel- und überseeischen Dampferverbindungen, welche thatsächlich den ganzen Erdkreis umspannen, zu bedeuten haben: die Engländer sind in diesen Dingen längst nicht mehr die Einzigen, aber immer noch die Ersten. Wir Deutschen ringen hierin im ehrlichen Kampfe mit ihnen und haben in den wenigen Jahren nicht unbeträchtliche Siege auch auf diesem friedlichen Felde errungen; aber eben darum ziemt es uns, der Wahrheit die Ehre zu geben und dasjenige Volk nicht herabzusetzen, von dem wir, ob es uns nun gerade sympathisch ist oder nicht, doch unbestreitbar Vieles gelernt haben und Manches vielleicht auch noch lernen können. Denn nicht nur der materiellen Prosperität Englands haben wir zu gedenken, wenn wir an diesem diamantenen Jubiläum der Königin die Summe der sechzig Jahre ziehen wollen, innerhalb deren auch die epochemachenden Entdeckungen von Darwin und Wallace, die naturwissenschaftlichen Arbeiten von Lubbock, Lyell und Huxley, die philosophischen Schriften von Stuart Mill und Herbert Spencer fallen. Von den großen Autoren, welche die erste Hälfte ihrer Regierung illustrirten, lebt heute keiner mehr, aber es ist der Mühe werth, zu recapituliren, welchen Glanz auch auf literarischem Gebiete die nach der Königin Victoria

benannte Aera ausstrahlt. Im Jahre ihrer Thronbesteigung (1837) erschienen — allein schon hinreichend, um dieses Jahr denkwürdig zu machen — „Die Pickwickier" von Charles Dickens und „Die Geschichte der französischen Revolution" von Thomas Carlyle; 1840 tritt zuerst William Makepeace Thackeray und ebenso 1842 Thomas Babington Macaulay auf; 1847 ist das Erstlingsjahr von Alfred Tennyson; 1848 eröffnet mit den beiden ersten Bänden von Macaulay's „History of England" und schließt — auch dies ein unvergeßliches Datum! — mit Thackeray's „Vanity Fair". Und während diese großen Namen nun Jahr um Jahr mit neuen Werken hervortreten, die seitdem zum Besitz der englischen und der Weltliteratur geworden sind, begegnen wir 1858 zum ersten Male demjenigen von George Eliot als Verfasserin der „Scenes of clerical life", denen schon im nächsten Jahre (1859) „Adam Bede" folgt. Wir haben hier nur die Größten genannt und auch diese nur, so weit sie über England hinaus, zumal in Deutschland, dauernd Anerkennung und Verbreitung gefunden haben; wir hätten sonst noch Robert Browning, vielleicht auch dessen Gemahlin, Elisabeth Barrett Browning, und Matthew Arnold nennen müssen und eine ganze Schar von Sternen zweiten Ranges, wie die Bronte, wie Dante Gabriel und Christina Rossetti und so viele Andere nennen können, die während der Victorianischen Aera emporgestiegen und nun auch erloschen sind. Der Nachwuchs hält den Vergleich mit diesen nicht aus; die Production ist, nach wie vor, ungemessen, aber obwohl es ihr an Talenten keineswegs fehlt, hat sich doch bis jetzt noch keines gezeigt, an das sich mehr als ein vorübergehendes Interesse hätte knüpfen lassen. Dagegen ist gerade in den letzten zehn Jahren eine Bewegung stärker und tiefer geworden, die noch einmal unsere volle Aufmerksamkeit auf England gelenkt und das, was in Folge dieser Bewegung auf socialem Gebiete zur Lösung der vielen, auch uns bedrängenden Fragen geschehen und theilweise schon erreicht worden ist, zum Gegenstand unseres ernstesten Nachdenkens gemacht hat. Die Thätigkeit, die sich im Dienste der Nächstenliebe dort immer großartiger entfaltet, und die selbstlose Hingabe, mit der hervorragende Männer und Frauen sich der Verwirklichung dieser menschenfreundlichen Ideen widmen, können nicht anders als unsere Bewunderung erregen, und in dem unermeßlichen Chor, der vom indischen Ocean bis zum atlantischen und von der australischen See bis zu der hinüber schallt, die um Englands Kreidefelsen brandet, wird der Gefeierten keine mehr zu Herzen gehen, als diese Stimme der Menschlichkeit. Denn ihr schönster Ruhm ist doch immer der gewesen, ihr Volk geliebt zu haben und von ihm geliebt worden zu sein, und bereits heute hat sich der Wunsch erfüllt, den vor sechsundvierzig Jahren Alfred Tennyson in der Zueignung des ersten Bandes seiner Gedichte aussprach, daß nämlich einst „die Kinder unserer Kinder" von ihr sagen möchten:

„Her court was pure; her life serene;
God gave her peace; her land reposed;
A thousand claims to reverence closed
In her as Mother, Wife and Queen!"

Berlin, 15. Juni 1897. J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juni.

Die vom preußischen Abgeordnetenhause mit der Prüfung der reactionären Novelle zum Vereinsgesetze beauftragte Commission hatte in der Regierungsvorlage nur die Bestimmung über die Aufhebung des Coalitionsverbotes für Vereine, sowie die Untersagung der Theilnahme von Minderjährigen an öffentlichen Versammlungen und Vereinen aufrecht erhalten. Auch sollte polizeilicher Willkür dadurch vorgebeugt werden, daß in letzterem Falle nicht etwa die Versammlung aufgelöst, sondern nur im ordentlichen Verfahren eine Geldstrafe verhängt werden könnte. Die Commissionsbeschlüsse gelangten dann im Abgeordnetenhause zur Annahme, bedürfen jedoch im Hinblick darauf, daß sie eine Verfassungsänderung bedingen, nach einundzwanzig Tagen einer wiederholten Annahme durch das Plenum. Daß die conservativen Parteien im Gegensatze zu den freisinnigen Fractionen und dem Centrum für die nach ihrer Auffassung von der Commission „verstümmelte" Regierungsvorlage stimmten, erklärt sich lediglich aus der Erwartung, daß das Herrenhaus die ursprünglich der Polizei gewährten weitgehenden Befugnisse wieder herstellen und ein Theil der Nationalliberalen dann mit der Rechten stimmen würde. Es bedarf jedoch keines besonderen Hinweises, daß die nationalliberale Partei sich selbst aufgeben würde, falls sie in ihrer Mitte Elemente duldete, die dem reactionären Régime Vorschub leisten, zumal da es ohnehin nicht an höchst bedenklichen Symptomen fehlt, die die Pläne und Erwartungen der Widersacher des Fürsten Hohenlohe in greller Beleuchtung erscheinen lassen. Wie verhängnißvoll die Ausstattung der Polizei mit weiteren Befugnissen für die gesammte innere Entwicklung Preußens und Deutschlands werden müßte, das hat sich gerade in jüngster Zeit bei Gelegenheit des Processes Tausch-Lützow deutlich gezeigt. Anstatt neue Rechte zu erhalten, muß die politische Polizei vielmehr eine Einschränkung innerhalb der Gesetze erfahren, wenn anders das öffentliche Wohl und die öffentliche Moral nicht auf die Dauer eine schwere Einbuße erfahren sollen.

Mit dem französischen Panama-Scandal ist der am 4. Juni durch die Freisprechung des Criminalcommissars von Tausch und die Verurtheilung seines früheren Agenten von Lützow zu zwei Monaten Gefängniß beendete Sensationsproceß verglichen worden. Diese insbesondere in der auswärtigen Presse hie und da sich findende Parallele erscheint jedoch nicht zutreffend, da, ganz im Gegensatze zu Frankreich, wo Regierung und Parlament durch die Corruption in Mitleidenschaft gezogen waren, die deutsche Reichsregierung sowohl als auch die preußische Staatsregierung völlig intact aus dem Processe Tausch-Lützow hervorgegangen sind. Und was das Parlament betrifft, so darf der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß die Krebsschäden, die erwiesen worden, sobald die politische Polizei erörtert wird, nicht bloß rückhalt- und rücksichtslos gegeißelt werden, sondern

auch Abhülfe finden. Wenn es überhaupt noch eines Beweises dafür bedurft hätte, wie nothwendig die Aufhebung des Socialistengesetzes war, und wie verfehlt es sein müßte, durch eine „Novelle zum Vereinsgesetze", im Stile der am 13. Mai dem preußischen Abgeordnetenhause unterbreiteten, ähnliche Zustände zu schaffen, wie sie unter der Herrschaft des erwähnten Ausnahmegesetzes bestanden, so ist dieser Beweis durch die Enthüllungen der Processe Leckert-Lützow und Tausch-Lützow in vollem Maße erbracht worden. Man wird kaum bei der Annahme irren, daß innerhalb der politischen Polizei Elemente, die unter dem Socialistengesetze eine wenig ersprießliche Thätigkeit entfalten konnten, indem sie z. B. durch Ausweisung von Socialisten künstlich neue Agitationsherde schufen, die Unthätigkeit, zu der sie sich nach der Aufhebung dieses Gesetzes verdammt fühlten, durch den gröbsten Unfug in der Presse auslösen zu müssen glaubten.

Daß dieser Unfug nicht nur geeignet war, unter den verschiedenen Ressorts der Regierung heillose Verwirrung zu stiften, sondern auch an den Stufen des kaiserlichen Thrones keineswegs Halt machte, ist durch die Gerichtsverhandlungen mit aller Klarheit erhärtet worden. Sicherlich würde aus den Acten der Voruntersuchung noch mehr erhellen, und es darf nur gewünscht werden, daß alle Consequenzen aus solcher Kenntniß der Verhältnisse gezogen werden. Da der Kaiser, laut der am 10. December 1896 im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Erklärung, bereits am 7. October v. J. in dem zu Hubertusstock gehaltenen Kronrathe auf den Vortrag, daß als Verfasser des vielerörterten Artikels der „Welt am Montag" der Agent der politischen Polizei v. Lützow ermittelt worden war, befohlen hatte, „daß die Angelegenheit streng untersucht und nach aller Richtung hin klargestellt werde", kann kein Zweifel darüber obwalten, daß eine Unterbrechung der gesetzlichen Proceduren ebensowenig den Absichten des Kaisers wie dem wirklichen Staatsinteresse entsprochen hätte.

„An einem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuteln" — diesen Ausspruch sollten sich Diejenigen gegenwärtig halten, die auch jetzt noch aus Anlaß des Processes Tausch-Lützow in verschwommener Weise von preußischen Traditionen sprechen, die verletzt worden wären, weil einigen subalternen Organen der politischen Polizei der Proceß gemacht worden ist. Als ob die guten Ueberlieferungen Preußens, die es groß gemacht und für die führende Rolle in Deutschland vorbereitet haben, nicht vielmehr an den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen anknüpften, denen mit Fug Gerechtigkeit als die Grundlage ihres Königthums galt. Justitia fundamentum regnorum! Von dieser Wahrheit ließ sich auch Kaiser Wilhelm II. leiten, als in dem zu Hubertusstock gehaltenen Kronrathe die gegen hochgestellte Personen gerichteten Treibereien zur Sprache kamen. Wie würde aber wohl Friedrich der Große Denjenigen seine Willensmeinung kundgegeben haben, die, nachdem er befohlen, „daß die Angelegenheit streng untersucht und nach allen Richtungen hin klargestellt werde", ihm hätten zumuthen wollen, sich gerade von denjenigen Rathgebern zu trennen, die seinen Absichten am treuesten und gewissenhaftesten entsprochen haben würden!

Ist doch von Organen, die allerdings wohl ihre Wünsche für Thatsachen gelten lassen, behauptet worden, daß der Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherr von Marschall, über den Proceß Tausch straucheln und fallen werde. Daß der ausgezeichnete Staatsmann, der in vollem Einklange mit dem Reichskanzler, Fürsten zu Hohenlohe, soeben im türkisch-griechischen Kriege diplomatisches Geschick in hohem Maße bewiesen und wesentlich zur Verhütung europäischer Verwicklungen beigetragen hat, wegen eines Tausch zurücktreten könnte, ist eine Annahme, die jedenfalls der lebhaften Phantasie ihrer Urheber mehr Ehre macht, als ihre Verwirklichung auch nur im Geringsten dem Staatsinteresse entsprechen würde. Sobald erst der Fall des Commissars, der auf eigene Faust sich in die hohe Politik einmischen wollte, rubricirt sein und neben anderen „Haupt- und Staatsactionen" der politischen Polizei seine wohlverdiente historische Würdigung gefunden haben wird,

wird sich in vollem Maße zeigen, wie beleidigend für einen Monarchen von dem Gerechtigkeitsgefühle des Kaisers Wilhelm II. die Zumuthung erscheinen muß, daß er aus diesem Anlasse von einem seiner bewährtesten Rathgeber sich trennen könnte.

Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes hat einen längeren Erholungsurlaub erbeten, weil er unter der Last der Regierungsgeschäfte seit einiger Zeit bereits sich in schwer leidendem Zustande befand. Wiederholt sah er sich an das Krankenlager gefesselt, und wenn er dann, seinem ausgeprägten Pflichtgefühle mehr als dem dringenden Interesse seiner Gesundheit folgend, die Amtsgeschäfte vor der Zeit wieder aufnahm, so bleibt nun zu wünschen, daß er während seines Urlaubs volle Genesung und Kräftigung finden möge. Erscheint aber völlig ausgeschlossen, daß Freiherr von Marschall zurücktreten könnte, weil den ausdrücklichen Intentionen des Kaisers in der Tausch-Angelegenheit entsprochen worden ist, so haben sich doch im Uebrigen die Stellungen der Minister nicht als so sturmfrei erwiesen, daß nicht aus anderen Gründen mit der Möglichkeit eines Wechsels in dem Staatssecretariate des Auswärtigen gerechnet werden müßte. Falls aber nicht alle Anzeichen trügen, würde dann auch der Reichskanzler, der im Freiherrn von Marschall die wirksamste Stütze sowohl bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten als auch im Parlamente gefunden, nicht länger im Amte bleiben, und das müßte sowohl im Interesse der stetigen Fortentwicklung der inneren Politik als auch vom Gesichtspunkte der internationalen Beziehungen Deutschlands beklagt werden. Wie unsere Bündnißverträge in dem Fürsten Hohenlohe und dem Freiherrn von Marschall zuverlässige Hüter gefunden, hat ihre des Ziels sicher bewußte Politik auch in hohem Grade dazu beigetragen, die Beziehungen zu Rußland so freundschaftlich zu gestalten, daß der Gegensatz, der sich eine Zeitlang zwischen dem Dreibunde und dem sogenannten Zweibunde zu entwickeln drohte, als überwunden gelten darf.

An dieser Thatsache wird auch nichts durch den Gegenbesuch geändert werden, den der Präsident der französischen Republik demnächst dem Kaiser von Rußland abzustatten gedenkt. Mit Recht ist in Frankreich selbst darüber gespottet worden, daß trotz allen Wandlungen in der Regierungsform das „protocole“ auch unter der Republik allmächtig geblieben sei. Durch dieses „protocole“ sollen alle Competenz- und Etiquettestreitigkeiten geregelt werden, während es in Wirklichkeit bei jeder Gelegenheit gerade heillose Verwirrung hervorruft. So sorgfältig wachen Herr Crozier, der „directeur du protocole“, und sein „adjoint“, Herr Mollard, darüber, daß auch nicht die geringfügigste Bestimmung dieses unverbrüchlicher als die englische Habeascorpus-Acte gehaltenen „Staatsgrundgesetzes“ verletzt werde, daß aus Anlaß des von dem russischen Kaiserpaare in Frankreich gemachten Besuches die mannigfachsten Unzuträglichkeiten sich herausstellten. Kaum tauchte aber der Plan der Reise des Präsidenten der französischen Republik nach Rußland auf, als auch das „protocole“ trotz seinen Mißerfolgen bei den „Russenfesten“ in Paris und Versailles sich sogleich wieder meldete. Als ob der mit „chinoiseries“, chinesischem Zopfthume, gepaarte moderne Byzantinismus in der französischen Republik mehr zu Hause sein müßte, als selbst in dem autokratisch regierten Rußland!

„Zu welchem Zeitpunkte wird der Besuch des russischen Kaiserpaares stattfinden, welche Reiseroute wird gewählt, und welche Personen begleiten den Kaiser?“ In diesen drei Fragen werden die Schwierigkeiten zusammengefaßt, an deren Lösung sich das „protocole“ und die französische Diplomatie in gleicher Weise abmühen, und die für die Regierungskunst der Republik sehr bezeichnend sind. Wer aber an die Einfachheit des republikanischen Mechanismus glaubte, mußte durch die in der Pariser Presse geführte Polemik sogleich eines Besseren belehrt werden. Der Zeitpunkt des Besuches soll deshalb von besonderer Wichtigkeit sein, weil ja, falls die Kammern tagen, jede Sitzung eine der landesüblichen Ministerkrisen bringen könnte, so daß dann, in Abwesenheit des Staatschefs, die Republik völlig der Regierung ermangeln würde. Immerhin darf als gewiß gelten, daß das Parlament erst vertagt werden muß, ehe Felix Faure sich nach Rußland begeben

könnte. Hängt aber die Lösung der Frage des Zeitpunktes mit der inneren Politik zusammen, so werden an die Erörterung der Reiseroute Betrachtungen geknüpft, die insbesondere für Deutschland nicht einer gewissen Komik ermangeln. Den Landweg über Berlin dürfte der Präsident der französischen Republik nicht wählen, weil er dann mit Kaiser Wilhelm II. zusammentreffen würde und diesen zum Besuche der Pariser Weltausstellung von 1900 einladen müßte!

Allein auch zur See fehlt es nicht an Klippen bei einer solchen Reise, und der „Figaro" schreibt ganz ernsthaft: „Wenn die Marine mit diesen Vorbereitungen beschäftigt ist, so beunruhigt sich unsere Diplomatie ihrerseits; denn sie erhielt Wind von dem Wunsche des Kaisers Wilhelm, seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, Groß-Admiral (!) der deutschen Flotte, dem französischen Geschwader entgegenzusenden, um in seinem Namen den Präsidenten der Republik zu begrüßen. Soll man sich dieser Begrüßung entziehen? Dies ist das Problem, das gelöst werden muß. Unsere Diplomaten sind sehr perplex." Wenn die französische Diplomatie in der That wegen dieser doch nur in der Einbildung bestehenden Gefahr „sehr perplex" sein sollte, so könnte es jedenfalls nicht überraschen, daß sie im türkisch-griechischen Conflicte eine geraume Zeit hindurch die Magnetnadel verloren zu haben schien, bis sie, unter Verzichtleistung auf frühere philhellenische Anwandlungen, sich wieder nach Norden, das heißt nach Rußland hin, zu orientiren vermochte. Auch bei der Lösung der dritten Schwierigkeit kommt in nicht minder drastischer Weise das Verhältniß zu Deutschland in Betracht. Wohl empfindet man es in Frankreich schwer genug, daß nicht auch der Besuch der Kaiserin von Rußland erwidert werden kann. Bei den officiellen Festlichkeiten in Paris fand das „protocole" Auswege, die der Gemahlin des Präsidenten der Republik gestatteten, hie und da wenigstens dabei zu sein; am russischen Hofe wäre Madame Faure jedoch, wie man sofort herausfühlte, allzu sehr „déplacée!" So ist denn davon die Rede, daß die Tochter des Präsidenten, Mlle. Lucie Faure, die ihm häufiger als Secretär dienen soll, ihn begleiten könnte, indem sie einer Einladung der französischen Botschafterin, Herzogin von Montebello, Folge leistete. Nun gestattet das „protocole" wiederum nicht, daß Mlle. Lucie Faure die Fahrt auf einem „Panzer" mache, und wollte sie sich über Berlin nach St. Petersburg begeben, so drohte ihr nach französischen Quellen die Gefahr, daß die deutsche Kaiserin ein Ehrenfräulein auf den Bahnhof schicken könnte, um die Tochter des Präsidenten der französischen Republik zu begrüßen. Bedauerlich ist nur, daß im Lande Molière's nicht ein Gegenstück zum „Malade imaginaire" geschrieben werden kann, da alle dem Stolze des französischen Staatschefs und seiner Tochter angeblich von deutscher Seite drohenden Gefahren eben nur in der Einbildung bestehen. Herr Felix Faure würde bei seiner Seereise ebensowenig vom Prinzen Heinrich aufgesucht und begrüßt werden, wie Mlle. Lucie Faure von einem „Ehrenfräulein" der deutschen Kaiserin. In Deutschland ist es auch nie als eine Verletzung der internationalen Courtoisie empfunden worden, daß der Präsident der französischen Republik davon Abstand nahm, einen Vertreter zur Begrüßung nach Elsaß-Lothringen zu entsenden, sobald der deutsche Kaiser dort verweilte, obgleich solche Begrüßungen bei den übrigen Nationen üblich sind, sobald ein benachbarter Souverän sich in der Grenzprovinz vorübergehend aufhält.

Schwieriger würde es jedenfalls für Herrn Faure sein, sich mit Herrn Loubet, dem Präsidenten des Senats, und Herrn Brisson, demjenigen der Deputirtenkammer, auseinanderzusetzen, von denen insbesondere der letztere eifersüchtig darüber wacht, daß die Vertretung der französischen Republik nicht ausschließlich von dem Chef der Executivgewalt in Anspruch genommen werde. Allerdings wird von einer dem Elysée-Palaste nahestehenden Seite geflissentlich hervorgehoben, daß für den Zaren der Präsident der Republik, als der von der Nationalversammlung Gewählte, das Symbol der französischen Nation sei. Ob diese Beweisführung aber der Auffassung der Ultra-Radicalen in der Deputirtenkammer entspricht, muß sehr zweifel-

haft erscheinen. Die Creditforderung für die Reise Felix Faure's soll denn auch erst kurz vor der Vertagung des Parlaments eingebracht werden, damit müßige und unangenehme Erörterungen, die insbesondere am russischen Hofe peinlich berühren könnten, soweit wie möglich vermieden werden. Als gewiß gilt nur, daß außer den Leitern des unentbehrlichen „protocole", der Minister des Auswärtigen und der Chef des großen Generalstabes, General de Boisdeffre, sich in der Begleitung des Präsidenten der französischen Republik befinden werden. Durch das am 13. Juni vereitelte „Attentat" auf Faure dürfte dessen Popularität einen solchen Zuwachs erfahren haben, daß die Reise nach Petersburg ohne parlamentarische Begleitung unternommen werden kann.

Mit ernster zu nehmenden Schwierigkeiten mußte in jüngster Zeit die Königin-Regentin von Spanien rechnen. Sicherlich verdient die Gewissenhaftigkeit und der Muth, mit denen die Mutter Alfonso's XIII. während ihrer Wirksamkeit als Regentin allen ihren Obliegenheiten nachzukommen vermochte, volle Anerkennung, da selbst ein energischer männlicher Wille sich vor eine kaum zu bewältigende Aufgabe gestellt sehen würde, um Herr der in jeder Hinsicht verwickelten Situation zu werden. Stellten die aufständischen Bewegungen auf Cuba und auf den Philippinen die größten Anforderungen an den Patriotismus und die Opferwilligkeit der Spanier, so gewann es eine Zeitlang den Anschein, als ob die auf der Pyrenäen-Halbinsel oftmals verhängnißvollen Parteizwistigkeiten so lange ruhen würden, bis die Insurrection völlig unterdrückt wäre. Die militärischen Erfolge des inzwischen auf seinen Antrag wieder abberufenen Generals Polavieja, sowie die Versicherungen des Oberbefehlshabers der spanischen Expeditionstruppen auf Cuba, Generals Weyler, ließen denn auch erhoffen, daß die außerordentlichen Opfer des Mutterlandes an Gut und Blut nicht umsonst gebracht wären. Nun zeigte sich aber, daß die Parteigegensätze, weit entfernt, latent zu bleiben, vielmehr eine wesentliche Verschärfung erhalten und sich bis zum unvermeidlichen Conflicte zugespitzt haben. Hatten die Carlisten sich vor einiger Zeit bereits von den Berathungen der Cortes zurückgezogen, so versicherten ihre Organe doch, daß die Partei bis zur Bewältigung des Aufstandes in den Colonien sich ruhig verhalten würde. Auch die Liberalen unter der Führung Sagasta's hatten eine Art Gottesfrieden angekündigt.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Generals Polavieja von den Philippinen entspann sich jedoch eine Zeitungsfehde, die daran anknüpfte, daß das Cabinet Canovas del Castillo dem wohlverdienten General nicht den ihm gebührenden Empfang bereitet habe, während die Königin-Regentin, in Uebereinstimmung mit dem liberalen Parteiführer, aus ihren Sympathien kein Hehl gemacht haben sollte. Nicht minder wurde auf einen Gegensatz in der cubanischen Angelegenheit hingewiesen, indem die Liberalen das Heil für die große Antille darin erblickten, daß die geplanten Reformen sofort durchgeführt würden. Da nun General Weyler diese von der Unterdrückung des Aufstandes abhängig gemacht wissen wollte, identificirten sich die Liberalen mit dem Marschall Martinez Campos, dem Vorgänger des gegenwärtigen Generalgouverneurs und Oberbefehlshabers der Expeditionstruppen. Nicht überraschen konnte, daß diese Gegensätze auch in den Cortes zum Ausdrucke gelangten; eine Scene, die sich im Senate zwischen dem Minister des Auswärtigen, Herzog von Tetuan, und dem Senator Comas abspielte, sollte jedoch die Krisis beschleunigen. Aus Anlaß einer Bemerkung des letzteren ließ der Minister des Auswärtigen sich hinreißen, den liberalen Senator thätlich zu beleidigen, und durch diese einem der Ihrigen zugefügte Kränkung wurde die liberale Partei veranlaßt, den Rücktritt des Herzogs von Tetuan zu verlangen, mit dem Hinzufügen, daß sie, bis diese Genugthuung gewährt worden wäre, an den parlamentarischen Berathungen nicht theilnehmen würde. Der Conseilpräsident ließ sich allerdings noch von seinen Anhängern in der Deputirtenkammer Indemnität für die vom conservativen Ministerium während der letzten Vertagung der Cortes ge-

troffenen Maßnahmen bewilligen; auch setzte er durch, daß die Königin-Regentin ein neues Vertagungsdecret unterzeichnete, so daß er ohne neue parlamentarische Zwischenfälle bis zum Herbste weiter zu regieren vermöchte. Allerdings konnte er sich nicht verhehlen, daß die Lage sich dann nicht gebessert haben würde, und so reichte er der Königin-Regentin das Entlassungsgesuch des gesammten Cabinets ein.

Die Königin-Regentin befand sich in einem argen Dilemma. Genehmigte sie das Entlassungsgesuch des conservativen Conseilpräsidenten, und berief sie den liberalen Parteiführer Sagasta an die Spitze der neuen Regierung, so verwickelten sich die parlamentarischen Verhältnisse noch mehr, da die Deputirtenkammer eine conservative Mehrheit aufweist. Freilich konnte das neue Ministerium die Kammer auflösen und Neuwahlen anberaumen, in der in Spanien niemals getäuschten Voraussetzung, daß die allgemeinen Wahlen regelmäßig zu Gunsten der am Staatsruder befindlichen Regierung ausfallen. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke mochte es der Königin-Regentin aber gefährlich erscheinen, einen völligen Systemwechsel herbeizuführen, da das Verhalten der Vereinigten Staaten von Amerika in der cubanischen Angelegenheit von Zweideutigkeit nicht frei ist. So erscheint es begreiflich, daß die Königin-Regentin den Conseilpräsidenten Canovas del Castillo in der Amtsgewalt belassen hat, damit er die bisher befolgte Politik weiter führe.

Wie das conservative spanische Ministerium ist auch das österreichische, an dessen Spitze Graf Badeni steht, durch die parlamentarischen Verhältnisse in arge Verlegenheit gerathen. Allerdings hätte Graf Badeni sogleich bei dem Erlasse der Sprachenverordnung, durch die die Deutschen in Böhmen aufs Schwerste verletzt wurden, sich nicht verhehlen dürfen, daß das rücksichtslose Vorgehen der Regierung verhängnißvoll werden müßte. Die parlamentarische Obstruction, die sich den Deutschen im Reichsrathe in ihrem Zustande der Nothwehr als einziges Mittel darbot, führte zur Vertagung dieser parlamentarischen Körperschaft. Es entsteht nun aber die Frage, was weiter geschehen soll. Da Graf Badeni die Schuld an der höchst verfahrenen Situation trägt, liegt ihm auch die Pflicht ob, Wandel zu schaffen, und zu diesem Behufe wird er nicht umhin können, den Deutschen durch sein Verhalten zu zeigen, daß er in Uebereilung gehandelt, als er den Tschechen in der Sprachenfrage allzu weitgehende Zugeständnisse machte. Da auch die Tschechen sich auf die Dauer der Thatsache nicht verschließen werden, daß sie ihre Ansprüche wesentlich herabstimmen müssen, kann nur in einer Verständigung der Deutschen und Tschechen ein Ausweg aus dem parlamentarischen Wirrwarr gefunden werden, und wie früher bereits im böhmischen Landtage Versuche in dieser Richtung gemacht worden, müßte nunmehr Graf Badeni dort alle Hebel ansetzen, um das Staatsschiff wieder in ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Die Deutschen werden aber, sobald ihnen ausreichende Genugthuung für das ihnen zugefügte Unrecht gewährt worden, nicht ermangeln, ihre Regierungsfähigkeit dadurch zu bethätigen, daß sie die Versöhnung nicht ablehnen. Auch liegt es keineswegs in ihrem Interesse, die Geschäfte der Clericalen und der Feudalen, mit denen Graf Badeni sich durchaus nicht identificirt, zu betreiben, indem sie einen ehrlichen Frieden zurückweisen, dessen Abschließung allerdings die Wahrung ihrer nationalen Rechte zur unbedingten Voraussetzung haben muß.

Literarische Rundschau.

Der „Shakespeare" von Georg Brandes.

[Nachdruck untersagt.]

William Shakespeare. Von Georg Brandes. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1896.

Bis zum Erscheinen des „Shakespeare" ist Georg Brandes der Historiker, Kritiker und Prophet der Modernen gewesen. Sein literarisches und ästhetisches Glaubensbekenntniß ist von so bestimmter Art, sein Wissen so kosmopolitisch und seine Methode so persönlich, daß es weder ihm noch seinem Werke an Widerspruch und heftiger Gegnerschaft gefehlt hat. Von den Anhängern vergöttert, ist er von den Antagonisten in Heimath und Fremde als Parteischriftsteller und mit Bitterkeit bekämpft worden. Als er sein größtes Buch über „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" zu schreiben begann, das in der Revolution von 1848 den Sieg der liberalen Ideen und die intellectuelle Emancipation der europäischen Cultur feiert, konnte er sich in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Tendenzen der Zeit und mit den Sympathien des kosmopolitischen Auditoriums glauben, an welches sein Wort sich richtete. Nach mehr als zwei Decennien, da er sein Werk beendet hatte, fand es sich, daß seine Schlußfolgerungen nicht mehr die der Zeitgenossen waren. Sie anerkennen die erstaunliche Vielseitigkeit und Spannkraft, die Weite des Blickes und Feinheit der Beobachtung, sie huldigen willig dem Glanz der Form und der Vollendung einzelner Partien, aber sie bestreiten die Gültigkeit der Theorie, welche einer ganzen Seite der geistigen Entwicklung polemisch gegenüber steht, und wenn nicht immer, so doch oft genug in Schatten verdunkelt, was sie nicht anerkennt. Um so interessanter ist es auch ihnen, dem Verkünder von Ibsen, dem Darsteller von Nietzsche nunmehr als Biographen von Shakespeare auf historischem Boden Angesichts einer Aufgabe zu begegnen, wo, seinen eigenen Worten nach, „alle die gewöhnlichen kritischen Methoden im Stiche lassen".

Das Bedenken, ob es überhaupt Bedürfniß war, den unzähligen Werken über Shakespeare ein neues hinzuzufügen, schwindet schon nach Durchsicht der ersten Seiten des Buches von Georg Brandes. Es ist mit solcher Wärme und so anziehend geschrieben, daß wir ihm folgen, wohin er uns führt, und wenn es auch mit der Einschränkung wäre, an seinem Ziele angelangt, den Weg von Neuem und diesmal ohne ihn zurückzulegen. Denn es ist kein Zufall, daß auf dem ersten Blatt dieses Buches von tausend inhaltschweren Seiten nicht das mächtige, ruhige, Kraft und Gesundheit athmende Antlitz uns entgegen schaut, das Legende und Tradition als dasjenige Shakespeare's bezeichnen. Statt seiner sehen wir einen Mann, etwa so alt wie Shakespeare, als er „Cymbeline" oder das „Wintermärchen" dichtete, die Furchen des Kampfes und der Arbeit auf der Stirn, in den Zügen

die deutliche Spur der Aufregungen, die das moderne Leben auch den Starken nicht ungestraft zumuthet.

Georg Brandes ist ein viel zu genialer, geistreicher Kopf, um die Aufgabe, welche die Vorarbeiter ihm erleichtert haben, nicht in origineller Weise zu erfassen. Seine Absicht ist zunächst eine polemische, gegen die unglückliche Bacon-Theorie gerichtet. „Im Gegensatz zu dieser Auffassung von Shakespeare's Unpersönlichkeit und aus Entrüstung über diesen Sturmlauf der Unwissenheit und des Dünkels gegen einen der größten Wohlthäter der Menschheit ist dieser Versuch entstanden," schreibt Brandes auf der letzten Seite seines Shakespeare: „der Verfasser ist der Ansicht gewesen: wenn wir ungefähr vierzig gewichtige Schriften von einem Mann besitzen, so ist es ausschließlich unser eigener Fehler, wenn wir durchaus nichts von ihm wissen. Der Dichter hat seine Persönlichkeit in diese Schriften niedergelegt. Es kommt also nur darauf an, daß wir zu lesen verstehen, so finden wir auch ihn selbst darin." In Bezug auf die Hirngespinste der Bacon-Thorheit ist die Entrüstung nur zu begreiflich; die unwiderlegt gebliebene Widerlegung von J. Schipper (Wien 1889) hätte allein genügen sollen, für alle Verständigen die Frage auf immer zu beseitigen.

Shakespeare hat gelebt; wir kennen ihren großen Umrissen nach die Bedingungen, unter welchen sein äußeres Leben sich abspielte. Allein wir wissen nicht mehr, und für Shakespeare wie für Dante genügt eine Octavseite zur Aneinanderreihung der Thatsachen, die in Bezug auf diese ihre äußere Existenz feststehen. Brandes hat der Jugend Shakespeare's bis zu seiner Ankunft in London achtzehn Seiten gewidmet, die von „vielleicht", „wahrscheinlich" und „es scheint" durchzogen sind. „Wir wissen nicht sicher," sagt er, „wann Shakespeare Stratford verließ, und ebenso wenig, wann er von London fortzog. Wir wissen nicht sicher, ob er jemals im Auslande gewesen ist, ob er jemals Italien gesehen hat. Wir kennen nicht den Namen von irgend einer Frau, die er in London geliebt hat. Wir wissen nicht, an wen seine Sonette gerichtet sind. Wir können wahrnehmen, daß die allgemeine Stimmung seines Lebens düsterer wird, aber wir kennen den Grund nicht, weshalb . . . Wir wissen nicht, aus welchem Grunde er so gleichgültig gegen seinen Ruf war, wie es den Anschein hat . . ."

Die Antwort auf alle diese Fragen, so weit sie nicht in zeitgenössischen Documenten und Ueberlieferungen andeutungsweise vorhanden ist, hat Brandes in den Werken gesucht, „deren Reihenfolge wir tastend errathen müssen", und die er im Großen und Ganzen in Uebereinstimmung mit der englisch-deutschen Shakespeare-Forschung annimmt. Danach sind, mit Ausnahme von zweien, sämmtliche Lustspiele Shakespeare's vor 1601, somit vor seinem achtunddreißigsten Jahre und in der Periode verfaßt, da die Königsdramen, „Romeo und Julia", „Der Kaufmann von Venedig" entstanden. Dieser Zeitabschnitt, zwischen Shakespeare's muthmaßlicher Ankunft in London (1585) bis zur Wende des Jahrhunderts, bietet eine außerordentlich geringe Ausbeute zur Kenntniß von des Dichters äußerem und innerem Leben. Von 1586—1592 geht seine Spur völlig verloren. Die Anhaltspunkte für eine Reise nach Italien sind so schwach, daß Brandes die Frage, ob er jemals dort gewesen sei, unentschieden läßt. Dafür ist ihm in der vielstimmigen Musik der persönliche Ton nicht entgangen. In „Was ihr wollt" z. B. ist es Shakespeare, der Gatte des acht Jahre älteren Dorfmädchens, dessen Stimme wir vernehmen, wenn der Herzog eine jüngere Geliebte zu wählen empfiehlt. In „König Johann", wie dann noch einmal im „Wintermärchen" für Mamilius, gilt die Klage um des jungen Arthur's Tod dem 1596 verstorbenen Hamnet, Shakespeare's einzigem Sohn, ganz ebenso wie später Coriolan's Trauer um Volumnia die des Sohnes für die Mutter in Stratford sein wird. Gewagter ist die Voraussetzung, daß Shakespeare's tiefes Empfinden für die Schmach des Schauspielerstandes, des moralischen Höckers, in dem gleichfalls von der Natur beeinträchtigten Richard III. zum Ausdruck gekommen sein soll. Um so wahrscheinlicher, daß Gestalten wie Antonio, der königliche Kaufmann, wie

Jacques, der die Vollmacht des Narrenkleides begehrt, um den Menschen die Wahrheit zu sagen, ihrem Schöpfer ähnlich sind.

Ihre Schwermuth verkündet das Ende der in voller Lebensfreude geschaffenen Welt thatkräftiger Helden, witziger Narren, lieblicher, anmuthiger Frauen. Als auf Shakespeare's Bühne der Vorhang um 1602 sich wieder theilt, ist sie schwarz ausgeschlagen. Es erscheinen „Hamlet", „Macbeth", „Othello", „Lear", die unsterblichen Opfer des Schmerzes und der Schuld. „Das erste philosophische Drama der neuen Zeit, der typisch moderne Mensch" sind mit den Dänenprinzen erstanden, der, für Shakespeare sprechend, sagt: „Wie tief Ihr auch grabt, ich grabe immer eine Elle tiefer." — Jago, sagt Brandes, beruht auf einer persönlichen Erfahrung. „Shakespeare hat sein Mannesalter mit Parcellen vor ihm verlebt . . . mit ihm, „der Schadenfreude in Menschengestalt, dem ewigen Neid".

Zweiundvierzig Jahre alt, auf dem Höhenzug des Lebens, brandmarkt er Undank, Lüge und Verrath in der Tragödie des Weltunterganges, im „Lear", die, in einer Sturmesnacht ersonnen, die Welt des Guten auf die Folter spannt, den Verlust Alles dessen schildert, was Jedem von uns das Leben lebenswerth macht, bis der Menschenhaß in „Timon" sich in Flüchen entladet, die keine Heimath, kein Vaterland, kein Mitleid, kein Erbarmen mehr kennen.

Zwischen diesen acht Jahren höchster Schaffenskraft und der vorhergehenden Epoche liegen die Sonette. Nach dem Sinn, den Brandes adoptirt, eine persönliche Geschichte, die sich zwischen William Shakespeare, William Herbert Graf Pembroke, und dem Hoffräulein Mrs. Mary Fitton als Hauptpersonen abspielt. Sie, die dunkle Dame, die Schlange in Shakespeare's Leben, wird zur griechischen Zauberin am Nil, und in Cleopatra's Geliebten, im „Künstler" Antonius, findet er „eine Ritze, durch die seine eigene Seele hindurch schlüpfen kann".

Und nun, nach der haßerfüllten Insulte an die Frau in „Troilus und Cressida", nach dem Jammer an Desdemona's Leiche, nach den Qualen in der Brust von Lear und der Zerrissenheit in Hamlet's Geist, wandelt sich das Bild, und Shakespeare's Himmel klärt sich wieder.

Wir wissen nicht, warum? Kein Anhaltspunkt in seinem uns verschleierten Leben, keiner in seiner Kunst, vor Allem keiner in der von Brandes so weitläufig erzählten Zeitgeschichte. Shakespeare hat Elisabeth nicht geliebt, er hat — was nicht doch ganz zutrifft (vergl. S. 58, 87, 93, 208, 288) — es allein unter allen Genossen abgelehnt, ihr zu schmeicheln. Für ihn, „den nicht das eigenthümlich Nationale, sondern das allgemein Menschliche interessirt" (S. 510), war eine Regierung wie die von Jacob I. kein Grund, am aristokratischen Heldencultus irre zu werden, in welchem Brandes — diesmal im Gegensatz zu vielen angelsächsischen Shakespeare-Forschern — die unabänderliche Grundlage von Shakespeare's antidemokratischer, politischer Doctrin klar und folgerichtig erkennt (S. 134, 758, 762, 767, 770, 774).

Noch einmal: was ist geschehen, damit Shakespeare's Frauen jetzt Marina, Imogen, Perdita, Hermione, Miranda heißen? Damit die wiedererwachte Phantasie das Zauberland sich schuf, in welchem Prospero, als der Weisheit letzten Schluß, die verachtende Nachsicht für die Welt verkündet, von der er sich freiwillig losgelöst hat?

Und mußte denn etwas Besonderes geschehen? Spiegelt „das Traumspiel seiner letzten Jahre" — dieser Jahre ungebrochener Manneskraft — denn wirklich „die Träume eines verheerten Gemüthes"? Müssen wir den Schöpfer Heinrich's V., Romeo's, Antonio's, Hotspur's, Benedict's, mit Hamlet oder Timon mehr als mit den lebensfrohsten, versöhntesten seiner Schöpfungen identificiren?

War es nicht vielmehr die erste Bedingung seiner unvergleichlichen Kunst, daß er sie beherrschte und nicht von ihr beherrscht wurde? Gewiß hat er mehr nachgedacht, mehr gelitten und mehr sich gefreut als alle anderen Menschen; denn seine Empfänglichkeit für Freud' und Leid bemaß sich nach seinem Genius, nach der

Erregbarkeit seines Gemüthes, nach der Tiefe seiner Erkenntniß von Menschen und Welt. Aber nichts beweist, daß die Gegensätze zwischen froher Lebenslust, bitterer Weltverachtung und männlich versöhnter Selbstüberwindung in seinem Leben so schroff sich gegenüber standen wie in der chronologischen Reihenfolge, in die man sein Werk gezwungen hat. In den größten seiner Schöpfungen, in „Hamlet", in „Lear", ist das nicht der Fall. Der Zweifler, der unter der Aufgabe zusammenbricht, die aus den Fugen gegangene Welt des Frevels wieder einzurichten, spricht das Wort des Glaubens:

„There's a divinity that shapes our ends,
Rough-hew them how we will."

„Das ist fürwahr gewiß," bestätigt Horatio. Und in „der Tragödie des Weltunterganges", in „Lear", geschieht die welterlösende That der Liebe, von Cordelia vollbracht. Auf den Sinn ihres schimpflichen Todes hat Shakespeare's tiefstes Wort uns vorbereitet: „Reif sein ist Alles."

Georg Brandes ist viel zu feinsinnig, um nicht die Unterscheidung zu mach... zwischen Shakespeare, dem Dichter der Sonette, dem Sohn der Renaissance, und Shakespeare auf der Höhe des Daseins und der Kunst, „der trotz aller Versuche der Renaissance, das Heidenthum wiederzugebären, ein- für allemal dazu erzogen und daran gewöhnt ist, die Sinne als Versucher, die in den Pfuhl hinab führen, zu betrachten" (S. 737, 739). Nicht ohne Mitleid spricht er von Shakespeare's Zeiten als von solchen, „wo Glaube und Aberglaube Mächte waren" (S. 189); er nennt ihn „den Sohn eines nordischen Mischvolkes, eines Stammes, der nicht durch Geistescultur, sondern durch das Christenthum civilisirt ist" (S. 737). Was ihn nicht hindert, die Moral von „Cymbeline" nach einem Gedankengang zu erklären, der ungleich besser auf Ibsen als auf Shakespeare paßt, und die wunderbare, ganz persönliche Gestalt von Prospero als „den Typus des Uebermenschen, als Zukunftsmenschen" zu fassen (S. 958). Verschleiert wie Shakespeare's Leben uns auch bleibt, wir kennen das Ende. Nichts in seiner herrlichen Kunst ist größer als das Lebewohl, mit dem er von ihr scheidet, als der freiwillige Entschluß des Neunundvierzigjährigen, sein Leben unter einfachen Menschen, in ländlicher Stille zu beschließen, in „. . . Mailand, wo mein dritter Gedanke, soll das Grab sein." Vier Jahre später, zur Todesstunde, schweigt das Testament vom Lebenswerk des Dichters, und Shakespeare stirbt wie Einer unter Allen, für die „der Rest Schweigen" ist.

Das ist so großartig, aber auch so unmodern als möglich. Es schließt den Gedanken nicht aus, daß einer der größten Geister, der zu der Welt gesprochen, sich seiner Unsterblichkeit bewußt gewesen sei. Aber es verräth auch eine Kraft der Gesundheit, eine seelische Harmonie, die um so mächtiger ergreifen, als sie dem Genius der Modernen bis zu gänzlichem Mangel an Verständniß für geistige Stimmungen, die mit dem Irdischen nicht abschließen, abhanden zu kommen drohen.

Lady Blennerhassett.

Davidsohn's Geschichte von Florenz.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte von Florenz. Von Robert Davidsohn. Erster Band: Aeltere Geschichte. Mit einem Stadtplan. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1896.

Es sind in den letzten Jahrzehnten mehrere Bearbeitungen der Geschichte von Florenz erschienen, welche gegen die früheren Darstellungen derselben einen Fortschritt bedeuten, wenn sie auch keineswegs den Anforderungen entsprachen, die

man heutzutage an jede Stadtgeschichte, geschweige denn an die einer so unendlich wichtigen Stadt, wie die Bella Firenze für die ganz moderne Geschichte doch ist, zu stellen berechtigt und gewohnt ist. Das Werk, das der ehrwürdige Gino Capponi, der in seiner Person eine so vollkommene Verkörperung des florentinischen Wesens und der großen Traditionen seiner Geburtsstadt nach der Meinung seiner vielen Freunde darstellte, daß man ihn nach seinem Tode den letzten Florentiner genannt hat, in seinem hohen Alter über die Geschichte der Arnostadt bis zu dem Untergange der Republik veröffentlicht hat, konnte, namentlich in den älteren Partien derselben, nicht auf der Höhe der Forschung unserer Tage stehen, weil der Greis schon lange erblindet war, ehe er sich an die letzte Redaction seines Werkes setzte. Beruhen manche Abschnitte desselben auf älteren, selbständigen Studien, und ist das Ganze mit der wohlthuenden Wärme eines Florentiner Patrioten geschrieben, die durch die Jahrhunderte lange Verbindung edler Geschlechter mit allen Geschicken ihrer Heimath hier wie kaum anderswo fast einen religiösen Zug erhalten hat und das Lebensgefühl dieser Männer durchaus beeinflußte, so trägt es doch auch die Spuren an sich, welche eine solche Stimmung auf die Geschichtsdarstellung ausüben muß. Ganz anderer Art ist die vielbändige „Histoire de Florence“ des französischen Kunsthistorikers Perrens. An Fleiß hat es dieser Gelehrte nicht fehlen lassen, und es hat ihm auch die leichte Hand, welche die französischen Geschichtschreiber so häufig auszeichnet, nicht gefehlt. Der französische Chauvinismus, der in der Beurtheilung der mittelalterlichen deutschen Herrschaft in Italien zu Tage tritt, beweist, daß Herr Perrens der schwierigen Aufgabe einer gerechten und unbefangenen Würdigung eines so verwickelten Problems, wie es doch das mittelalterliche Verhältniß von Staat und Kirche und die durchaus begründete Aufrichtung des Imperiums deutscher Nation darstellt, nicht gewachsen war. Aber gefährlicher als das wurde seinem Werke, wenigstens für die ersten Theile desselben, die Kritiklosigkeit, mit der in ihm die historischen Quellen behandelt werden. Perrens folgte in seiner Erzählung im Wesentlichen der großen, für die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts bis tief in das 14. Jahrhundert hinein so wichtigen Chronik des Giovanni Villani, ohne sich darum zu bekümmern, wie Villani zu seinen Angaben und Fabeleien über die älteste Geschichte gekommen ist. Daß es schriftliche Aufzeichnungen zur Geschichte der Stadt gebe, die zum Theil viel älter sind als die große Chronik, welche sie nur zum Theil in sich aufgenommen hat, blieb ihm unbekannt. Die in dem musterhaft geordneten florentinischen Staatsarchive in großer Anzahl vorhandenen Urkunden hat er dagegen wohl gekannt, doch in den weitaus meisten Fällen nur nach den Registerbänden, die eine kurze Angabe des Inhalts der Urkunden enthalten, benutzt. Die Masse der Citate von Urkunden, welche das Werk enthält, beruht sicher nur auf diesen knappen Auszügen, nicht auf den Urkunden selbst. Bezeichnend für Herrn Perrens ist die Thatsache, daß er an nicht wenigen Stellen seiner Erzählung eine heillose Verwirrung in die Chronologie derselben dadurch gebracht hat, daß er vergaß, daß in Florenz das Neujahr nicht mit dem 1. Januar, sondern dem 25. März begann!

Eine ganz andere Aufgabe hatte sich das Werk des Referenten gestellt, welches unter dem Titel: „Quellen und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Florenz“ 1875 und 1880 erschienen ist. Abgesehen davon, daß hier eine Gesammtdarstellung einer Geschichte der Arnostadt selbst bis auf den Untergang der Republik gar nicht in Aussicht genommen war, wurde sogar auf eine zusammenhängende Erzählung der Geschichte der älteren Zeiten verzichtet und nur eine Anzahl von bisher ungedruckten und unbekannten ältesten Chroniken der Arnostadt mit Einleitungen und Excursen veröffentlicht. Dem Ganzen ist nur eine Uebersicht der Geschichte der Stadt bis auf die Zeit beigegeben, in der die ältesten annalistischen oder chronikenartigen Aufzeichnungen beginnen. Dem Verfasser war nur zu gut bekannt, daß, um eine wirkliche Geschichte des ältesten Florenz bis etwa zum Tode Dante's oder 1348 zu schreiben, er ganz andere Studien hätte machen müssen,

als ihm persönliche und amtliche Verpflichtungen ermöglichten. Dieser Aufgabe hat sich nun für die älteste Zeit der Stadtgeschichte mit dem besten Erfolge Herr Robert Davidsohn unterzogen. Mehr als sieben Jahre hat er in Florenz selbst und in den verschiedenen in Betracht kommenden Städten Etruriens die öffentlichen und privaten Archive durchforscht, in den Bibliotheken nach Chroniken gesucht, von denen er allerdings nichts wesentlich Neues neben dem schon vom Referenten bekannt Gemachten gefunden hat, die ganze vorhandene colossale gedruckte Literatur durchforscht und eine auch stilistisch treffliche Zusammenfassung des Ergebnisses dieser ausgedehnten Studien in einem Bande von 867 Seiten geboten, während in einem kleineren Hefte von 188 Seiten eine ganze Anzahl von Einzeluntersuchungen, getrennt von der auch für ein größeres Publicum bestimmten Geschichtsdarstellung, zur Begründung und Ausführung besonderer, eigenthümlicher Behauptungen im Texte, uns vorgelegt werden. Es wird Manchen, der die bisher erschienenen neueren Werke zur Geschichte von Florenz kennt, Wunder nehmen, wenn er liest, daß das so umfangreiche Werk Davidsohn's seine Erzählung nur bis 1211, also ungefähr bis zur Auflösung des tuscischen Bundes, in dem Florenz die führende Rolle in Bekämpfung der Rechte des Deutschen Reiches in Mittelitalien gespielt hatte, herabgeführt hat. Denn wenn auch in dem letzten Jahrzehnt der Umbau des Centrums der Stadt, an dem das altrömische Forum, das sogenannte Capitolium mit dem Jupitertempel und im Mittelalter und bis in unsere Zeit der mercato vecchio lag, Ausgrabungen veranlaßte, in Folge deren wir Werthvolles über die Topographie des römischen Florenz erfahren haben, so sind doch die Nachrichten über die Geschichte der Stadt für das erste Jahrtausend unserer Aera recht dürftige geblieben. Sie fangen erst ungefähr mit dem 13. Jahrhundert reichlicher zu fließen an. Wenn nun über die Zeit, in der Florenz schon eine allerdings keineswegs untergeordnete Rolle in der kirchlichen und politischen Bewegung Italiens gespielt hat, die aber doch mit seiner späteren Weltbedeutung nicht zu vergleichen ist, ein Band von diesem Umfange erscheint, dann könnte man von vornherein leicht glauben, es möchte doch die vorhandene historische Unterlage etwas zu breit geschlagen sein. Daß Davidsohn's Schreibweise eine breite sei, wird aber keineswegs behauptet werden können. Sein Stil ist gefeilt, die Ausdrucksweise treffend und bündig. Ganz anders kann man aber die Frage beantworten, ob zu dieser Geschichte von Florenz nicht allzu viel herbeigezogen sei, das mit derselben nur höchst mittelbar zusammenhängt. Namentlich könnte für die ersten Capitel, das erste allerdings ausgenommen, gerügt werden, daß die italienische Zeitgeschichte in solchem Umfange, wenn auch nur in knappen Umrissen, erzählt wird; es wäre z. B. wohl nicht nöthig gewesen, die Geschichte der Gothenherrschaft zu skizziren. Doch ist hierbei zu bedenken, daß es dem Verfasser in dieser Hinsicht anheim gegeben werden muß, sich den Leserkreis, für den er sein Werk bestimmt hat, selbst vorzustellen und sich danach ein Bild von dem zu machen, was er demselben an historischen Kenntnissen glaubt zutrauen zu dürfen. Ferner fällt hier ins Gewicht, daß der Verfasser einer derartigen Monographie, wenn er sein Werk nur einigermaßen symmetrisch auszugestalten für seine schriftstellerische Aufgabe hält, für die ersten Theile derselben, zu denen die Nachrichten immer spärlicher fließen als für die späteren, leichter der Versuchung erliegen wird, statt die einzelnen, abgerissenen, kurzen Notizen über häufig weit von einander getrennte Zeiträume trocken an einander zu reihen, Anleihen bei der allgemeinen Zeitgeschichte zu machen. Wie dem nun auch sein möge, Davidsohn hat nicht mit allgemeinen Redensarten sich um diese kurzen, zuweilen in ihren Zusammenhängen schwer verständlichen Notizen herum gedrückt, sondern dieselben, ebenso wie er sie vollständig aus der ganzen in Betracht kommenden Literatur gesammelt hat, auch ebenso geschickt und geschmackvoll in den Zusammenhang mit der Zeitgeschichte zu bringen gewußt.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelfragen einzugehen, zu denen kritische Bedenken erhoben werden könnten. Mir erscheint es unzweifelhaft, daß von keiner

der wichtigeren Städte des mittelalterlichen Italiens die Anfänge ihrer Entwicklung so vollständig und so kritisch behandelt und im Großen und Ganzen so trefflich erzählt worden sind, als dieses jetzt für Florenz in dem vorliegenden Bande geschehen ist.

O. H.

Eine Zeitschrift für Bücherfreunde.

[Nachdruck untersagt.]

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Heft I April 1897.

Das „Buch" ist eins der großen Weltculturmittel, das durch die Jahrtausende gegangen ist und gehen wird. Alle geistig bewegenden Kräfte ohne Unterschied haben sich dieses Mittels zur Ausbreitung ihrer Ideen wie zu Angriff und Vertheidigung gleichmäßig bedient. Mögen Material und Form für die äußere Herstellung im Laufe der Zeiten gewechselt haben: seinem innersten Wesen nach ist das „Buch" unverändert geblieben. Von den ältesten Steininschriften und Manuscripten auf Pergament oder Papyrus, die wir besitzen, bis auf das modernste Erzeugniß der Buchdruckerkunst geht seine Entwicklung in einer geraden Linie aufwärts. Nicht als ob diese Entwicklung bisher außer Acht gelassen worden wäre. Es werden heute zahlreiche Reproductionen seltener alter Schrift- und Druckwerke mit diplomatischer Treue angefertigt, die Käufer finden. Die classische und nach ihrem Muster die deutsche Philologie hat in sorgsamer Beschreibung und erschöpfender Wiedergabe älterer Handschriften Vortreffliches geleistet. Der einfache Mann aus dem Volke steht mit staunender Neugier vor den geschriebenen und gedruckten Kostbarkeiten stille, die in den Schaukästen unserer großen Bibliotheken ausgelegt zu werden pflegen. Interessen dieser und verwandter Art sind also vorhanden. Für sie ein eigenes Organ zu schaffen, entbehrt gewiß nicht des Reizes und der Aussicht auf Erfolg.

Die innere und äußere Culturgeschichte des Buches im weitesten Sinne selbstständig zu pflegen, soll nun die Aufgabe der neuen, von Fedor von Zobeltitz herausgegebenen Zeitschrift für Bücherfreunde sein. So wenigstens könnte man die programmatischen Ausführungen zusammenfassen, die vor dem Erscheinen versandt wurden, oder die Zobeltitz an die Spitze seines ersten Heftes gestellt hat. Man wird ihnen die Zustimmung nicht versagen. Entscheidend freilich werden allein die wirklichen Leistungen der neuen Zeitschrift sein, und wir wenden uns daher zu dem Inhalt des ersten Heftes. W. L. Schreiber berichtet anziehend und kenntnißreich über die alten Holztafeldrucke der Apokalypse mit beigefügten Abbildungen. Der Graf zu Leiningen-Westerburg handelt über Ex-Libris, d. h. über Bibliothekzeichen, die von Besitzern größerer Büchersammlungen in die einzelnen Exemplare geklebt wurden; unter den zur Probe abgebildeten Bibliothekzeichen befindet sich dasjenige des jetzt regierenden deutschen Kaisers, von Emil Döpler dem Jüngeren entworfen und gezeichnet. Der decorativen Behandlung des Buches, dem Einband, widmet Alfred Lichtwark ein paar historisch orientirende Worte; während Zobeltitz neuere reich und geschmackvoll ausgestattete Druckwerke durch eine besondere, wieder mit Illustrationen versehene Besprechung auszeichnet. Mit diesen beiden Aufsätzen berührt sich einigermaßen der Beitrag J. Meier-Graefe's, der den gegenwärtigen Stand des Buchgewerbes in Paris und Brüssel zu seinem Thema wählte. In der Art, wie Oskar Hecker die Schicksale der Bibliothek Boccaccio's festzustellen sucht, sollte die neue Zeitschrift fortfahren, die Geschichte einzelner Privatbibliotheken zu

liefern, und zwar nicht nur vergangener, sondern vornehmlich auch gegenwärtiger Zeit, noch ehe diese für den Geist und die Bedeutung ihres Besitzers sprechenden Bücherschätze sich wieder auflösen oder, was jetzt häufig geschieht, über das Weltmeer gehen.

Die Aufsätze haben sämmtlich etwas Eigenthümliches, das ihnen ihren Werth verleiht. Sie streben auch glücklich eine allgemeine Lesbarkeit an. Dies gilt sogar für die das Heft beschließenden kleinen Notizen und sonstigen Nachrichten. Man darf nach dieser Probe hoffen, daß der Herausgeber auch den künftigen Heften Unausgereiftes oder gar Oberflächliches mit fester Hand fern halten wird. Die mehr als einmal kundgegebene Meinung, daß der Deutsche eigentlich das Buch nicht liebe, vermag ich jedoch nicht zu theilen. Dem steht, historisch betrachtet, die ungeheure Buchaufnahme seitens des deutschen Publicums früher und heute gegenüber; ja auch Journal und Zeitung sind „Buch" im Arbeitssinne der neuen Zeitschrift. Man sehe nur tief in unser Volk hinein, wie die Familien Bibel, Gesangbuch und Hauspostille in Ehren halten und von Geschlecht zu Geschlecht weiter geben. Unzählige kleine Bibliotheken sind auf Burgen und Schlössern über das ganze Land verbreitet, und wer solche oft Jahrzehnte lang unberührt gebliebenen Bücherreihen durchgesehen hat, wird wissen, daß sich dort manche Seltenheiten gerettet haben, die man oft in großen öffentlichen Bibliotheken vergebens sucht. Erfolge auf diesem Gebiete würden für die Zeitschrift ein neues Verdienst sein.

Das Unternehmen darf demnach der Theilnahme und Unterstützung gebildeter Kreise empfohlen werden. Zumal jeder Bücherfreund wird die würdig ausgestatteten Hefte und Bände gern besitzen mögen.

Berlin. Reinhold Steig.

βλ. **Ueber das Studium der Geschichte.** Eröffnungsvorlesung, gehalten zu Cambridge am 11. Juni 1895. Von Lord Acton. Rechtmäßige Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner's Verlag. 1897.

Es ist nicht das erste Mal, daß Herr Imelmann mit lobenswerthem Verständniß als Uebersetzer von Lord Acton sich bethätigt. Er erinnert daran, daß er „den bewundernswerthen Essay über die neuere deutsche Geschichtswissenschaft" deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Seitdem ist Lord Acton, der letzte Erbe des alten Stammes der Dalberg, zum Regius Professor der neueren Geschichte ernannt worden und hat sein ehrenvolles Amt mit einer Rede angetreten, die Solchen, die nicht den Vorzug genießen, ihn persönlich zu kennen, eine annähernde Vorstellung dessen geben wird, was dieser unvergleichliche Kenner und rastlose Arbeiter im Dienste der Wissenschaft von ihren Jüngern erwartet. Es ist der eigenthümliche Zug seines geistigen Wesens, daß er, dem kein Seitengebiet historischer Forschung unbekannt geblieben ist, der Jahrzehnte lang in Studien sich vertiefte, deren Ergebnisse, aus den Archiven Europa's gewonnen, Anderen den Anlaß zu großen Publicationen gegeben haben würden, diesen ungeheuren Schatz des Erworbenen vor Allem deswegen angesammelt hat, um den Ausblick auf die große historische Entwicklung zu gewinnen, welche die Geschicke der Welt ihm erleuchtet und erklärt. Er findet diese Erklärung in einem Gesetz des Fortschrittes: „Und eben diese Beharrlichkeit des Fortschrittes," schreibt er, „des Fortschrittes zur organisirten und gesicherten Freiheit, ist die charakteristische Thatsache der neueren Geschichte und ihr Beitrag zu der Lehre von der Vorsehung. Mancher, ich weiß es wohl, würde finden, daß das ein sehr altes Märchen und ein trivialer Gemeinplatz ist, und würde erst den Beweis dafür verlangen, daß die Welt nicht lediglich intellectuelle Fortschritte macht, daß sie an Freiheit gewinnt, oder daß Zunahme an Freiheit ein Fortschritt oder ein Gewinn ist. Ranke, mein Lehrer, verwarf die Anschauung, die ich ausgesprochen habe . . . . Ich stelle den Einwand hin, nicht damit wir uns nur in das entscheidende Für und Wider einer Wissenschaft, die nicht mit der unsrigen identisch ist, vertiefen, sondern um das Ziel durch die erklärende Hülfe ausdrücklichen Widerspruches klar zu bezeichnen. Kein politischer Lehrsatz dient meinen Zwecken besser als der Grundsatz des Historikers, das Beste, was er vermag, zu Gunsten der gegnerischen Seite aufzubieten und Eigensinn und Emphase auf der eigenen zu vermeiden." Lord Acton hat die Leitung eines Geschichtswerkes übernommen, das unter dem Titel „The Cambridge History", von der Renaissance angefangen bis auf unsere Tage, dem anbrechenden Jahrhundert die Ergebnisse historischer Forschung vorwiegend, aber nicht ausschließlich, von den großen lebenden Geschichtschreibern der angelsächsischen Rasse in Einzelarbeiten verfaßt überliefern soll. So mag der Augenblick gekommen sein, daran zu erinnern, daß dieser in Deutschland geschulte Meister den Historiker von „Decline and Fall" in seinem englischen Stammbaum aufweist. Das „noblesse oblige", an Gibbon's Namen geknüpft, wird sich im Werk bewähren, das mit den Worten des französischen Historikers eingeleitet zu werden verdiente: „Ich bin es nicht, der zu Ihnen redet — die Geschichte selbst spricht durch meinen Mund."

αδ. **Monographien zur Weltgeschichte.** In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. I. Die Mediceer. Vom Archivrath Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen und 148 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Das oben genannte literarische Unternehmen, das in Heften von 7—8 Bogen mit reichhaltigen Abbildungen die für ihre Zeit maßgebenden und charakteristischen Persönlichkeiten schildern will, wird durch Heyck's Mediceer glänzend eröffnet. Wir besitzen in Herman Grimm's Michelangelo eine Darstellung der gleichen Epoche der Mediceer in der Form, daß die gewaltige Gestalt des Erneuerers der Plastik im Mittelpunkte steht, sein Leben aber stets im Hinblick auf die Zeitgeschichte geschildert wird. Von dem anderen Ende hat Heyck dieselbe Aufgabe ergriffen. Er erzählt uns die Geschichte der merkwürdigen Kaufmannsfamilie, die Florenz groß gemacht hat, und in diese Geschichte reihen sich die Anfänge und Geschicke der großen Künstler, Bauten und Kunstwerke als wichtige Momente ein. Die Tausende, die die Plätze, Straßen und Paläste von Florenz in treuer Erinnerung tragen, können hier erfahren, wann und unter welchen Verhältnissen dieselben erwachsen sind. Die unübertroffenen Werke der Sculptur und Malerei entstehen vor unseren Augen, und treffliche Abbildungen wecken die Erinnerung an all' das Große, was wir in Florenz gesehen. Die florentinische Kunst im Zusammenhange mit der Geschichte des florentinischen Staates ist das wundervolle Thema dieser Schrift von 126 Seiten, und Heyck ist ein trefflicher Führer von umfassendster Sachkenntniß und frischer Darstellungsgabe. Neben den einzelnen Mediceern werden uns Dante, Brunelleschi, Giotto, Donatello, Verocchio, die della Robbia, Gozzoli, Marsilio Ficino, Melozzo, Botticelli, Lippi, Ghirlandajo, Signorelli, Perugino, Poliziano, Pulci, Pico von Mirandola, Savonarola, Michelangelo, Machiavell und die anderen großen Geister des Cinquecento vorgeführt, und überall zeigt sich Heyck als berufener Culturhistoriker und geistvoller Interpret. — Wer die Fülle der Eindrücke, die er aus der glänzenden Arnostadt mitgebracht hat, nachträglich ordnen und klären will, der findet in dieser kurzen Uebersicht ein treffliches Hülfsmittel; aber auch der, der nach Florenz reist, wird gut thun, sich diesen kurzen Leitfaden mitzunehmen; es gibt keinen anderen, der Welteultur und Kunstgeschichte von Florenz' Glanzzeit so geschickt und kurz zusammenfaßte.

βλ. **La Turquie et l'Hellénisme contemporain.** Par Victor Bérard. Seconde Édition. Paris, Germain Baillère et Co. 1897.

Dieses von der Akademie preisgekrönte Buch erschien zum ersten Male 1892. Der Verfasser hat die dritte Auflage in diesem Jahre unverändert abdrucken lassen und sie seinem Reisegefährten Legrand gewidmet. Das Buch ist nur insofern nicht mehr zeitgemäß, als die Ereignisse der letzten Monate den Hoffnungen des Verfassers in Bezug auf Erweiterung der griechischen Grenzen wohl auf lange Jahre hinaus ein Ende bereitet haben. Die griechische Cultur hat sich unfähig erwiesen, die ihr zugewiesene Aufgabe zu erfüllen. Das albanesische Sprichwort: „Wo das Schwert, da der Glaube," hat vorläufig gegen das Kreuz entschieden. Es darf bezweifelt werden, ob zur bleibenden Befriedigung Derjenigen, die ihrem türkophilen Enthusiasmus das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl opfern, welches, trotz aller augenblicklichen politischen Bedenken, in keinem christlichen Gewissen zum Schweigen gebracht werden sollte. — Wir Deutsche besitzen in Hahn's „Albanesischen Studien" ein classisches Werk über den von Oesterreich und Italien umworbenen kriegstüchtigen Volksstamm, der Herrn Bérard warme Sympathien einflößt. Mischung der Rassen, Sprachen und Bekenntnisse in Macedonien führt ihn dagegen zum Schluß, daß es vorläufig nur dem türkischen Indifferentismus gelingen werde, diese widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten. Unter allen auf historische Ansprüche sich berufenden Utopien scheint ihm keine auf den Besitz dieser Provinz gerichtete haltloser als die serbische. Seine Beobachtungen, mit unparteiischem Blick gemacht und mit lebendiger Anschaulichkeit niedergeschrieben, verdienen auch in Deutschland volle Beachtung. Völlig ungenügend ist die Schilderung der kirchlichen Zustände, die nach wie vor allen staatlichen Umwälzungen im Orient die Richtung geben.

δγ. **Südwest-Afrika.** Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Colonie von Dr. Karl Dove. Mit Illustrationen und einer Karte. Zweite Auflage. Berlin. Allgem. Verein für Deutsche Literatur. 1896.

Bereits in zweiter Auflage liegt diese anziehende Reiseschilderung des bekannten Geographen und Afrikaforschers von der Berliner Universität vor. Es ist die Frucht einer Reise, die Karl Dove im Auftrage der Deutschen Colonialgesellschaft im Juni 1892 antrat, um am Kilimandscharo eine wissenschaftliche Station zu begründen. Er gerieth während dieser Expedition mitten in den Krieg hinein, der im April 1893 gegen Witbooi entbrannte. Die Schilderung dieses Feldzuges und das Leben in Windhoek bilden einen Haupttheil des Buches. Zu Anfang des Jahres 1894 kehrte der Reisende nach der Heimath zurück. Das literarische Ergebniß seiner Forschungen hat er in zwei Gattungen geschieden. Die fachmäßigen Resultate erscheinen als „Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen". Für die weiteren Kreise des lesenden Publicums ist der hier angezeigte Reisebericht berechnet, mit gutem Grunde und, wie wir sehen, mit gutem Erfolge.

εε. **Zum ewigen Eise.** Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer und Begegnung mit Andrée und Nansen von Georg Wegener. Mit zahlreichen Abbildungen nach Entwürfen von Hans B. Wieland und nach Photographien nebst zwei Karten. Zweite Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1897.

In unseren Tagen, die in der Geschichte der Polarforschung unvergessen bleiben werden, darf dieses mit einer Fülle hübscher Abbildungen versehene, reich ausgestattete Buch der Beachtung in weitesten Kreisen sicher sein. Es führt in die geheimnißvolle Welt des ewigen Eises vortrefflich ein und gibt ein frischester Anschauung entsprungenes Bild ihrer Größe und wundersamen Schönheit. Der Verfasser hat zunächst nur eine Sommerfahrt nach Spitzbergen mitmachen wollen, die im vergangenen Jahre das norwegische Schiff „Erling Jarl" unternahm; aber durch die Ereignisse, die alle Welt in Aufregung hielten: Andrée's Versuch, eine Luftballonfahrt über den Pol zu wagen, Fridtjof Nansen's Heimkehr, Wiederkunft der „Fram", hat sich hernach sein Plan immer mehr erweitert und ihn schließlich lange im Reiche des ewigen Eises festgehalten, ihn zum Augenzeugen der denkwürdigen Begebenheiten in den Andrée- und Nansentagen gemacht. So weiß er Vieles als bester Gewährsmann zu erzählen, was eines Jeden lebhaftes Interesse in Anspruch nimmt; er gibt nicht nur Schilderungen der norwegischen Landschaft, nicht nur anheimelnde Städtebilder, nicht nur fesselnde Ausführungen über Land und Leute der Polargegenden, bei denen er reiches wissenschaftliches, historisches, geologisches und geographisches Material geschickt verwerthet: sondern er spiegelt auch die gewaltigen persönlichen Eindrücke wider, die auf ihn durch die Begegnungen mit Andrée und Nansen, durch die seltsamen Fügungen im Schicksal dieser beiden Männer einstürmen mußten. Dadurch erhält das Buch einen überaus reizvollen Charakter unmittelbaren Erlebens und fast das Gepräge einer künstlerisch aufgebauten und von Capitel zu Capitel sich steigernden Erzählung. Man folgt dem Verlauf dieser Sommerfahrt, die wie eine Touristenfahrt anhebt und sich dann zu einer Fahrt zu den meistgenannten Vorkämpfern der Polarforschung gestaltet, mit wachsender Spannung, um so mehr, als Georg Wegener alle seine Eindrücke in den lebendigsten Farben malt und seine Erlebnisse in der anziehendsten liebenswürdigsten Darstellung erzählt.

βλ. **Aus dem Lande der Gegensätze.** Englische Reisebriefe. Von Julius Werner. Dessau. Verlagsbuchhandlung Paul Baumann. 1896.

Es gibt Dinge, die nachgerade die Geduld Hiob's erschöpfen könnten. Wie oft, so möchten wir uns zu fragen erlauben, wird in Deutschland alljährlich gedruckt, daß die Engländer eine Nation von Krämern sind. Der Erfinder dieses Axioms ist bekanntlich Napoleon I., und man kann nicht behaupten, daß es seine Einsicht in

die Verhältnisse Englands bewiesen oder ihm Glück gebracht habe. Gleichviel, Tausende und Abertausende wiederholen nach ihm, dem Erfinder der Continentalsperre, dieses einseitige, zuerst von Haß und Verblendung eingegebene, dann gedankenlos nachgesprochene Wort. Der Verfasser des vorliegenden Buches erfreut uns damit auf S. 10 seiner Reisebriefe und ist nicht einmal durch die Entschuldigung der Ignoranz gedeckt, denn es gibt Seiten des englischen Lebens, die er recht gut kennt und zu beurtheilen versteht. Mit der Einschränkung, daß England nicht mehr und nicht weniger als alle übrigen Culturstaaten „ein Land der Gegensätze" ist. Sie treten dort nur greller hervor, weil dieser bis jetzt erste Handelsstaat der Welt auch die größte Metropole der Welt zur Hauptstadt hat und mit der größten Zahl von Reichen auch die ärmsten Massenbevölkerungen auf einzelnen Punkten vereinigt. Wenn wir England einst auf wirthschaftlichem Gebiet geschlagen haben werden, was wir hoffen, wünschen und glauben, dann wäre damit noch lange nicht bewiesen, daß wir als Krämer bezeichnet zu werden verdienten, weil wir es gemacht haben werden wie unsere angelsächsischen Vettern, und die Erde mit ihren Schätzen uns tributpflichtig geworden. Ist dies geschehen, dann steht zu hoffen, daß auch von uns gesagt werden möge, es sei uns der Sinn für die Güter nicht verloren gegangen, die Rost und Motten nicht verzehren. Wie wenig das in England der Fall ist, mag das Büchlein von Julius Werner dem deutschen Publicum erzählen. Wir hätten es nur zu loben, wenn es der Eintönigkeit nichtssagender Gemeinplätze entgangen wäre.

o. **The Civilisation of our day.** A series of original essays on some of its more important phases at the close of the nineteenth Century. By expert writers, edited by James Samuelson. London, Sampson Low, Marston and Company. 1896.

Ein anmuthiger Band, in welchem durch eine längere Reihe von Aufsätzen der Fortschritt unseres Jahrhunderts in technischer, volkswirthschaftlicher, socialpolitischer, pädagogischer, intellectueller, religiöser Richtung dargelegt wird. In vier Abschnitten und in zusammen fünfundzwanzig Artikeln, von mannigfaltigen trefflichen Mitarbeitern und zumal von dem Herausgeber selber, dazu Abbildungen verschiedenster Art (Porträts, Karten, technische Zeichnungen) wird ein fortschrittsfreudiger Anblick gegeben von dem, was in der Gegenwart, insbesondere im heutigen England erreicht ist, und hiermit ein Ausblick in das neue Jahrhundert. Theilweise ist es eine vergleichende Betrachtung der Gesetzgebungen in den hauptsächlich wichtigen Ländern, so beispielshalber der Aufsatz über das Unterrichtswesen oder eine vergleichende Uebersicht der Zustände in England und in anderen Ländern, so der Aufsatz über die Presse (in welchem Deutschlands Zustände nicht gerade freundlich und von einem specifisch englischen Standpunkte geschildert werden). Es bezeugt den mehr und mehr zur Herrschaft gelangten socialpolitischen Standpunkt im heutigen England, daß diese optimistisch angethane Uebersicht des Zeitalters weit entfernt ist von einer einseitigen Verherrlichung der Fortschritte, wie sie wohl vor dreißig bis fünfzig Jahren in England beliebt war. Vielmehr wird auf die Nothwendigkeit einer angemessenen Vertheilung des Wohlstandes hingewiesen, gelegentlich in Worten wie diesen: „Große Vermögen erzeugen nicht nothwendig Corruption; die Gewinne des Wirthschaftslebens können legitime sein und nutzbringend für alle Classen, und ihre Verwendung ist oft wohlthätig. Unter dieser Voraussetzung ist zunehmender Reichthum der Civilisation förderlich; nur wenn solche großen Vermögen dazu dienen, ihre Besitzer in Luxus und Müßiggang zu erhalten, werden sie ein Fluch für den Einzelnen und eine Gefahr für den Staat. Kein Staat ist jemals gefallen durch Armuth, aber viele Staaten sind untergraben worden und zu Grunde gerichtet durch Reichthum und Luxus."

π. **Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1897.** Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunzehnter Jahrgang. Mit zwei Porträts. Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Ein treuer Berather hat sich auch in diesem Jahre wieder eingefunden: von Kürschner's deutschem Literatur-Kalender halten wir den neuen, neunzehnten Jahrgang in Händen. Wie seine Vorgänger wird er von Allen, die mit literarischen Kreisen Fühlung haben, gern willkommen geheißen werden. Denn dieses aus bescheidenen Anfängen zu einem umfangreichen, mehr als anderthalbtausend Seiten starken Bande angewachsene Nachschlagebuch ist Vielen unentbehrlich geworden. Die Uebersichtlichkeit aller seiner Angaben, die Knappheit seiner biographischen und bibliographischen Notizen, die unbedingte Zuverlässigkeit seiner Daten haben uns so sehr an den „Kürschner" gewöhnt und durch ihn so sehr verwöhnt, daß wir stets zuerst nach ihm greifen, wenn wir über eine literarische Persönlichkeit Auskunft erhalten wollen, und uns auf ihn unbedenklich verlassen. Durch die Mittheilungen über literarische Rechtsverhältnisse, über literarische Vereine und Stiftungen und über Preisausschreibungen, durch eine reichhaltige Nekrologie, durch die namentliche Aufführung der deutschen Verleger, der deutschen Zeitschriften und Zeitungen, der deutschen Theater und ihrer Vorstände wird der Werth dieses reichhaltigen Kalenders auch in diesem Jahre wesentlich erhöht, wie er denn auch jetzt wieder durch zwei Porträts von Max Ring, dessen achtzigster Geburtstag nahe bevorsteht, und Detlev von Liliencron einen freundlichen Schmuck erhalten hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Basch. — Essai critique sur l'esthétique de Kant. Par Victor Basch. Paris, Félix Alcan. 1896.

Bode. — Die Berliner Akademie. Gedanken bei der Feier ihres 200jährigen Bestehens. Von Wilhelm Bode. Berlin, Fontane & Co. 1897.

Böhtlingk. — Doctor Martin Luther und Ignaz von Loyola. Eine geschichtliche Parallele von Arthur Böhtlingk. Heidelberg, J. Hörning. 1897.

Bourlier. — Les Tchèques et la Bohême contemporaine. Par Jean Bourlier. Paris, Félix Alcan. 1897.

Busch. — Zwei Grafenkinder. Ein Sang aus dem Odenwald. Von A. Busch. München, Seitz & Schauer. 1897.

Buttler. — Zwei Millionen und nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte von William Allen Buttler. Uebersetzt von Eduard Dorsch. Herausgegeben von Karl Knortz. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.

Champion. — La France d'après les cahiers de 1789 par Edme Champion. Paris, Armand Colin & Cie.

Demolins. — A quoi tient, la supériorité des Anglo-Saxons par Edmond Demolins. Paris, Maison Didot.

Denis. — Histoire contemporaine. Par M. Samuel Denis. Tome premier. Paris, Librairie Plon. 1897.

Deussen. — Sechzig Upanishad's des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Dr. Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1897.

Donnelly. — Die Goldflasche. Ein allegorisches Traumgesicht. Von Ignatius Donnelly. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Ebner-Eschenbach. — Alte Schule. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1897.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel). 1897.

Ebner-Eschenbach. — Miterlebtes. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1897.

Ebner-Eschenbach. — Hypnos perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten. Von Moriz von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Friedlaender. — Blüthenlese englischer Dichtung. Für Freunde englischer Literatur ausgewählt und übertragen von Margarete Friedlaender. Erstes Heft. Leipzig, Gg. Freund. 1897.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung. Von Jacob von Falke. Sechste Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1897.

Geijerstam. — Meine Jungen. Ein Sommerbuch für Groß und Klein von Gustaf af Geijerstam. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1897.

Golm. — Ein falsches Liebeslied. Novelle von Rudolf Golm. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1897.

Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. — Aus den Quellen von Karl Goedeke. Zweite ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Götze. Sechzehntes Heft. Dresden, L. Ehlermann. 1897.

Güttler. — Eduard Lord Herbert von Cherburg. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des Psychologismus und der Religionsphilosophie. Von Dr. C. Güttler. München, C. H. Beck. 1897.

Hanstein. — Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsen's Dramen. Von Dr. Adalbert von Hanstein. Leipzig, Gg. Freund. 1897.

Hartleben's illustrirter Führer durch Triest und Umgebungen. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1897.

Hermann. — Modelle. Ein Skizzenbuch von Georg Hermann. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Heinze. — Aus Dur und Moll. Gedichte von Paul Heinze und Anna Heinze. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1897.

Heyfelder. — Ueber den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz. Von Victor Heyfelder. Berlin, R. Gaertner. (H. Heyfelder.) 1897.

Hillern. — 's Reis am Weg. Eine Geschichte aus dem Isarwinkel. Von Wilhelmine von Hillern. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Hodler. — Am Grauholz. Historisches Zeitbild von 1798. Volksstück in vier Akten von Emma Hodler. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1897.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Achte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.) 1897.

Kaiser. — Homer und die Sibylle in Kaulbach's Bilderkreis der Weltgeschichte. Von Victor Kaiser. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Kellner. — Im blühenden Cinquecento. Eine Dichtung in Bildern aus Raffael Sanzio's Römertagen. Von August Kellner. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Knille. — Wollen und Können in der Malerei. Von Otto Knille. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Köhler-Haußen. — Kleine Geschichten. Von F. E. Köhler-Haußen. Leipzig, August Hoffmann. 1897.

Krüger. — Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman von Herm. Anders Krüger. Leipzig, Alfred Janssen. 1897.

Küchler. — Von nordischen Gestaden. Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen, übertragen von Dr. Carl Küchler. Leipzig, Gustav Fock.

Kürschner. — Staats-, Hof- und Kommunal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwölfte Ausgabe. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch. 1897.

Lahor. — W. Morris et le mouvement nouveau de l'art décoratif par Jean Lahor. Genève, Eggimann & Cie. 1897.

Leroy-Beaulieu. — Les nouvelles sociétés anglo-saxonnes. Par Pierre Leroy-Beaulieu. Paris, Armand Colin & Cie. 1897.

Maeterlinck. — Der Eindringling. Von Mauriee Maeterlinck. Aus dem Französischen von Leopold von Schlözer. München, Albert Langen.

Mauthner. — Die böhmische Handschrift. Roman von Fritz Mauthner. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1897.

Meurer. — Kleiner illustrirter Führer durch Salzburg und das Berchtesgadener Land. Von Julius Meurer. Zweite Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1897.

Meurer. — Kleiner illustrirter Führer durch Wien und Umgebungen. Von Julius Meurer. Fünfte Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1897.

Meyerhof. — Das Zaubergewand. Die Beichte einer Frau. Von Leonie Meyerhof (Leo Hildeck). Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfzehnter Band. Russisches Reich (Geschichte) bis Sirle. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Meyer's Reisebücher. — Der Harz. Vierzehnte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Mortillet. — Formation de la nation française. Par Gabriel de Mortillet. Paris, Félix Alcan. 1897.

Ölzelt-Newin. — Kosmodicee. Von Anton Ölzelt-Newin. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1897.

Pariset. — L'état et les églises en Prusse sous Frédéric Guillaume Ier. Par Georges Pariset. Paris, Armand Colin & Cie. 1897.

Pfungst. — Poesie scelte di Arturo Pfungst. Tradotte da Luigi di San Giusto, con prefazione di Cesare Lombroso. Torino, Carlo Clausen. 1897.

Procházka. — Arpeggien. Musikalisches aus alten und neuen Tagen von Rudolph Freiherrn Procházka. Dresden, Oscar Damm. 1897.

Rahinger. — Bauern, einigt Euch! Ein Mahnruf von Dr. G. Rahinger. Kempten, J. Kösel. 1897.

Reinsberg-Düringsfeld. Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker von Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Erstes Heft. Leipzig, H. Barsdorf.

Rückert's Werke. — Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Ruland. — Kleist's Amphitryon. Eine Studie von Dr. Wilhelm Ruland. Berlin, J. Harrwitz. 1897.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Schlimme Flitterwochen.

Novelle

von

Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey).

[Nachdruck untersagt.]

Erstes Capitel.

Im Rattennest.

Jenseits des Brenners, da, wo es mit Gewalt in den Süden hinabgeht, wo der Eisack seine Sprünge allmälig etwas mäßigt, liegt ein Stück Erde, das ich jedem Guten gönne. Schade, daß es die geehrten und jovialen Herren, die Reisebeschreibungen liefern, so belastet haben mit Ausdrücken, die einen einfachen Menschen in Verzweiflung bringen können, Ausdrücke wie: „Südlich sonnige Gelände, lachende Fluren, hehre Wälder, liebliche Weinberge, selige Gefilde, strahlende Lichtküsse;" und mehr noch: „Hochgenuß, feierlicher Morgengang, vom entzückten Schauen ermüdet, strahlend blaut der Himmel — üppiger Schmelz, höher schlug das Herz." Derlei Ausdrücke, die Manchem verlockend und sehr angenehm klingen, fallen Anderen aber auf die Nerven.

Doch eine Gegend, von der solch ausgezeichnete Leute in solch ausgezeichneten Ausdrücken sich ergehen, muß nicht übel sein, und sie ist es auch nicht.

Ich fahre also ganz einfach fort und sage:

Mitten in diesen schönen Dingen liegt ein graues Steinnest, ein Städtchen — nein, eine Gasse. Ich glaube, eine Gasse ist noch das Richtigste, angeschmiegt an eine riesige, starre Felswand, mit einem uralten Bauwerk auf ihrer Höhe, das aus einem Götzentempel im Laufe der Jahrhunderte sich zu einem Nonnenkloster umgewandelt hat.

Und an diese Felswand ist die Gasse durch den hüpfenden, springenden Eisack, der hier mit Culturscherben und Steinen spielt, eng angedrängt.

Er hat an dieser Stelle schon weit über tausend Jahre das Vergnügen gehabt, leise Tag und Nacht mit Scherben zu spielen, denn das Nest steht seit unvordenklicher Zeit, und das Hausgesinde hat eben so lange und von

jeher, wie auch heute noch, das, was merkwürdiger Weise aus den Händen schlüpfte und zerbrach, vor der Hausfrau verborgen. Und hier hatten sie einen so bequemen Burschen in nächster Nähe, der Alles, was sie ihm zuwarfen, in seine Tasche steckte, um unschuldig damit zu klimpern.

Der enge Raum zwischen den Reihen der altersgrauen Häuser war seiner Zeit ein viel betretener und befahrener Weg, die alte Brennerstraße nämlich, die hier eine Strecke lang als städtisch gepflasterte Gasse sich gefällt, über deren runde und spitze Steine Jahrhunderte lang Alles gezogen ist, was von jenseits und von diesseits über den Brenner wollte. Kriegszüge und vollgepackte Frachtwagen, Reisekutschen und arme Teufel, berühmte und unberühmte Leute, fahrendes Volk und Fürstlichkeiten mit ihrem Hofstaat, Bärenführer und Kameeltreiber, einmal sogar ein Elephant, kurz Alles und Jedes, was hier von Süden nach Norden oder umgekehrt von Norden nach Süden wollte, also ein mächtiger, ununterbrochener Verkehr, der auf den Landstraßen wie das Blut in den Adern rollte, bis endlich diese unaufhaltsamen Blutwellen und Ströme, die das Leben von Land zu Land tragen, andere Wege nahmen.

Jetzt ist es auf der Brennerstraße still geworden. Auf der kurzen Strecke, die sich zwischen den alten Häusern hin windet, trägt sie noch Leben; das Leben, wie es sich in einem Landstädtchen zu bewegen pflegt, und zwar in einem Landstädtchen mit zwei Dutzend oder Gott weiß wie viel mehr noch stillen Wirthshäusern in der engen Gasse, die an langen Armen geschmiedete und gemalte, halb verrostete Schilder von sich strecken und nur hie und da einen braven Bürgersmann anlocken, der sein Schöppchen Landwein bescheiden trinken will.

Sonntags und Markttags kehrt allenfalls auch ein Bäuerlein ein.

Die alte lustige, einträgliche Zeit ist für diese Häuser aber endgültig vergangen. Nur in einer einzigen jener uralten Fremdenherbergen geht es noch, und zwar Frühling, Sommer und Herbst, lebendig wie in einem Bienenstock zu.

Lange Zeit hindurch war das Haus eine Art Unterschlupf für Maler, die an dem alten Rattennest, das in jener unheimlich viel besungenen und geschilderten Gegend wie ein tiefgrauer Schatten liegt, sich wahrhaft festgesogen hatten. Schließlich wurde von allerlei Herrlichkeiten des Rattennestes solch ein Aufhebens gemacht, es wurden so bedenklich viel jener sonderbar gefühlsüberschwenglichen Ausdrücke in die Welt getragen, daß es zu Zeiten in dem alten Städtchen von Fremden wieder wimmelt, und zwar von Fremden, die nicht nur durchziehen, sondern in jenem alten Gasthaus einkehren, Wochen lang bleiben und dem Wirth ein gutes Stück Geld einbringen.

Und es ist in der That ein Wirthshaus, einzig in seiner Art, altersgrau wie aus einer Sage aufgestiegen.

Jeder, der zum ersten Male mit dem Abendzug von Süden oder Norden kommt und die abgetretene Treppe, die durch einen dunkeln Schacht führt, in den großen, hohen Raum tritt, steht zum Gaudium der Alteingesessenen im ersten Augenblick wie verblüfft — überraschende Farben, Formen, Schatten und Lichter.

Es ist ganz etwas Anderes, als was wir in unseren Tagen von einem Gasthause erwarten. Ein uralter Raum, um welchen sich steinerne Galerien mit schweren Brüstungen ziehen, ein ungeheurer Bogen, der das Ganze überspannt, Erker und Ecken und Nischen, Alles so schwer und steinern, so dämmerhaft und altersgrau, eine hohe, wunderliche Lichthaube, an den Wänden Farben von eigenthümlicher Tiefe, ein riesiges Spinnennetz, aus Stricken geknüpft, von Galerie zu Galerie gespannt. Die hohe, getäfelte Decke schwarzbraun; ein düsteres, großes Crucifix an der Wand, und rings buntes Allerlei, Scherzgegenstände von Künstlerhand, allerlei, was von lustigen Abenden zeugt und sich flitterhaft von den greisenhaften Wänden abhebt.

Die Langeingesessenen haben das Umherschnüffeln und Schauen, das Entdecken und Aufstöbern von ihnen längst bekannten Herrlichkeiten außerordentlich oft mit angesehen. Es langweilt sie, manche macht sie geradezu nervös. Allen ist es mit der Zeit „zu dumm" geworden, und sie sind daher sehr geneigt, den Ankömmling einer strengen Kritik zu unterwerfen.

An einem Herbstabend sitzt eine solche eingesessene Gästegesellschaft, die Tags über im hellen Sonnenschein, unter goldfarbenen Edelkastanien, Jeder auf seine Art umher gestreift war, bei einander. Sie trinken den rothen Zwölfer, d. h. den Zwölfkreuzer-Wein.

Ein gereckter, junger Mann in gemsledernen Kniehosen und einer unförmlichen Lodenjoppe singt, jodelt und klimpert dazu auf der Guitarre. Sein Gesicht ist lang gezogen, scharf geschnitten, gutmüthig im Ausdruck, ein Kraftmensch. Wenn er nicht gerade in den höchsten Kehltönen jodelt, hängt ihm ununterbrochen eine kurze Tabakspfeife in der linken Mundecke und zieht ihm diese hinab. Unbedingt ist er ein besonders geräuschvoller Mensch. Seine Stimme ist riesig, seine Jodler wändeerschütternd. Er versteht zu krähen, zu gackern, und es vergeht keine Viertelstunde, in der nicht aus der mächtigen, jungen Brust ungeheure Töne aller Art hervor dröhnen, die Einige der Gesellschaft mit ungeheucheltem Wohlwollen über sich ergehen lassen, weil sie Verständniß für den felsenfesten, mit unverwüstlichen Loden überzogenen Riesen und seine gutmüthige Kraft haben. Andere wieder sind empört und schimpfen.

Dort an der Tischecke unterhalten sich vier Leute, eine etwas blaustrümpfige, lange Dame, deren Gemahl und zwei Maler über alle Tiefen und Weisheiten. Sie sind eben dabei, die Welt einmal gründlich aus den Angeln zu heben und wieder frisch einzusetzen. Sie haben sich seit Wochen, wie die Maden in einem Käse, in allerlei Gesprächsthemata mit einander eingefressen. Jeder von ihnen hat natürlicher Weise von jedem Dinge seine eigene Meinung; Keiner hört auf den Anderen und wartet nur, bis der Andere endlich ausgesprochen hat, um mit der einzig rechten Meinung wieder einzuspringen. Sie sind von einem unergründlichen Eifer beseelt. Die Vier sind der Aerger aller ihrer Nachbarn. Wenn sie Tag für Tag und Stunde für Stunde sich damit unterhalten hätten, sich einander die trivialsten Witze zu erzählen, würde ihr Platz an der Tafel ein Ehrenplatz sein. Sie würden ein Publicum und Zuhörer die Hülle und Fülle haben, so aber haben sich diese sonderbaren Heiligen, wie gesagt, zu allem Möglichen verstiegen.

Die vier Tapferen erhitzten sich unnöthiger Weise.

„Ich weiß mir nichts Blödsinnigeres!“ brummte ein kleiner, dicker Regierungsrath, der seit Jahren, ungestört von philosophischen Tischgesprächen, seinen Urlaub hier verbracht hatte, und schlägt mit seiner Serviette riesig geschickt Fliegen todt, die, herbstlich ermattet, sich in seiner Nähe auf den mit weißem Wachstuch überzogenen Tisch niederließen.

„Ich enthalte mich des Tödtens lebender Wesen,“ wendet sich einer der Philosophen scherzend an ihn; denn selbst Buddhisten verstehen zu scherzen.

Aber der kleine Regierungsrath war nun einmal aufgebracht und hatte nur ein nicht gerade höfliches Achselzucken zur Erwiderung und einen zornigen Serviettenschlag, mit dem er einer Fliege geschickt den Garaus machte.

Der philosophische Eifer der vier tapferen Seelen berührte ihn widerwärtig. Er spielte leidenschaftlich gern Skat, und ein Partner steckte mit in dem philosophischen Sumpf.

Ein Anderer, wieder ein Skatmann, unterhält sich vorzüglich mit einer hübschen Jüdin.

Der kleine Regierungsrath schießt zornige Blicke auch auf diesen Sünder und schlägt wieder unerbittlich nach Fliegen.

„Was thun Sie da!“ sagt die hübsche Jüdin. „O, pfui!“

Ein vernichtender Blitz aus den Augen des Fliegentödters, der zugleich enragirter Judenhasser ist. Er schlägt erneut, trifft wieder eine Fliege, und plattgedrückt liegt sie auf dem Tischtuch.

„Aber das ist nicht angenehm,“ sagt eine weißhaarige, vornehme, elegante Dame, die neben der Jüdin sitzt, zu ihrem Mann gewendet, der ein Pole ist, übrigens seit Jahr und Tag Münchener Maler.

„O Herrschaft,“ erwidert er gleichmüthig und beruhigend.

Ein edler Münchener Ausruf, den er annectirt hat und häufig gebraucht, so häufig wie seine lebhafte, weißhaarige Frau sich alterirt, und sie alterirt sich über die verschiedensten Dinge. Aber nicht nur sie alterirt sich — nein, es alterirt sich eigentlich jeder Einzelne von der Gesellschaft. Und über was? Jeder über den Anderen, oder zur Abwechslung Einer über Alle oder Alle über Einen, oder cliquenweise Trupp gegen Trupp. — Und weshalb? Ist ein besonderer Grund vorhanden? Bewahre! Es geht zu wie überall, wo Menschen unter einander sind.

So etwa: Ein Fremder tritt ein und wirkt, wie jeder Mensch fast, im ersten Augenblick erschreckend, grotesk unangenehm.

Es ist ein häßliches Geschlecht, entartet, verkümmert, Allerlei ist gewachsen, was nicht wachsen soll, und Anderes wieder ist ausgeblieben, was vorhanden sein sollte, manches ist abgefallen, abgefault — kurzum, es ist verstümmelt, wie Alle verstümmelt sind. — Er tritt also ein. Der Schreck ist auf den ersten Augenblick gegenseitig.

Bald gewöhnt man sich auch gegenseitig an den Anblick. Man sitzt sich gegenüber. Man hat sich mit den Augen grobsinnig wahrgenommen.

Der Angekommene thut den Mund auf, und das berührt wieder fremd, und fremd ist feindlich. Man mustert ihn, er mustert wieder, der erste

Augenblick ist oft entscheidend. Ist er ein Durchschnittsmensch, Einer, der zu den Massen gehört, hat er Amt und Stellung, und versteht er gut ein Dutzend Anekdoten vorzutragen, wohl ihm, so wird er von der Masse als einer der Ihrigen aufgenommen. Gehört er zu den Wenigen, den Einsamen, hat er nicht Seinesgleichen in nächster Nähe — grenzenloses Mißtrauen; aber auch die Massenmenschen mißtrauen einander. Wer etwas sagt, dem wird etwas untergelegt. Keiner faßt den Andern auf, wie der Andere ist, sondern so, wie er sich ihn einbildet. Alles Reden ist umsonst. Keiner wird wirklich gehört. Es scheint nur so. Sie finden Einen lächerlich, weil sie ihm selbst etwas Lächerliches unterschieben. — Und sie schieben selten, selten etwas Gutes unter — immer das, wovon sie sich selbst möglichst frei glauben. Der Eine steht immer über dem Andern, überschaut ihn immer, urtheilt immer.

Tritt ein Weib ein, so heißt es: Alt oder jung? Prüfend schauen die Männer: Jung? Gut. Ist sie nicht mehr jung, so ist sie überhaupt nicht vorhanden. Sie ist Luft. Sie nähert sich, man sieht sie nicht. Sie redet, man hört sie nicht. Sie ist nutzlos, etwas Unerfreuliches. Und wohl ihr, wenn man sie nicht bemerkt, und wehe ihr, wenn man sie bemerkt.

Da sitzt im uralten Gasthof, ein paar Malern gegenüber, ein ältliches Fräulein, das Haar geschmackvoll und mühselig frisirt, zierlich gekleidet, Bracelets um die feinen Handgelenke. Sie möchte liebenswürdig sein, sie möchte nett sein. Sie trinkt den Thee mit ausgestrecktem kleinen Finger. Sie möchte etwas recht Hübsches sagen, damit man freundlich mit ihr ist. Sie sagt etwas, und es fällt zu zierlich aus. Der, den sie angeredet hat, ist empört. Er ist gezwungen, ihr zu antworten. Er thut es widerstrebend, er verurtheilt sie erbarmungslos — er wendet sich zu seinem Nachbar und sagt von dem kleinen, armseligen Weibe, das in seiner Einsamkeit die Hand geziert ausstreckt, um mit ihm anzubinden, etwas für sie Tödtliches. Er hat mit dem rohesten, leichtsinnigsten Burschen mehr Mitgefühl, mehr Nachsicht als mit der armen Creatur. Sie ist vogelfrei erklärt. Einer sagt's dem Andern. Sie braucht den Mund nur aufzuthun, und sie ist blamirt. Sie haben sie die „Affectirmaschine" getauft. — Sie ist ganz wehrlos, ganz hülflos, und sie meint es gut.

Die Philosophen sind zu Vier. Die sind schon etwas unter sich. — Aber wehe dem Einzelnen.

Drei alte Jungfern sitzen da, die haben das Verbrechen begangen, tactloser Weise zu Dritt zu reisen. Sie amüsiren sich unter einander ganz leidlich.

„Reizlose Weiber — und gar zu Dritt!"

„Scheußlich!"

Wehe ihnen, wenn sie sich eines Dinges schuldig machen, das dem Anderen als Thorheit erscheint. Ihre unerbittlichen Richter lauern schon.

Der letzte Zug, der Fremde bringt, ist der um zehn Uhr dreißig.

Der kleine, mißvergnügte Regierungsrath, der sich augenscheinlich langweilte, zog langsam die Uhr. „Dreiviertel auf Elf!" damit wendete er sich zu dem hübschen Mädchen, der Tochter des Hauses, die eben ein Viertel Rothwein vor ihn hinsetzte, „da hat sich Gott Lob diesmal nix gefangen."

„A—a—ber," sagte die Kleine halb verlegen und zugleich die Würde des Hauses wahrend, „es kann schon noch eppes kommen."

In demselben Augenblicke öffnet sich die Glasthür.

„Wenn Eins den Teufel nennt u. s. w.," brummte der kleine Regierungsrath und hatte gerade wieder eine unglückliche Fliege in Sicht.

„A—a—ber, Herr Regierungsrath" — die Kleine war schon halbwegs den Gästen entgegen.

Eine Dame und ein Herr.

„Was Feines," meinte ein ungeschickter, etwas kropfiger Herr und klemmte sein Augenglas auf die Nase.

„Der ist schon ma — dagewesen," wendete er sich zu seiner Nachbarin, „damals ohne Frau oder was. Vor ein paar Jahren aber nur kurz. Ich erkenne ihn, und da machte er immer so tiefe Falten in der Stirn, fingertief. Ich weiß nicht — er muß schlechter Laune gewesen sein."

„Donnerwetter!" Der Fliegentödter rief: „Fräulein Wawi!"

Die Kleine kam.

„Das ist ja — wie sagten Sie doch damals so schön? — Muatter, draußen sitzt Einer, der red' ganz nicht."

„A—a—ber, Herr Regierungsrath," erwiderte die Kleine wieder verlegen.

„Eingeschrieben hat er sich auch nicht, wie?"

„Ich weiß wirklich nicht." Sie stand etwas ungeduldig Rede.

„Fräulein Wawi!" brüllte der Jodler, „krautsabel noch einmal, soll ich verdurschten!"

„Fräulein Wawi! Fräulein Wawi!" Er schrie, als steckte er am Spieß.

„Herr Gott noch einmal!" stieß der Regierungsrath hervor. — „Da, und jetzt zeigt er ihr den Saal — natürlich die alte Leier."

Der Wirth kam aus der Kindsstube heraus und sagte: „Gelt, wir haben an alte Hitten?" Das war sein Spruch.

Das Paar hielt sich im dämmerigen Hintergrunde des Saales auf. Sie standen jetzt neben dem Crucifix, vor welchem ein kleines, rothes Lämpchen brannte, und hielten wirklich gründlich Umschau.

„O Herrschaft!" sagte der vornehme Pole, „Rasse!" Er hatte die Fremden gemustert.

Die anwesenden Damen betrachteten die Neuangekommenen mit dem eigenthümlichen Blick, mit dem Weiber nur Ihresgleichen zu betrachten pflegen.

Die Gespräche waren unterbrochen, und eine gewisse Stille trat im Saale ein. Eine alte Dame, die mit ihrer Tochter an der anderen Tafel etwas abseits saß, rückte mit einem Male ihren Stuhl zu der ihr Zunächstsitzenden.

Die alte Dame flüsterte, die Angeredete schaute groß auf.

„Ja, gewiß," betheuerte die alte Dame, „ich kann es Sie versichern, gnädige Frau. Ich kenne sie genau von Ansehen, da ist gar kein Zweifel. Ihr erster Gatte ist in der guten Gesellschaft ein hoch angesehener Mann — ungeheuer reich. Ganz Berlin war voll von der Geschichte. Uns hat der Mann damals so leid gethan, und wie gesagt, ein Prachtmensch und so hoch angesehen. Jetzt scheint sie aber den betreffenden Zweiten geheirathet zu haben.

Wissen Sie, eine ganz unbedeutende Persönlichkeit — er ist nichts und hat nichts und kann nichts und ist noch dazu sonderbar."

„Wir haben nämlich Bilder von ihm in der Ausstellung gesehen," warf die Tochter dazwischen.

„Was ist denn das? Das ist ja eigenthümlich," sagte die alte Dame zögernd; „wann haben die denn geheirathet? Davon haben wir ja gar nichts erfahren? Wie's auch sein mag, hoffentlich bleiben sie wenigstens nicht hier. Meine Tochter und ich würden uns jedenfalls gänzlich zurückziehen. In solchen Fällen habe ich immer die größte Vorsicht beobachtet."

„Natürlich," sagte die andere Dame. „Wie heißt der, wie es doch scheint — zweite Gatte?"

Die alte Dame sagte gedehnt, als wäre ihr die ganze Sache unendlich gleichgültig: „Göpper — oder Köbber — oder Köppert, so etwas." Als der Skandal eclatirte, sprach man in der guten Gesellschaft natürlich Allerlei. Da hieß es, daß es seinerseits durchaus nicht die erste Affaire sei. „Finden Sie ihn hübsch?" Die alte Dame zog ihr langgestieltes Lorgnon und richtete es ziemlich impertinent auf ihn.

„Nein, hübsch ganz und gar nicht. Fast möchte ich sagen bäuerisch — oder . . . Mein Geschmack wäre er nicht — — Merkwürdig, daß solche Männer . . ."

„Gott im Himmel," meinte die andere Dame, „was gibt es für Leute —"

Sie schaute mit tugendsicherem, aber etwas neugierigen Blick auf das Paar, das sich eben zu Tisch setzte.

Die Dame ist vornehm — und rassig, wie der Pole ganz richtig bemerkte. Sie ist hoch gewachsen und biegsam, schmale Hüften, der Kopf klein und fest. Er setzt prachtvoll an den Hals an, und der Hals ist frei und rund wie bei einer antiken Statue. Es liegt ein großer Zug in der ganzen Erscheinung, gewissermaßen etwas Stilisirtes. Das Haar legt sich breit und in schöner Linie um den Kopf und ist tief im Nacken zu einem festen Knoten gedreht. Lange Arme, die sich vornehm bewegen, schmale Handgelenke, große, wohlgebildete Hände. Ein einfaches, vornehmes Gesicht, das sich mit wenigen Linien charakteristisch zeichnen läßt. Es ist keine Kleinlichkeit an der ganzen Person. Auch ihre Toilette ist einfach ausgesucht, ruhig gehalten.

Ihr Gatte, ein hagerer, etwas eckiger Mann, mit einem klugen, häßlichen, farblosen Gesicht, merkwürdig starrem Haar, einem fahlen Schnurrbart. Er trägt graue Lodenkleidung, enganliegende Joppe, kurze Beinkleider, lange graue Strümpfe und genagelte Schuhe. Sein Gang, als er vorhin durch den Saal schritt, hatte etwas Elastisches, ein Gang, der auf Intelligenz schließen läßt.

Den beiden Fremden war am untersten Ende der Tafel, wie dies für alle Neuangekommenen im alten Gasthaus Sitte ist, ihr Platz angewiesen worden. Somit konnten, die am oberen Ende saßen, ungestört ihre Bemerkungen weiter austauschen.

Von der alten Dame aus geflüstert, hatten sich alle Neuigkeiten über das Paar verbreitet. „So! — Ja! — Wer sind die also eigentlich? — Sie sehen

sonst ganz anständig aus. — Jawohl, ich habe auch schon einmal davon reden gehört; sie soll von jeher eine etwas gewagte Dame gewesen sein."

Derlei Ausdrücke begleiteten jedesmal die oft wiederholten geflüsterten Neuigkeitsbrocken.

Ein junger Maler mit einem kleinen, frischen Köpfchen fragte seinen alten Collegen: „Ernstlich, ist das Köppert?" „Kann wohl sein," sagte der Alte; „für ihn wär's jedenfalls besser, wenn er's nicht wär'."

„Warum denn?" fragte der Andere, wie zum Kampf gerüstet. „Ich meine, den sollte doch eigentlich Jeder gelten lassen."

„Nu, zum Beispiel meine Wenigkeit nicht."

„Ja — wenn sie freilich einfach ohne jede Begründung . . ."

„Mir sind derartige Sachen unsympathisch. Das ischt kei Malen mehr, das ischt kokettire, und dann will er immer damit demonschtrire."

„Eigentlich" — war die Antwort des Jüngeren, „er will, was wir Alle wollen, wir Neuen, er will das Simple — das Wahre — das — sc — — wie soll ich sagen —; aber er will es und sieht es so ungeheuer herb, so ohne jede Beimischung von dem, was den Leuten gefällt."

„Nu ja, 's isch gut!" Der Alte wehrte behaglich lächelnd ab. „Ich meine, für ihn und die Kunscht wär's net übel, wenn er die vortreffliche Herbigkeit ein bisserl eßbar machte. Schließlich: die Kunscht is net zum Fürchtemache da. Oder? — Doch?" Der Alte lachte; er wollte sich nicht wieder in Streit mit dem Jüngeren einlassen.

Während dem verspeiste das viel erläuterte Paar seine Schnitzel und gerösteten Kartoffeln. Sie schaute immer wieder um sich.

„Das wußte ich, daß Dir das hier gefallen würde, das ist so was für Deinen Schnabel, nicht Du?"

Er goß Wein in die Gläser, und sie stießen stumm mit einander an. Er sah ganz versunken auf sie hin.

Die alte Dame bemerkte das — und lächelte.

„Komisch, daß wir mit diesen Leuten zusammenkommen mußten. Die Frau hat geradezu in brillanten Verhältnissen gelebt. Sie wurde factisch durch die Verdienste ihres ersten Mannes von der guten Gesellschaft auf Händen getragen."

„Ist das die, von der Sie reden?" fragte zerstreut ein kurzsichtiger Herr zwei ihm gegenüber sitzende Damen. „Solche Leute sollten hier davonbleiben — die passen nicht hierher. So unklare Verhältnisse sollten wir hier nicht leiden." Er sagte dies Alles mit einem lächerlich wegwerfenden Ausdruck und so laut, daß die Damen ihm lächelnd ein „Bst" zumachten.

Aber seine Frage und seine Erläuterung war bis an das untere Ende des Tisches gelangt.

Ein leises Zucken der Finger, die eben einen Bissen zerschnitten — eine dunkle Blutwelle, die über das ganze Gesicht fluthete. Die Haltung der jungen Frau änderte sich nicht im Geringsten; sie führte den Bissen zum Munde, aber die Hand zitterte leise.

Ein forschendes Augenpaar, so ein scharfes, graues, lebendiges war auf sie gerichtet. Sie hielt die Augen niedergeschlagen.

„Grete, was ist Dir denn? Ist Dir nicht wohl?"

Sie neigte sich nah zu ihrem Manne hin. „Weißt Du, ich möchte auf mein Zimmer."

Es lag etwas Gedrücktes in ihrer Stimme, etwas Scheues in ihrem Blick.

„Was fällt Dir denn ein?"

„Sie sprechen von uns," flüsterte sie leise, bebend; „ich merkte es längst. Es muß da wer sein, der mich kennt oder Dich."

„Nun — und? Weshalb sollen sie nicht? Es ist ihr Recht — was willst Du denn! Laß' doch die Hühner — was geht's Dich an?"

Sie stand aber hastig auf, grüßte leicht, gab ihrem Manne die Hand und ließ sich von dem hübschen, jungen Mädchen auf ihr Zimmer führen.

„So haben wir nicht gewettet," murmelte er unwirsch vor sich hin. „Nein, mein Schatz."

Der Zurückgebliebene zog die Blicke auf sich, denn er hatte das Benehmen eines Menschen, der sich mitten unter Andern völlig gibt, als wäre er allein.

So wie er jetzt da saß, so unbekümmert um Alle, so bequem, so in sich versunken, so mochte er auch daheim im dämmerigen Atelier sitzen und grübeln. Er blickte dem Rauch seiner Cigarette nach, als ginge ihm etwas durch den Kopf.

Zweites Capitel.

Tags darauf.

Sie stützt sich ein wenig auf ihn und hilft sich so über ein steiles Steingeröll hinweg. Sie klimmen mit einander einen beschwerlichen Weg. Der führte sie aufwärts unter mächtigen, goldbraun gefärbten Edelkastanien.

Jetzt steht sie hochaufathmend, um einige Schritte höher als er.

Tiefblauer Himmel, der Weg und das Erdreich feucht dunkel wie Sammet, in den Wegvertiefungen glänzende Wasserlachen. Die Luft leicht und berauschend, als hätte noch niemals Jemand darin geathmet, so rein, so sonnendurchleuchtet, so lebendig und erregend in ihrer unerhört stillen Klarheit.

Das bunte Laub der Bäume in dieser Krystallhelle flammend. Ein wilder Birnbaum auf tiefschwarzem, aufgepflügtem, nassem Acker leuchtete wie im rothen Feuer. Schwefelgelbe Birken, und die Lärchenbäume wie mächtige altgoldfarbene Fahnen und Schleier mit ihren goldenen Nadeln, dunkle Kiefern — Farben! — Farben! — Farben! — Und Alles in dieser unentrinnbaren Klarheit und frisch wie das Leben. — Die Edelkastanien mit den schwebenden, goldenen Zweigen, den knorrigen Riesenstämmen, die sich wie in Verzweiflung aus dem Erdreich herausgeschraubt und gerungen zu haben scheinen und nun siegesfroh wie kein andrer Baum die schwarzen, mächtigen Aeste in die Luft strecken, mit den feinen schwebenden Zweigen.

In der blauen Ferne Felskolosse im Lichte schwimmend, mit Schnee gekrönt, mit Strahlen umwoben. Ein ungeheures Meer von Licht und Luft, das alle Farben, alle Formen überfluthet, Alles wie durchsichtig, wie selbstleuchtend.

Dort über dem Berg schaut eine große, ruhige, silberweiße, ungegliederte Wolke und wälzt sich vor und segelt schwerfällig durch die blaue Sonnenbahn und strahlt blendendes Licht aus wie Alles und Jedes.

Wie sie so beide stehen und tief die Bergesfrische einathmen und beide ausschauen, sagt er: „So wie Du sehen doch die Starken und Guten aus, Grete."

Sie hält sich so fest und leicht, und ihre Schlankheit hebt sich dunkel von dem leuchtenden Hintergrund ab. Der frische Wind umweht sie. Ihre Gesichtsfarben leuchten; die Augen sehen weit und frei und hell aus. Es ist eine prächtige Stunde für beide Menschen.

Um ihren Mund aber liegt ein eigenthümlicher Zug — etwas Gespanntes, etwas Nervöses. Und dieser Zug paßt nicht in das vornehme, einfache Gesicht.

Er sieht sie lange forschend an und küßt sie auf den Mund. So — ohne ein Wort zu sagen.

Dann gehen sie mit einander weiter, neben einander her.

Der Weg senkte sich ein wenig, um bald wieder scharf anzusteigen.

„Wie die Kinder," sagt er.

„Wie?"

„Wie die Kinder gehen wir da, so ohne jede Vergangenheit. Und jede Hundert Meter mehr, Du sollst sehen, da thaut und rinnt es von einem ab. Da steht man mit einem Mal so wie man eigentlich sein müßte — wie eine ganz glatte Bohne, als hätte noch nichts daran geknappert, ganz unverdorrt. Saft und Kraft ist noch darin."

„Bohne?" sagt sie lachend.

„Bohne oder was Du willst — etwas Pralles — meinetwegen Gurke."

„Pfui!" Sie lachte etwas.

Er schlägt mit seinem derben Stock auf einen Stein.

„Ja, so! — Die Lotosblumen oder Gralsschüsseln oder Frauenzimmer wollten immer schön — immer gewählt sein. Und was habt ihr eigentlich davon? Na ja, meinetwegen wie die Engel. Die ganze Schuld und die ganze Geschichte ist, wenn wir da oben erst angekommen sind, von uns abgefallen wie Plunder. — Siehst Du?" Er rückte ihr die Schulter zurecht, damit sie in der Richtung sehen sollte, die er zeigte. „Wie die frisch gelegten Eier, so unschuldsvoll kommen wir da oben an — und so fidel wie die Kibitze."

„Schuld?" fragte sie ernst.

„Schuld? Bohnen? Gurken?" affte er ihr ungezogen nach. „Womit bist Du eigentlich zufrieden?"

„Gewißlich nicht damit," sagte sie fest. „Schuld? Nein. Und das aus Deinem Mund! Sonderbar! Gottlob nicht. —"

„Also nicht," sagte er.

„Nein."

„Und was dann?"

„Du meinst, weil ich eine geschiedene Frau war."

„Nein, das ist Redensart. Ich meine, weil wir, um glücklich zu werden, einem Menschen weh gethan haben — ganz simpel."

„Und doch nicht Schuld!" sagte sie fest. „Schuld! Gewiß nicht. Wie kannst Du so etwas sagen? Du weißt, wie ich lebte, wie ich fühlte — oft verzweifelt — oft dumpf — verdurstet — nicht froh — und Niemand, den ich froh machte. — Dann kamst Du. —"

„Da haben wir's," unterbrach er sie. „Das ist die Schuld. — Du machtest Niemanden froh — und dann — thatest Du sogar weh."

„Sehr sonderbar," antwortete sie ruhig. „Schuld ist's nach meiner Auffassung, auf einem Platz, auf den man nicht gehört, auf dem man schlecht und hart und bitter wird und Niemandem nützt, ausharren." Sie ist tief erregt, bleibt aber äußerlich ruhig. „Das ist Schuld!"

„Das ist Philosophie-Salat; das ist etwas Zurechtgemachtes," fährt er lebhaft auf. „Ja wohl, ich weiß, man sagt, es ist Pflicht und Moral, eine unglückliche Ehe zu lösen. Man sagt — man sagt Vieles — Ich pfeif' d'rauf. Ich nenn' das Ding Schuld, ganz einfach, wie ich eine Rübe — Rübe nenne. Ihr thut an die Rübe Oel und Gott weiß was, und Paprika, und schneidet Gott weiß was noch hinein und nennt die Rübe Salat. Das ist der Unterschied. Meine rohe Rübe ist ein schweres Gericht, und euer Salat rutscht besser hinunter, liegt aber gerad' so schwer im Magen. — Ich lieb', zu sehen, mit wem ich zu thun habe. — Gut, ich hab's mit einer Schuld zu thun. Bravo! Ich richte mich danach. — Ich kleb' mir einen Zettel an die Stirn wie an eine Medicinflasche. G'rad so — Gift für die Einen — für die Andern wieder nicht. — Wahrheit! Betrügen will ich Niemanden. Und lange schütteln und schnüffeln sollen sie nicht an der Flasche. — Klarheit! Was meinst Du denn, weshalb verkriechst Du Dich vor dem Wörtchen Schuld? Das rächt sich. — Du thust, als hättest Du einen jungen Hund im Haus, derweilen ist's ein Bär und wächst. — Ich bin, was ich bin — und thu' was ich thu'," fuhr er eifrig fort und schlug abermals mit seinem Stock lebhaft wie ein Schulbube auf den Weg. „Dabei verliert man den Humor nicht und steht über dem Troß. Will man sich aber appetitlich für die Andern machen — ist man Waare, Waare, nichts als Waare!"

„Wie Du mich mißverstehst," ruft sie heftig. „Wie ein Bauer mißverstehst Du mich."

„Nun, und wie weit bin ich vom Bauer?"

„Wenn ich Dich nicht so gut kennte, mein Gott, wie müßt' ich bös' auf Dich sein. Du bist so grob, mein Junge."

„Ja, wenn Du eine echte rechte Lotosblume wärst, würdest Du jetzt brummen und hättest allen Grund dazu; aber Gott ist gnädig! — Weißt Du, laß' uns einfach rücksichtslos gegen einander sein."

Sie lächelt. — „Gegenseitig?" fragt sie etwas von oben herab.

„Stell' Dir einen grundlosen, großen See vor, Grete. Thust Du's?"

„Ja."

„Einen grundlosen. Nun wirf mit Steinen hinein. Sie fallen und fallen und fallen und kommen nie an. — So soll die Güte sein."

„Wessen Güte?" fragte sie.

„Deine."

„Und Deine?"

„Woll'n ma—' seh'n," antwortet er. „Weißt Du, jetzt lass' das deutsche Alphabet in Frieden — jetzt kommt's steil, — durch die Nase athmen — Mund zu! —"

Sie lachte und blieb stehen. „So ein komischer Mensch — ganz und gar Kauz! — Glaubst Du, daß Du mich vielleicht überzeugt hast! Gewiß nicht!"

„Dumm genug."

„Nein, weißt Du, versuch' nicht, mich so zu beeinflussen. Ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich möchte. Das ist nicht gut. — Lass' mich meinen Weg gehen."

„Ich will Dir übrigens helfen."

„Ich brauche keine Hülfe. Wie kommst Du darauf?"

„Weil Du nervös bist. Fertig einfach."

„Nervös war ich immer."

„Schlimm genug."

„So ein Prachtweib soll nicht nervös sein. Glaubst Du, daß ein nervöser Mensch gut sein kann? — So über Alles hinaus gut?"

„Ich zu Dir — ja," antwortete sie — „das ist stärker als alle Nerven."

„Ein nervöser Mensch ist ein gepeitschter Mensch — fortwährend gepeitscht — da sei Einer gut!"

„Du Armer!" sagte sie. — „Du kennst's. So spricht nur Einer, der's kennt."

„Großes Wunder! Natürlich. Leb' Einer, wie ich lebte — mehr als karg in der ganzen Jugend — karg. Ueberanstrengt — gehetzt. — Erregt und gezerrt und immer Widerstand. Unsere heutige Kunst ist nervös. Sie ist nur mit den feinsten Fühlfäden zu fassen. — Und diese Fühlfäden! Weißt Du, diese Dinger, wie bei den Schnecken, die Augen — gerade so, an jedem Fühlfaden ein Auge. Und solche Fäden springen überall qualvoll hervor, bohren sich durch die Haut zu Tausenden und Tausenden, wie eine Bürste, und Jeder will fassen und halten, was er sieht und will, und ist so verletzlich, genau wie ein Schneckenauge. Siehst Du — und Jemanden, der kein's von den Tausenden von Augen drückt, der der ganzen Bürste nichts thut, so Jemanden zu haben muß wie ein laues, weiches Bad sein. Bleib' einmal stehen, wie Du jetzt stehst — so — und sieh mich an. Es ist doch richtig, so wie Du seh'n die Guten und Starken aus mit den weichen Händen. Weißt Du, ich möchte Jemanden, der mich schützte, versteh' mich — lächerlich! — Ich möchte Jemanden haben, der wie eine warme Stube ist, so behaglich —"

Er reckte und dehnte sich — und krampfte seine Hände zusammen. „Aus keinem Eck bläst's. — Frieden. Man kann den Rock ausziehen. Und so Jemand kann nur ein Weib sein. Ein Weib — das nur Weib ist. — Um Gotteswillen nicht nervös, Grete, das macht den Griff nur hastig und heftig. — Denk' an die Schneckenaugenbürste . . . Nun mach' aber vorwärts. Mund zu und durch die Nase, Du weißt schon."

Sie stiegen mit einander.

Weit unter ihnen liegt das Thal; leichte Herbstnebel sind darüber gelagert. Ein Bahnzug kriecht tief unter ihnen, wie eine kleine Raupe an einer grauen Felswand hin. Durch die stille, klare Luft hört man sein Dröhnen und Stöhnen. Der Eisack schlängelt sich in der Tiefe glänzend hin.

Sie steigen und steigen, eifrig und kräftig. Die Luft wurde immer herzhafter, bergfrischer, immer krystallheller. Ferne Bergspitzen tauchen auf. Das Auge sieht weiter und weiter.

Es geht sich so gut. Sie machen große, leichte Schritte.

Ueber eine feuchte, moosige Wiese laufen sie mit einander und werfen ihre Stöcke vor sich hin und fangen sie wieder auf, und jagen sich und treiben allerlei Possen und sind beide dabei, sich wie die Schulbuben zu unterhalten. Er schreit schrill wie ein Habicht. Sie sind von der Höhenluft wie von Champagner erregt.

Ein Bauer kommt mit seinem Weib an ihnen vorüber. Die bleiben stehen und starren mit offenen Mäulern; dann gehen sie weiter.

„Ja, die Herrischen!" ruft Köppert ihnen nach. „Die sind natürlich der Meinung, daß wir direct aus dem Tollhause kommen! So eine Bauernwürde — die ist gesund. Das, was wir sind, ist Nervenfieber. Das Leben ist im Grunde nur für Bauern gemacht, für eine Bauernkörperstructur. Für Fühlfädenbürstenmenschen ist's nichts."

Sie hatten sich außer Athem gelaufen und setzten sich unter einen herbstlich tiefrothen, wilden Birnbaum nieder. Köppert nahm seinen Rucksack ab, kramte darin, goß aus einer Flasche Wein in ein Glas und brach ein Weißbrod in zwei Hälften.

„Hier."

Sie tranken und aßen und ließen die Blicke schweifen.

Die Schönheit um sie her war unerhört — Schimmer, Farben, in Licht schwimmende Formen und eine endlose Weite. „Da sind wir der Erde aufs Dach gestiegen!" rief er und stieß mit seiner jungen Frau an.

Sie war träumerisch verwirrt. „Früher war ich die, die so etwas wie den Gedankenquell in sich spürte und die sich lebendig dünkte — sogar verzehrend lebendig manchmal — und die Andern schienen mir stumpf — und jetzt ist's umgekehrt. — Ich werde ganz still. Mir fällt nichts ein — Du bist so sehr lebhaft."

„Ja, weiß Gott, ich bin eine wahre Getreideputzmaschine; gut, daß Du's sagst; wenn die einmal in Gang kommt, da klappert und rasselt sie Alles nieder."

„Weißt Du — und in mir ist etwas Müdes," fuhr sie träumerisch fort. „Es liegt zu viel Qual hinter uns — zu viel. Und die tödtlichen Erregungen!"

„Red' Dir nichts ein, Grete. Dann ist's nicht."

Es war, als wenn sie tief erschauerte. Er achtete nicht auf sie und schenkte ihr das Glas wieder voll, und sie stießen mit einander an.

Eine Drossel pfiff auf einer großen Kiefer, so voll — so klar — so lebenslustig. Von dem purpurrothen Birnbaum rieselten hin und wieder die glühenden, leuchtenden Blätter durch den Sonnenschein wie Blutstropfen nieder.

„Wie schön! Sag' einmal, Fritz, bin ich auch noch jung? Weißt Du, noch ganz und gar jung? Auch nicht leise vom Frost gestreift?"

„Du? — Schaf!" Und er faßte ihren Kopf mit beiden Händen und küßte sie. „Siehst Du, wie ich den vornehmen Kopf küssen darf — und so mit den Händen packen — unglaublich! Wie ich Dich zuerst sah, da warst Du etwas Unnahbares, — ja — etwas Unnahbares. Weißt Du, ein wenig zu vornehm bist Du für mich. Aber das macht nichts!"

So plauderten sie, und die Blätter fielen und fielen wie Blutstropfen und leuchteten im Fallen. Jetzt kramte er wieder in seinem Rucksacke. „Ein Brief, daß ich's nicht vergesse."

„Von wem?" fragte sie erregt.

„Als wir gingen, brachte ihn der Bote."

„Gib ihn." Ihre Wangen brannten. „Von Mathilde!"

„So, das ist auch so ein heiliges Gefäß. Geh', lies das Ding gar nicht. Sie hat Dir ja erst neulich geschrieben. Werthlos."

Sie überhörte ihn aber und las vertieft:

„Liebes Gretchen!

„Du armes, wundes Herz. Wie freu' ich mich, Dich bald wiederzusehen. Also nach München kommt Ihr? Wirklich? Wollt Euren Wohnsitz in München aufschlagen?

„Hättet Ihr mich doch lieber erst um Rath gefragt!

„Offen gestanden, ich halte München nicht gerade für den geeignetsten Boden. Du schreibst, Dein Mann braucht München. Nun, Du mußt das ja besser wissen. Du wirst mir glauben, wenn ich als Deine treueste, ältere Freundin Dir versichere, daß ich mich nicht wohl in eine Lage wie die Deine hineindenken kann.

„Aber empfindlich bin ich für Dich wie eine Mimose.

„Wer mir Dein reines Bild trübt, thut mir körperlich weh.

„Du weißt ja, daß frühere Bekannte von Dir jetzt in München leben. Es wird daher natürlich viel von Euch gesprochen und leider nicht so, wie ich es wohl wünschen möchte.

„Sag mir, weshalb habt Ihr in England geheirathet? Ging es denn gar nicht anders! Das macht Alle vollends stutzig. Besonders Reinhard Wolfs sprechen sehr viel und sehr hart darüber. Die natürlich gerade, weil bei ihnen, Du weißt ja, in dieser Beziehung es auch nicht ist, wie es sein sollte. Jetzt wird ein Schauspiel wieder von ihm aufgeführt.

„Und Frau Natalie trägt einen Wintermantel, schwarz mit schwarzem, langhaarigem Pelzwerk, eine mir unbekannte Art Pelz, aber das Feinste und Neueste, was Du Dir vorstellen kannst. Sie geht damit umher wie eine Königin. Nun, sie hat immer verstanden, sich zu kleiden.

„Sie haben dasselbe gethan, was auch Ihr gethan habt, reichlich und überreichlich dasselbe, schwimmen aber wie zwei Gummibälle oben auf und machen die allerharmlosesten Gesichter. Hauptsächlich schimpfen sie über Deinen Mann. Reinhard Wolf setzt ihn wirklich sehr herab und schadet ihm gewaltig dadurch. Auch als Künstler spricht er ziemlich verächtlich von ihm.

„Sie sind beide wirklich elegant und scheinen wieder Geld zu haben. Woher?

„Von Deinem ersten Mann reden sie wie von einem Heiligen. Ja, der alten Baronin Köchern hat er neulich so herzbrechend von dem Unglück erzählt, daß der alten Dame die Thränen in die Augen gekommen sein sollen.

„Dann haben sie sich vor Rührung einander die Hände gedrückt und haben sich umarmt. Du weißt ja, wie er's macht. Er muß doch ein großer Komödiant sein oder was?

„Ich rathe Dir, stell' Dich mit diesen Leuten recht gut. Sie scheinen in München bleiben zu wollen. Freilich haben sie gesagt, daß sie mit Euch nicht zu verkehren wünschen, mit Dir möglicher Weise. Mit Deinem Mann keinesfalls.

„Sie sind wirklich unverschämt. Sie wären's vielleicht nicht so sehr, wenn sie nicht den Leuten Sand in die Augen streuen müßten.

„Mach' Dir einfach nichts daraus.

„Gesprochen wird einmal, und daß die, die selbst etwas auf dem Gewissen haben, am keckſten sind, das ist eine alte Geschichte.

„Ich hab' mich sehr um Deinetwillen über ihn geärgert.

„Du mußt Dich eben stellen. Aber wie wirst Du das wohl thun, arme Seele? Ich wüßte es wirklich nicht. Alle sind gegen Euch, besonders gegen Deinen Mann. Wenn Dein Mann doch wenigstens als Künstler einen Namen hätte, so wenigstens wie Wolf, daß die gute Gesellschaft an ihn glaubt. Denn das scheint mir ganz gleichgültig, ob die Leute, die etwas von der Sache verstehen, etwas von ihm halten oder nicht, wenn es nur die gute Gesellschaft thut.

„Mit einem Wort, Du hast Dir was Rechtes eingebrockt, mein armes Herz!

„Ich weiß nicht, hättest Du mich doch rechtzeitig gefragt. — ‚Und diese Heirath in England!' Ach, mein Herz, was sind das für Sachen. Man soll nie übers Vaterland hinausgehen mit seinen Angelegenheiten, denn die Leute aus der Gesellschaft glauben nicht an die Gesetze anderer Länder. ‚Und Alles kommt auf den Glauben an', sagte immer unser alter Doctor.

„Das Klügste wäre eben doch gewesen, Du wärst pflichttreu bei Deinem vortrefflichen Mann geblieben, dann hättest Du ja dem Andern ruhig einen Altar der Freundschaft in Deinem Herzen aufrichten können. Das wäre viel besser gewesen.

„Nun lebe wohl, Gott befohlen!"

„Was hat sie denn geschrieben?" fragte Köppert.

Es lag ein so gespannter Zug über dem eigenthümlichen Gesicht seiner Frau.

„Bist Du fertig?"

„Ja," sagte sie leise und reichte ihm den Brief hin.

Er las und lachte.

„Lach' nicht!" bat sie.

„Na! Weißt Du, es ist einmal ein Chalif gewesen — so ein großes Thier im Osten. Zu dem kommt ein Derwisch oder Hotscha in einer spitzen Mütze oder Gott weiß was für ein Kerl, und fällt dem Chalifen zu Füßen und küßt ihm den Kleidersaum und spricht: ‚Allergewaltigster, oder irgend so etwas, habe die Güte und hör' mich ma' an. Da ist nämlich ein gewisser So und So, der redet auf dem Markte über Dich ganz schändlich, sagt, Du bist nicht werth, daß die Sonne Dich bescheint u. s. w., und es sei eine Schande, Dich zum Chalifen zu haben — und man sollte . . .' Da winkt der Chalif und läßt den braven Mann gar nicht aussprechen, und es erscheinen zwei handfeste „Mander", wie sie hier in Tirol sagen, und führen den Schwätzer davon, um ihm zwanzig oder dreißig, oder Gott weiß wie viel der Chalif befohlen hat, aufzuzählen. Und der Chalif sagte: ‚Das ist dafür, mein Sohn, daß Du zugetragen hast, was Dich nichts anging und den Frieden störtest.' — ‚Aber der Andere?' schreit der Derwisch, während sie ihn davonschleppen, ‚der Andere!' — ‚Dich straf' ich, und Allah wird den Andern strafen,' antwortete ihm der Chalif. — Und ich werde mir die Freiheit nehmen, mit dieser schreibseligen Lotosblume einmal ein paar vernünftige Worte zu reden."

„Sie meint es gut," sagte die junge Frau düster.

„Donnerwetter!" ruft er im Aufspringen und indem er hastig seinen Rucksack auf den Rücken wirft: „Laß mich Deinen Namen nicht unnütz führen, heiliges Gut! Ja wahrhaftig, Grete, Du denkst jetzt nicht, Du hast ganz recht. Was fällt Dir denn ein, in einem solchen Gefasel das Gute zu finden?"

„Und mir schnürt's die Kehle zu!" ruft sie außer sich. „Ich weiß nicht, es ist, als hätte man sich selbst aus der Hand gegeben. Sie können mit Einem machen, was sie wollen. Solche Halbmenschen, wie diese Reinhard Wolfs, erkecken sich!" Sie ballte die schlanke Hand. — „Solche Menschen! Solche armselige Menschen. Pfui!" rief sie mit heißen Thränen. „So ein quabbliger Mensch, der jedes Loch ausfüllt. Er hat keine Ecken und läuft immer wieder zusammen wie ein Brei; auch wenn man ganze Löffel voll davon genommen hat, er bleibt immer ein ganzer Brei. Und so ein Mensch — so ein Mensch darf uns . . . —! Und gestern Abend hast Du gehört, wie sie im Gasthaus über uns sprachen? Wie sie uns ansahen! Und weshalb? Was mögen sie Alles lügen!"

„Grete, um Gotteswillen," sagte er scheinbar ruhig, aber es lag etwas wie Entsetzen im Ton, „Grete!"

Sie erhob sich: „Fort — fort!" rief sie und strich sich das Haar aus dem Gesicht und biß die Zähne auf einander. Dann sagte sie laut, immer unter Thränen: „Ich lache über sie Alle, Alle mit einander — ihnen zum

Trotz! Mögen sie lauern, mögen sie über Dich raisonniren, mögen sie thun, was sie wollen. Mögen sie uns verachten!"

„Bravo!" rief er. „Nun reck' und streck' Dich einmal tüchtig und laß das dumme Zeug."

„Soll ich?" rief sie mit blitzenden Augen.

„Freilich!"

„Und im Augenblick wird's geschehen sein!" stieß sie athemlos hervor.

Und es war im Augenblick geschehen, wie sie sagte. Sie stand ruhig vor ihm. „Siehst Du."

„Ja, ich sehe," antwortete er ihr glückstrahlend, und er faßte sie an der Hand und zog sie im Laufschritt einen grasbewachsenen, langgedehnten Abhang hinab.

„Fritz!" rief sie, „Fritz! um Gotteswillen! Ich kann nicht mehr! Ich falle! Laß doch!"

Er zog sie weiter mit sich und rannte leichtfüßig mit großen Schritten vorwärts.

„Nur keck! Immer zu! Nur keine Angst!"

Und sie hält mit ihm Schritt — umklammert seine Hand und läuft mit Todesverachtung.

„So jetzt!" sagt er und bleibt stehen. „Du bist gutes Material — man kann mit Dir schon etwas wagen."

Es standen ihr aber die Thränen in den Augen. Die Kniee zitterten, und sie athmete hastig.

„Das war albern von mir," sagte er. „Was sind wir für überreiztes Volk! Das muß abgeschüttelt werden. Eine verdammte Zeit, so nach dem Schiffbruch, auch wenn man nichts verlor, sondern noch Gott weiß was dabei gewonnen hat . . . Bist Du sehr müde geworden? Das war eine Albernheit. — Komm!"

Sie hatte etwas Geduldiges, etwas Eigenthümliches im Benehmen gegen ihn. Ihre Art, sich zu geben, stand nicht im Einklang zu ihrer rassigen Erscheinung. Eine vornehme, verwöhnte Frau benimmt sich nicht so. Nichts Ueberflüssiges in der Ausdrucksweise — nichts Spielerisches, nichts Anspruchsvolles. Trotz ihres tapferen Steigens, trotz ihres frischen Aussehens hatte sie das einfache Benehmen eines müden Menschen, von dem alles Unnöthige, was das Leben darum und daran krystallisirt hat, fortgehaut ist.

Nur jetzt kam es wie Uebermuth über sie. Sie standen unter altgoldgefärbten Lärchen. Tiefpfaublau schauten fern Berge durch die goldenen Schleier. Ueberall eine fieberhafte, beunruhigende Schönheit.

Sie sah ihm wie berauscht und entzückt in die Augen. „Daß das Leben so herrlich sein kann! So unerhört! Weißt Du, ich fühle eine Glückseligkeit — die ganz zu dem tollen Wunder hier paßt. Mir ist's, als wär' in mir eine große, große Melodie, die von mir aus Alles erfüllt und ganz so klingt, wie die Dinge jetzt ausschauen — so unmöglich — so, als könnte man nicht daran glauben. Weißt Du, als könnte man im gewöhnlichen Zustand es gar

nicht in sich aufnehmen. Man möchte sich Fieber wünschen und würde dann erst Alles genießen und verstehen."

Er küßte sie. „Weshalb braucht so ein prachtvolles Weib wie ein Künstler zu fühlen, weshalb? Was willst Du damit thun? Wozu —? Schrecklich!" —

„Schrecklich —, schrecklich," — wiederholte sie tief erregt. „Wenn Du wüßtest, was Du sagst! Als Mädchen, da habe ich gefühlt wie ein Mensch, der die Welt sich erobern will; so eine Kraft war in mir, daß ich meinte, mit dem kleinen Finger einen Eisenbahnzug aufzuhalten, wäre nichts Unmögliches. — Es hätte etwas aus mir werden können, hätte man mich gehen lassen, wäre ich arm geblieben und hätte arbeiten müssen. Dann kam die Heirath, die reiche, die Verwöhnung, die Zwecklosigkeit — die Langeweile — das Gefangensein, die große Verbummelung, das dem lieben Gott die Tage Stehlen — ach, und was Alles kam! Die große Oede, die dummen Gedanken, das sich innerlich Verzehren. Das Nervöse — das Uebertriebene, Alles, Alles, was das Leben verzerrt. Das kam und nichts mehr."

„Grete!" sagte er so gewissermaßen mahnend. „Grete!"

„Ja, und dann kamst Du!" rief sie jubelnd. „Nun will ich ganz für Dich leben, und Deine Kunst soll meine Kunst sein, und Dein Leben soll mein Leben sein. In Dir will ich erreichen, was mir versagt blieb. Das soll ein Ersatz sein!"

„Ein Ersatz! Also auch nichts Ganzes? Ein Weib muß etwas ‚Ganzes' sein."

„Muß," sagte sie lachend. „Mein lieber Junge, ein Weib ist eben auch ein Mensch, wie ihr, gerad' so halb und gerad' so ganz und gerad' so angefressen oder nicht angefressen wie ihr. Herrgott, wenn sich die Männer doch keine Ideale vom ‚Weib' machen wollten! Ideale fallen so komisch aus. Dein Ideal ist ein lauwarmes Bad, das alle Ecken und Stacheln liebevoll umspült, nicht wahr? wenigstens bequem für Dich."

„Grete," unterbrach er sie, „wenn Du wüßtest — diese Sehnsucht nach Weichheit, so von Jugend auf überfiel mich's wie krankhaft. Du mußt Dir so einen vereinsamten Kerl vorstellen — so einen Vorstigen."

„Und Deine Mutter?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, wie ich eigentlich zu der Dame gekommen bin und sie zu mir," antwortete er schroff.

„Fritz," rief sie erstaunt.

Er riß sich den Hut vom Kopfe und fuhr sich mit gespreizten Fingern durch das feste, feuchte Haar. „Ganz unbesorgt, das vortreffliche vierte Gebot habe ich leidlich gehalten, darüber kannst Du Dich beruhigen, mein Kind. Stell' Dir vor, eine große, kräftige Gestalt — schlecht zu Fuß, die Tritte schwer — schwer — schwer, so, als wenn sie einem beim Gehen aufs Herz träte, und eine breite Tiroler Schürze und gewaltige Schuhe und harte Hände — und immer in Angst und Sorge um alles Mögliche — und in Verzweiflung um ihren eingeborenen Sohn, der nichts kann und nichts hat und nichts vorstellt, und überall horchend und überall lauernd auf das Geschwätz — und von jedem Geschwätz beeinflußt — unfrei und mißvergnügt. Zu Weihnachten

brachte es meine Kindesliebe jedesmal zu einer Kiste mit Feigen und Orangen, und wenn ich die vor sie hinstellte, auch so lange ich denken kann, da hieß es regelmäßig: ‚Wie wird's aber nachher, wann's gar is.' So auf die Art."

Sie waren hoch, hoch oben in Bergeseinsamkeit. Es athmete sich so leicht, alle Mattigkeit war wie hinweggenommen. Lebenskraft durchrieselte den Körper. Der Grund, auf dem sie gehen, ist moosig. Ein wucherndes, spärlich von Graswuchs durchschossenes Moos. An manchen Stellen quillt das Wasser bei jedem Schritt und klatscht über den Füßen zusammen.

Hier oben ist's kühl. Die Herbstsonne wärmt hier nicht mehr. In der Luft liegt schon etwas wie frischer Schneehauch.

Eine ungeheuer klare Stimmung. Die bunten, flammenden Bäume sind zurückgeblieben, und nur die dunkle Kiefer steht in lichten Beständen. Am Waldesrand ein weltverlorenes Bauernhaus, und weit davon wieder eins und, so weit das Auge sieht, das schwellende, braune, nasse Moos, das allen Graswuchs überwuchert hat. Und durch das Moos schäumt ein tiefer, glasklarer Quell, eine lebendige, sprudelnde Ader.

Gewaltige Bergzüge sind aufgetaucht — Kegel und Zacken, und Alles wie aufgelöst in Klarheit. Die Nähe ist goldensonnig. Jenes goldig warme Licht, das die Herbstsonne, wenn sie auf ihrer Bahn abwärts geht, über die Erde gießt.

„Grete," sagt er, „da oben in dem Haus sollten wir sehen, ob sie nicht eine Milch für uns haben. Für Dich wird's gut sein, wenn Du in der Stube ausruhen kannst. Du bist heiß." Sie gehen.

Vor dem einsamen Haus ein abgeernteter spärlicher Acker und ein Gemüsegärtchen mit ein paar tiefgrünen Bieselstauden, ein hellgrünes, leuchtendes Rübenland, ein Stück Frühling mitten im Herbste.

Sie treten ins Haus.

„Unmöglich ist's doch schon Abendläuten," sagt Köppert.

Es summt ihnen entgegen wie aus einem Bienenschwarm, als beteten sie drin in der Stube das Ave.

Der uralte Hausflur, wie eine in Fels gehauene Höhle. Ein Stützpfeiler, von endlosem daran Hinstreifen abgeschliffen und polirt, trägt das graue, rohe Gewölb. Die Wände abgebröckelt, mißfarben. Der Erdboden aus Löchern, Senkungen, Steigungen bestehend, unglaublich holprig.

Sie stehen beide und warten, bis das Gebet zu Ende sein wird.

Aber es summt und summt fort.

Er geht und will Umschau halten, winkt ihr, zurück zu bleiben. Sie hat den Wink nicht bemerkt und folgt ihm.

Beide sehen zugleich in eine holzgetäfelte enge Bauernstube, aus der das Summen ruckweis laut an ihr Ohr schlägt.

Die Sonne scheint schräg durch zwei kleine Fensterscheiben über Bauernköpfen hinein.

Und mitten in dem engen Raum, auf einem schmalen Bahrenbrett, das mit einem weißen Tuch überdeckt und von vier brennenden Kerzen umgeben ist, ruht die Leiche eines Kindes — ein Bübchen mit gelb wächsernem

Gesicht, auf dem ein sonderbar stiller, trotziger Ausdruck liegt. Er trägt ein steifes Kränzchen aus silberweißen Blättern und weißen Papierrosen auf dem Kopf. Die gefalteten Händchen halten ein kleines, schwarzes Kreuz.

Niemand hat die Fremden noch bemerkt, die vor der Thür stehen.

Ein alter Bauer betet vor. Er ist ganz kahl und hat mitten auf dem Schädel, wie einen Knopf, eine runde Geschwulst. Er gurgelt und schnarrt die Worte und dehnt und würgt daran. Aber er spricht andächtig und langsam, und die draußen verstehen ihn fast und sind ergriffen trotz der fremdartig bäuerischen Laute und des wunderlichen Anblickes. Es ist keine groteskere Menschenverunstaltung zu denken, als die des würdigen Vorbeters. Er betet die uralte Litanei zu Ehren der Mutter Gottes, und er betet murmelnd:

„Du Ursache unseres Heils."

Die Andern summen dumpf andächtig:

„Bitt' für die armen Seelen."

Er betet: „Du geistliches Gefäß," die Andern: „Bitt' für sie."

„Du vortreffliches Gefäß der Andacht, Du geistliche Rose."

Und die Andern bei jeder Anrede: „Bitt' für sie." Dabei deuten sie sich mit drei zusammengefügten Fingern auf die Brust.

Das „Bitt' für sie" schwirrt durch die enge Stube, als flöge ein Flug Staare mit Geschwirr und Sausen unerwartet auf. Er: „Du Thurm David's." Die Uebrigen: „Bitt' für sie."

„Du elfenbeinerner Thurm,

„Du goldenes Haus,

„Du Arche des Bundes,

„Du Pforte des Himmels,

„Du Morgenstern" — — „Bitt' für sie."

So beten sie dröhnend weiter und immer weiter — unaufhaltsam.

Zu Häupten des Kindes steht die Mutter und spricht das „Bitt' für sie" mit den Anwesenden. Sie steht, ohne eine Miene zu verziehen, feierlich wie ein Mensch in Amt und Würden. Jetzt erreicht der breite Sonnenstrahl, der durch das Fensterchen fällt, den Kopf des zarten Kindes und vergoldet das Gesicht, das den stillen, trotzigen Ausdruck trägt. Das Gesicht leuchtet blendend, durchsichtig.

Der jungen, fremden Frau treten die Thränen in die Augen. Sie faßt bang nach der Hand ihres Mannes. So stehen sie. Sie sind beide ergriffen. Es ist Alles so fremdartig und einfach.

Ein Geräusch hinter ihnen läßt sie umschauen. Da sehen sie in einer dämmerigen Ecke einen ältlichen, verarbeiteten Mann an einem rohen Tisch sitzen, und vor dem Mann liegt ein Haufen würfelförmig geschnittenes Brot und mit seinem Taschenmesser schneidet er eben noch zwei Strutzen[1]) in gehörige Püffe. Darauf schichtet er Alles bedächtig zusammen, stützt den Kopf mit der einen Hand und hebt an, die Brotpüffe, die vor ihm aufgeschichtet sind, zu verzehren. Er ist ganz versunken in seine Beschäftigung und schaut

[1]) Eine Art Brot.

nicht nach rechts noch links. Jetzt tritt eine Pause im Gebet ein. Die Fremden werden bemerkt und angestarrt.

Die Bäuerin geht auf sie zu. „Grüaß Gott!“ Sie reicht beiden die harte Hand, als hätte sie sie erwartet, genau wie sie es bei jedem Bauer und jeder Bäuerin gethan hätte, die hereingekommen sind, um ihrem Kind die letzte Ehre zu erweisen.

„Na,“ fragt Köppert, „was ist denn bei Euch dem armen Büabel geschehen! I mein, da heroben gibt's keine Krankheit?“

„Du mai! — woll, woll genug! I woas nöt,“ sagte die Bäuerin langsam, „der Bua is nöt recht bei einander gewesen, a Wochen a drei schon. An Pfinstig[1]) war's, wia i überm Roggenacker“ — sie zeigte zum Fenster hin — „umiganga bin, hoat's auf oamal im Haus an Quengazer[2]) thoan; wia nochgschaut ha, is der Bua in soan Betterl hinwest. Die zwoa Altsten sin im Bergwerk. Der is der Jüngste gewesen. Er war halt an Halbtodter soan Lebtag.“

Sie zeigte auf die Brust. „Do hoat's g'fehlt.“ Eine alte, gebrechliche Frau mischte sich ins Gespräch. „Von den Kindern san öppes drei, mein' i g'storben.“

„Mit dem do vier,“ sagte die Bäuerin kurz.

„Miachel,“ rief sie, „Zeit isch.“

Sie ging zur Thür und schaute nach dem stillen Broteſſer.

„Der käut noch Brot,“ wendete sie sich zu den Fremden. „Doa läßt er sich nit gern stören. Beim Brotkäuen is er aufkommen. Des hänget em an, von den Bergwerken her hänget's em an.“

Das Gebet beginnt von Neuem. Der alte Mann mit dem kahlen Schädel und der sonderbaren Verzierung darauf betet weiter vor:

„Heilige Maria“ — die Andern: „Bitt' für sie.“

„Heilige Gottesgebärerin,

„Heilige Jungfrau aller Jungfrauen,

„Mutter Christi,

„Mutter der göttlichen Gnade,

„Du allerreinste Mutter,

„Du allerkeuscheste Jungfrau“ — „Bitt' für sie.“

Die Bäuerin tritt wieder wie in Amt und Würden zu Häupten des Kindes.

„Wie ruhig die sind,“ flüsterte die junge Frau ihrem Manne zu.

„Gott mag wissen,“ sagte Köppert, „zu was das Menschengeschlecht sich auswachsen will. So etwa fing's an wie hier — so simpel — Und jetzt? Die Nerven wachsen einem zu den Fingern heraus.“

Die Kerzen brennen trüb im Sonnenlicht, und dies Sonnenlicht küßt das arme, wächserne, trotzige Kindergesicht und das papierne Kränzchen auf dem blonden Haar.

---

[1]) Donnerstag.

[2]) Quengazer, etwas zwischen Seufzer und Schrei.

Und so warteten sie Alle mit einander, bis der Bauer sein Brot gekaut hatte.

Die beiden Fremden rühren sich nicht vom Platz und mischen ihre Stimmen mit in das „Bitt' für sie!" das jedesmal wie ein heulender Windstoß das enge Zimmer erfüllt.

Und der Bauer in der dämmerigen Ecke kaut und kaut, und das trockene Häufchen Brot schmilzt langsam dahin. Als der letzte Brocken verschlungen ist, erhebt der Mann sich schwerfällig, klappt sein grobes Taschenmesser mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung zusammen und schreitet an den Fremden vorüber in das Zimmer, ohne auf sie zu achten. Sein ungelenker Baß brummt in das „Bitt' für sie!" ungezügelt mit hinein.

Jetzt tritt wieder Stille ein.

„Miachel, Zeit isch!" wiederholt die Bäuerin.

„Woll — woll," ist die Antwort.

Der Bauer schlürft wieder hinaus und kommt mit einem weiten Tragkorb herein, auf dem ein Brett festgebunden liegt.

Jetzt schwillt das Gebet wieder an. Die Bäuerin tritt an die Bahre und nimmt das Bübchen vorsichtig mit sammt einem Federbettchen, auf dem es liegt, in die Höhe und legt es bedächtig auf den Korb zurecht.

„Guat liegt's," sagt sie ruhig. Sie deckt noch ein weißes Tuch über das Bübchen. Und der Bauer hebt den Korb auf den Rücken. Ein alter Mann hilft ihm dabei.

Und wieder setzt der Vorbeter rasselnd ein:

„Du Königin der Engel!" — die Anderen: „Bitt' für sie!"

„Du Königin der Patriarchen,

„Du Königin der Propheten,

„Du Königin der Apostel,

„Du Königin der Märtyrer,

„Du Königin der Beichtiger,

„Du Königin der Jungfrauen,

„Du Königin aller Heiligen!"

Und der alte Vater hält andächtig seinen abgeschabten Hut zwischen den Händen und betet mit den Anderen, den Korb auf dem Rücken.

Zwei, die neben den Fremden stehen, unterhalten sich halblaut: „Wann's der Miachel nöt war, an Anderer machet guat seine sieben Stunden."

„Sell woll, schlachter Weg."

„Woll, woll."

Köppert neigt sich zu dem Sprecher und fragt ihn, indem er auf den Korb deutete: „Weshalb muß denn das Alles sein?"

Sie starren ihn erst an, ohne ihn einer Antwort zu würdigen; dann sagt Einer: „Miachel is aus Latzfons gebürtig. Und die Leich' kommt zur Gotel[1]), die er in Latzfons hat. Morgen begraben sie's Büaberl dort."

---

[1]) Tante.

„Nach Latzfons?“ fragt Köppert erstaunt. „Und da geht der alte Mann jetzt allein übers Joch? — Wird ja gleich dunkel.“

„Sell woll.“

„No, schwer hat er's grod nöt, 's war nur a kloans, letzes[1]) Büaberl.“

Draußen um das einsame Haus weht der frische Bergwind und schüttelt an den Fensterläden. Wolken sind über die Sonne gezogen. Die Stube mit den winzigen Fensterchen liegt im Dämmer.

Die Bäuerin nestelt noch etwas an dem Korbe. Die Bauern schlurfen mit ihren genagelten Schuhen im engen Zimmer und rüsten sich zum Aufbruch. Es wird dumpf gemurmelt.

Die alte Frau, die sich vorhin in das Gespräch zwischen der Bäuerin und den „Herrischen“ gemischt hatte, fragte jetzt: „Miachel, hast die Lantern a bei Dir?“

„Noa, brauch' i nöt.“

„Woll — woll!“ sagte die Alte eifrig. „Miachel, ohne Liacht übers Joch!“ Das war der Alten doch nicht geheuer.

„Mia kimma scho ummer,“ sagte der Alte zuversichtlich.

Die Frau widersprach noch einmal und schüttelte den Kopf. „Oane Liacht übers Joch! 's is nöt guat. Na — das muast nöt thia, Miachel.“

Der Brotesser achtet aber nicht weiter auf sie. „So, lebt g'sund, pfüat Gott!“[2]) brummt er und schon im Hinausgehen auf Alle.

Als Gegengruß: „Zeit lassen — Zeit lassen, Miachel, Zeit lassen!“ gurgelt und kollert es aus den ungelenken Kehlen.

„Gschiacht scho! Gschiacht scho!“ antwortet er, wie es sich gehört, darauf.

So geht er dahin mit seiner Last über den ausgetretenen, ausgearbeiteten Flur zum Haus hinaus. Die beiden Fremden folgen ihm langsam und sehen ihn durch das tiefe, braune Moos stapfen, das allen Graswuchs fast erstickt hat.

Der alte Weidenkorb knackt und knistert. — Jeder Laut ist hier oben so klar, so weit tönend.

„Daß der ohne Licht übers Joch kommt, glaub' ich schon,“ meinte Köppert gedankenvoll.

„Ob aber wir?“

„Wie meinst Du?“

„Ich mein' nur so.“

Er reckte sich und schüttelte sich und schob seinen Rucksack zurecht. „Jetzt aber heißt's Beine machen. Ins Dunkel kommen wir nun; aber hinab geht's überall rasch. Also los!“

„Was ist das unter diesen Leuten für eine Welt,“ meinte die junge Frau.

„Eine gesunde Welt! Ich hab's ja gesagt, das Leben ist für Bauern gemacht, die werden damit fertig.“

Sonnenuntergang noch auf Bergeshöhen. Ein rosiges Leuchten der fernen Felskolosse, ein Strahlen und Schimmern. Ein weißes Glühen wie aus einem Riesenkalkofen, ein Zucken unter den flammenden, herbstlich gefärbten Bäumen,

---

[1]) Kümmerliches.

[2]) Behüt Gott.

das feuchte Erdreich tiefdunkel wie Kohle, die nahen Bergzüge lila-bräunlich schimmernd wie malvenfarbener Sammet. Eine Pracht und Stille — ein Glühen und Erhöhen aller Farben. Mit einem Male Erlöschen, Blässe und Fahlheit. Die eben noch rosigen Felsen stehen leichenhaft grau-lila, und dann die weiche, lang anhaltende Dämmerung.

Als das Dunkel herein bricht, sind sie schon weit abgestiegen — die Lichter des grauen Rattennestes flimmern zu ihnen herauf.

Allerlei Laute schlagen ans Ohr. Fernes Hundegebell, das Signalläuten auf dem Bahnhof, das Schnaufen und Stöhnen der Locomotive, das Knarren eines schweren Fuhrwerkes. Da sind sie wieder unter dem Menschenvolk.

Bei dem Abstieg ist sie heiter und muthwillig gewesen, tapfer und frisch. Jetzt, als sie vor dem uralten Gasthof stehen und eben den dunkeln Treppenschacht hinauf gehen wollen, hält sie ihn hastig zurück und sagt tief aufathmend: „Wart' einmal!"

„Nun?"

Die lauten Stimmen der Gäste, Lachen, Lärmen dringen bis zu ihnen herab.

„Nun, was denn?" fragt er wieder.

„Warte," wiederholt sie befangen. „Weißt Du, ich gehe gleich hinauf in mein Zimmer — ich bin müde."

„Müde?"

„Ich fürcht' mich," sagt sie kurz.

Drittes Capitel.

In München.

Ein Wintertag in München. — Nach langanhaltender Ostluft ist der Wind umgesprungen, weht aus Westen und hat Schnee gebracht. Die Stimmen auf der Straße haben etwas Frisches bekommen. Und es sind junge Stimmen, die so lebendig klingen. Die alten Stimmen werden vom Schneefall längst nicht mehr erhöht, auch wenn die Flocken, wie jetzt, in großen weißen Fetzen herabwirbeln. Uhren und Glocken klingen gedämpft; die Pferdebahn gleitet weich und dumpf und holpernd dahin.

Es liegt etwas wie Jauchzen in der Luft — die Flocken wirbeln die langweilige Alltäglichkeit aus der Stadt. Sie bringen etwas von Freiheit, Natürlichkeit und übersprudelndem Leben, und junge Herzen hüpfen beim Schneefall.

In der langen, öden Theresienstraße, in der Haus an Haus steht, ohne Abwechslung von Baum und Garten, ist es auch, als sollte die festeingebaute und gemauerte Langeweile endlich einmal erschüttert werden.

Es schneit und schneit, die Leute laufen, der Wind fegt den Schnee zu schlanken Wehen an, in welche die Straßenbuben jubelnd hineinstolpern, um mit den Schuhspitzen darin zu wirthschaften.

Feierlich ist's oben unter den Dächern. Die Leute, die im vierten Stock wohnen, in den Quartieren mit den schiefen Wänden, haben einen wunderbaren Eindruck, als läge ein nebliges, weißes, wogendes Meer vor ihnen.

Da ist eine Malerwohnung, ein Atelier, dessen Riesenfenster hoch über das Dach ragt. Der Wind klebt flockige Schneemassen an die Glasscheiben fest. In dem hohen Raum ist's still und kalt. Es ist keins jener üppigen Ateliers, jener Nester voll Behagen und Luxus, sondern ein ernster Raum — eine Arbeitsstätte.

Das Quartier hat noch zwei Zimmer, alle mit schiefen Wänden, aber hoch und luftig. Und aus allen Fenstern kann man jetzt dasselbe Schauspiel haben, ein feierliches Wehen und Wogen hoch über dem Menschentreiben — Gewalten toben in dieser Höhe, von denen die heute in der dämmerigen Straße nichts wissen.

In der kleinen, schmalen Küche dieser Wohnung treiben zwei Mägde ihr Wesen, die Köchin und die Landsmännin der Köchin, ihr Besuch, Tirolerinnen. Sie sind mit Abspülen beschäftigt.

Die Köchin ist ein kleines, junges, häßliches, einäugiges Weibsbild mit überlangem Oberkörper. Sie thut sehr behende, um der Andern, wie es scheint, zu imponiren. „Mach zu," sagt sie. „Hast Du den Suppentopf schon gehabt?"

Victor, ein schwerfälliges, langsames Geschöpf mit breitem Gesicht und breiten Hüften, auch ganz jung, antwortet: „I hoan schon derwuschen, awer reacht schean is er nich."

Die Köchin greift danach und spült ihn noch einmal energisch: „Schau, daß Du weiter kimmst, wann's so treibst." Dabei dreht und wendet sie sich wie eine Bachstelze.

Die derbe Victor sieht ihr versunken und bewundernd zu.

Die kleine freche Köchin singt halblaut:

„Koan Zoan mehr in der Gosch
Und zittar wia a Frosch!"

„Koalt is," sagt Victor.

„Ja, in dem miserabeligen Nest is kalt" —

Victor schaut wie versunken auf jede Bewegung ihrer Freundin. „Woan i nöt so a kurzer, dicker Riegel, so a broatstocketer wampeter wär, — i moan, i kriagt a an Schatz?"

„I moan a —" sagt die Köchin gönnerhaft und wiegt sich in den Hüften und schaut mit dem einen Auge so unternehmend, als fehle es ihr an dem besprochenen Artikel durchaus nicht.

„Jo, Du verstehst's!" meint Victor, „bei mir langt's halt nöt."

„Trink Kaffee, do is einer," sagt die Köchin wieder gnädig.

„I hoan schon viel inni epampft!"

Victor gibt sich eben mit etwas ganz Anderem ab als mit Kaffeetrinken. Sie macht sich um ihre weiblichen Reize Sorge. Sie ist ein sonderbares Mädchen, hat sich hier im Hause ganz eingenistet und hält wunderlicher Weise fanatisch zu der kleinen, häßlichen Köchin.

„Da hobelt er wieder," sagt die Köchin höhnisch.

„Der Herr," brummt Victor vorsichtig.

„Jo, wer sonsten? Umeinandgangen is er heut wieder wie an angebrannte Wanzen. Thun thuat er jezt wieder nixen, vor lauter daß er grantig ist.

Das Atelier heizen wir gar nöt. Er will nöt inni gehen. Sel is g'scheidter. I hon Kohlenschweinerei a so a gnua. Aber die Hobelbank in der Wohnstuben! — I bedank mi — wenn Dans kommen thät, saftig! — Schamen thät i mi! Dem sei Frau möcht' i nöt sein."

„Was würd'r denn a mit so'n Kitz thian?" fragt Victor. „Es sein dächt seine Leut, Dein Herr und Deine Frau."

„Fein schon," antwortet die Köchin, „sie b'sunders, aber i möcht's nöt sein. Heunt hat's wieder nöt reden kennen vor lauter daß 's gereart hat! S'isch holt alle Tag eppas. — Und dann sind's wieder narret vor Liab. Sie immer hinter ihm drein, als wenn er a kloanes Kindl wär! Un die alte Frau Muatter unten macht ihnen den Kopf warm. Ruh geben's all nöt. Na! Wann i ging, dann pfüat Di Gott du scheane Gegend. Das möcht' i nöt derleben, denn ging's Haus aus'm Leim."

„Wann Du gingest?" fragt Victor ganz verdutzt und schaut sich in der Küche um, in der die freche Person Alles herumgestellt und geworfen hat, daß es eine Schande ist. „Was schaffst denn Du hier so B'sunders?" fragt sie verblüfft lachend.

Die Köchin aber dreht und wendet sich wichtigthuerisch und achtet gar nicht auf den Zweifel ihrer Freundin. Sie fühlt nur die bewundernden Blicke, die das derbe Mädchen auf sie wirft. Ja, und Victor ist auch schon wieder dabei, ganz versunken zuzusehen, wie Fanny, die Köchin, mit den Röcken schwippt, einen Topf schwenkt, dabei hinaus nach den Nachbarfenstern mit ihrem einen Auge kokettirt.

Victor vergißt, daß all die Künste ihrer Freundin nur mit einem Auge gethan werden und mit einem häßlichen, frechen, üppigen Körperchen. Sie bewundert das Weib in ihr. Sie bewundert das, was ihrer eigenen vierschrötigen Person fehlt, und nichts Anderes.

„In Kürze kriagt unser Herr Besuch von an Herrn," sagt die Köchin. „Sie haben drin an Brief auf'n Tisch liegen lassen. Mir is butti."

„Ist's an Moler?" fragt Victor.

„Woas nöt, gut beinander scheint er nöt zu sein. I hon nöt all's lesen gekennt, aber er kimmt, weil's 'm nöt reacht eretrig isch."

„So," sagt Victor, „da soll er nur sei Herzl z'ammhalten!"

Dabei schaute sie auf ihre angebetete Landsmännin.

„Selm woll, so an Gimpel dös fehlt mir, han a so a gnug."

Dabei schwippte sie wieder unternehmend mit den Röcken und fegte mit dem Besen Kehricht unter den Schrank — worüber Victor bedenklich den Kopf schüttelt, aber nichts sagt.

Im Wohnzimmer, aus dem regelmäßiges Geräusch dringt, das langgezogene Schürfen eines Hobels, dann wieder das Schnarchen einer Säge, die energisch geführt wird, steht Frau Grete am Fenster und schaut in das feierliche Schneetreiben hinaus. Köppert arbeitet an der Hobelbank mit wüthendem Eifer. Die Späne fliegen, bedecken den Fußboden; im Ofen steht ein Leimtiegel und schmort und riecht, wie Leim riecht. Dies Alles geht in einem behaglichen Zimmer vor sich, das sich sehr wenig zur Werkstatt eignet.

Köppert hat es nach besten Kräften für seine Frau eingerichtet. Sie sollte es behaglich haben, sie sollte ihre frühere, elegante Lebensweise nicht allzu sehr vermissen.

Er selbst hat von jeher eine herbe Umgebung geliebt. Sie durfte nicht weichlich, nicht farbig sein — durchaus seelenberuhigend simpel. Das weiche Nest für Grete aber hatte er mit einer wahren Kinderfreude zusammengetragen, war bei Antiquaren umhergestiegen, in elegante Läden gegangen und hatte schließlich ein kleines Wunder mit wenig Mitteln und großer Mühe zusammengebracht. Grete war ganz entzückt davon gewesen und hatte ihn immer von Neuem versichert, daß sie nie in ihrem Leben einen so sympathischen Raum gekannt habe, wie jetzt ihr eigenes Zimmer.

Und nun hatte sie ihm erlaubt, die Hobelbank hineinzustellen und seinen mächtigen Werkzeugkasten, den Leimtiegel, die schmierigen Flaschen mit Beizen und Gott weiß was, die Bretter und großen Schraubenzwingen, und er durfte nach Belieben wirthschaften, weil es ihm jetzt unmöglich war, in seinem Atelier sich aufzuhalten. Es hatte ihn eine schwere Arbeitsunlust gepackt; er konnte den Anblick der eigenen Arbeit nicht ertragen.

Zu solchen Zeiten war die Hobelbank seine Zuflucht. Die derbe Arbeit rüttelte und schüttelte ihn wieder auf. Nur vom Atelier mußte er dann fern bleiben — durchaus. Und sie hatte ihm ihr Zimmer gutwillig angeboten, ohne daß ihn auch nur ein Schatten von Unwillen berührt hätte.

Grete war gut gegen ihn, hülflos gut. Er empfand an Allem, was sie that, daß sie es ihm gut machen wollte. Wenn wir ein Glied an unserem Körper überhaupt fühlen, ist es nicht ganz richtig damit, war so sein Gedanke dabei. Volle Gesundheit spürt man nicht.

Heute Morgen hatte er Grete über ein Zeitungsblatt in heißen Thränen geneigt gefunden. Es war eine Besprechung seiner Arbeiten und seiner Richtung. Irgend ein Klugschreiber hatte darin vortrefflich bewiesen, daß Köppert's geniale Beanlagung, die vor Jahren das Beste hoffen ließ, durch Experimente und die ungesunde Richtung, die sie genommen, vorzeitig erschlafft sei, und daß man mit Bedauern u. s. w. Also mit einem Worte: ein kluger, ausgezeichneter Mensch hatte ihm öffentlich den Lebensfaden unterbunden. Eine regelrechte Hinrichtung vor den Augen der Welt.

Und Grete hatte dieses Blatt mit zitternden Händen, außer sich, fassungslos gehalten.

„Von wem hast Du's? Wie kommst Du dazu?" hatte er sie gefragt, aber keine Antwort bekommen. Es hatte sie wie ein Entsetzen gepackt.

Schließlich erfuhr er, daß sie es sich durch Mathilde hatte verschaffen lassen.

„Wie kam die darauf?"

„Sie hat mir davon erzählt."

„So." Er war vollkommen kühl.

„Weißt Du, dies Ueberall-Hinhören und Herumhorchen ist Deiner nicht würdig, überlaß das der Mutter. Mein Gewissen und meine Widerstandskraft habe ich mir Gott Lob dressirt. Was geht mich so ein Wisch an?" Er hatte Grete das Blatt aus den Händen gerissen, die Ofenthür mit dem Fuß

aufgemacht und das Blatt ins Kohlenfeuer geworfen. „Aber daß ich noch nebenbei Lotosblumen und Gralsschüsseln dressiren soll — das — damit habe ich nicht gerechnet.“ Lotosblumen, das war und blieb nun einmal sein Lieblingsausdruck für Frauenzimmer. „Thut Eure Menschenarbeit doch selbst, zum Donnerwetter, wenn Ihr Menschen sein wollt! Das Erste von allen Dingen ist das Sich-selbst-Ueberwinden — das Allererste — alles Andere ist Firlefanz. — Da unten, die Mutter,“ er stampfte mit dem Fuße auf, „da hat mir das gebenedeite vierte Gebot nicht gestattet, ihr meine Herzensmeinung zu sagen — aber Dir — Du sollst mir gleichwerthig sein. Herr Gott! Hast Du je ein Gradirwerk gesehen? Wie die salzige Lauge durch die Dornenwände tropft? Riesenhoch. So eine Dornenwand ist man selbst und das salzige Leben. Tropfen für Tropfen ohne Aufhören rinnt an Einem herab, und die Dornen haben das große Werk zu thun. — Ja, weißt Du mein Herz, ins Blaue hinein läßt's sich nicht leben. Man muß nur wissen, daß man ein Stück Asket ist, dann geht's — dann ganz gut.“

Köppert stand in seiner Hagerkeit so fest und kühl vor ihr.

Sie weinte und weinte.

„Du bist heute nicht fähig, mit mir zu denken,“ sagte er, „Du sitzest, Gott sei's geklagt, in der Patsche, nicht etwa heute erst — bewahre. Weißt Du, in dem verfluchten Rattennest fing's deutlich an, wo Du Dich vor den fremden Fratzen gefürchtet hast — da fing die Unfreiheit an. Und dann kam das und das und alle Nasen lang etwas Anderes und immer dasselbe. Was hast Du denn gedacht, als Du mir gehören wolltest?“

Sie weinte und weinte.

Er faßte sie an der Hand und führte sie zu der Thür, durch welche man vom Wohnzimmer ins Atelier gehen mußte. Eine mit weißer Oelfarbe gemalte Thür, auf der eine ganze Reihe dünner blauer Strichelchen zu sehen war, derartige Striche, wie der Wirth sie seinen Gästen ankreidet.

„Siehst Du,“ sagte Köppert, „jetzt muß ich wieder einen machen, Grete! Sieh nur! Gestern drei — vorgestern — und so weiter. Siehst Du: Den Ersten — den Zweiten — den Dritten — jeden Tag im Monat Striche — das heißt: Verdorbene Stunden. Du hast's nicht glauben wollen. Jetzt siehst Du's. Gute Menschen, die sich lieben, zanken miteinander! Das ist eine Abscheulichkeit! Wenn wir nicht zu einander halten, wer soll's denn thun? Das ist's eben: Du überschaust nicht. Weißt Du, was ich der Mutter sagte, als sie einmal meinen Ofen heizte? Mutter, Du mußt weniger mit Kohlen, aber mit mehr Vernunft heizen. Merk' Dir's!“

„Das läßt sich alles recht gut sagen, was Du sagst,“ erwiderte Grete verwundert. „Ich lese, daß alle Leute jetzt erfahren, Du seiest ein Mensch, von dem nichts mehr zu hoffen ist — und soll ruhig dabei bleiben! Meinetwegen ja, weshalb nicht ruhig — äußerlich ruhig, aber ob ich den Schmerz verbeiße oder nicht, da ist er doch.“

„Soll aber nicht da sein — braucht nicht. Natürlich müssen sie irgend etwas schreiben! Der das Zeug geschrieben hat, findet eben, daß ich verbummelt bin; ein Anderer, wenn das Glück gut ist, findet, daß ich ein Halb-

gott bin — ganz gleichgültig! Die Hauptsache ist, wie man sich selbst findet. Augenblicklich sag' ich Dir, bin ich schändlich nervös. Du glaubst nicht, was für eine Anstrengung es ist, Dich zu trösten."

Er lief im Zimmer auf und ab. „Und es ist ja nicht das allein, daß Du Dich heut' über das Blatt geärgert hast. Gestern war das — morgen kommt das. Heut' schneidet Einer über die Trauung in England ein bedenkliches Gesicht — morgen grämst Du Dich, daß wir arme Teufel sind, und machst Dir Geldsorgen, übermorgen grüßt Dich wer nicht — in acht Tagen bringt die theure Mathilde einen frischen Klatsch, oder Du findest, daß keine Menschenseele zu uns kommt, daß wir gemieden werden."

„Es kommt auch Niemand," sagte sie düster.

„Herr Gott, noch einmal, Grete!" rief er. „Wenn wir nur wollten — Jeder käme. Und wenn sie kämen! Uebrigens habe ich Dir ja gesagt, Noring kommt."

„Ja," sagte Grete, die heute von böser Laune ganz benommen war, „aber in welcher Verfassung, um Gottes Willen, wenn er's selbst sagt!"

Da brauste Köppert auf! „Verfassung! Verfassung! Ich bin kein Freund vom Alkohol. Das weißt Du, aber darauf kommt es jetzt nicht an. Er ist krank, vergiftet — . . . Vom Alkohol oder vom Leben vergiftet, oder was weiß ich — von Rattengift — von Hunger — von Enttäuschung — von Wuth oder durch irgend eine Kupferotter — durch irgend etwas eben vergiftet! — eben kurzweg einfach vergiftet! und da ist mein Haus sein Haus — jetzt wie es sonst auch war."

Köppert machte sich an seiner Hobelbank zu schaffen. „Ich hab' Dir's ja zur Genüge erzählt, wie brillant mir's gegangen ist. — In der schönen Zeit, in der ich am Morgen nie ahnte, mit was ich Tags über mich durchfuttern sollte — ah was — famose Zeit! Da war ich draußen, Studien malen — bei Dachau herum. Ein, zwei Tage Studien malen ohne einen recht vernünftigen Bissen — einfach wüthend — vor Hunger und Abspannung. Von Dachau wieder herein. Hier in den Straßen herumgelungert und speculirt. Da begegnet mir Noring. Noring war gerad' so brillant gestellt wie ich, aber heute hatte er fünf Mark für eine große Studie von einem Tandler bekommen, und mit den fünf Mark wollte er einer Kupferotter von Zimmervermietherin, die ihm die Hölle heiß machte, den Mund stopfen. Wie er mich sieht und Alles begreift — wir gehen gerade durch die Maffeistraße —, sagt er: ‚Wart!' und ist im Laden von Bader und Lang verschwunden. Wie er heraus kommt, hat er ein Paket unter dem Arm, und aus dem Paket schaut der Knochen einer frisch gebratenen Kalbskeule etwas heraus. ‚Freß mer'sch' sagt er — und wir beiden rennen mit einander auf seine Bude, stürzen vier Treppen hoch hinauf. Das Wasser läuft uns beiden im Munde zusammen. — Die Zimmervermietherin vertritt uns den Weg und keift und will ihr Geld — Noring schiebt sie bei Seite, und wir verriegeln uns in seiner Bude und fressen die Keule. Ich seh' sie noch. Bader und Lang hatte schon gehörig davon abgesäbelt, und es war ein Kalb mit Riesenknochen gewesen, aber was noch daran war, war göttlich! Unterwegs hat Noring noch einen Laib Brot mitgenommen.

Wir jauchzten auf und knirschten mit den Zähnen. Raubthierwonne! So eine Kalbskeule vergißt kein Mensch, auch wenn er Vater und Mutter vergessen sollte!"

Köppert hobelte mit einer Vehemenz, als wollte er sein ganzes Brett in lauter Hobelspäne auflösen.

Das war die erste Morgenstunde des Tages gewesen. Köppert war bei seiner Beschäftigung geblieben. Grete hatte bedrückt dies und jenes gethan.

„Bist Du gut?" hatte er sie ein paar Mal gefragt.

„Ja, gut."

„Das ist nicht gut — gut ist anders. Gut, wenn man ‚gut' sagt, muß es wie eine Glocke klingen."

Dabei hobelte er wüthend.

„Das sind jetzt, glaub' ich, drei Wochen, daß Du nicht malst," hatte sie einmal so nebenbei bemerkt.

„Zählst Du? thu das nicht."

Und er hobelte und hämmerte und sägte — fand kaum fünf Minuten, um zu Mittag ein paar Bissen zu essen — sie war und blieb trübselig.

Dann begann das Schneewetter.

Da schaute sie zum Fenster hinaus mit dunkeln Gedanken. Es tauchte einer nach dem andern auf.

Ein spitzer Windstoß spritzte den Schnee von den Dächern. Dann kam ein weicher, voller, der bildete ganze Wogen von Schneestaub, und große Flockenfetzen sanken mild und dicht nieder.

„Ach, ich weiß nicht," sagte sie, „heute erstickst Du mich mit Deiner Wirthschaft hier; kein Fleckchen, auf dem nicht etwas liegt."

In diesem Augenblick zischte es im Ofen. Der Leimtiegel war übergelaufen und verbreitete einen erstickenden, ekelhaften Dunst.

Köppert bemühte sich, den Schaden wieder gut zu machen.

Sie fühlte, wie ihr Alles schwer auf den Nerven lag.

Jetzt schellte es.

„Wer zum Teufel!" sagte Köppert. „Horch doch!"

Stimmen. Jetzt sprach Fanny.

Da ging etwas draußen vor sich.

Fanny die Köchin kam hereingestürzt in einem fragwürdigen Aufzug, schlumpig, wie sie immer zu gehen liebte, und mit ihren schwarzen Kohlenhänden war sie sich ins Gesicht gefahren.

„Feine Herrschaften!" stieß sie im scharfen Flüsterton hervor. „Sollen sie 'rein?" Dabei hielt sie zwei Visitenkarten in der Hand.

Frau Grete stieg bei dieser wilden Art, Besuch zu melden, die Gluth der Scham ins Gesicht. Wie lächerlich, wenn sie an die Vergangenheit dachte, und wie strafbar indolent von ihr, daß sie hier jetzt Alles gehen ließ, wie es ging. Diese schwere Müdigkeit, die, nachdem alle tödtlichen Erregungen vorüber waren, sich über sie gelegt hatte! . . .

„Ich lasse bitten," sagte sie.

Ein Blick durch das Zimmer ließ ihr das Herz heftig schlagen.

Sie bemerkte, wie Köppert in seinen Rock fuhr; er arbeitete in Hemdsärmeln. Die blaue Arbeiterschürze hatte er aber vergessen abzulegen.

Fanny in ihrer Fahrigkeit hatte die Karten wieder mit hinaus genommen, ohne sie vorzuzeigen.

Herr und Frau Reinhard Wolf traten ein. Frau Natalie in dem erwähnten fabelhaft chiken schwarzen Pelzmantel. „Belle femme“ im classischen Styl. Und im Bewußtsein ihrer bekannten Schönheit und im Bewußtsein, Barone, Börsenbarone, feudale Barone, Grafen, Fürsten, Herzöge u. s. w. zu ihren Bekannten, das heißt näheren Bekannten zählen zu dürfen, im Bewußtsein, die Frau des berühmten Mannes zu sein, im Bewußtsein, einen Salon und drei Zimmer im Hôtel Continental für diesen Winter zu bewohnen, im Bewußtsein, mit Kammerjungfer und Diener zu reisen — so trat sie ein.

Herr Reinhard Wolf war draußen mit Fanny's Hülfe aus dem Pelz geschlüpft, tadellos wie ein frischgelegtes Ei. „Comme il faut“ in des Wortes tiefster Bedeutung, ein wenig feist, gerade so viel, um absolut glatt zu sein, ein wenig früh ergraut, gerade so viel, um interessant zu sein — weiche Bewegungen, feine, strahlende Wäsche zu einem Anzug, den ein Uebermensch einzig und allein zum „five o'clock-tea“ geschaffen hatte.

Das Berühmtsein kleidete ihn. Er hatte eine reizende Art, dies Berühmtsein etwas bei Seite zu schieben und wie ein Acteur bei der Begrüßung zu lächeln. Er trug wahre Kunstwerke an chiker Fußbekleidung und trat, wenn er auf eine schöne Frau zuging, gewissermaßen weihevoll auf den Zehen auf. Das sollte etwas heißen — und die schönen Frauen verstanden ihn auch und verehrten ihn.

Und so ging er jetzt auf Frau Grete zu.

„Verehrteste Freundin,“ sagte er, hatte sich aber, wie es schien, im Stimmregister geirrt und das Condolationsregister gezogen.

Es klang so impertinent mitleidsvoll.

Frau Grete schoß die Gluth in die Wangen, sie durchschaute Alles — sie verstand Alles. Wie hellsehend sah sie mit Reinhard Wolf's und Frau Nataliens Augen!

Reinhard Wolfs waren im Hause ihres ersten Mannes oftmals Gäste gewesen, hatten diesen Verkehr energisch gesucht. Ein reiches und vornehmes Haus wußten sie außerordentlich zu schätzen.

Sie hatten sich beide früher um Frau Grete's Gunst höchlichst bemüht.

Und jetzt zeigten sie so etwas „Glimpfliches“ im Benehmen, so etwas „Nachsichtiges“.

Sie schauten sich einmal gewissermaßen mit einem einzigen großen Blick, der Alles in sich aufsaugte, im Zimmer um, dann vermieden sie augenscheinlich rücksichtsvoll jedes weitere kritische Umherschweifen der Blicke. Sie sprachen gehalten mit Köppert, theilnehmend mit Grete — sehr liebenswürdig und tadellos.

Herr Dr. Reinhard Wolf unterhielt sich mit Frau Grete, ganz als wäre nichts vorgefallen, von ihren früheren gegenseitigen Bekannten. „Haben Sie kürzlich von unserer theuren Excellenz Gaßner gehört?“ Oder im angenehmen,

salbungsvollen Ton: „Graf Eckenthal's goldene Hochzeit ist nun doch, wie wir schon damals voraussahen, in Dresden gefeiert — höchst begreiflich, daß diese vortrefflichen Menschen sich in derselben Kirche trauen lassen wollten, in welcher ihre grüne Hochzeit stattgefunden. — Wissen Sie, ob Maurice gegenwärtig sein konnte? Der Arme war ja wirklich leidend. Das letzte Mal, als ich ihm meinen Besuch machte, schien er mir etwas abgemagert, war aber, ich versichere Sie, ganz fleur d'orange zu mir . . . Und Ernest — natürlich mit Frau und Kind" — oder: „Unsere hochverehrte Baronin Weitenheim mußte leider diesen Winter schwer die Influenza durchmachen. Natalie und ich fühlten uns buchstäblich verwaist, wenn nicht unsere herrliche Fürstin Kotkoff gewissermaßen an deren Stelle getreten wäre" u. s. w.

„Sie sind etwas schmäler geworden," wendete Frau Natalie sich zu Grete, in langgezogener Sprechweise. „Ich glaube, eine Zeit, wie die, die Sie durchleben mußten, mag sehr mitnehmen."

Auf Frau Grete's Zungenspitze schwebte eine gereizte Antwort, die etwa so gelautet haben würde: „Niemand weiß das besser zu beurtheilen, als Sie selbst, verehrte Frau, aus eigener Erfahrung." Statt dessen aber fragte sie in Verwirrung nach einem Ehepaar, das sie auf ihrer Reise kennen gelernt hatten, dessen Geschichte in kleinem Kreise Staub aufgewirbelt hatte. Die junge Frau hatte dasselbe Schicksal wie Frau Grete und ihrer Zeit Frau Reinhard Wolf gehabt.

Das Paar war mit Wolfs näher bekannt geworden.

Frau Natalie aber nahm eine besonders gleichgültige, kühle Pose an, als dieser Name genannt wurde, schaute zerstreut durch ihre Lorgnette und sagte nachlässig: „Ich kenne die Leute nicht — nein."

„Nein" — sagte der Gatte ebenso nachlässig. „Unbekannt."

Sie zeigten beide eine eisige Miene.

„Brillant!" brummte Köppert undeutlich vor sich hin. Er saß wie im Schauspiel und amüsirte sich.

„Nun, wie steht's mit der Kunst," fragte Reinhard Wolf gnädig, um etwas Anderes zu berühren.

„Vorzüglich!" sagte Köppert, „Sie sehen, ich tischlere. Ich thue schon seit Wochen nichts."

„O weh, — o weh," antwortete Herr Reinhard Wolf.

„Das müßte Ihnen," unterbrach ihn Köppert lächelnd, „bei Ihrer Richtung, die sie so glücklich vertreten, doch angenehm zu hören sein, wenn ein sogenannter ‚Moderner' seine Zeit mit etwas Unschädlichem verbringt . . . Alle Modernen sollten eigentlich in einen Riesenballon gepackt werden, und wenn der so vollgepfropft wie ein Heringsfaß ist, und so hoch gestiegen — wie möglich, dann die Stricke anschneiden — ein — zwei — drei — und fort damit!"

„Oh — oh! Sie sind also enragirt modern?" fragte Herr Reinhard Wolf, als wüßte er von Köppert nicht das Geringste.

„Vielleicht erinnern Sie sich eines oder des andern meiner Bilder, die sagen doch schließlich *etwas*," bemerkte dieser.

Herr Reinhard Wolf aber fand es gut, darauf nicht zu antworten. Er sprang mit großer Geschicklichkeit auf ein anderes Thema über.

Es schellte schon wieder draußen.

Frau Grete fuhr es wie ein Stich durchs Herz. Sie empfand sich wie ein Mensch ohne Haut. Alles that ihr weh. Alles erschütterte sie bis in die innersten Nerven.

Sie fühlte wie etwas Körperliches die Mißachtung Reinhard Wolf's gegen ihren Mann. Er hatte eine Art, ihn nicht recht zu beachten, über ihn wegzureden, die ihr das Blut ins Gesicht trieb. Sie fühlte in diesem Augenblick eine unsäglich tiefe Liebe. Ein Gefühl, so übermächtig und qualvoll, ein Empfinden, das nur in der Sonne gedeihen wollte.

Die Köchin hatte das Schellen überhört.

Es schellte zum zweiten Male.

„Großer Gott!" dachte Frau Grete.

Sie war ihrer selbst nicht mächtig, wie im Fieber. Es war ihr zu Muthe, als säßen die beiden Wolfs da wie zwei Schwämme, die bei ihnen alles ein- und aufsaugten. Dabei sprach sie vollkommen gelassen, lachte, war liebenswürdig, aber die Lippen wurden ihr trocken.

Jetzt hörte sie auf dem Vorplatz sprechen. Fanny, die Köchin, Victor und eine ihr fremde Stimme.

„Noring!" rief Köppert freudig erregt, sprang empor, riß die Thür auf. „Noring!"

Herein kam ein blonder, mittelgroßer Mann, etwas zur Corpulenz neigend und Mitte der Dreißig. Er hatte etwas Schlaffes in der Haltung.

„Grüß Gott, Köppert, da bin ich!"

Er hatte den Hut noch auf dem Kopf, einen steifen Ueberzieher im Arm und war augenscheinlich beschäftigt, für diesen Ueberzieher an der Wand hastig einen Nagel zu suchen. Er versuchte diesen Ueberzieher, ganz versunken, an alles Mögliche und Unmögliche aufzuhängen und betrachtete fürs Erste Frau Grete's verschiedene Anläufe, ihn vorzustellen, nicht.

„Oho," sagte Köppert. „Verbauert?"

Da fuhr er zusammen und lachte. „Wirthshausseele, elendige!" rief er, war mit ein paar Schritten zur Thür hinaus und kam dann ohne Hut und Ueberzieher wieder herein. „So geht's," sagte er und war ganz roth im Gesicht geworden. „Aber das ist nicht die Hauptsache! Etwas Anderes ist Gott Lob die Hauptsache."

„Meine Frau!" sagte Köppert, „lieber Junge, und Herr und Frau Wolf — Herr Noring."

„Bravo!" Er gab Grete die Hand — „Boticelli! Da hast Du ja einen Boticelli! Meinen Liebling unter den alten Schwarten — Bravo! — Bravo!"

Er schien entzückt von Grete.

„Nu ja!" sagte Köppert — „beruhige Dich!"

„Gott Lob, bei Euch sieht's nicht geleckt aus! ich fürchtete schon, in so ein Ding von Salon zu kommen, wo Vasen und Vaserl und Dinger und Dingerl und zwanzig Ofenschirm' und Wand- und Lichtschirm' herum stehen. — Gott Lob!"

„Und Dir geht es nicht, wie es sollte, Alter, einfach fertig einmal?“ frug Köppert.

„Stimmt — stimmt —.“

Er bewegte seine Hand so nachlässig. In der Haltung der Finger lag etwas Weichliches, Sonderbares.

Grete unterhielt sich eifrig und angestrengt mit Herrn und Frau Reinhard Wolf, die den Ankömmling ignorirten, und Köppert sprach mit seinem Gast.

„Stimmt — stimmt —“ wiederholte der. „Weißt Du“ — er rückte ihm näher — „weißt Du, so ganz das — was —, ja, was wollt' ich sagen?“ Er schaute vor sich hin. „Aerger und Scherereien — und — und — na —.“ Er rieb sich die Nase. —

„Weiß schon,“ sagte Köppert. „Es ist das Verwünschte, daß der Deutsche erst Mensch wird, wenn er mit so und so viel Alkohol versetzt ist. Vordem ist er eine Art Maschine oder ein Beamter, irgend ein philiströser, gedrückter Ehrenmann, Gott weiß's, etwas Derartiges. Und nun hat er sein Quantum und ist ein Prachtkerl, — nichts schert ihn. Er wird geistreich. Hat er vordem vor Scham und Verzweiflung, daß in seinem Beutel vollkommen Ebbe ist, sich in die Isar stürzen wollen, — jetzt sieht er ganz fidel seinen Nachbarn an und denkt: der hat's ja für mich. Wenn ich's brauche, sag ich's ihm einfach. Und so etwas fällt Einem erst immer zuletzt ein. — Das Beste immer zuletzt. — So in allen Dingen,“ sagte Köppert; „dann erst kann er Alles. Dann sieht er ein, was für eine bockige Bestie er ist. Und die Kunst! die Sonne scheint wie durch hohe Kirchenfenster!“

„Jawohl,“ sagte Noring, und schwappte mit der Hand heftig in der Luft. Wieder schaute er stier, wie beobachtend vor sich hin. Er sah etwas. „Ich bin auch ganz zufrieden, daß ich jetzt Alles immer bei mir hab'.“

Alle waren still und horchten. Frau Grete und Reinhard Wolfs und Köppert, und Noring fuhr unbeirrt fort: „Weißt Du Alter — damit Du's weißt —.“ Er rückte Köppert wieder näher, wie um ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. „Unter meinem Ueberzieher hab' ich Dir meine Krähe mit hereingebracht. Siehst Du,“ sagte er, „und jetzt hat sich die schlaue Bestie schon oben auf die Gardinenstange hinauf gemacht. No — das ist ihre Art so — das haben sie so an sich — aber — aber! —“ Noring machte ein ganz merkwürdiges Gesicht, riß die Augen weit auf und schaute nach der Gardinenstange, blies die Backen auf — versuchte den Mund zu spitzen und blies da hinauf, wo er etwas zu sehen glaubte. Dann sagte er flüsternd zu Köppert und schwappte dazu wieder so eigenthümlich mit der vollen, sehr gelenken, schlaffen Hand in der Luft: „Das ist ihre Art, das thun sie nu', na — das müssen sie ja auch — dagegen ist nichts zu machen, daß ein solches Vieh auf den Stuhl hüpft — und vom Stuhl auf den Tisch und dann wieder vom Tisch auf den Stuhl und vom Stuhl auf den Tisch — aber das Anblasen!“ Es durchschauerte ihn merklich — „das hätte sie bleiben lassen sollen.“

„Ja, mein armer Kerl!“ sagte Köppert und griff nach der Hand seines Freundes. — „Da hat's Dich ja. Doch das kriegen wir schon, das wär' net übel. Da verlaß Dich auf mich.“

Noring sah ihn verständnißlos an. Das Schlaffe im Ausdruck und in der Haltung nahm überhand.

„Grete!“ sagte Köppert, „geh' ins Atelier und bring' den Cognac und eins von den Weingläsern.“

Während Grete das Verlangte holte, erhoben sich Reinhard Wolfs. Köppert, der mit seinem unglücklichen Freund beschäftigt war, achtete nicht auf sie.

Noring trank hastig mit zitternder Hand. „Bravo!“ sagte er, „Bravo!“ und besah sich das Weinglas. „Ein Mensch — der weiß, was sich gehört. Danke — meinen besten Dank.“

Dann wendete er sich zu Reinhard Wolfs, aber redete in die Luft. „Köppert — der Köppert — ist ein vie — — — sig feiner Kerl. Wenn — Einer nicht weiß, was er mit sich anfangen soll — da — da — da — soll er nur mit Köppert gehen — — der — gibt Jedem, was er braucht — oder er sagt etwas — — oder er thut etwas.“ Darauf schaute er wieder still und trübe vor sich hin.

Das Ehepaar Wolf hatte diesen Ausspruch überhört. Sie verabschiedeten sich von Grete und sehr kühl von Köppert.

Der lächelte und reichte beiden seine derbe Hand.

„Das rapauzige Leben! Da haben wir's ma' wieder beim Wickel. Wie drückten Sie sich vorhin doch aus? Er war ganz fleur d'orange zu mir. Ausgezeichnet!“

Grete begleitete die Gäste hinaus.

Draußen sprang Fanny, die Köchin, aus der Küche, so geräuschvoll und so schmutzig wie ein Jahrmarktsteufel aus der Schachtel. Sie wollte dem vornehmen Herrn in den Pelz helfen. Frau Grete winkte ihr aber, sich zurückzuziehen.

„Ah, meine verehrte, liebe Frau Grete!“ Er faßte ihre Hand und führte sie zu seinen Lippen in einer Weise und Theilnahme, die sich Grete centnerschwer aufs Herz legte.

„Verzeihen Sie, wenn Sie uns Ihretwegen bewegt und sorgenvoll sehen. Ich weiß nicht, ahnt er denn nicht, was Sie für ihn gethan, und was Sie verlassen haben? Wie kommt es, daß er in dem Salon einer Dame . . . Nun, es kommt uns nicht zu.“

„Sie meinen,“ sagte Grete, „daß er seine Hobelbank in meinem Zimmer stehen hat? Das hab' ich ihm erlaubt.“

„Ah — ah, Verehrteste, von solch' einer Erlaubniß macht man aber doch keinen Gebrauch! Er scheint nicht zu wissen, was der Salon einer vornehmen Frau bedeutet. — Das ist Tempelschändung.“

„Merkwürdig — weshalb arbeitet er nicht. — Ist er nicht wohl?“ fragte Natalie.

„Mein Mann ist sehr nervös,“ antwortete Frau Grete.

„Nervös, mein Gott, nervös ist ein Jeder.“

Herr Reinhard Wolf schlüpfte in seinen glatten, seidenweichen Pelz und reckte sich, um in den linken Aermel zu kommen. „Ich bin auch nervös, liebe Frau Grete — schwer, schwer, schwer nervös — aber die Pflicht hält mich

aufrecht," sagte er und war völlig in seinen weiten, kostbaren Pelz einwattirt. „Wir von der alten Schule kennen noch die Pflicht der Arbeit."

Da gedachte Frau Grete eines Abends, als sie voller Ekel nach einer seiner Aufführungen mit Reinhard Wolfs nach Hause gefahren war und, im Zimmer auf- und abgehend, ihn verachtet hatte, wie er ihr so klein, so elend, so erbärmlich vorgekommen war, so bedauernswerth, daß er sich in seiner armseligen Mittelmäßigkeit den Augen der Menschen preisgab. Sie glaubte ihm nicht wieder unbefangen ins Gesicht sehen zu können. Er erschien ihr wie gebrandmarkt. Und jetzt? Jetzt stand sie vor demselben Reinhard Wolf und zitterte vor ihm und fürchtete sich vor ihm.

„Verehrte Frau Grete, wer ist dieser Noring?" fragte er in väterlich besorgtem Ton ein klein wenig von oben herab. „So etwas empfängt man doch nicht. — Wir sind in Sorge um Sie," wiederholte er mit bewegter Stimme.

Damit reichte er ihr vielsagend die Hand, und Frau Natalie küßte Grete theilnahmsvoll auf die Stirn.

Grete aber steht wie in Verzweiflung — hellsehend, zornig, zitternd vor Empörung. Wie sie sich beschimpft fühlt in ihrem eigenen Hause! Ihre große Liebe hatten sie ihr herabgerissen und mitleidig lächelnd darauf geblickt. „Beschimpft! Beschimpft!" Was sie für Worte gebraucht hatten, das war gleichgültig — aber was hinter den Worten lag — die große Fülle — die sie überschaute!

Von dem, den sie so heiß liebt, der ihr Gott, ihr Alles ist — von dem hatten sie in ganz unverhüllter Mißachtung gedacht. Diese Mißachtung hatte durch jede Silbe geschaut. Sie verstanden ihn nicht, sie ahnten nicht, sie wußten nicht. Und sie hatte kein Wort gefunden, zu erklären, zu widersprechen. Nein, sie hatte nicht gewußt, wo anfangen, wo aufhören. Hülflos war sie gewesen. Dumm und stumm, hatte Alles über sich ergehen lassen. Ihre Liebe brannte wie ein großes, schmerzenhaftes Feuer in ihr. Jetzt noch möchte sie ihnen nachstürzen, nachschreien, sie zurückhalten, ihnen Alles erklären, sie beschwören, sie in ihr Herz schauen lassen, wahr gegen sie sein, ohne Rückhalt — ihn loben und preisen! Ihnen sagen, wie glücklich sie ist; sie diese große, tiefe Liebe, um derentwillen sie Alles aufgegeben, begreifen lassen. — Aber sie steht stumm, blaß, die Hände aufs Herz gedrückt.

Jetzt steigen sie in den Wagen. Sie hört im Geiste Frau Nataliens Kleid knistern, sieht, wie Reinhard Wolf sich bequem zurecht rückt. — Zu spät! — Sie tragen das tödtliche Mißverständniß — das falsche Bild — die Lüge — den großen Klatsch hinaus unter die Leute.

Ihr ist die Luft wie vergiftet. Es ist ihr, als könne sie für sich allein nicht lieben, nicht fühlen — als hänge sie mit dem Bilde, das draußen in der Welt von ihr und ihrem Glück umgeht, so eng zusammen, daß, wenn sie ihren Doppelgänger draußen vergiften und verschänden, sie es an sich selbst fühlt. Ein Haß steigt in ihr auf — der verzehrende Haß der Ohnmächtigen.

Sie kennt die Menschen. Sie hat lange genug unter ihnen gelebt. Wer ihnen einmal zwischen die Zähne gekommen ist, den lassen sie nicht wieder

los. O! wer frech sein, wer den Mund auf dem rechten Fleck haben könnte! Aber sie hatte nicht sprechen können — nie — und jetzt war sie wie verstummt. Da ist nichts zu thun. Das Bild, das sich Einer vom Andern macht, ist unauslöschlich.

Frau Grete ist so vernichtend erregt. Sie weiß nicht, wo aus noch ein. Sie steht noch bewegungslos im Corridor, außer sich.

„Grete!" ruft Köppert.

Sie rührt sich nicht.

„Grete!" ruft er wieder. Und er ruft aus dem Zimmer, ohne die Thür zu öffnen. Es scheint ihr, daß er ungefähr vom Sopha aus ruft. Das ist seine Gewohnheit so. Er steht nicht auf, um zu rufen. Da fährt es ihr durch den Kopf, daß im Zimmer irgend etwas passirt sein könnte. Dieser entsetzliche Noring! . . .

Sie rafft sich auf, tritt ein. Da sitzen beide. Noring ganz aufgelebt, und beide rauchen Cigaretten und befinden sich sehr behaglich, wie es scheint. Noring begann eben schlaff: „Was ich sagen wollte — sprichst Du denn noch immer von Lotosblumen und Gralsschüsseln und zuckst mit Deiner rechten Schulter so in die Höh' wie früher?"

„Natürlich, Grete," wendete sich Köppert gut gelaunt an diese, „lässest Du einen starken Kaffee machen. Aber wie siehst Du denn aus — was ist Dir denn?"

Da bricht Frau Grete fassungslos in Thränen aus.

„Was ist denn Köppert?" fragt Noring.

„Das ist's," antwortete der. „Die netten Leute, die vorhin da waren, haben Frau Grete das Herz schwer gemacht!"

„Teufel auch!" brummt Noring. „So — so eine herrliche Frau — so — so — ja — was ich sagen wollte —" Er vergaß sich einen Moment und versank ins Starren, rüttelte sich auf. „Ja, einfach wie ein Stück Natur — und Bewegungen so fein — so fein — ganz Rasse — Und von Protzen sich das Herz schwer machen lassen! Weshalb? Und ist die Frau von Köppert — diesem Köppert?"

„Ja!" sagt Köppert — „das sind eben die Gralsschüsseln! komische Leute. Sie sind immer erstaunt, daß die Thaten Consequenzen haben — übrigens die meisten Leute wundern sich darüber. Komisch, eigentlich riesig komisch. Denken sollte man die Menschen lehren, die Dinge überschauen — es würde für sie und Andere bequemer sein."

„Bitte!" sagte Grete und winkte ihrem Mann.

„Na?"

„Du verstehst mich nicht," sagte Grete — „Du weißt nicht —"

„Ich weiß!" sagte er.

„Allerdings, ein herrlicher Mensch, Dein Reinhard Wolf. Wenn er will, athmen wir, und wenn er nicht will, ersticken wir."

„Beinah'," sagte Grete.

„Also wahrhaftig! Bravo!"

Was hatte sie nun wieder gesagt! Ganz etwas Anderes, als sie hatte sagen wollen.

Köppert war verstimmt und ging im Zimmer auf und nieder.

„Sie gehen jetzt und reden über Dich," fuhr sie fort. „In jeder Silbe war es ja zu lesen, wie Du ihnen mißfielst — Du weißt ja, was Mathilde schrieb, wie sie von Dir sprechen — und die Unordnung im Zimmer, die Wüstenei."

„So?"

Noring erhob sich und trat schlaff auf Frau Grete zu. „Verzeihen Sie mir" — er rieb sich die Stirn, gleichsam als wollte er sich aus einer tiefen Schlaftrunkenheit wach reiben. Statt aber auf Grete jetzt zu sehen und mit ihr zu sprechen, wie er es scheinbar vor hatte, starrte er zur Gardinenstange, blies die Backen auf, versuchte die Lippen zu spitzen und fauchte da hinauf, fuhr sich durchs Haar und sträubte es in die Höhe. „Anblasen? Das paßt mir aber gar nicht," sagte er versunken. „Aber jetzt! Jetzt! No, da ist sie hinter den Ofen geflattert. Merkwürdig — merkwürdig. — Dem Ton nach ist sie mit ausgebreizten Flügeln die Wand hinter den Ofen herab gerutscht. — Was so ein Vieh alles anstellt. O Gott! O Gott! O Gott! O Gott!" Er dehnt sich, reißt die Augen auf und sieht sich vor Frau Grete stehen, die ihn anstarrt.

Und als hätte er sich vor dem gar nicht unterbrochen, sagt er noch einmal: „Verzeihen Sie — — Sie sind eine vor —" er räuspert sich und hustet — „vornehme Frau. Glauben Sie, ich versteh' mich nicht darauf?" — Er sieht wieder still und trüb vor sich hin. „Kann sein — ja — kann sein. Ich weiß es eigentlich auch nicht, was es damit im Grunde auf sich hat, aber ich stelle mir eine unendliche Weichheit vor, etwas — ganz ohne Ecken — ja — ohne Ecken und — doch etwas mit zarten, spitzen, angedrückten Ellenbogen — etwas, das sich zwischen goldgestickten Wandschirmen und Ofenschirmen und allerlei Flimmer, ja — — — und tieffarbigen Teppichen — und zwischen Vasen und Lampen zärtlich durchwindet und schiebt — — so einen zarten Katzenkörper — — in Spitzen — so schmiegsam — und süß unbehülflich und — verhätschelt — — — und kennt die Welt nicht — — — will sie gar nicht kennen. Ihre enge Welt ist so riesig fein. — O — — und parfümirte Luft!" Er zieht diese Luft, wie es scheint, wollüstig ein. „Und rein — ja mehr als rein — ewig von Schmutz und Staub verschont. Eine Welt unter einem Glassturz. Eine Welt aus Emaille. Ein Kunstwerk — Alles aus edlem Stoff — Alles für die Bevorzugten — Alles begehrlich — Alles Neid erregend — Alles gedankenlos — und übermüthig."

Er wischt sich mit seinem schmutzigen Schnupftuch die Stirn. „Aus so etwas sind Sie gekommen — ja — ja — freilich! — Und — Sünde — und Unrecht — Mein Gott — —" Er hustet — — „Und Sünde und Unrecht — — das haben Sie auch gethan." — Er schien sich im Satz zu verwickeln. — „Natürlich, so was, was man Sünde und Unrecht nennt — sich und ihm zu Lieb' — — eine gesegnete Sünde — — gesegnetes Unrecht."

Er horchte, er hörte etwas. Er sieht wieder mit schweren Lidern vor sich hin und schwappt mit der Hand nachläßig in der Luft, als jagte er etwas fort, was ihn belästigt.

„Von was sprachen wir denn?“ begann er nach einer Weile wie wieder erwacht und sah fragend auf Köppert.

Der sagte: „Du hattest die Liebenswürdigkeit, zu behaupten, daß Grete aus einer Art Paradies in diese Wirthschaft gekommen ist — daß sie Grund hat, sich meiner und ihrer selbst zu schämen, daß jedes Schafsgesicht sie in Angst versetzen darf.“

„Ne“ — sagte er — „ne — das hab' ich nich gesagt.“ Dabei machte er ein so treuherziges Gesicht. „Ich wollte ihr halt sagen, sie soll sich die Geschichte einmal von oben herab ansehen. Und uns soll sie sich auch ansehen.“

Er goß sich selbst noch einmal sein Glas halb voll Cognac mit einer Miene, als ignorirte er diese Handlung vollkommen.

„Diese Gedankenmenschen, die lebendigen Menschen — die Menschen aus der starken Luft — das sind doch wir? Was? Ob's bei uns gut zu wohnen ist? Jawohl! Gut!“

Er spricht so frisch mit einem Male.

„So — und ob wir nicht besser zu leben verstehen — als die Protzen, das frisirte Kalb von vorhin, das wirklich schlecht lebt — nichts zu thun hat als herum zu scharwenzen. — Was für ein Leben ist das schließlich, ein scheußliches Leben — ein anstrengendes Leben. — Dann wollte ich Deiner Frau sagen . . .“

Hier brach er gedankenlos ab, und mit einer ganz anderen Art Stimme bat er Köppert um etwas Cognac. „No — weißt schon — ja — ja! The best of life — — The best of life is but intoxication — Byron — Byron — weißt Du!“

„Weiß schon, weiß schon! Unsinn!“ sagte Köppert. „Laß ihm jetzt einen starken Kaffee machen, Grete.“

Köppert sprach leise weiter zu ihr.

„Aber das sage ich Dir, mein Schatz: Selbst ein Kerl im Delirium, wenn er sonst das Herz auf dem rechten Fleck hat, bringt mehr Ruhe, Besonnenheit ins Haus als die allervortrefflichste, süßeste Gralsschüssel, wenn sie sich den Verstand nicht geputzt hat. Gut, die Leute mögen mich nicht. Sie mögen auch meine Bilder nicht — die Wenigsten verstehen sie. Gut, Thatsache — ungeheuer einfach. Kein Wort ist darüber zu verlieren. Und brauch' ich die Leute, die mich nicht brauchen? Nein. Und machen sie mich glücklich? Nein. Vermiss' ich sie? Nein. Wir leben! — Wir sind unsere eigenen Herren. Wir haben unser Heim — unsere eigene Welt — unser eigenes Thun und Lassen. Was scheren uns die Anderen! Ob diese einfache Sache ein Weib versteht? Nein! Nie! — Immer ausschauen — kein freier Schritt und Tritt — kein offener, selbstbewußter Blick, immer horchen, immer in Angst vor den Andern — immer Sklavenseele — Geh'! — Und wenn sie noch so stolz sind — es gehört ihnen keinen Fuß breit, auf dem sie stehen — überall lassen sie sich verjagen, ängstigen, aufscheuchen. Nicht eine That gehört ihnen. Nicht ihre Liebe, nichts vertreten sie. Nichts! — Feigheit! In Alles lassen sie sich hinein reden. Aus den ureigensten Angelegenheiten lassen sie sich frech hinaus treiben. Und daß auch Du so Eine bist! — Weißt Du!“ — er kam

ihr näher und flüsterte heftig: „Weißt Du, daß Du auf mich drückst? — daß Du mich erdrückst? — Lieber crepiren! — Lieber beim Teufel!“

Grete hatte ihn wie erstarrt angesehen — leichenblaß, ohne Thränen, und war still zum Zimmer hinaus gegangen.

Nach solcher Scene, war sie betäubt in das Schlafzimmer gestürzt und hatte sich in einer dämmerigen Ecke verkrochen und den Kopf an die Wand gepreßt. Was hatte sie gethan? Was war geschehen? Wen hatte sie noch auf Erden?

Das war die große Einsamkeit und Rathlosigkeit, die so nur in den herzbeklemmenden Stunden der Ehe gekannt ist, in denen Unverständniß und Verwirrung, die aus Unfreiheit und Druck und Störung kommt, plötzlich als Wirbelwind hervorbricht und Alles mit sich nimmt und kein klares Wort aufkommen läßt, zerrissene Worte und zerfetzte Gefühle hin und her schleudert und damit wie mit spitzen Steinen verwundet, vor den Kopf schlägt und tödtet.

Zertreten, mit Schmach beladen erschien sie sich. War das, was eben geschehen, wieder gut zu machen?

Kein klarer Gedanke kommt ihr.

Es dreht sich ihr Alles schwindelnd im Kreise. Ihre Vergangenheit, ihr ganzes Leben und tausend Einzelheiten, die, sich jagend, in ihrem Hirn auftauchen.

Und immer wieder das: „Was hatte sie gethan?“ Was war es denn eigentlich gewesen? Und dann wieder diese entsetzliche Menschenfurcht, die wie ein schwerer Sandsack auf ihr liegt und sie niederdrückt und lähmt.

Und diese Furcht vor den Menschen erschien ihr so natürlich, so nothwendig — so zugehörig zu ihrem Schicksal. Wie konnte er verlangen, daß sie frei davon war?

Da lehren sie Einem von Kindheit an, in Menschenfurcht zu leben, zu athmen, zu handeln, zu denken, zu sprechen, zu schweigen. Da pfropfen sie Einen voll mit Menschenfurcht, der Triebfeder all' ihres Handelns, und das, was sie als Weiblichkeit preisen, ist Menschenfurcht, ewiges Sich-Verstecken, Verleugnen, Verschleiern, Heucheln.

Sie fühlte sich erbittert. Sie dachte nur an sich.

Es kam ihr gar nicht in den Sinn, wie sie störte. Sie fühlte, daß sie recht hatte — daß sich Alles so verhielt, wie sie es empfand und wußte.

Sie wollte ihm beweisen, was er von ihr verlangte: Gefühllosigkeit, Stumpfheit. Woher sollte sie die nehmen? Er sollte es ihr sagen, wenn sie es wußte. Nein, sie war erbittert. Seine Ungerechtigkeit, seine Rücksichtslosigkeit standen vor ihrer Seele.

Hoffnungslos und trostlos! Und draußen das dichte Schneegestöber und die tief verschneiten Dächer und über den Dächern die Einsamkeit und Dämmerung.

Es war Alles so unerträglich — drückte sich in die Seele wie eine Last.

Und diese Last mußte abgeworfen werden augenblicklich. Es ließ sich mit dieser Last nicht leben. Grete ging zur Thüre und rief:

„Franziska!“

Sie hörte, wie die beiden Mädchen in der Küche lachten.

„Franziska!“ rief sie noch einmal.

Franziska geruhte, endlich zu hören.

„Sagen Sie dem Herrn, daß ich ihn sprechen möchte.“

„Nun, was ist denn?“ fragte Köppert, als er bei seiner Frau eintrat.

Was sollte sie aber sagen? Ihre Gedanken waren unklar und von Erbitterung und Erregung erhitzt, glühten und brannten unnatürlich.

„Du bist so ungerecht!“ sagte sie und wußte kaum, was sie sprach. „Du versetzest Dich nicht in mich.“

„So!“ sagte Köppert und ging im Zimmer auf und nieder.

Tiefes Schweigen.

„Fritz, sei gut!“ bat sie hastig, erregt, mit Thränen in den Augen, „sei mit einem Mal gut! — im Umdrehen! Friß aus der Hand!“ Dabei lachte sie und streckte ihm ihre Hand entgegen.

Er faßte die Hand leicht und ging weiter auf und nieder.

„Sei gut!“ bat sie wieder heftig. „Sei gleich gut!“

„Du vergißt Dich! Unvornehm! Was machst Du?“

Ja, das war es, er hatte recht! „Unvornehm.“ Sie vergaß ihrer Würde. Und er mußte es ihr sagen, so kühl und schonungslos. Sie hätte aufschreien mögen. Alles ging ins Grundlose. — Was war denn aus ihr geworden? In welches Teufels Macht war sie gerathen? Kein Wort und kein Gedanke war ihr eigen. In einer widerwärtigen Unklarheit fühlte sie und sprach sie.

„Uebrigens,“ sagte er, „am besten ist's, sein lassen. Zusammennehmen. — Noring ist Mathäi am letzten. Fürs Erste bleibt er hier.“

„Gut,“ sagte sie erregt, „gut, hab' Geduld mit mir. Es wird anders.“

„Hoffentlich.“

„Was ist denn mit ihm?“ fragte sie. „Wie unangenehm!“

Es war ihr sehr fatal, daß Noring hier blieb. Und das lag deutlich in ihrem Ausdruck.

Köppert ging, ohne sich wieder nach ihr umgesehen zu haben, aus dem Zimmer.

Und sie blieb mit einem öden, widerwärtigen Gefühl zurück. Wie sie sich selbst haßte!

Mit Eifer machte sie sich daran, für Noring Alles herzurichten. Aber sie that es mit einer solchen Last auf der Seele. Und diese Last war Köppert's Mißachtung und Kühle.

Als Grete in das Wohnzimmer trat, sah sie zu ihrem Erstaunen die Landsmännin ihrer Köchin, das stämmige Mädchen, auf dem Sopha sitzen, und Noring lag mit dem Kopf auf der Schulter dieses Mädchens und athmete schwer. Er schien nicht bei sich zu sein und stöhnte.

Grete fühlte sich ungeheuer widerwärtig von diesem Anblick berührt. Es schüttelte sie, und die Erbitterung gegen Köppert brannte aufs Neue in ihr. Sie hörte aufs Neue Reinhard Wolf's Worte von der Tempelschändung.

Ja, Köppert hatte ein Talent, sie in die unangenehmsten Situationen zu bringen.

Das Mädchen fühlte den unwilligen Blick, der auf ihr ruhte, wurde dunkelroth und sagte: „Gnädige, es ging halt nöt anders, er gab kei Ruh' nöt."

Und wieder stöhnte der Kranke vor sich hin.

„Wo ist mein Mann?" fragte Grete.

„Zum Herrn Doctor."

„Jawohl, Doctor! Zum Pfarrer ist — er, zum Pfarrer!" murmelte der Kranke eigensinnig.

„Des nöt," meinte das Mädchen, „jetzt denkt der Herr, es geht schon ans Versehen. „Na, na, da kennen's ruhig sein. So schlimm is nöt. Krank wenn eins is!" Victor schüttelte bedächtig und nachdenklich den Kopf.

Sie saß so gutmüthig da, hielt den Kranken einfach und natürlich, so wie ohne jede Nebengedanken — hielt ihn wie ihren Unglücksgefährten, socius malorum, sagt Schopenhauer.

Frau Grete's Blick ruhte auf einmal ohne Widerwillen auf beiden, und sie gedachte jener Stunde in dem weltverlorenen Bauernhaus: Wie einfach sind solche Menschen, wie einfach! So läßt's sich leben. Da lag für sie sofort unvermittelter, großer Reiz in dem Anblick, der sie eben noch unangenehm berührt hatte. — „Wir leben wohl falsch," dachte sie. „Vielleicht denken wir auch falsch. Wir sind am Ende nicht mehr wir selbst."

Das derbe Mädchen erschien ihr wie auf einer fest gegründeten, ruhigen Insel, und sie selbst fühlte sich von einem Meer von Gefühls- und Gedankenhetzerei hin- und hergeworfen. Sie hörte Köppert sagen: „Glaubst Du, daß ein nervöser Mensch gut sein kann? Wirklich gut?"

Köppert stand vor ihrer Seele. Köppert mit seinem Verlangen nach Frieden — in seiner ganzen Ehrlichkeit — frei von Menschenfurcht, auch einer von den Einfachen, aber keiner von den Naiven. Mitten unter den Gehetzten, Verzerrten hatte er sich zurück erobert, was einzig und allein das Leben erträglich macht: „das Ueber-dem-Leben-Stehen."

„Das ist mehr als Amerika entdecken," hatte er einmal gesagt.

Es dämmerte ihr, als stümperte sie selbst am Leben herum.

Es dämmerte ihr auch, als wenn ihr Mann das Leben ganz recht erfaßte mit einem derben, kühlen Griff. Das taucht Alles so vor ihr auf, so in unbestimmter Dumpfheit. Wie mußte sie ihm erscheinen, sie, die die vielen Worte machte! Wie unklar, wie kindisch, wie unbeholfen, wie lächerlich!

Eine tiefe Gluth überzog ihr Gesicht.

Und war dies nicht trotz aller Beschämung wie ein Aufathmen nach langem Druck? Sie empfand wie im Fieberbewußtsein, in welcher Stickluft sie athme, und was für eine schwere Atmosphäre sie um sich verbreitete.

Der Kranke, der immer noch mit dem Kopf auf der Schulter des Mädchens lag, stöhnte hin und wieder, murmelte halb laut vor sich hin und fuhr dem Mädchen mit ausgespreizten Fingern täppisch übers Gesicht und nannte sie lallend „mei Schatzerl."

Das Mädchen sah wie entschuldigend auf Frau Grete.

„Krank, wenn eins is," sagte sie gleichmüthig, und ein eigenthümliches Lächeln belebte für einen Augenblick den grob geschnittenen Mund. Es trat etwas Weiches in das herbe Alltagsgesicht, etwas Rührendes.

Ja, das war das erste Mal, daß sie Einer „mei Schatzerl" genannt hatte. Da hatte sie das Ersehnte!

Gut, daß Fanny draußen es nicht mit angehört hatte.

Das Mädchen brütete vor sich hin. Auf den Fleck in ihrem Herzen, der nach Segen durstete, war ein Tropfen gefallen.

Sie kannte sich; ihr ehrbar derber Körper gefiel den Männern nicht. Das Liebeswort, das auch sie hören wollte, blieb aus.

Ihre beiden Brüder waren Schlossergesellen und Socialisten, und sie hatte mit den Brüdern und deren Kameraden oft Abends beisammen gesessen und den Gesprächen zugehört und mit drein geredet und hatte den Burschen das Bier aus dem nächsten Gasthaus geholt und die Bücher aus der Volksbibliothek und hatte mit ihnen gelesen, geraucht und getrunken, und es war Keinem eingefallen, sich ihr zu nähern. Und sie war doch ein junges Weib mit festen Knochen, dichtem Haar und guten Zähnen und war klug. Wie sie ihre eigene Derbheit haßte! Wie der Sattel auf der Kuh saßen ihr die städtischen Röcke und Taillen. Die unehrbarste, schlüpfrigste Gestalt hätte sie mit Freuden eingetauscht. Gierig konnte sie einem flotten Mädchen auf der Straße nachgehen, gierig ihre Bewegungen in sich aufsaugen. Das war das Sehnen nach Sonne in ihr.

Und jetzt in dieser trüben Dämmerstunde, an dieser armseligen Scheinsonne, wärmte sie sich ihre Phantasie.

„Nein, heirathen is nich! Ne — ne — ne — kein Pastor! Teufel auch!" sagte der Kranke und wackelte mit dem Zeigefinger dicht vor seinen Augen.

Offenbar ging etwas in ihm vor.

„Köppert soll ihn nur da lassen. — Brauch' keinen Pastor! Ich bestimmt nich!" Und wieder schlappte er abwehrend mit der energielosen Hand in der Luft.

„Köppert, daß Du mir keinen Pastor bringst!" — Er stöhnte und fuhr wieder täppisch dem Mädchen übers Gesicht und lachte vor sich hin — und tappte wieder nach ihr.

Ein dunkler Abend über den verschneiten Dächern.

Tiefe Windstille, weiche Luft, eine fahle Schneewolkendecke über den Nachthimmel gespannt.

In der Atelierwohnung über den Dächern hat der Sturm sich auch gelegt.

Die Zimmer liegen öde und dunkel. Nur in Grete's Salon brennt die Lampe, als einziges Licht im Hause. Köppert und Victor haben Noring mit einander in des Doctors Anstalt gebracht, in der er eine entsprechende Pflege finden konnte.

Noring ist gutwillig und ruhig mit ihnen ausgezogen, höchst fidel, daß er der Copulation entgangen ist.

Franziska ist aus der Wohnung entwischt und hält ihren Empfangsabend unten an der Hausthür ab.

Grete sitzt still und regungslos, die Arme lang gestreckt, die Hände über den Knieen gefaltet.

Diese beiden Kameraden, Noring und Köppert! Ja, die verstehen einander, die athmen dieselbe Luft. Sie ist die Ausgestoßene, die, die stört und quält.

Mitten im Elend war es ihnen mit einander behaglich. Mitten in Krankheit und Lebensnoth hatten sie Freude an einander. Sie sehen einander und werden gut gelaunt.

Ja, so muß es sein.

Wahre Kameradschaft ist die größte Freude auf Erden!

Das fühlt sie und erkennt sie — aber wie etwas, was ihr verloren ist — wie etwas, was sie verschleudert hat, wozu ihre Kräfte und ihre Einsicht nicht reichen.

Dieselbe Unordnung, die Reinhard Wolf's moralische Entrüstung hervorgerufen, liegt noch über dem Zimmer: Hobelspäne, Bretter, Werkzeuge, Lack und Beizenflaschen. Der Leimtiegel steht auf einem Stuhl vor dem Ofen, Köppert's Arbeitsschürze liegt auf der Diele, und all' dieses Durcheinander über Grete's raffinirte Möbel gebreitet. Mitten zwischen den Spänen die echten, mit Stoff eines alten Meßgewandes überzogenen Rococosessel. Auf den zierlichen, eingelegten Schränkchen und Tischen Stemmeisen und Hobel aller Art verstreut.

Grete sitzt gedankenvoll, starr. Sie gehört sich selbst nicht mehr, ist sich selbst wie unter den Händen entwischt. In ihrem eigenen Empfinden fühlt sie sich wie in einem Meer versunken. Was soll sie thun?

Ist hier nichts gut zu machen, zu retten? — Ist an ihrem Leben noch etwas zu retten?

In Köppert's Augen hat sie heute etwas gelesen, was ihr das Blut erstarrte.

Sie ist ihm lästig. Es hat wie Haß in seinem Blick gelegen — etwas Empörtes — etwas wie Verachtung.

Sie fühlt jetzt, sie stört. Und das erstarrt sie. Sie will sich aufraffen.

Aber das sind alles nur Worte.

Ihr innerstes Lebensmark hat mit diesen Worten nichts gemein. Sie dringen nicht bis in den Grund der Seele. Leben schaffend, Aufruhr und Kraft bringend. Der Grund der Seele liegt in schwüler, giftiger Windstille. Der Grund der Seele ist wie ein verdicktes, verschlammtes Wasser. Kein Wellenschlag mehr — sumpfig — brodelnd — schwer — schwer — schwer — und leblos — und statt der frischen Wellen giftige Dünste.

Und eine Wolkenschicht liegt über diesem dunkeln, versumpften Wasser so gewitterschwül — so leidenschaftlich — so drückend und drohend — so alles Leben niederhaltend!

Und diese giftige, schwarze Wolkenschicht, das ist die Menschenfurcht — die Furcht vor den Menschen! Wie ein ewig drohendes Gewitter liegt sie über der armen Seele. Kein Sonnenstrahl kann die schwer hangende Decke

durchdringen. Kein Windzug kann sie rühren — dieser düstere Wolkensack, der tief hernieder hängt, hält alles Leben ab, alle Klarheit. Ihre Seele stirbt den Erstickungstod. Es ist ihr so angst, so weh — so zum Aufstöhnen — die Fäuste möchte sie ballen und vor die Stirn schlagen, aber das ist Alles nichts! Das nutzt nichts. Das ist kein gesundes Leben, nur ein nutzloses Zucken, ein Stöhnen und Sich-winden in Qual; das richtet nichts aus.

Deshalb sitzt sie so starr und still, von Sehnsucht nach Luft und Licht, nach reinen Athemzügen gepeinigt.

Dann geht sie still, gedemüthigt, niedergedrückt, um zu schlafen.

Köppert kommt heute nicht; er wacht diese Nacht bei Noring.

Sie hat Köppert's Achtung verloren.

Möglich, daß es eine Zukunft wieder gibt — die Gegenwart ist aber nicht zu ertragen. Wenn es sich in einem Augenblicke machen ließ, wie durch einen gewaltigen Ruck, der sie und ihn mit einem Male auf einen anderen Standpunkt stellen würde! Beide mit einem Male zu gleicher Zeit — ja, dann — aber dies Schritt für Schritt, wie durch undurchdringliches Dornengestrüpp sich durchwinden müssen, diese Mühseligkeit, mit gelähmten Händen und Sinnen!

Ja, und wenn ein Windstoß ihr die schwere, drückende Wolkendecke auseinander treiben und neue, frische Quellen in den verdickten, schlammigen See einbrechen wollten — ja dann! — So aber würde ein Tag nach dem andern kommen.

Morgen sollte sie mit Köppert zum ersten Male unter Menschen gehen, zu einem Künstlerfest. Sie wußte, daß sie Bekannte von früher dort treffen würde — auch Reinhard Wolfs. Sie fühlte schon die Blicke — sie hört — sie sieht im Geiste. Ja, hatte sie denn nicht all' das im Voraus wissen können?

Nein.

Erst wenn die Dinge körperlich werden, uns mit ihrer Gegenwart überraschen, haben sie die wahre Gestalt.

Es graut ihr, unter Menschen zu gehen, jetzt geistig von ihm getrennt, auch von ihm mißachtet und schutzlos ohne sein Mitgefühl.

Sie will nicht gehen, gewiß nicht! — Jetzt noch nicht! — Später einmal. Er mußte das einsehen.

Da ist sie wieder im alten Fahrwasser.

Der andere Morgen bricht an, so freudlos, schwer und trüb.

Köppert kommt nicht. Sie wartet. Sie will nach ihm schicken und sich nach Noring erkundigen, läßt es aber.

Sie hätte gern in ihrem Zimmer Ordnung geschaffen, das heißt Köppert's überflüssige Werkzeuge und Bretter in das Atelier stellen lassen — wagt es aber nicht.

Das Alles macht sie launisch und bitter. Dazu kommt, daß heute Köppert's Collectiv-Ausstellung im Kunstverein eröffnet ist. Sie muß und

will gehen, aber es ist ihr unsäglich peinlich zu gehen. Ein Jeder, der sich dort blicken läßt, weiß von jener Kritik über Köppert, das ist zweifellos.

Und sie kommen aus Neugierde und Schadenfreude, einen Niedergetretenen zu sehen. Sie aber will stolz auf ihn sein! Sie will sich seinetwegen nicht gedemüthigt fühlen. Der Menschen Urtheile, das Lächeln, ihr naives Erstaunen werden ihr das Herz zerreißen, werden ihr an den Nerven zerren und sie sinnlos machen.

Sie weiß das Alles im Voraus, macht sich aber auf. Sie will sich überwinden.

Und sie geht.

Köppert ist noch immer nicht zurück. Sie hat allein zu Mittag speisen müssen.

Und in der Dämmerung kommt sie zurück. Sie hat es nicht über sich vermocht und ist nicht dort gewesen.

Lachende, schwatzende Menschen hat sie aus der Eingangsthür kommen sehen, Menschen mit amüsirten Gesichtern, kichernde Frauenzimmer. Sie hat Köppert's Namen aussprechen hören. Sie hat Einzelnes aufgefangen, das ihr das Blut zum Herzen getrieben; die Kniee haben ihr gezittert. Wie kann er sich diesem Volke preisgeben? — Wie kann er!

Von Weitem sieht sie Reinhard Wolfs kommen. Sie sieht sie die Richtung zur Ausstellung nehmen, und wie gehetzt, mit schlanken Schritten, bebend vor innerer Erregung, geht sie die entgegengesetzte Richtung weiter und hört im Geist Reinhard Wolf, während er vor Köppert's Werken steht, salbungsvoll ihr Schicksal beklagen.

Und sie fühlt es deutlich, wie unvornehm sie geworden ist, wie würdelos!

Und weshalb?

Wie Besessenheit ist es über sie gekommen. Wie war Alles so klar und kräftig, als es noch in der Zukunft vor ihr lag, begeisternd und lebendig. Mit ihm gegen die Welt stehen! Ein Jubelgedanke! Ueber ihr großes, tiefes Glück Achselzucken und mitleidige Blicke ertragen — ein lustiger Scherz.

Wie ein doppelt süßes Geheimniß erschien ihr das Glück, das die Welt nicht versteht.

Und jetzt?

„Der Herr ist zurück!" sagt Franziska, als sie Frau Grete die Thür öffnet.

Und als Grete in das Zimmer tritt, steht Köppert mit der Stirn gegen das Fenster gelehnt und achtet nicht auf ihr Eintreten.

Ihre Züge sind erregt wie ihre Nerven. Es fiebert Alles in ihr, und es quält und empört sie — dieses Sich-nicht-Umdrehen, dieses kühle In-sich-Versunkensein, diese Unnahbarkeit, die Köppert zur Schau zu tragen versteht.

„Wie geht's Noring?" fragt sie.

„Noring?“ Er bleibt unbewegt.

„Sonderbar!“ sagt sie erregt.

„Noring befindet sich erträglich,“ sagt er auf eine eigenthümlich, höflich fremde Weise, wendet sich aber immer noch nicht nach seiner Frau um, sondern starrt auf die Straße. „Nun — und Dir?“ fragt er gezwungen und verstimmt nach einer drückenden Pause.

„Mir?“ sagt Grete bitter.

„Weshalb die Ironie? Was fehlt Dir?“ Er spricht so kurz.

„Köppert!“ ruft Grete, außer sich.

Da wendet er sich langsam um, und sie sieht in ein erdfahles, sonderbar starres Gesicht.

„Köppert!“ schreit sie jetzt auf, „was ist denn? Was hast Du denn?“

Es stürzt ihr ein Thränenstrom aus den Augen.

„Woher kommst Du?“ fragt er.

Sie antwortet nicht. Ein Krampf hat ihr das Herz gepackt. Sie fühlt sich mitten in einem großen Unglück stehen, mitten im Untergang. Die Luft im Zimmer ist überfüllt zum Wändeeindrücken von Unheil, Qual und Verwirrung. Sie athmen beide in dieser Luft und sind tödtlich vergiftet.

„Wo warst Du? Was bringst Du? Was ist denn wieder geschehen? Ich seh' Dir's ja an.“ Er bewegt sich drohend auf sie zu.

„Köppert! Köppert!“

„Wo warst Du? — Ich will's wissen. Ich will Alles wissen! Ich will an all' dem Unsinn, mit dem Du mich würgst, ersticken!“

Er packte sie am Handgelenk.

„Ich wollte in Deine Ausstellung!“ sagt sie zitternd — erstarrt vor Angst.

Die stolze, schöne Gestalt steht gebrochen vor ihm.

„Und Du hast Dich nicht hinein gewagt?“

„Natürlich! Hast Dich meiner geschämt. — Und das soll so fortgehen? Wie hast Du Dich bei mir nur eindrängen dürfen? Wie hast Du wagen dürfen, Dich mit Deiner bettelhaften Schwäche an mich zu hängen? Weißt Du denn nicht, was es heißt, sich sein Leben mit jedem Blutstropfen erkämpft haben? Und Achtung! Was weißt Du von Achtung! So ein Stück Kunst. Wer das sein eigen nennt! — So ein Stück der Natur abgerungene Kunst! Und Du? Gott gebe, Du verstehst es nicht, wie Du mir mein Heiligthum angepackt hast! — Pöbelhaft, gedankenlos!“ schrie er wie schluchzend auf.

Sie blieb stumm, wie gleichgültig stehen.

Er ging im Zimmer auf und ab, starren Blickes und erdfahl.

Grete sah den kleinen Kasten mit den zierlichen Revolvern, den Köppert auf der Reise mit sich geführt, geöffnet auf dem Fensterbrett stehen.

„So?“ dachte sie todeskühl.

„Wir haben Euch Weibern jede Geistesarbeit verschlossen,“ sagte Köppert unvermittelt, heftig — „wir haben Euch das Denken elend verkümmern lassen. Wir haben Euch zu Menschen zweiter Classe abgestempelt, wir haben Euch rechtlos gemacht — wir haben Euch nach Möglichkeit herabgedrückt zu Sklaven-

seelen, um bequem über Euch weggehen zu können. Von keiner erdenklichen Gemeinheit seid Ihr verschont geblieben, und nun rächt Ihr Euch mit dem, was man aus Euch gemacht hat, und werdet tödtlich! Unzurechnungsfähige, versumpfte, arbeitsunfähige, erbitterte Sklavenseelen — gedankenlos Gemachte! Das rohe Pack kommt mit ihnen aus! — Das rohe Pack! — Aber wen es trifft — —! Herr Gott, Grete! mag es so natürlich zugehen, wie es will, magst Du in Deiner Unfähigkeit, selbst zu denken und zu handeln und Consequenzen zu tragen, in Deinem heiligsten Recht stehen — zu ertragen ist es nicht. Du kannst nichts dafür und leidest obendrein! Armes Geschöpf!"

Durch Köppert's tödtliche Härte rang es sich wie Weichheit.

Grete schrie schluchzend auf und wollte zu ihm hinstürzen. Sie machte einen Augenblick Miene dazu. Der weiche Stimmenklang hatte sie erschüttert.

Köppert streckte aber beide Arme vor, wie um sie sich fern zu halten. „Grete, es geht nicht! Ich will mir mein Leben nicht langsam erdrosseln lassen! — Ich will nicht! Hörst Du!" schrie er auf. „Nur dieses langsame Hinwürgen nicht! Wie gesagt, das rohe Pack mag solche Ehe ertragen. Ich nicht! Ich bin mir zu gut dafür. Meine Kunst ist mir zu gut dafür. Fort mit den ungeschickten Fingern, die mir ins Leben greifen! Fort mit Allem! — Und Allem und Jedem! — Ich bin ungeduldig!"

Mit einem Griff hatte er in den Pistolenkasten gelangt — mit einem krampfigen Griff — und mit entstelltem Gesicht stand er drohend. — Auf ihn? — Auf sie? Grete wußte es nicht, sah nicht, dachte nicht — stürzte stumm auf ihn zu.

Ein gewaltiges Erschüttern. Ein Blitz, ein Knall, ein Dröhnen, Pulvergeruch und Rauch.

Ein Dröhnen wie Donner in Kopf und Nerven — und zwei Menschen standen und sahen sich starr an.

„So — nun hast Du's gethan!" sprach das Weib. „Nun laß mich thun, was zu thun ist. Jeder das Seine."

Ihr Gesicht strahlte. Ein so wundersamer Ausdruck von Stolz und Ruhe.

Sie geht auf ihn zu und gibt ihm ruhig die Hand.

In den versumpften See sind die mächtigen Quellen eingebrochen. Die schwarze, schwüle Wolkendecke hat Blitz und Donner zerrissen. Es ist geschehen, wovon sie ahnend Hülfe erhofft hatte. Das Wasser lebt!

Ihre Bewegungen sind vornehm und unnahbar. Sie hebt die Hand und fährt leise damit über Köppert wie segnend, wie beschützend.

„Grete! — Grete!" sagt der dumpf. „Grete!"

Da lächelt sie.

„Ich kleide mich jetzt um," sagt sie. „Wir müssen heute Abend pünktlich sein." Sie geht nach ihrem Schlafzimmer; Köppert folgt ihr und sinkt vor ihr auf die Kniee und verbirgt seinen Kopf in ihre Kleider und schluchzt laut auf.

„Du kannst ganz ruhig sein!" sagt sie einfach, wie mütterlich.

Das Weib war erwacht zu ihrer Menschenhoheit. Da braucht es keiner Worte und keiner Betheuerungen und keiner Schwüre.

Nun kommt ein Abend unter strahlenden Lampenkronen. Musik und geschmückte Menschen und das Dröhnen der Unterhaltung vieler Hundert festlich Erregter oder Gelangweilter, Leidenschaftlicher oder Kühler, Kluger oder Dummer, Guter oder Böser — Alles zu einem einzigen Ton vereinigt.

Und diese dröhnende, lichtüberstrahlte, bewegliche Menschenmasse birgt Hunderte einzelner Freudentheile und Hunderte von stillen Kummerwelten und Entsagungswelten — und Menschenleidenschaften aller Art, und Alles dreht sich durch einander — ein ganzes Chaos von menschlichen Thorheiten und Wonnen und Befürchtungen und Leiden und Qualen und Seligkeiten.

Und mitten darunter Zwei, Mann und Weib — zwei Gerettete — unter all' den Alltäglichen, Zwei, in deren Herzen das Schicksal heute ein Zeichen eingegraben hat; Zwei, die nur durch ein Wunder hier gegenwärtig sind.

Sie bewegt sich ruhig und stolz unter der Menschenmenge; ihr Blick ist frei, und Freude ist über sie gekommen, ein tiefes, seliges, wie überirdisches Aufathmen.

Sie sieht, wie man sich zu ihrem Manne drängt. Sie hört ihn begeistert loben. Man hält ihn hoch! Man achtet ihn! Von den Besten ist er verstanden. Das Schicksal ist gnädig, es hat sie erwachen lassen, nicht zu Kampf, sondern zur Freude. Es hilft ihr.

Das Nachleben der Antike im Mittelalter.

Von

L. Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die griechische Sprache, Literatur und Philosophie.

Die Grenzen der beiden Reiche, in die seit Theodosius dem Großen die römische Welt zerfiel, waren im Wesentlichen auch die Grenzen der Gebiete seiner beiden Hauptsprachen: im Osten herrschte das Griechische, im Westen das Latein. Seit der Trennung des ost- und weströmischen Reichs und der zunehmenden Entfremdung beider von einander schwand hier wie dort die Kenntniß der Sprache des andern Gebiets überraschend schnell. Gregor der Große (Papst 590—604) verstand kein Griechisch, obwohl er sechs Jahre als Nuntius in Konstantinopel gelebt hatte, und er sagt, es gebe dort Niemanden, der gut aus dem Griechischen ins Latein und umgekehrt übersetzen könne[1]). Am längsten mag sich die Kenntniß des Griechischen in Irland erhalten haben. Dort lebten noch in der Zeit Beda's des Ehrwürdigen (674—735) Schüler der von Gregor nach Britannien gesandten Missionare Adrianus aus Afrika und Theodor von Tarsus, die Griechisch und Latein wie ihre Muttersprache kannten[2]).

Als lebende Sprache bestand innerhalb des Occidents die griechische nur in dem bis 752 zum byzantinischen Reich gehörenden Exarchat fort. Dort hat sie in beiden Calabrien in den Klöstern und Schulen der Basilianermönche die byzantinische Herrschaft überdauert und war auch unter den Normannen, den Hohenstaufen und den Anjous noch nicht völlig ausgestorben. Seit die aus dem Alterthum fortgepflanzte Kenntniß der Sprache im ganzen übrigen Abendlande erloschen war, müssen die sehr wenigen Europäer, die sie verstanden, sie mittelbar oder (wie Boccaccio) unmittelbar von Calabresen gelernt haben, mit Ausnahme Einzelner, die als Reisende oder (wie Liutprand von Cremona 968) als Gesandte im byzantinischen Reich gewesen waren oder,

[1]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. Bd. II, S. 87, 2.

[2]) Cramer, De graecis medii aevi studiis. 1849. I, p. 38 f.

wie die aus Scheffels „Ekkehard" bekannte Herzogin Hadwig von Schwaben († 994), einen der äußerst selten nach Europa gekommenen Griechen zum Lehrer gehabt hatten. Ihre Zahl nahm je länger je mehr ab. Die 827 von dem griechischen Kaiser Michael Balbus an Ludwig den Frommen gesandten Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita konnte Niemand übersetzen als der Ire Johannes Scotus Erigena, und seine Kenntniß des Griechischen war, wie die groben grammatischen und metrischen Schnitzer in seinen an Karl den Kahlen gerichteten griechischen Verse zeigen, eine sehr mangelhafte[1]). Wenn es vom 10. bis 14. Jahrhundert Europäer gegeben hat, die vom Griechischen mehr kannten, als die Buchstaben und eine Anzahl von Vocabeln, so ist ihre Zahl jedenfalls klein gewesen. Roger Bacon sagt 1267, es gebe nicht vier Lateiner (d. h. Westeuropäer), die die Grammatik der griechischen Sprache kennen, und ohne diese nütze die Kenntniß der Sprache nichts und reiche namentlich zum Uebersetzen nicht hin. Dies wird auch von den Basilianermönchen gegolten haben. Die Vorliebe für griechische Büchertitel bei Schriftstellern (z. B. Johann von Salisbury) ist aus dem Reiz des Fremdartig-Geheimnißvollen vollkommen erklärlich[2]).

Von der ganzen griechischen Literatur kannte man im früheren Mittelalter nur einiges Wenige aus lateinischen Uebersetzungen. Doch allmälig gelangte auf einem weiten Umwege ein beträchtlicher Theil der wissenschaftlichen Werke der Griechen wieder in den Besitz des Abendlandes[3]). Die Depositare und Ueberlieferer dieser seit einem halben Jahrtausend verloren gegangenen Erbschaft des Alterthums waren die Araber: man lernte im christlichen Europa Hippokrates, Galenus, Euklid, Ptolemäus, Aristoteles und Andere erst durch lateinische Uebersetzungen aus dem Arabischen kennen, in welches sie aber in der Regel nicht direct aus den Originalen, sondern aus syrischen Uebersetzungen übertragen worden waren. Wie im Orient die Abbassiden und zum Theil auch ihre Vesiere, waren in Spanien die Omejjaden Freunde und Beschützer der Wissenschaft. Hier waren Cordova, Granada, Sevilla, Toledo, dort Bagdad, Basra, Damascus im 9. und 10. Jahrhundert Stätten einer hohen Cultur und eines reichen geistigen Lebens, das in der ganzen damaligen Welt nicht seines Gleichen hatte. In Cordova, das die Nonne Roswitha als eine durch die von ihr umschlossenen Wonnen berühmte und im Vollbesitz aller Dinge strahlende Zierde der Welt pries, gründete der Omejjade Hakem (912—976) siebenundzwanzig neue Lehranstalten, in denen die Kinder unbemittelter Eltern unentgeltlich unterrichtet wurden; die dortige Bibliothek soll 400 000 Bände gezählt haben. Im ganzen arabischen Spanien waren die im übrigen Europa fast nur einem Theil der Geistlichkeit bekannten Künste des Lesens und Schreibens allgemein verbreitet. In Bagdad ließen die Abbassiden besonders durch nestorianische Christen, die ihnen oft als Aerzte dienten, griechische

[1]) Cramer, ibid. 1853. II, p. 29.

[2]) Schaarschmidt, Johannes Sarisberiensis, p. 111.

[3]) Ich benutze hier außer den Arbeiten von Wenrich, Wüstenfeld, Steinschneider und August Müller hauptsächlich einen Vortrag von H. Suter, Die Araber als Vermittler der Wissenschaften und deren Uebergang vom Orient zum Occident. 1896.

Werke ins Syrische übersetzen; daß die nochmalige Uebertragung ins Arabische zur Vermehrung der ohnehin auch bei den späteren directen Uebersetzungen unvermeidlichen Mißverständnisse und Entstellungen der Originaltexte beitrug, ist selbstverständlich. Im 10. Jahrhundert waren alle damals noch vorhandenen Schriften der griechischen Astronomen, Mathematiker und Aerzte ins Arabische übersetzt und kommentirt.

Die Ersten, die einen Theil dieser Schätze nach Europa zurückbrachten, waren Constantinus Africanus aus Karthago und Athelard von Bath. Jener, der dreißig oder vierzig Jahre im Orient gereist war, bei seiner Rückkehr als der Zauberei verdächtig aus seiner Heimath vertrieben, an der medicinischen Schule von Salerno lehrte und 1085 als Benedictinermönch in Monte Cassino in hohem Alter starb, übersetzte zuerst Schriften des Hippokrates, Galenus und arabischer Aerzte aus dem Arabischen ins Lateinische. Ein Benedictinermönch war auch Athelard von Bath, der, ebenfalls nach langen Reisen (auch im Orient und in Spanien) nach England zurückgekehrt, zuerst (1120—1130) mathematische und astronomische Werke aus dem Arabischen übersetzte und durch eine vollständige Wiedergabe der Werke Euklid's den Grund zu einem fruchtbaren Studium der betreffenden Wissenschaften legte. Auf dem von den Griechen und Arabern bereiteten Boden standen im 13. Jahrhundert Leonardo Fibonacci von Pisa, der sein Wissen auf Handelsreisen erworben hatte, und der Deutsche Jordanus Nemorarius, die Vorgänger der deutschen und italienischen Mathematiker und Algebraisten des 15. und 16. Jahrhunderts[1]). Durch die arabischen Uebersetzungen der griechischen, sowie die eigenen Werke der arabischen Astronomen (die den Abendländern auch die Kenntniß der Trigonometrie vermittelten)[2]), wurde die Epoche der Peuerbach, Regiomontanus und Copernicus vorbereitet. Erst im 12. Jahrhundert wurde (von Gerard von Cremona) das 827 ins Arabische übersetzte, noch heute mit seinem arabischen Namen (Almagest) bezeichnete Hauptwerk des Claudius Ptolemäus, das sein Weltsystem enthielt, ins Lateinische übertragen. Die Hauptsitze der medicinischen Richtung, die sich auf Galen (und Avicenna) stützte, waren Bologna und Paris, während die Schulen von Montpellier und Padua mehr den Arabern, besonders dem Averroës, folgten.

Von unvergleichlich größerer Bedeutung als für diese Wissenschaften war die Uebersetzerthätigkeit der Araber für die philosophischen und theologischen Studien des Mittelalters[3]). Die griechische Philosophie hatte nach dem Untergange der alten Welt in den Ländern des Orients neue Zufluchtsstätten gefunden. Die Schulen der syrischen Nestorianer zu Edessa und (nach dessen Zerstörung 487) in Nisibis waren Hauptsitze aristotelischer Studien. Die letzten griechischen Philosophen, die der orthodoxe Kaiser Justinian vertrieb,

[1]) Suter, S. 17.

[2]) Suter, S. 26—30. Die Bezeichnung sinus stammt daher, daß die Araber das indische Wort für „Sehne" in dem Werk des im 7. Jahrhundert lebenden Mathematikers Brahmegupta durch dschaib Busen (im Kleid) wiedergaben, wofür die Abendländer sinus setzten. Suter, S. 12.

[3]) Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie. II[7], S. 19, 4 f.

fanden ein Asyl bei dem Sassaniden Chosru Nuschirvan, der mehrere berühmte Werke ins Persische übersetzen ließ. Dem Chalifen Almamun (813 — 833) soll ein Traum das Verlangen erweckt haben, die griechische Weltweisheit kennen zu lernen. Nach einer Erzählung sah er Aristoteles in königlicher Würde auf seinem eigenen Throne sitzen, der ihm drei Fragen über das höchste Gut beantwortete; nach einer andern erschien ihm eine Frau von überirdischer Schönheit, die sich ihm als die griechische Philosophie zu erkennen gab. Durch lange Unterhandlungen habe er dann von dem oströmischen Kaiser eine Sendung auserlesener griechischer Schriften erhalten. Aber, so schließt die Erzählung,

bei der Uebersetzung ward vom Glanz
Viel verwischet dort und hie.
Den Chalifen schien kein Philosoph so ganz
Schön wie die Philosophie[1]).

Nach und nach wurden sämmtliche erhaltene Werke des Aristoteles und seiner Erklärer den Arabern bekannt, auch diese Anfangs aus dem Syrischen ins Arabische übertragen, später auch durch directe Uebersetzungen. Am meisten studirt und kommentirt wurden die logischen und physikalischen Schriften, am wenigsten die ethischen[2]). Die Metaphysik machte die Lehre von der persönlichen Einheit Gottes den Bekennern des Islam annehmbar[3]). Aristoteles, der Größte aller Weisen im Lande Rum, der das Fundament der Weisheit gelegt hatte, war für sie eine unanfechtbare Autorität, der Philosoph schlechthin, dem seine Erklärer kaum je zu widersprechen gewagt haben[4]). Unter ihnen waren die Bedeutendsten Avicenna (980—1037), der zu Ispahan, und Ibn Roschd (Averroës) (1126—1198), der zu Cordova lehrte und von den Orthodoxen verfolgt, in Marokko starb. Nach ihm hatte Aristoteles unter allen Menschen die höchste Stufe der Vollkommenheit erstiegen, war seine Erkenntniß die Grenze der menschlichen Erkenntniß überhaupt, und hatte die Vorsehung ihn uns gegeben, um uns Alles zu lehren, was gewußt werden kann[5]). Averroës, der mit Aristoteles die persönliche Unsterblichkeit leugnete, gestaltete sich in der Vorstellung des Occidents allmälig zu dem Urheber aller Ketzereien und Feinde der Kirche. Petrarca nennt ihn den wüthenden Hund, der Christum und den katholischen Glauben anbelle und schmähe. In der (gegen 1335 ausgeführten) Hölle des Orcagna im Campo Santo von Pisa ist er (von einer Schlange umwunden) zusammen mit Mahomet und dem Antichrist Repräsentant der als Feinde des Glaubens Verdammten. Ebenso, am Turban kenntlich, erscheint Averroës als Häresiarch in den großen, den Dominicanerorden verherrlichenden Gemälden in Santa Catarina zu Pisa und in Santa Maria Novella zu Florenz[6]). Doch wurde er im 14. Jahrhundert auch vielfach

[1]) Rückert, Morgenländische Sagen und Geschichten. Bd. II, S. 113.
[2]) Suter, S. 10.
[3]) Ueberweg-Heinze, S. 194.
[4]) Ueberweg-Heinze, S. 198 und 201.
[5]) Renan, Averroès et l'Averroisme², p. 55 f.
[6]) Renan, S. 302 ff.

anders beurtheilt, und schon bei Dante gehört „der große Kommentator" wie Avicenna zu den edeln Geistern des Limbus, die nur deshalb vom Paradiese ausgeschlossen sind, weil sie die Taufe nicht empfangen haben. Ein großer Theil der Scholastiker trat ihm bei, und in der paduanischen Schule hat die in Averroës personificirte arabische Peripatetik sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten[1]).

Wie Averroës wurde auch der jüdische Philosoph Moses ben Maimon (1135 — 1204) in Cordova von seinen Glaubensgenossen als Ketzer verfolgt, der für die Kenntniß der sublunarischen Welt dem Aristoteles eine unbedingte Autorität zuschrieb und zur Verbreitung seiner Philosophie unter den Juden mächtig beitrug. Seine Behauptung, daß es ein vom Glauben unabhängiges Wissen gebe, erschien fanatischen Rabbinen in Frankreich als eine Gefährdung der jüdischen Religion, „ein Verkaufen der Heiligen Schrift an die Griechen", und sie verlangten und erhielten die Hülfe der Inquisition gegen den verhaßten Irrglauben[2]).

Im christlichen Europa kannte man im früheren Mittelalter nur einen Theil der logischen Schriften des Aristoteles (das sogenannte Organon) aus der lateinischen Bearbeitung des Boethius, in welcher sie eine Quelle des gelehrten Unterrichts blieben, bis Araber und Juden dem Abendlande die Kenntniß seiner sämmtlichen erhaltenen Werke vermittelten. Um 1130 gründete der Erzbischof Raimund von Toledo, Großkanzler von Castilien, eine Uebersetzerschule, die den Europäern das Wichtigste aus der arabischen Literatur zugänglich machen sollte. Der Leiter derselben, der Archidiakon Dominicus Gundisalvi (d. h. Sohn Gonsalvo's), der Anfangs kein Arabisch verstand, ließ sich von dem Juden Johannes ben David (Avendeath) aus Sevilla eine castilische Uebersetzung vorsagen, die er sofort ins Lateinische übertrug. Ueberhaupt haben die Juden zur Verbreitung der griechisch-arabischen Philosophie sehr viel beigetragen, sowohl als Uebersetzer wie als Lehrer an den hohen Schulen Spaniens, Italiens und Südfrankreichs in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert.

Auch Kaiser Friedrich II., der von Jugend auf mit arabischer Sprache und Bildung vertraut war, sich mit gelehrten Mohammedanern umgab und von seinem arabischen Lehrer der Philosophie sogar auf seinem Kreuzzuge begleiten ließ, hat durch Juden und Araber die Schriften des Aristoteles und seiner Kommentatoren übersetzen lassen, die er dann mit einem eigenen Schreiben der Universität Bologna überreichte. Für die Rechtgläubigen war der kaiserliche Freidenker, der jede positive Offenbarung leugnete, ein Vorläufer des Antichrist. Daß er das berüchtigte, ihm von Gregor IX. 1239 zur Last gelegte Wort von den drei Betrügern (Moses, Jesus, Mohammed) gesprochen hat, ist zwar unerweisbar, aber mindestens nicht unwahrscheinlich[3]). Dante nennt ihn unter den Ketzern und Leugnern, die in der Hölle in glühenden Särgen büßen, und

---

[1]) Renan, S. 322 ff.

[2]) Ueberweg-Heinze, daselbst S. 206, 217, 218.

[3]) Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. Bd. II, S. 296 f.

deren mehr als tausend seien. In der That hatte im 13. Jahrhundert eine dem Glauben feindliche Strömung eine nicht geringe Stärke gewonnen, sowohl unter dem Einfluß der arabischen Literatur als in Folge der durch die Kreuzzüge und die Handelsreisen verbreiteten bessern Kenntniß des Islam und der vorurtheilsloseren Beurtheilung seiner Bekenner. Der Geschichtschreiber der Kreuzfahrt des Königs Richard Löwenherz nennt die Mohammedaner reich an jeder Art der Rechtschaffenheit und meint, sie entbehrten nur des rechten Glaubens, um das erste Volk der Welt zu sein. Der Predigermönch Ricoldus de Monte Crucis (um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts), der Jahre lang unter den Ungläubigen gelebt hatte, bekennt, daß er mit Staunen auf dem Boden einer solchen Irrlehre so viele gute Werke habe erwachsen sehen, und fordert die Christen nachdrücklich zur Nachahmung des Vorbildes auf, das ihnen die Mohammedaner in vieler Hinsicht geben; er rühmt an ihnen den Bildungstrieb, die Gebetsinbrunst, die Mildthätigkeit, die Gastfreundschaft. Der Eindruck der Gestalt Saladin's auf das christliche Europa war ein nachhaltiger; Dante hat auch ihn in den Limbus versetzt. Die Anerkennung so vieler Tugenden bei einem ungläubigen Volk war der erste Schritt zu der Erkenntniß, daß die Sittlichkeit von der Form des Glaubens unabhängig sei[1]). Es bildete sich die Vorstellung von der Gleichberechtigung der drei monotheistischen Religionen und ihrer natürlichen Entstehung. Die (vielleicht in Andalusien, wo ihre Mischung am größten war, entstandene) Parabel von den drei Ringen ist wahrscheinlich jüdischen Ursprunges[2]).

Seit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts waren fast sämmtliche Werke des Aristoteles ins Lateinische übersetzt. Nach wiederholten Verboten (1209, 1215, 1231) seiner Metaphysik und Naturphilosophie, in der besonders die Lehre von der Ewigkeit der Welt Anstoß erregte, verhalf der aristotelischen Philosophie (die man nun auch durch directe Uebersetzungen aus den griechischen Originaltexten kennen lernte), ihr theistischer Zug zum Siege, und damit begann für die Scholastik eine neue Epoche. Die großen Dominicaner Albert von Bollstädt (Albertus Magnus † 1280) und Thomas von Aquino († 1274) stellten die im Sinne des kirchlichen Dogmas umgebildete Lehre des Aristoteles in den Dienst der Theologie. Für deren dem Glauben vorbehaltenen Theil war er nun formell, für den philosophisch beweisbaren auch materiell der anerkannte Führer und so „der Vorläufer Christi auf dem Gebiet des Natürlichen". Dante sieht ihn, „den Meister Aller, die da wissen", im Limbus allein sitzend in der Mitte der Philosophen, die ehrerbietig auf ihn schauend umher stehen. Auch die deutschen Mystiker kannten ihn. Melanchthon erklärte ihn für den Philosophen, der am meisten mit der Offenbarung stimme, während Luther als Hasser der scholastischen Theologie ihn „eine gottlose Wehr der Papisten" und wegen seiner Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit einen frechen Menschen, einen schalkischen Heiden nannte.

---

[1]) Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge. S. 56 ff., 85 ff., 267.
[2]) Reuter, S. 302 ff. — Renan, S. 294, 1.

Während nun Aristoteles schon seit Jahrhunderten auf das Geistesleben der Araber und Juden, dann auch der christlichen Welt einen dominirenden Einfluß geübt hatte, wurde Plato nach einer tausendjährigen Vergessenheit erst in der Renaissancezeit wieder in Europa bekannt[1]). Die Araber, deren realistischem Sinne seine Ideenlehre nicht zusagen konnte, hatten außer einigen Dialogen nur die Bücher vom Staat und den Gesetzen übersetzt. Im Abendlande besaß man von ihm nichts als eine unvollständige lateinische Uebersetzung des Timäus und kannte ihn außerdem nur aus Anführungen, besonders der Kirchenväter. Albert der Große, dem einzelne platonische und neuplatonische Schriften bekannt waren, hielt ihn für einen Stoiker. Petrarca, der, als Gegner der Scholastik dem Aristoteles abhold, um dessen Autorität zu erschüttern, sich auf Plato berief, ihn als den dem Christenthum am nächsten gekommenen Philosophen pries, wußte (ebenso wie Dante) nichts von ihm, als was er bei Cicero, Seneca, Augustinus und Boethius gelesen hatte. Zwar übersetzte schon Leonardo Bruni (1397/98) eine Reihe seiner Dialoge, aber die Wiedererweckung seiner Philosophie erfolgte erst durch das 1438 eröffnete Unionsconcil von Ferrara. Bei diesem erschien als begeisterter und begeisternder Apostel des Platonismus der mehr als achtzigjährige Grieche Georgios Gemistos Plethon aus Mistra[2]). Er war der Begründer einer neuen religiös-philosophischen, auf einer seltsamen Mischung von Platonismus und Neuplatonismus beruhenden, stark zur Theurgie und Dämonologie neigenden, dem Christenthum entschieden abholden Weltanschauung; sehr wohl kann er die von einem seiner Gegner berichtete Aeußerung gethan haben, in Kurzem werde die Welt eine von der heidnischen nur wenig verschiedene Religion annehmen. Seinen Gegnern war Gemistos Plethon ein zweiter Mahomet; der Patriarch von Konstantinopel ließ 1453 seine Schriften verbrennen. Dagegen schrieb sein pietätvollster Verehrer, der Cardinal Bessario, nach seinem Tode: Plato's Seele habe seinen Körper zu ihrem Aufenthalt erwählt; er sei in den Himmel aufgestiegen, um mit den Göttern den olympischen Reigen zu tanzen. Pandulfo Malatesta ließ seine Gebeine aus Mistra nach Rimini bringen, um sie dort in San Francesco zu bestatten. Seine Vorträge in Ferrara und Florenz, die gewaltig wie eine Offenbarung wirkten, bewogen Cosmo de' Medici zur Gründung einer platonischen Akademie, deren Platonismus allerdings, wie der ihres intellectuellen Urhebers, sehr stark mit Neuplatonismus versetzt war und blieb und je länger je mehr zu Mysticismus und Theosophie neigte.

Bei den Platonikern hatte der Gegensatz ihres Systems gegen die scholastische Theologie eine Abneigung gegen Aristoteles als deren höchste Autorität zur Folge, und der Kampf zwischen ihnen und den Aristotelikern wurde mit nicht geringerer leidenschaftlicher Erbitterung geführt, als ein Kampf zweier einander feindlich gegenüberstehender Religionsparteien. Allmälig glichen diese Gegensätze sich aus. Auch Diejenigen, die in Plato den Fürsten der Philo-

[1]) G. Voigt, Die Wiederbelebung des classischen Alterthums. 1², S. 83, 84.

[2]) Fr. Schultze, Geschichte der Philosophie der Renaissancezeit. I. Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. 1874.

sophen verehrten, der wie kein Anderer Weltweisheit und Gotteserkenntniß zu vereinen vermocht habe, erkannten an, daß die Lehre des Aristoteles den Weg zu dem von ihm erreichten Gipfel bahne. In Raffael's Schule von Athen stehen beide auf der höchsten Estrade der dargestellten Halle in der Mitte des Bildes neben einander. Plato, der den Timäus in der Hand hält, deutet als Verkünder einer auf eine höhere Welt weisenden und darum dem Christenthum verwandten Lehre gen Himmel. Die Gebärde des Aristoteles (mit der Ethik in der Hand) ist nicht, wie A. Springer sagt, die eines Gebietenden, sondern eines Erörternden und Demonstrirenden, durch die er als Meister der Methode charakterisirt wird.

Ueber die wissenschaftlichen Gebiete der griechischen Literatur hatte sich die Uebersetzerthätigkeit der Araber nur in einigen wenigen Fällen hinaus erstreckt. Das Traumbuch des Artemidor war übersetzt worden, weil es ohne Zweifel die (auch von seinem Verfasser beanspruchte) Geltung eines wissenschaftlichen Werkes hatte, die Fabeln des Aesop wegen ihres lehrhaften Inhalts. Der weitaus größte, nicht ins Arabische übersetzte Theil der griechischen Literatur, namentlich die sämmtlichen Dichter, Redner und Geschichtschreiber, war den Abendländern im Mittelalter, wenn überhaupt, nur aus Anführungen römischer Schriftsteller, also kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Dante erwähnt unter den im Limbus weilenden großen Geistern der griechischen Welt weder Aeschylus oder Sophokles, noch Herodot, Thukydides oder Demosthenes. Er gibt gelegentlich[1]) durch Nennung einiger anderer Namen (Euripides, Antiphon, Agathon, Simonides) einen Beweis ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der aber zeigt, daß dies für ihn eben nur Namen waren. Sonst nennt er (außer den sagenhaften Dichtern Orpheus und Linus) nur Homer, „den königlichen Dichter", der, durch das Schwert in der Hand als Begründer des Epos gekennzeichnet, den vier größten römischen Dichtern als Meister voranschreitet. Aber auch von ihm wußte er nichts, als was er bei römischen Autoren gelesen hatte. Wie völlig unbekannt Homer dem ganzen Mittelalter blieb, geht daraus hervor, daß er vielfach für einen lateinischen Dichter galt, weil man unter seinem Namen einen Auszug aus der Ilias in lateinischen Hexametern (aus dem 1. Jahrhundert nach Chr.) las.

Von welcher Beschaffenheit die Vorstellungen selbst der Gelehrtesten im Mittelalter von der griechischen Literatur waren, soweit man sie nicht durch die Araber kannte, und wie völlig ihnen das Verständniß für die Bedeutung der überlieferten Namen fehlte, zeigt am besten eine Aeußerung Richard's von Bury (Erzbischof von Durham im 14. Jahrhundert), des Gründers der Oxforder Bibliothek, der aufs Eifrigste Bücher kaufte und durch Andere kaufen ließ. Er beklagt, daß durch den Brand der alexandrinischen Bibliothek so viele kostbare Werke verloren gegangen seien, wie die Antidota des Aesculap, die Grammatik des Cadmus, die Gedichte des Parnassus, die Orakel des Apollo, die Argonautica des Jason, die Kriegslisten des Palamedes u. s. w.[2]).

[1]) Fegefeuer, XXII, 106.

[2]) Fr. Haase, De medii aevi studiis philologicis, p. 14.

II. Die lateinische Sprache und Literatur. Die allegorische Erklärung.

Während also im Abendlande mehr als acht Jahrhunderte hindurch mit der griechischen Sprache auch die griechische Literatur so gut wie völlig verschollen war, gehörten nicht unbeträchtliche Reste der römischen durch das ganze Mittelalter zu den wesentlichen Fundamenten der Gesammtbildung. Die lateinische Sprache erwies ihre unverwüstliche Lebenskraft, sowie die ihr schon von Plinius nachgerühmte Fähigkeit, die Völker zu einigen, auch nach dem Untergange der römischen Welt. Sie behauptete sich als Sprache des Staates und des internationalen Verkehrs bis zum Frieden von Utrecht, als Sprache der Wissenschaft bis ins 19. Jahrhundert. Die Sprache der katholischen Kirche wird sie immer bleiben, weil sie die einzige ist, die sich für deren Weltherrschaftstendenz eignet. Im Mittelalter war sie Jahrhunderte lang die einzige Schriftsprache des Abendlandes, blieb aber auch nach der Entstehung von Werken in den Vulgärsprachen eine vor diesen in Poesie und Prosa in vieler Beziehung bevorzugte, und neben den Literaturen der einzelnen Nationen bestand eine sehr reiche und umfassende, allen Völkern gemeinsame in lateinischer Sprache fort. So hat das Mittelalter die von Goethe erhoffte Weltliteratur wirklich besessen[1]). Lateinische Poesie und Prosa wurden am Ebro und an der Themse, an der Seine und an der Elbe verstanden. Wer in seiner Muttersprache schrieb und dichtete, konnte nur auf den Beifall seiner Volksgenossen, wer in der lateinischen, auf Weltruhm hoffen. Die in der Sprache und den Versmaßen des Virgil, Horaz, Juvenal verfaßten epischen, satirischen und didaktischen Gedichte wurden in allen Klosterschulen neben ihren altrömischen Mustern gelesen. Die gereimten rhythmischen Lieder namenloser Poeten von Liebe und Wein trugen fahrende Schüler von Land zu Land[2]). Heloisens Name war, wie sie selbst sagt, durch Abälard's (lateinische) Gedichte in Aller Munde; alle Gassen, alle Häuser hallten von ihm wider. Die erschütternden Klänge des Dies irae, die schmelzenden des Stabat mater erklangen in allen Kathedralen der Christenheit. Und dabei verbreiteten sich die neuen literarischen Erscheinungen mit erstaunlicher Schnelligkeit „von einem Ende Europa's bis zum andern". „Ein in Marokko oder Kairo verfaßtes Buch," sagt Renan, „war in Paris und Köln in kürzerer Zeit bekannt, als jetzt ein wichtiges deutsches Werk braucht, um den Rhein zu überschreiten"[3]).

So war es also auch für Dante, der in Italien zuerst die verachtete Vulgärsprache zu Ehren brachte, ein großer Entschluß, auf die Anfangs beabsichtigte Abfassung der „Göttlichen Komödie" in lateinischen Hexametern zu verzichten; sie sollte beginnen: Ultima regna canam. „Als ihm Giovanni di Virgilio zumuthete, seine edlen Geisteswerke nicht dem Pöbelhaufen, seine

---

[1]) Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Drei Bände. 1874 ff. — G. Gröber, Uebersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350. Grundriß der romanischen Philologie. Bd. II, S. 97—432. 1893.

[2]) O. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. 1870. S. 8 f.

[3]) Renan, S. 202.

Perlen nicht den Schweinen vorzuwerfen und die kastalischen Schwestern nicht in ein unwürdiges Gewand zu zwängen, wies Dante diese Aufforderung in der ersten seiner Eklogen scherzend zurück“[1]). Petrarca, den nur ein sehr kleiner Theil der Mitwelt als den Sänger Laura's kannte, verdankte die Ehre der Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom im Jahre 1341 seinen lateinischen Dichtungen und Schriften (das 1339 begonnene Epos „Afrika“, durch das er selbst unsterblich zu werden hoffte, war damals noch nicht bekannt)[2]).

Die Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters zerfällt in drei Perioden. In der ersten (vom 6. bis Ende des 8. Jahrhunderts) befand sie sich in tiefstem Verfall; „die beiden folgenden Zeiträume waren Stufen einer fortschreitenden Wiedergewinnung der einst geläufigen Darstellungsmittel und der Kenntniß des Alterthums.“ Auf eine erste Stufe der Vervollkommnung erhob sich die neulateinische Schriftstellerei mit der Herrschaft Karl's des Großen über den europäischen Westen; die mit ihr anhebende Periode der kirchlichen Renaissance dauerte bis zum Ende des 10. Jahrhunderts. Die dritte Periode, die Blüthezeit der lateinischen Prosa und Dichtung, währte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, d. h. bis zum Beginn der weltlichen Renaissance[3]).

Die Erhaltung der Reste der römischen Literatur wurde ganz und gar den Klöstern verdankt[4]). Zu den Arbeiten der Mönche hatte das Schreiben von jeher gehört; die Regel des heiligen Benedict setzt eine Bibliothek im Kloster voraus. Neben den geistlichen Büchern bedurfte man aber auch der profanen. In neu bekehrten Ländern mußten die Klöster dafür sorgen, daß die Mönche Lesen, Schreiben und Latein lernten; ihnen fiel, da die Weltgeistlichkeit überbürdet war, die ganze gelehrte Thätigkeit zu, namentlich die Herstellung von Exemplaren der für den Unterricht erforderlichen Bücher. In Irland und England entwickelte sich diese Neugestaltung des Mönchslebens zuerst; dort wurde massenhaft und schön geschrieben; schottische und irische Mönche verpflanzten diese Thätigkeit auf das Festland; die Klöster von Luxeuil und dessen Filialen Corbie und Bobio, bald auch St. Gallen zeichneten sich dadurch aus. Der dann allmälig wieder eingerissenen Barbarei und Ignoranz steuerte Karl der Große im Jahre 789 durch die Verordnung, daß bei jedem Kloster und jeder Kathedralkirche eine Schule errichtet werden sollte. Von dem durch Alcuin gestifteten Musterkloster in Tours ging die Reform des ganzen Klosterwesens aus. Die Klöster von Fulda, Hersfeld, Lorsch, St. Gallen, Reichenau wurden Bildungscentren für weite Gebiete und bargen große Schätze antiker Literatur. Die Bestrebungen der karolingischen Zeit nahmen mit noch größerem Erfolge die Ottonen auf, unter denen neben den schwäbischen Klöstern auch die bayerischen blühten und zahlreiche neue entstanden (so zu Paderborn, Magdeburg, Bremen, Hildesheim). Die Reform Odo's von Cluny, des Erneuerers der Regel des heiligen Benedict im 10.,

[1]) Voigt, I², S. 14.
[2]) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. Bd. VI, S. 209—216.
[3]) Gröber, S. 98 f.
[4]) Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter. S. 247 ff.

die Stiftung der Orden der Karthäuser und Cistercienser im 11. Jahrhundert waren auch für die Erhaltung der antiken Literatur fruchtbar; die Mönche der beiden neuen Orden schrieben fleißig, die Cistercienser auch kalligraphisch. In der Blüthezeit der Klöster, vom 9. bis 13. Jahrhundert, wurde eine unermeßliche Menge von Exemplaren römischer Werke in Vers und Prosa hergestellt; auch Nonnen betheiligten sich an dieser Arbeit. Selbstverständlich wurden die zu Unterrichtszwecken gebrauchten Bücher am meisten vervielfältigt. Während von Vellejus, dem ersten Theil der Annalen des Tacitus, der fünften Dekade des Livius nur je eine Handschrift bekannt ist, gibt es etwa zweihundert von der Naturgeschichte des Plinius, sehr zahlreiche von den gelesensten Dichtern (etwa 250 von Horaz) und gegen tausend von dem großen grammatischen Werk des Priscian. Zu den geschätztesten und folglich am meisten abgeschriebenen Büchern gehörten auch einige encyklopädische, die Hauptfächer des höheren Unterrichts umfassende (von Martianus Capella, Cassiodor und Isidor), ferner geschichtliche Compendien (Florus, Eutropius, Justinus), rhetorische Schriften (und die Beispielsammlung des Valerius Maximus für rhetorische Zwecke), ein Theil der Schriften Cicero's und Seneca's, die man beide zu den Moralisten (ethici) rechnete; endlich mehrere aus dem spätesten Alterthum stammende Werke (wie das des Macrobius). Von diesen letzteren haben die Schriften des „letzten Römers" Boethius († 524) auf die gesammte Bildung des Mittelalters, besonders des früheren, den größten Einfluß geübt, namentlich seine (bereits erwähnte) Uebersetzung und Bearbeitung des Aristotelischen Organon, auf Grund deren er als der größte Philosoph des Alterthums galt; auch seine Uebersetzungen von Schriften griechischer Mathematiker. Als Kaiser Otto III. die Statue des Boethius in seinem Palast aufstellen ließ, feierte ihn Otto's Lehrer Gerbert in schwungvollen lateinischen Versen nicht bloß als Weisen, sondern auch als Vertreter des Alterthums[1]). Seine im Kerker verfaßte Schrift „Vom Trost der Philosophie" war in zahlreichen Handschriften verbreitet, wurde in alle Sprachen übersetzt und viel nachgeahmt. Dante schöpfte aus ihr Trost nach dem Verluste seiner Beatrice, Cristina di Pisan nach dem Tode ihres Gatten. Bald galt Boethius auch als Märtyrer des wahren Glaubens, obwohl Theoderich der Große zu seiner Hinrichtung nur durch politische Gründe bestimmt worden war, und wegen seiner wirklichen und angeblichen theologischen Schriften zählte man ihn zu den Lehrern der Kirche, ja zu den Heiligen. Dante hat seine Seele (zusammen mit denen des Thomas von Aquino, Albert des Großen und anderer Gottesgelehrten) in die Sonne versetzt[2]). Von den im Mittelalter vorzugsweise gelesenen römischen Dichtern wird noch besonders die Rede sein.

Konnte man nun auch die Unentbehrlichkeit des Studiums der römischen Literatur nicht verkennen, so erregte doch deren heidnischer Inhalt die größten Bedenken, und auch der ästhetische Genuß daran erschien sündhaft. Petrus Damiani, einer der angesehensten Wortführer des Mittelalters († 1072), vergleicht das Studium der lateinischen Sprache mit einem unzüchtigen Liebes-

[1]) Ebert, Bd. III, S. 389 f. — Gregorovius, Bd. III, S. 524.

[2]) A. Graf, Roma nella memoria e nelle imaginazioni del medio evo. 1882/83. II, 326.

verhältnisse[1]). Schon der heilige Hieronymus († 420), der Verfasser der in der katholischen Kirche noch heute geltenden Bibelübersetzung (Vulgata), war von Gewissensbissen wegen seiner sündhaften Liebe zu den classischen Autoren gequält worden. Auch als er sich bereits dem ascetischen Leben zuzuwenden begann, konnte er sich nicht enthalten, bei Plautus und Cicero Trost und Zerstreuung zu suchen, während die ungebildete Sprache des lateinischen Psalmentextes ihn abschreckte. Aber er entsagte für Jahre der Lectüre der Alten, als er sich in einem Traumgesicht vor den Richterstuhl Gottes gefordert sah und, auf die Frage, was er sei, sich für einen Christen erklärend, die furchtbare Antwort vernahm: „Du lügst, ein Ciceronianer bist Du, nicht ein Christ, denn wo Dein Schatz, da ist auch Dein Herz." Solche Träume werden auch aus späteren Jahrhunderten mehrfach berichtet. Nach der Vision eines Klerikers war auch Brun, Erzbischof von Cöln, Bruder Otto's des Großen, wegen seines Studiums heidnischer Schriften vor Gottes Richterstuhl gestellt worden, und hatte es nur dem Fürwort des Apostels Paulus zu danken gehabt, daß ihm ein Platz unter den Heiligen gelassen wurde. Der heilige Odo († 942) sah, nachdem er Virgil gelesen, im Traum ein schönes Gefäß voll Schlangen, ein Bild der ebenso verführerischen wie verderblichen heidnischen Poesie[2]). Hugo von Autun, um 1050 Abt von Cluny, träumte, daß ein Knäuel von Schlangen unter seinem Kopfe sei; erwachend fand er einen Virgil unter dem Kopfkissen, warf ihn fort und konnte dann schlafen. Einem Mönch des Laurentiusklosters in Lüttich, der mit seinen Schülern den Terenz las, erschien in der Nacht der heilige Laurentius, um ihn zu züchtigen. Der Chronist Radulfus Glaber (Mönch von Cluny, Verfasser einer Zeitgeschichte 900—1044) erzählt: Einem Grammatiker in Ravenna, Namens Wilgard, der sehr eifrig die Alten studirte und auf sein Wissen stolz war, erschienen im Traum drei Teufel in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal. Sie dankten ihm für die ihnen bewiesene Liebe und versprachen ihm, daß auch er an ihrem Ruhm Antheil haben solle. Durch diesen teuflischen Trug ließ er sich verleiten, in aufgeblasener Weise vieles der heiligen Schrift Widersprechende zu lehren und zu behaupten, daß den Worten der Dichter durchaus Glauben beizumessen sei. Schließlich wurde er als Ketzer erfunden und vom Papst selbst verdammt, und Viele in Italien, die jenem verderblichen Glauben anhingen, endeten durch das Schwert oder auf dem Scheiterhaufen.

Daß die so vielfach und lebhaft empfundene Furcht vor den unheilvollen Wirkungen des heidnischen Geistes zu immer neuen Versuchen führte, das Studium der Alten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, ist selbstverständlich. Selbst Alcuin von York (735—805), der Begründer der karolingischen Renaissance, warnt einen Freund vor einem zu eifrigen Lesen

---

[1]) Springer, Nachleben der Antike im Mittelalter. Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. I², S. 5.

[2]) D. Comparetti, Virgil im Mittelalter. Deutsch von Dütschke. 1875. S. 75—90. — F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. 1885. S. 54 f. — H. v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. 1887. S. 674 ff. und 713.

des Virgil und kam im Alter zu der Ansicht, daß man überhaupt nicht nöthig habe, sich mit dessen üppiger Beredtsamkeit zu beflecken, sondern sich mit den christlichen Dichtern begnügen könne. Am feindlichsten stand der classischen Literatur Gregor der Große gegenüber, der es geflissentlich verschmähte, Sprachfehler zu vermeiden, da er es für unwürdig hielt, das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen; das Lob Christi und Jupiter's könne nicht in demselben Munde Raum haben. Die Verachtung der weltlichen Bildung war zu sehr im Geist der Kirche, als daß sie nicht immer wieder hätte als Beweis wahrer Frömmigkeit zur Schau getragen werden sollen. Auf die Klagen der zu Rheims versammelten Bischöfe Galliens über die Unwissenheit der römischen Geistlichkeit antwortete der päpstliche Legat Leo in einem Brief an die Könige Hugo und Robert, daß die Stellvertreter und Schüler des heiligen Petrus nicht Plato, Virgil, Terenz und Andere von dem Philosophenvieh zu Lehrern haben wollten. Die Auserwählten Gottes seien zu allen Zeiten nicht Redner und Philosophen, sondern Solche gewesen, die von der Welt nichts wußten. Die Wahrheit, daß das Evangelium zu rohen und ungebildeten Fischern, nicht zu gewandten Redekünstlern gekommen sei, wurde durch unaufhörliche Wiederholung zum Gemeinplatz. Wenn nun Gregor der Große den Geistlichen das Lesen der römischen Schriftsteller ganz untersagte, so ließ sich dies Verbot unmöglich aufrecht erhalten; auch konnte man sich dagegen auf das Beispiel der Kirchenväter berufen. Immerhin meinte man den Abscheu vor dem die antike Literatur befleckenden und vergiftenden Heidenthum nicht oft und nachdrücklich genug betonen zu können. Der Mönch Ermenrich von Elwangen (850—885) erklärt die Werke der heidnischen Dichter in derselben Weise für nützlich wie den Mist für den Acker: seien sie auch garstig, weil nicht wahr, so fördern sie doch das Verständniß des göttlichen Worts. Im Cluniacenserorden, wo für gewisse Zeiten und Orte das Gebot des Schweigens galt und daher eine Art Zeichensprache eingeführt war, mußte Derjenige, der ein heidnisches Buch verlangte, bei dessen Angabe ein Ohr mit einem Finger berühren, wie ein Hund, den es juckt, mit der Pfote, „weil nicht mit Unrecht ein Ungläubiger mit einem solchen Thier verglichen wird". Die Regel der Dominicaner und Franciscaner gestattete das Lesen heidnischer Bücher nur mit ausdrücklicher Erlaubniß. Die Verwahrungen dagegen, daß man an den alten Autoren, die man erwähnt, Gefallen finde, ziehen sich durch die ganze Literatur des Mittelalters. Uebrigens wurde die classische Bildung schon damals nicht bloß vom christlichen, sondern auch vom nationalen Standpunkt bekämpft. Wipo, Verfasser eines Lebens des Kaisers Konrad II. (dessen Caplan er war) sagt: es sei thöricht, von Tarquinius Superbus, Tullus und Ancus, dem Vater Aeneas und dem trotzigen Rutuler und anderen Solchen zu schreiben und zu lesen, dagegen unsere Karle, die drei Ottonen, den Kaiser Heinrich II., den Kaiser Konrad, den Vater des höchst ruhmreichen Kaisers Heinrich III., und denselben in Christus triumphirenden König Heinrich ganz und gar zu vernachlässigen [1]).

---

[1]) K. Franke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts. S. 34 f.

Doch man besaß ein Mittel, das in den alten Autoren enthaltene Gift unschädlich zu machen: die allegorische Erklärung. Auch diese war aus dem Alterthum übernommen. Schon im 6. Jahrhundert vor Christus hatte man in Griechenland zu ihr gegriffen, um Homer von dem Vorwurfe der Gottlosigkeit zu befreien: unter den bei ihm auftretenden Göttern, denen er so viel menschliche Schwächen nachsagt, seien Naturerscheinungen oder Tugenden und Laster zu verstehen. Auch der Glaube, daß Homer im Besitz des Wissens aller späteren Zeiten gewesen sei, das er in die Ilias und Odyssee hineingeheimnißt habe, ließ sich nur durch allegorische Erklärung aufrecht erhalten. Bei der im ganzen Alterthum so verbreiteten Ansicht, daß die Dichtung ihren Zweck nur erfülle, wenn sie mit der Ergötzung Belehrung verbinde, mußte der Werth eines Gedichts um so größer erscheinen, wenn es außer dem allgemein verständlichen Sinne noch einen oder gar mehr als einen tieferen Sinn enthielt, und wenn man sich bemühte, diesen zu entdecken, versagte die bewährte Methode niemals. Nach Fulgentius, einem christlichen Autor aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, ist Virgil's Aeneide eine Darstellung des menschlichen Lebens[1]). Der Schiffbruch des Aeneas bedeutet die stets unter Gefahren erfolgende Geburt, das Brechen des goldenen Zweiges im Tempel des Apollo, die Erlangung der Lehre, mit der ausgerüstet Aeneas in die Unterwelt, d. h. in die Geheimnisse der Weisheit, hinabsteigt, nachdem er vorher den Misenus, d. h. die eitle Ruhmsucht, begraben hat u. s. w. Die Schätzung dieser Erklärung im Mittelalter beweist die große Zahl der Handschriften des Fulgentius; Siegbert von Gembloux (im 11. Jahrhundert) rühmt, daß er verstanden habe „im Koth Virgil's Gold zu suchen". Nach dem Grammatiker Donat hatte Virgil durch die Gattungen seiner Gedichte und deren Reihenfolge auf die drei großen Stufen in der Entwicklung der Menschheit hinweisen wollen: durch die Bucolica auf das Nomadenleben, durch die Georgica auf die Zeit des Ackerbaus und durch die Aeneide auf den Krieg, zu welchem die Neigung der Völker mit dem Wachsen des Wohlstandes immer größer werde.

Die allegorische Erklärung des alten Testaments ging im Alterthum von den alexandrinischen Juden aus, die die griechische Philosophie kennen gelernt hatten und überzeugt waren, daß ihre heiligen Bücher auch die philosophische Wahrheit enthalten müßten. Indem sie diese aufs Gewaltsamste in die Bibel hinein interpretirten, glaubten sie den tieferen Schriftsinn aufzuzeigen. Für Philo war die heilige Schrift ihrem ganzen Inhalt nach ein Gewebe von Allegorien[2]). Die buchstäbliche Bedeutung der Schriftworte stellte nur ihren Leib dar, die geistige d. h. allegorische, ihre Seele. So ist z. B. Adam der Geist, der in das Paradies, d. h. die Fülle göttlicher Tugenden, gesetzt wird, um sie zu pflegen, der Baum des Lebens die Gottesfurcht. Abel ist die Frömmigkeit, der es an wissenschaftlicher Bildung fehlt, Kain der gewandte Egoismus, die Sophistik, Seth die beständige Tugend; Abraham, Isaak und

[1]) Comparetti-Dütschke, S. 108.

[2]) Zeller, Geschichte der Philosophie der Griechen. V², S. 303.

Jacob sind die Repräsentanten der erlernten, angeborenen und durch Uebung erworbenen Tugend u. s. w. Die Christen waren von Anfang an durch die Gleichnisse Christi und die Aussprüche der Propheten an die allegorische Auslegung gewöhnt. Mit dem Glauben an einen verborgenen Sinn der Schriftwerke ging auch die Methode seiner Erschließung aus dem Alterthum ins Mittelalter über, und es gab kaum ein Buch, an dem man sie nicht versucht hätte. Durch die fortwährende Anwendung und Ausbildung dieser Interpretationsweise bildete sich die schon bei Johannes Cassianus, dem eifrigen Förderer des Mönchswesens in Gallien († 435), vorkommende Lehre von den vier Bedeutungen, die man in jeder Schrift finden könne: der wörtlichen (historischen), allegorischen, tropologischen und anagogischen [1]). Der historische Sinn der heiligen Schrift, sagt ein mittelalterlicher Poet, sei nur Milch oder Wasser, der typische (allegorische) berauschender Wein, der das Herz begeistere [2]).

Nun kam aber zu den schon im Alterthum wirksamen Momenten ein neues, sehr wesentliches hinzu, um die allegorische Erklärung der heidnischen Literatur als die natürliche und nothwendige erscheinen zu lassen. Das Mittelalter suchte und fand überall bewußte oder unbewußte Hinweisungen auf das der Menschheit durch Christus gebrachte Heil als den Endzweck der Schöpfung, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in der Natur wie im Leben [3]). Die Sinnenwelt war ihm ein Gleichniß der übersinnlichen, die Natur ein Sinnbild der Gottheit, die Aufgabe der Naturwissenschaft die Erkenntniß der Harmonie der religiösen Idee der Kirche und der Körperwelt. Die sichtbare Welt, lehrte Albert der Große, ist des Menschen wegen geschaffen, damit der Mensch durch ihre Betrachtung zur Erkenntniß Gottes gelange. Man sah die symbolische Zeichensprache der Natur als deren vom Schöpfer beabsichtigten objectiven Zweck an. Wald, Feld und Firmament redeten in Gleichnissen die Geheimnisse der unsichtbaren Welt; auch in die Sterne hatte Gott sie geschrieben. Die sieben Planeten waren nach Berthold von Regensburg Sinnbilder der sieben christlichen Tugenden; die Sternbilder des großen und kleinen Wagens deuteten auf Glaube, Liebe und Beharrlichkeit. Die Grundlage der mit besonderer Vorliebe behandelten Symbolik der Edelsteine war einerseits die Stelle der Apokalypse (21,19), nach welcher das himmlische Jerusalem aus zwölf dort genannten Edelsteinen gebaut ist, andererseits die Nachrichten der Alten, besonders des Plinius, von den Wunderkräften der Steine. Ihre verschiedene Bedeutung wurde von ihrer Farbe abgeleitet; im Einzelnen waren die Auslegungen verschieden. Auch die Pflanzenwelt bot der religiösen Symbolik zahlreiche Beziehungen. Der Weinstock bedeutete Christus, als welchen er sich selbst bezeichnet hatte, der Apfelbaum die Erbsünde, die Palme den Sieg des Gerechten über den Tod u. s. w. Doch am ergiebigsten war für die religiöse Symbolik die Thierwelt. Eine in Alexandria vor 140 n. Chr. ent-

[1]) G. Kaufmann, Rhetoren- und Klosterschulen (Raumer, Historisches Taschenbuch. Bd. IV, S. 10. 1869) S. 67. Die Tropologie zieht die Moral aus den Worten der Schrift, die Anagoge strebt nach Erkenntniß des Uebersinnlichen.

[2]) Franke, S. 67.

[3]) Eicken, S. 612—640.

standene populär-theologische Schrift der „Physiologus", die in allegorischer Anlehnung an Thiereigenschaften die wichtigsten Sätze der christlichen Glaubenslehre zum Ausdruck bringt und andere Thiereigenschaften als nachzuahmende oder abschreckende Beispiele den Menschen für ihren Lebenswandel mahnend vorhält, ging früh, in die abendländischen und morgenländischen Sprachen übersetzt, in die Naturgeschichte des Mittelalters über und wurde allmälig zum Gemeingut der mittelalterlichen Welt[1]). Dort wird z. B. das Geheimniß der Menschwerdung des Herrn durch den Löwen und das Einhorn allegorisch erläutert. Daß das Einhorn sich nur von einer Jungfrau fangen läßt, bedeutet, daß Christus von einer solchen geboren sein wollte. Daß der Löwe seine Spuren mit dem Schwanz verwischt, bedeutet das auch den himmlischen Mächten verborgene Geheimniß der Menschwerdung. Wenn der Panther, von einem dreitägigen Schlaf erwachend, seine Stimme erhebt, entströmt ein köstlicher Wohlgeruch seinem Munde, und alle Thiere außer dem Drachen sammeln sich um ihn. So stand Christus am dritten Tage auf und sammelte um sich die Juden und Heiden; der Drache aber ist der Teufel u. s. w. Diese Thiersymbolik war in der Poesie (namentlich seit dem 12. und 13. Jahrhundert) und Kunst sehr beliebt und ist schon in der Ornamentik der romanischen Bauten zur Anwendung gekommen.

Derselben Betrachtungsweise ergaben sich auch in den Ueberlieferungen der vorchristlichen Welt überall Beziehungen auf die Heilslehren, vor Allem natürlich im alten Testament: die Schlange des Moses sollte auf Christus am Kreuz deuten, das dreimalige Wassersprengen des Elias auf die Dreieinigkeit, die warme Quelle in der Wüste auf den heiligen Geist in der Gesetzesöde[2]). Gleiche Resultate gewann man mit derselben Methode aus der antiken Sage und Geschichte. Die Gesta Romanorum, eines der am meisten verbreiteten Bücher des späteren Mittelalters, enthalten z. B. Deutungen der von Herodot und Plinius beschriebenen fabelhaften Völker: die hundsköpfigen, in Thierfelle gekleideten Menschen sind die Priester, die in strenger Buße leben, also gleichsam in Thierfelle gekleidet sind. Die Menschen, die nichts essen, durch Strohhalme trinken, vom Duft der Früchte und Blumen leben und von übeln Gerüchen sterben, sind die Klosterleute. Sie sollen im Essen und Trinken mäßig sein, von guten Lehren und Tugenden leben. „Sie sterben aber an einem übeln Geruche, d. h. an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn sobald Jemand eine Sünde begangen hat, stirbt er unserem Heilande, Christo Jesu." Die Menschen mit langen Ohren, mit denen sie den ganzen Körper zudecken können, bedeuten die, so gern Gottes Wort hören, durch das sie Leib und Seele vor Sünden behüten. Die Leute, die nur ein Bein haben, aber sehr schnell laufen können, sind die, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächsten haben, d. h. das Bein der Liebe; diese laufen schnell dem Himmelreich zu.

---

[1]) Fr. Lauchert, Geschichte des Physiologus. 1889.

[2]) Franke, S. 67 f.

Wie hätte man bei einem so allgemeinen und tiefgewurzelten Bedürfniß, überall Beziehungen auf die Lehren der Kirche zu entdecken, in der gesammten heidnischen Literatur einen andern Inhalt voraussetzen sollen, als einen mit der ewigen Wahrheit des Christenthums übereinstimmenden? Ein hervorragender Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, der Engländer Robert Holcot († 1349), hat nicht bloß Moralisationen der Geschichte und der Heiligen Schrift, sondern auch der Metamorphosen des Ovid geschrieben[1]). Es sei die Art der Dichter, sich der Fabeln und Räthsel zu bedienen, damit man eine Moral daraus ziehe; so werde das Falsche gezwungen, der Wahrheit zu dienen; dies geschehe häufig auch in der Heiligen Schrift. Er wolle zur Moralisirung der Dichter beitragen, damit so selbst durch die Erdichtungen der Menschen die Sittenlehre und die Geheimnisse des Glaubens eine Bestätigung erhalten. Wenn Ovid den Apollo in seinem Stolz auf die Besiegung des Drachen Python die Pfeile Amor's verachten läßt, und dieser sich dann rächt, indem er ihm eine unerwiderte Neigung zu Daphne einflößt, so ist Apollo von Denjenigen zu verstehen, die, im Kloster oder in der Welt auf ihre Tugenden stolz, ihre Gebrechlichkeit vergessen; diese sich selbst Erhöhenden werden dann von Gott erniedrigt, indem er zuläßt, daß sie von den Pfeilen fleischlicher Liebe getroffen werden, auf daß sie die Schwäche des Fleisches erkennen und fürder Andere nicht verachten. Auch kann man Daphne auf weltlichen Ruhm deuten, dem Viele gleich Apoll unabläßig nachstreben. Oder Apollo ist der Teufel, der Daphne, d. h. die christliche Seele, verfolgt, bis sie durch ihr Gebet an Christus eine sichere Zuflucht erlangt und Wurzel schlägt. Lykaon, der Jupiter als seinen Gast tödten wollte, ist das jüdische Volk; deshalb wird es in einen Wolf verwandelt, d. h. flüchtig und unstet u. s. w.

In dieser Weise wurde die ganze römische Literatur behandelt. Es gibt aus dem 14. Jahrhundert ein Buch „über die geistliche Kriegführung", worin die Anweisungen der römischen Militärschriftsteller Frontin und Vegetius zur Kriegskunst auf den Kampf des Menschen gegen das Böse angewendet werden. So war es möglich, selbst obscöne Gedichte in den Schulen lesen zu lassen, wie die Elegien des Maximianus[2]).

So seltsam dies erscheint, so ist es doch kaum so erstaunlich, als daß kraft derselben Auffassung das Hohe Lied einen Platz in der Heiligen Schrift gefunden und behauptet hat: eine Dichtung, in der die Freuden glücklicher Liebe ohne jede Prüderie besungen werden, und die vor dem dreißigsten Jahre zu lesen ein Theil der jüdischen Gesetzeslehrer nicht gestatten wollte. Daß der buchstäbliche Sinn der wahre sein könne, erschien als undenkbar. Schon im 5. Jahrhundert wurde Theodor von Antiochia (lange nach seinem Tode) von einem Concil verdammt, weil er sich an diesen halten wollte, und Chastillon mußte Genf verlassen, weil er in diesem Punkte heller sah, als der allgebietende Calvin. Um einen unterzulegenden tieferen Sinn ist man auch hier nie in Verlegenheit gewesen; es genügt, einige der zahlreichen Erklärungen an-

[1]) Haase, S. 22.
[2]) Haase, S. 16 f. und 24.

zuführen. Man hat als den wahren Inhalt des Hohen Liedes das eheliche Verhältniß Jehovahs zu Israel, ferner die Liebe der Seele zu ihrem himmlischen Bräutigam oder die Vermählung mit seiner Kirche angenommen; nach Hengstenberg ist unter dem liebenden Mädchen das nach dem Heiland sich sehnende Judenthum zu verstehen u. s. w.[1]). Und alle diese Erklärungen, die sich in nichts von den Moralisationen des Robert Holcot unterscheiden, haben im 19. Jahrhundert Zustimmung gefunden.

III. Die sieben freien Künste.

Auch die Organisation des Unterrichts hat das Mittelalter aus dem Alterthum übernommen. Der gelehrteste Römer, Varro, hatte (kurz vor Christi Geburt) neun Lehrfächer als diejenigen bezeichnet, die als Grundlage jeder höheren Bildung zu betrachten seien, und für sieben derselben ist seine Autorität, wie auf anderen Gebieten, für das ganze spätere Alterthum maßgebend geblieben[2]). Man kannte im Mittelalter diese sieben „Disciplinen" aus encyklopädischen Werken des 5., 6. und 7. Jahrhunderts. Das älteste derselben, von Martianus Capella in Nordafrika noch vor dessen Eroberung durch die Vandalen verfaßt, diente allgemein im Klosterunterricht als Schulbuch und wurde vielfach kommentirt. Die sieben Wissenschaften treten hier bei der Vermählung des Mercurius mit der Philologie (d. h. der höheren Bildung) als zum Hofstaate des Bräutigams gehörige Personen auf: eine Einkleidung, die dem Geschmack des Mittelalters gewiß sehr zusagte. Die bei uns eingebürgerte Bezeichnung dieser Lehrfächer als der „sieben freien Künste" ist ganz unzutreffend. Denn die sieben artes liberales sind sämmtlich Wissenschaften, mit Ausnahme der für jeden Geistlichen unentbehrlichen Musik, und auch bei dieser ist neben der praktischen Ausübung an die Theorie zu denken. Das Beiwort liberales bedeutet nicht, daß sie in irgend einem Sinne frei sind, sondern daß sie zur Bildung des Freien (Edlen, des gentleman) gehören. Drei dieser artes bilden die untere Stufe des Unterrichts (das trivium), vier die höhere (das quadrivium); jene sind Grammatik, Dialektik (Logik), Rhetorik, diese Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie. Daß alle diese Disciplinen nur auf Grund der erhaltenen Schriften römischer Autoren gelehrt wurden, versteht sich von selbst. Zu den am meisten benutzten gehörten die des Boethius.

Auch die Bildung des durch die Universalität seines Wissens ausgezeichneten Südfranzosen Gerbert von Aurillac (Rheims), als Papst 999 bis 1003 Silvester II., des größten Gelehrten seiner Zeit, erstreckte sich nicht über den Bereich der sieben artes hinaus. Mit Unrecht hat man früher geglaubt, er habe (bei einem Aufenthalt in Barcelona) seine mathematischen

---

[1]) Reuß, Das Alte Testament. 1893. Bd. V, S. 318. — Derselbe, Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testaments. Zweite Auflage. 1890. S. 233.

[2]) Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. 1885. S. 81 ff.

und astronomischen Kenntnisse aus arabischen Quellen geschöpft; seine Schriften tragen durchaus den Charakter der griechisch-römischen Rechnungsweisen und Ausmessungsmethoden [1]). Sein Führer auf diesen (wie auf anderen) Gebieten war kein Anderer als Boethius. Durch seine Gelehrsamkeit in der Musik und in der Astronomie hatte Gerbert das Interesse Papst Johann's XIII. erregt [2]). Er scheute weder Mühe noch Geld, um die Werke der römischen Classiker zu erwerben, die er beim Unterricht in der Grammatik und Rhetorik zu Grunde legte [3]). Als Kenner der Dialektik erwies er sich in einer durch einen Streit mit Kaiser Otto III. veranlaßten Behandlung einer logischen Frage [4]). In dem damals in die tiefste Barbarei versunkenen Rom mochte die Gelehrsamkeit des Papstes übermenschlich erscheinen, der auf einem Thurm des Lateran die Sterne beobachtete, von Pergamenten umgeben geometrische Figuren zog, eine Sonnenuhr, astronomische Instrumente und Globen construirte, die mit Pferdeleder bezogen und mit verschiedener Farbe bemalt waren; es ist begreiflich, daß er schon nach einem Jahrhundert für einen Zauberer galt, der sich dem Teufel verschrieben habe.

Auch in Frauenklöstern wurden die Wissenschaften des Trivium und Quadrivium gelehrt. Die Aebtissin des Klosters von Odilienberg im Elsaß, Herrad von Landsberg († 1195), war auf beiden Gebieten gleich bewandert. Sie dichtete Lieder und setzte sie in Musik, beschäftigte sich mit den complicirtesten Aufgaben der Kalenderberechnung, trieb mit Vorliebe Geometrie und excerpirte die geistlichen und die profanen Bücher der Klosterbibliothek.

„Unerschöpflich", sagt A. Springer, „war die Phantasie des Mittelalters in der Anweisung und Beschreibung der freien Künste, nicht minder fruchtbar die Einbildungskraft der Künstler in der ausdrucksvollen Wiedergabe ihrer Bilder. Wer alle Stellen in mittelalterlichen Schriften und Dichtungen, alle bildlichen Darstellungen der sieben freien Künste sammeln wollte, wird staunen über den breiten Raum, welchen sie in den Anschauungen des Mittelalters einnehmen. Von der karolingischen Periode an bis in die Tage Raffael's wiederholen sich ihre Bilder; so ließ beispielsweise Karl der Große in einem Saal seines Palastes zu Aachen die sieben freien Künste malen. Bereits am Ende des 11. Jahrhunderts kann ein französischer Dichter keinen schöneren Schmuck für das Brautbett eines Fürsten ersinnen, als daß er es mit den Statuen der Philosophie und der freien Künste krönt. Sie kehrten wieder in Wandgemälden, Miniaturen und Spielkarten. Die Malerei wie die Sculptur, die letztere auch, wenn sie der Kirche diente, fanden in der Schilderung der Wissenschaften einen fruchtbaren und dankbaren Gegenstand. Weibliche Gestalten personificiren die einzelnen Künste, Wahrzeichen in ihren Händen geben Kunde über ihre besondere Richtung; lernende Knaben zur Seite bezeichnen den Lehrberuf. Als nächstliegende Beispiele erwähnen wir die Sculpturen

[1]) Suter, S. 17.
[2]) Ebert, Bd. III, S. 385.
[3]) Gregorovius, Bd. III, S. 512.
[4]) Gröber, S. 134.

Giovanni Pisano's im Campo Santo zu Pisa und ferner die Fresken im Capitelsaale von S. Maria novella in Florenz"[1]). Unter den minder zahlreichen Darstellungen der sieben Wissenschaften in Deutschland verdienen die Figuren am Portal des Freiburger Doms Erwähnung.

Mit dem Trivium und Quadrivium war die Bildung nicht abgeschlossen; die sieben Wissenschaften waren auch im Mittelalter wie im Alterthum Vorstufen für das höchste Studium, das philosophische. Die Aufgabe der Philosophie definirt der Chronist Bernhard Itier († 1225) ganz im Sinne der Alten: sie ist Erforschung der Natur, Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, soweit es den Menschen möglich ist, sie zu beurtheilen; die Philosophie ist auch Ehrbarkeit des Lebens, das Streben, (sittlich) gut zu leben, Vorbereitung auf den Tod, Verachtung der Welt[2]). Auch jetzt zerfiel sie in drei Theile, Ethik, Logik und Physik. Die Logik (Dialektik) hatte schon Rabanus Maurus, sowie Augustin für die „Wissenschaft der Wissenschaften" erklärt, die vor Allen den Geistlichen unentbehrlich sei, um die Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen[3]). Ihr Ansehen stieg, je mehr die Kenntniß der aristotelischen Schriften und die Schätzung ihres Werthes für die dialektische Bearbeitung der Begriffe der Glaubenslehre zunahm. Besonders seit Berengar von Tours galt die Logik „als ein unverächtliches Rüstzeug für die Sicherung überlieferter, von ihrer Unbegreiflichkeit bis dahin nicht befreiter kirchlicher Lehrsätze"[4]). Im Unterricht erhielt sie schon seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Art centraler Stellung[5]). In bildlichen Darstellungen hält sie öfter Schlangen (als Symbol der Schlangenklugheit) in den Händen.

Wenn auch Vielen die Philosophie mit dem wahren Glauben unvereinbar schien, so hatten doch die hervorragendsten Kirchenväter anerkannt, daß in den Schriften der heidnischen Philosophen Keime der Wahrheit enthalten seien, und namentlich Plato und Sokrates rechnete man zu Denen, die von einer Vorahnung des Christenthums erfüllt gewesen waren, und hoffte, daß ihre Seelen zu den geretteten gehörten. Auch Herrad von Landsberg war der Ansicht, daß die artistisch-philosophische Bildung nicht nur mit dem orthodoxen Glauben vereinbar, sondern auch ihn zu unterstützen geeignet sei. In ihrem den Nonnen von Odilienberg gewidmeten, bei der Belagerung von Straßburg 1870 zu Grunde gegangenen encyklopädischen Bilderwerk, dem „Lustgarten" (Xortus deliciarum) hat sie ihre Auffassung durch eine bildliche Darstellung auf einem besondern Blatte zum Ausdruck gebracht. Ein äußerer Kreis, der die als weibliche Figuren dargestellten, durch Embleme charakterisirten sieben Artes enthält, umschließt einen inneren mit dem Bilde der Philosophie, deren Krone drei Köpfe mit den Inschriften Ethik, Logik, Physik schmücken; zu ihren

---

[1]) A. Springer, Raffael's Schule von Athen. Wien 1883. S. XXXVI, vergl. S. III.
[2]) Gröber, S. 243.
[3]) Specht, S. 23.
[4]) Gröber, S. 224.
[5]) Gröber, S. 243.

Füßen sitzen Sokrates und Plato. Die Kreisform soll vielleicht auf das Wort „Encyklopädie" hindeuten. Eine Inschrift sagt: Sieben Quellen der Weisheit fließen von der Philosophie, die die freien Künste heißen; eine andere: Der heilige Geist ist der Erfinder der sieben freien Künste (die dann namentlich aufgeführt werden). So hoch aber die gelehrte Klosterfrau die antike Wissenschaft und Philosophie schätzte, so unbedingt verdammte sie (mit Abälard und vielen Anderen) die Poesie. Den Dichtern hat sie zusammen mit den Zauberern ihren Platz außerhalb der beiden Kreise angewiesen; ihnen spricht ein Rabe ins Ohr, und die Beischrift sagt: Diese, von unreinen Geistern inspirirt, schreiben Zauberkunst und Poesie und fabelhafte Erdichtungen[1]). Auch an dem Becken des großen Brunnens von Perugia (von Niccolò und Giovanni Pisano um 1280) ist die Philosophie mit den freien Künsten verbunden: eine prachtvoll gekleidete, königliche Frau, mit Krone, Scepter und Weltkugel auf einem Throne sitzend. In Raffael's Schule von Athen, in der die herrschenden Ansichten der Zeitgenossen von der Würde und Bedeutung des wissenschaftlichen Lebens zum Ausdruck gebracht sind, erscheinen die sieben freien Künste ebenfalls als Stufen, auf denen man zur Höhe der Philosophie emporsteigt, wie sie Jacopo Sadoleto und Marsilio Ficino bezeichnet hatten[2]).

IV. Die Abhängigkeit der mittellateinischen Poesie und Geschichtschreibung von altrömischen Vorbildern.

Wurde nun auch das Studium der heidnischen Dichter von strenger Gesinnten für schädlich gehalten, so waren sie doch nicht aus den Schulen zu verbannen. Die am meisten gelesenen waren jene acht, die der Grammatiker Aimericus in einer 1086 verfaßten Rangordnung zu den „goldnen" Autoren zählt: Terenz, Virgil, Ovid, Lucan, Statius, Horaz, Persius und Juvenal[3]). Dante nennt sie (außer dem ins Fegefeuer versetzten Statius) sämmtlich als im Limbus befindlich; sie alle gehören „zur schönen Schule der Meister des erhabensten Gesanges". Offenbar nur aus Nachlässigkeit wird bei ihrer Aufzählung öfter der Eine oder der Andere übergangen: so Statius in den Romans de tous les philosophes des Alars de Cambrai (im 13. Jahrhundert), wo sie zu den Philosophen gerechnet werden[4]), und Ovid in Richer's Verzeichniß der Dichter, durch die Gerbert seine Schüler zur Rhetorik vorbereitete, da er der Ansicht war, daß man zur Beredtsamkeit nicht gelangen kann, ohne sich die Dichtersprache bis zu einem gewissen Grade angeeignet zu haben.

Von ihnen war Virgil dem Mittelalter am meisten vertraut. Er galt ebenso unbestritten als der höchste und weiseste unter den Dichtern, wie

[1]) Graf, Bd. II, S. 183—195.

[2]) Springer, S. XLII—XLVII.

[3]) Außerdem: Homerus latinus Claudianus (Dionysius) Cato Avianus Maximianus und die christlichen Dichter (nach einem Verzeichniß des Hugo von Trimberg 1280). Specht, S. 100 f.

[4]) Graf, Bd. II, S. 189.

Aristoteles unter den Philosophen, und sein Einfluß auf die ganze mittelalterliche Literatur ist ein wahrhaft unermeßlicher gewesen[1]). Neben ihm wurden als Epiker Statius und Lucan bewundert, die Einzelne ihm gleich stellten[2]). Von dem Ersteren kannte man nur die für uns wenig genießbaren epischen Gedichte, die Thebais und die unvollendete Achilleis, denn seine Gelegenheitsgedichte entdeckte Poggio erst 1417 in St. Gallen. Dante hatte für ihn eine auffallende Vorliebe, wohl weil er ein begeisterter Verehrer Virgil's war; dies zeigt sich besonders darin, daß er ihn für einen Christen erklärt, der allerdings nicht gewagt habe, seinen Glauben zu bekennen, wofür er im Fegefeuer büßt. Bei der Abhängigkeit dieses Dichters von Virgil, den das Mittelalter zu den Propheten des Christenthums zählte, lag es für Dante nahe, Statius sagen zu lassen, daß Virgil ihn ebenso zum Christen wie zum Dichter gemacht habe; später ist er sogar für einen Märtyrer und Heiligen gehalten worden[3]). Vielleicht noch mehr als Statius wurde Lucan gelesen, den Quintilian kaum als Dichter gelten lassen wollte, dem aber gerade der rhetorische Charakter seiner Poesie zur Empfehlung gereichte, und der überdies als Verfasser des einzigen aus dem Alterthum erhaltenen geschichtlichen Epos (des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus) für alle poetischen Darstellungen historischer Ereignisse das erwünschteste Vorbild bot. Auch er ist, vermuthlich als Neffe des Philosophen Seneca (der nach der Legende von dem Apostel Paulus bekehrt sein sollte), für einen Christen gehalten worden. Ovid's Metamorphosen (von denen man bereits mehr als 150 Handschriften kennt) waren eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß antiker Götter- und Heldensage; Alfons der Zehnte von Castilien nannte sie die Bibel der Heiden. Seine poetischen Episteln und auch (trotz aller Warnungen vor ihrer Gefährlichkeit) die erotischen Gedichte dienten Versuchen in denselben Gattungen als Muster; die Kunst zu lieben wurde in alle Sprachen übersetzt[4]). Die satirischen Dichter schätzte man, weil sie das reichste Material für die so beliebten Schilderungen menschlicher Sündhaftigkeit, Eitelkeit und Thorheit boten, an Sentenzen reich und für moralische Betrachtungen besonders gut verwendbar waren; aus demselben Grunde gehörten auch Sammlungen von Sittensprüchen, wie die sogenannten Disticha des Cato (aus dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christus), zu den Schulbüchern. Die Satiren des Persius standen schon deshalb in Ansehen, weil er von den Kirchenvätern oft angeführt wird. Doch bei weitem mehr gelesen wurden die sehr viel leichter verständlichen und benutzbaren Satiren Juvenal's, den man geradezu den Moralisten (ethicus) nannte. Aber auch Horaz heißt so, den man allgemein zu den Satirikern rechnete, so auch Dante; denn man las vorzugsweise seine Satiren und Episteln, die als seine Hauptwerke galten; daß die Oden und

---

[1]) Richer, Hist. ed. Pertz. 1839. III 47, p. 133.
[2]) Franke, S. 24.
[3]) Graf, Bd. II, S. 320.
[4]) Graf, Bd. II, S. 311—315.

Epoden wenig gelesen wurden, bezeugt noch (um 1300) Hugo von Trimberg[1]). In Deutschland, wo Horaz erst um die Mitte des 10. Jahrhunderts recht heimisch wurde, waren seine Oden bis dahin nur den Gelehrtesten bekannt. Terenz wurde im 10. Jahrhundert in Deutschland wie in Italien mit Vorliebe gelesen[2]); im 11. übersetzte Notker seine Andria[3]).

War nun die Anerkennung dieser Dichter als der nachahmenswerthesten Vorbilder unbestritten und das Studium ihrer Werke eine unerläßliche Vorbedingung für jeden Versuch, in ihrer Sprache zu dichten, so ergab sich eine große Abhängigkeit der mittellateinischen Poesie von der altrömischen als nothwendige Folge; doch ist der Grund dieser Abhängigkeit in den verschiedenen Gattungen ein sehr verschiedener gewesen. Die Lyrik des Mittelalters hat sich so weit davon frei gemacht, daß man ihr wahre Originalität nicht absprechen kann; sie ist der Poesie in der Volkssprache ebenbürtig. Ein neuer Inhalt drängte hier zur Erschaffung einer neuen Form. Das für den Gebrauch und das Verständniß des Volkes berechnete christliche Kirchenlied wurde von Anfang an nicht in den strengen Maßen der Kunstpoesie verfaßt, sondern in dem Rhythmus der Volkslieder, in denen der Accent die Quantität ersetzte. Die jambischen und trochäischen Verse bilden Strophen; noch mehr als der Rhythmus trägt der je länger desto regelmäßiger angewendete Reim dazu bei, diesen Dichtungen einen von den antiken grundverschiedenen Charakter aufzuprägen. Daß wir uns bewußt sind, in den Kirchenliedern des Mittelalters Klänge aus einer Welt zu vernehmen, die von der des Virgil und Horaz durch einen unermeßlichen Abstand getrennt ist, liegt nicht an ihrem Inhalt allein. Diese durch ihre großartige Schlichtheit ergreifende Poesie hat die Jahrhunderte überdauert. „Wie feierliche Glockenklänge ertönt noch fort und fort die ernste Mahnung des Dies irae, dies illa in der ganzen christlichen Welt“[4]). Uebrigens hat der Franciscaner Thomas von Celano (im 13. Jahrhundert), der als Verfasser dieses berühmten Kirchenliedes genannt wird, ihm nur die letzte Form gegeben. Wie die kirchlichen Hymnen überhaupt, ist es allmälig entstanden und lange im Fluß gewesen. Die Strophe Lacrimosa dies illa u. s. w. kommt schon in einem Choral des 12., der Ausdruck dies irae in einem Hymnus des 11. Jahrhunderts vor[5]).

Die profane Lyrik nahm die kirchliche zum Muster; dieselben Dichter haben oft weltliche Lieder neben kirchlichen verfaßt; oft sind jene diesen nachgebildet worden und Verse aus jenen in diese übergegangen. Auch das Gaudeamus, das in einzelnen Theilen wohl ins 12. Jahrhundert zurückreicht, ist an einigen Stellen auf geistliche Poesie zurückzuführen. Drei oder vier seiner Verse sind fast wörtlich aus einem zur Erbauung bestimmten Liede des

---

[1]) Manitius, Analekten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter. 1893. S. 108.

[2]) Gröber, S. 121, 174.

[3]) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1854. Bd. I, S. 267.

[4]) Eicken, S. 676 f.

[5]) Hubatsch, S. 33 f.

13. Jahrhunderts entlehnt, das mit einer Betrachtung der Eitelkeit und Hinfälligkeit der Welt den Rath verbindet, im stillen Kloster Gott zu dienen[1]). Das Geburtsland der weltlichen lyrischen Poesie war Frankreich, zu dessen Schulen sich im 12. Jahrhundert die Jugend von ganz Europa drängte. Die jungen Kleriker, die ihre Freuden und Sorgen, ihren Haß und ihre Liebe in der ihnen zur zweiten Muttersprache gewordenen lateinischen besangen, zogen während ihrer oft zehn Jahre währenden Studienzeit von einer Hochschule zur andern und verbreiteten ihre Lieder in Frankreich, England und Deutschland, besonders den Rhein und die Donau entlang. Auch diese Lieder, deren Verfasser namenlos blieben, sind, wie durch das Dunkel ihres Ursprungs, so auch durch ihre allmälige Entstehung der Volkspoesie verwandt. Sie waren Gemeingut des ganzen Standes der fahrenden Kleriker (Goliarden, Vaganten) und wurden von den Vortragenden nach Belieben und Vermögen umgestaltet, ergänzt und erweitert. Das Persönliche und Individuelle tritt in ihnen zurück, und nationale Unterschiede fehlen ganz[2]). Großentheils sind die Vagantenlieder von einer überschäumenden Lebenslust erfüllt und athmen eine derbe Sinnlichkeit. Die Dichter „bekennen, daß ihnen nichts verhaßter sei, als ein Pfaffe mit langem Bart, ein eifersüchtiger Ehemann, ein kleines Stück Fleisch in einem großen Kessel, wenig Wein mit viel Wasser gemischt. Sie schwärmen für gefällige Damen, für muntere Gelage und finden ihr Paradies an dem kühlen Plätzchen, nahe an der frischen Waldquelle, das Liebchen im Arm“[3]). Der Dichter der sogenannten (am Hof des späteren Erzbischofs von Cöln, Reinald von Dassel, Kanzlers des Kaisers Friedrich Barbarossa, zwischen 1162 und 1165 zu Pavia verfaßten) „Goliardenbeichte“ bekennt seinem Gönner, daß er ohne Weiber, Spiel und Wein nicht leben könne; durstig zu dichten, sei ihm nicht gegeben; habe er getrunken, so sei er größer als Ovid. Diese Beichte wurde mit Aenderung oder Weglassung der persönlichen Beziehungen von den Vaganten aller Länder gesungen. Besonders populär war der Theil des Gedichts, der mit der unsterblichen Strophe Meum est propositum in taberna mori beginnt; aus dem Zusammenhang gelöst, wurde er als Trinklied gesungen. Zahlreich wie die Trinklieder sind auch die erotischen Gedichte, in denen, wie der treffliche Herausgeber der Carmina Burana, J. A. Schmeller, mit wahrhaft rührender Naivetät sagt, „über ein uns heutzutage kaum begreifliches Verhalten von Klerikern zum andern Geschlecht gescherzt wird“. Mit Vorliebe wird der Frühling als die Zeit der Liebe und Freude besungen. In vielen Liedern endlich werden die Mißbräuche der Kirche, die Laster der Geistlichkeit mit schonungslosem Spott aufs Schärfste gegeißelt.

---

[1]) Die zweite Strophe beginnt: Vita brevis, brevitas in brevi finietur, Venit mors velociter et neminem veretur; die vierte: Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuere? Hubatsch, S. 31 f.

[2]) Hubatsch, S. 32 ff.

[3]) Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte (Nachleben der Antike im Mittelalter), I², S. 34.

Natürlich konnten auch diese Dichter ihre gelehrte Bildung nicht ganz verleugnen. Reminiscenzen an römische Dichter sind nicht selten; die Verwendung von Figuren der antiken Götter- und Heldensage ist häufig; Beispiele und Bilder werden mit Vorliebe dem classischen Alterthum entlehnt. „In dem Wettstreit zwischen Phyllis und Flora, wer in der Kunst der Liebe höher stehe, ob der Ritter oder der Kleriker, wird schließlich, da sich die Parteien nicht einigen können, Amor die Entscheidung übertragen. Phyllis und Flora reisen auf schön geschmückten Rossen — der Sattel zeigt die Hochzeit Mercur's mit der Philologie; Vulcan hat die Arbeit am Schilde des Achill unterbrochen, um das Bildwerk zu treiben — nach dem Sitze Amor's, einer paradiesischen Stätte, wo Musik tönt, die Nymphen in fröhlichen Reigen sich schwingen, sogar der alte, freilich durch den vielen Weingenuß heiser gewordene Silen auf seinem Esel dem Chore sich beimischt“ [1]). Solche den Vorstellungskreisen des Alterthums entnommenen Bilder sind in den Vagantenliedern nicht ein fremdartiger, nur äußerlich angefügter Schmuck: auch diese Poeten waren schon von einer tiefen Sehnsucht nach den „schönen Wesen aus dem Fabelland“ erfaßt. „Der lebendige Genußsinn,“ sagt Anton Springer sehr wahr, „die Naturfreude weckte unmittelbar die Erinnerungen an die Antike; die Begeisterung für die Schönheiten der Natur, für die freien Empfindungen webte das Band zwischen der Gegenwart und dem Alterthum. Denn in den Jahrhunderten des Mittelalters vertrat die antike Welt die vom göttlichen Athem erfüllte Natur, und wer diese genießen wollte, wandte den Blick auf die Antike. Ist es ja doch den Künstlern nicht anders gegangen. Auch ihnen mußte die Nachahmung der Antike, so ungelenk sie auch ausfiel, die mangelnden Naturstudien ersetzen“ [2]).

Konnte nun selbst die wahrhaft originale, nach Form und Inhalt mit der altrömischen Odenpoesie entschieden contrastirende lateinische Lyrik des Mittelalters sich dem Einfluß der antiken Traditionen nicht völlig entziehen, so ist die (namentlich seit dem 12. Jahrhundert ausgebildete) lateinische epische und didaktische Dichtung reine Schulpoesie geblieben. Sie hat das Versmaß ihrer antiken Vorbilder, den Hexameter, beibehalten; allerdings wurde mit der Zeit (namentlich seit dem 11. Jahrhundert) die Aufnahme des Reims, an den die rhythmische Poesie auch die Leser lateinischer Gedichte gewöhnt hatte, zur Nothwendigkeit. Von den zahlreichen Arten der gereimten Hexameter seien hier nur die gepaart am Ende und die in jeder Zeile in der Mitte und am Schluß gereimten (caudati und leonini) erwähnt [2]). Der enge Anschluß der ganzen hexametrischen Poesie an ihre antiken Vorbilder hat eine ungemeine, sich auf alle einzelnen Dichtungsarten erstreckende Gleichförmigkeit zur Folge gehabt. Es gibt auch hier nicht bloß keine nationalen Unterschiede, sondern auch keine individuellen zwischen mythologischen und geschichtlichen Epopöen, moralischen Lehrgedichten und Satiren. „Ueberall wesentlich der gleiche Vorrath an Wendungen, die gleichen Betrachtungen, überall die Herrschaft der

[1]) Springer, I², S. 35 f.
[2]) Gröber, S. 324.

gleichen Regel“ [1]); ja selbst auf die ganze Anlage erstreckt sich die Uebereinstimmung.

Auch der durch Scheffel populär gewordene Waltharius des Ekkehard ist auf der Schulbank entstanden. Dem ersten Mönche dieses Namens wurde (zwischen 920 und 940) die metrische Bearbeitung der Walthariſage aufgegeben, doch man fand sein Gedicht nicht classisch genug, und 1020—1031 wurde es von Ekkehard dem Vierten gebessert, geglättet und gefeilt. Nibelungischer Inhalt (eine Sage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige) ist hier in antike Form gegossen. Die Reminiscenzen an Virgil herrschen vor, aber wenn auch hin und wieder ein ganzer Vers von ihm eingeflochten wird, ist doch seine Ausdrucksweise mit vollkommener Freiheit gehandhabt; übrigens fehlt es auch nicht an Entlehnungen aus anderen römischen Dichtern [2]).

In ein altrömisches Gewand wurde auch die Geschichte von den epischen Dichtern gekleidet, die die Ereignisse ihrer eignen Zeit oder der jüngsten Vergangenheit in der Form und der Sprache des Virgil, Lucan und Statius besangen. So von Ermoldus Nigellus die Hauptunternehmungen Ludwig's des Frommen, seine Krönung und seine Fürsorge für die Kirche (826/27)[3]); von einem Lombarden die Thaten Berengar's I. und seine Erhebung zum Kaiser (um 916); von einem kirchlich gesinnten Anonymus aus Bergamo die Thaten Friedrich Barbarossa's in der Lombardei und Italien (bis 1160); von dem Pisaner Laurentius um 1115 der Sieg seiner Landsleute über die Leute von Majorca [4]). Einer der besten Dichter des Mittelalters, Gunther von Pairis, hat in seinem Heldengedicht Ligurinus Friedrich Barbarossa's erste Regierungsjahre, seine Züge in Italien und die Ordnung der inneren Angelegenheiten, unter Ortsbeschreibungen, längeren Reden und Erörterungen eingehend behandelt. Das ganze Epos ist so sehr aus Reminiscenzen an die classische Poesie zusammengearbeitet, daß man es für das Werk eines Humanisten gehalten hat; besonders hat sich der Dichter Lucan zum Muster genommen [5]).

Doch der Gegenstand einer der gelungensten, wo nicht der am besten gelungenen antikisirenden Epopöe ist der alten Geschichte entlehnt. Die (vor 1179 beendete) Alexandreis des Gautier von Chatillon (oder, nach seinem Geburtsort, von Lille), Propst an der Domkirche zu Dornik (Tournay), wurde den Werken der römischen Dichter gleich geschätzt, in Frankreich ihnen sogar vorgezogen und bis in die Reformationszeit in den Schulen gelesen. Die Statuten der Universität Toulouse verpflichteten im 13. Jahrhundert die dortigen Professoren, sie ihren Schülern zu erklären. Ein Vers daraus wird noch heute viel citirt: Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin. Gautier hat seine Aufgabe,

---

[1]) Franke, S. 1 f.; vergl. S. 16 f. und S. 27.

[2]) Scheffel und Holder, Waltharius, Lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts. 1874. S. die Einleitung.

[3]) Ebert, Bd. II, S. 171, 176.

[4]) Gröber, S. 404 f.

[5]) Derselbe, S. 403.

eine möglichst vollkommene Reproduction der antiken Epik, „in einer für das Mittelalter classischen Vollendung“ gelöst[1]).

Nächst Virgil ist im Mittelalter vielleicht kein römischer Dichter auf den Schulen mehr gelesen worden, als Juvenal, und Anführungen aus seinen Satiren sind in der ganzen Literatur von Alcuin bis auf Enea Silvio äußerst häufig, besonders im 11. und 12. Jahrhundert. So hat er denn auch auf die mittelalterliche Poesie einen sehr großen Einfluß geübt, namentlich im 12. Jahrhundert in Frankreich, wo die Satirendichtung zu den beliebtesten Uebungen gehörte. Von Juvenal's Satiren fanden den größten Beifall die sechste, die die Schwächen, Fehler und Laster des weiblichen Geschlechts schildert, und die zehnte, deren Gegenstand die Thorheit der Menschen ist, in ihren Gebeten Dinge zu erflehen, die ihnen zum Unheil gereichen müssen. Marbod, Bischof von Rennes, der in seinem siebenundsechzigsten Jahre in seinem profanen Hauptwerke, den „Zehn Capiteln“, einer eindringlichen und beredten Ermahnung zur Tugend und Frömmigkeit, die Summe seines Lebens zog, hat mehrfach dieselben Gegenstände behandelt, wie Juvenal, so die Gefahren der Seereise für den nach Gewinn jagenden Kaufmann, die Allherrschaft des Geldes, vor Allem die Gefährlichkeit des Weibes; seinem Abschnitt „Von der Buhlerin“ liegt die sechste Satire zu Grunde; überhaupt ist Marbod „ein verwässerter und versüßlichter Juvenal“. Ein (übrigens ungeschickter) Nachahmer Juvenal's war auch in einigen seiner Gedichte Hildebert von Tours. Mit Vorliebe hat ihn ferner Jean d'Anneville (d'Anville) in seinem Archithrenius (d. h. der Erzweiner, gegen 1154) benutzt, „einer allegorischen Reise durch die Welt des Wissens und der Moral, die unter satirischer Beleuchtung der Zustände der Zeit (auch unter den Geistlichen) den Weg der Sittlichkeit vorzeichnen und die Abwege, die zur Ausschweifung und zum Laster führen, kennen lehren soll“[2]). Durch dies Gedicht und den Anticlaudianus des Alain de l'Isle (ebenfalls eine moralisirende Allegorie)[3]) wurde der bei Juvenal vorkommende arme griechische Gelehrte Codrus als Repräsentant der Bettelarmuth im Mittelalter zu einem ebenso allbekannten Typus wie Tartuffe und ähnliche Figuren, und auch Phalaris und Nero sind es vielleicht durch Juvenal geworden[4]).

Zu den Gattungen der mittellateinischen Poesie, die durchaus von der antiken abhängig waren, gehört auch die Räthsel- und Fabeldichtung und das Thierepos, so weit die Fabel zu dessen Elementen gehört. Räthsel, die in Klöstern gern als Unterhaltungsmittel benutzt wurden und namentlich bei den Angelsachsen beliebt waren, wurden besonders denen des Symphosius (im 4. oder 5. Jahrhundert) nachgebildet[5]). Die Fabeln des Phädrus, von denen auch die Predigt Gebrauch machte, wurden dem Mittelalter durch die Prosabearbeitung eines Romulus (im 10. Jahrhundert) vermittelt und diese dann

[1]) Gröber, S. 408. — Cholevius, Bd. I, S. 91. — Carraroli, Leggenda di Alessandro Magno. p. 137.

[2]) Gröber, S. 374 f.

[3]) Gröber, S. 381.

[4]) Gröber, S. 385.

[5]) Ebert, Bd. III, S. 41. — Teuffel, R.L.G. §§ 26, 27.

abermals versificirt; auch die Fabeln des Avianus (etwa aus dem 4. bis 5. Jahrhundert), die zu den in den Schulen gelesenen Büchern gehörten, wurden nacherzählt [1]). Eine große Bekanntschaft mit der äsopischen Fabel zeigt schon das älteste (allegorische) Thierepos, die (von Entlehnungen aus römischen Dichtern, vor Allem Horaz, ganz angefüllte) von einem Mönch des Klosters St. Evre de Toul, wohl zu Anfang der Regierung Otto's I., in meist leonischen Hexametern verfaßte Ecbasis captivi (das Entkommen des Kalbes aus der Höhle des Wolfs). Die Innenerzählung ist ihrem Kern nach die Fabel von dem kranken Löwen und dem geschundenen Wolf. Aus äsopischer Fabel und einer Reihe mündlich weiter getragener Thiergeschichten ist (um 1148) der Ysengrimus eines flandrischen Dichters (in Distichen) entstanden, der besonders Ovid gelesen hat und gern seine Kenntnisse zeigt. Auch hier muß der durchweg von dem Fuchse gefoppte Wolf nach dessen Gutachten für den kranken Löwen seine Haut hergeben [2]). Doch überhaupt ist keine Gattung der mittellateinischen Poesie von antiken Mustern unabhängig, wenn solche vorhanden waren. Walahfrid Strabo (d. h. der Schieler), Abt von Reichenau († 849), der auf die classische Färbung seiner Schriften so bedacht war, daß er die Namen der Zeugen für die Wunder des heiligen Gallus wegließ, um nicht durch ihre barbarischen Formen die Ehre des lateinischen Ausdrucks zu verletzen, hat sein Klostergärtchen in einem anmuthigen Gedicht beschrieben, nicht ohne Reminiscenzen an Columella und Virgil's Gedicht vom Landbau [3]). Als Nachbildner der horazischen Odenmaße (sowie der Strophen des Prudentius und Boethius) [4]) steht in so früher Zeit (nach 1167) ganz vereinzelt Metellus von Tegernsee, der in seinen Oden Leben, Wirken und Leiden des heiligen Quirin unter oft wörtlichen Entlehnungen aus den benutzten Mustergedichten, und außerdem in Eklogen in virgilischen Wendungen Wunder des Heiligen behandelt [5]).

Daß es aber bei allem noch so engen Anschluß an die Form und Ausdrucksweise der Alten doch nur den Wenigsten gelang, in antikem Geiste zu dichten, braucht kaum gesagt zu werden. Zu diesen gehört Hildebert von Tours, dessen im Mittelalter sehr berühmte Elegie auf Rom zuweilen für das Werk eines classischen Dichters gehalten worden ist [6]). Er hatte sich nach Rom begeben, um auf das ihm 1097 übertragene Bisthum von Le Mans vor dem Papst Paschalis II. persönlich zu verzichten [7]). Ein Theil dieses Gedichtes, eines in jener Zeit ganz allein stehenden Zeugnisses für den Eindruck, den die Ueberreste des alten Rom auf empfängliche Gemüther machten, mag hier folgen:

Nichts ist, Roma, dir gleich, obwohl du in Schutt und in Trümmern
Liegst: in den Trümmern noch gibt einstige Größe sich kund.
— — — — — — — — — — — — — —

---

[1]) Gröber, S. 151, 321 f., 409.
[2]) Ebert, Bd. III, S. 276, 283—285.
[3]) Gröber, S. 410. — Bartsch, S. III.
[4]) Ebert, Bd, II, S. 158 f., 165.
[5]) Gröber, S. 336.
[6]) Graf, Bd. I, S. 33 f.
[7]) Franke, S. 29 ff.

Sagen wir: dies war Rom, so kündet allein schon der Name:
Eine Stadt ist dahin, welcher sich keine vergleicht.
Doch nicht rollender Jahre Lauf, nicht Feuer noch Eisen
Hat so einzige Pracht ganz zu vernichten vermocht.
Was hier Menschenhand in unendlicher Arbeit erschaffen,
Trotzt der Zerstörungswuth feindlicher Mächte noch heut'.
Schaffte man alle Schätze der Welt und Berge von Marmor,
Schaffte zugleich man ein Heer emsiger Künstler herbei:
Nimmer gliche das neue Werk den noch stehenden Mauern,
Nie erstänb' aus dem Schutt je die entschwundene Pracht.
Was noch steht, ist zu herrlich und groß, um es je zu erreichen,
Zum Aufrichten, fürwahr! ist des Gefall'nen zu viel.
Hier bewundern die Götter sogar die Bilder der Götter:
Diesen Werken der Kunst wünschen sie ähnlich zu sein.
Solche Göttergestalten, wie hier der Mensch sie gebildet,
Hat die Mutter Natur nie zu erschaffen vermocht.
Hoheit strahlt aus den Zügen, und daß Anbetung sie fordern,
Danken sie menschlicher Kunst mehr als der eig'nen Natur.

Ein Einfluß antiker Vorbilder auf die einzige dramatische Dichtung des Mittelalters, das geistliche Drama, war durch dessen Zweck (die unmittelbare Vergegenwärtigung der christlichen Heilsgeschichte) und seine Bestimmung zur Feier kirchlicher Feste ausgeschlossen[1]). Der religiöse Zweck machte den möglichst vollständigen und wortgetreuen Anschluß an die biblische oder legendarische Erzählung zur nothwendigen Bedingung. Die Gesetze der antiken und modernen Dramatik waren für die mittelalterliche nicht vorhanden, da diese eigentlich nichts Anderes war als eine Umsetzung der biblischen oder legendarischen Erzählung in die Form des Dialogs. Einheitlichkeit der Handlung, psychologische Entwicklung und Individualität der handelnden Personen waren bedeutungslos für das Drama der göttlichen Erlösung[2]).

Einzig in ihrer Art sind die Dramen der Nonne Hrotsvith (Roswitha) von Gandersheim († 973). Die vielseitige Dichterin, die sich vorzugsweise der geistlichen Epik widmete, aber auch historische Gedichte (über die Thaten Otto's des Großen, die Anfänge des Klosters Gandersheim) verfaßte, wollte die damals viel gelesenen unkeuschen Komödien des Terenz, aus denen ihre geistlichen Schwestern so viel böse Dinge lernten, durch sechs echt christliche Stücke ersetzen[3]), die in der Form des dramatischen Zwiegesprächs und in einer hier und da gereimten Prosa abgefaßt sind. Ihre sechs Stücke sind sämmtlich Variationen desselben Themas, der Verherrlichung der göttlichen Liebe im Gegensatz zur irdischen. Zwei behandeln das siegreiche Beharren in der ersteren, zwei den Abfall und die Rückkehr zu ihr, zwei die Bekehrung vom heidnischen Glauben zum christlichen. In der Hauptsache sind alle sechs eine Apotheose der Jungfräulichkeit, die unter den asketischen Tugenden in der christlichen Weltanschauung den breitesten Raum einnahm. Eine Charakterentwicklung der handelnden Personen ist nirgends erstrebt; sie sind fertige

[1]) Gröber, S. 423—426.
[2]) Eicken, S. 691—701.
[3]) Cholevius, Bd. I, S. 267

oder durch plötzliche göttliche Erleuchtung umgewandelte Gestalten. Den Hintergrund bildet überall die heidnische Welt in ihrer sündhaften Verstockung. Dramatische Bewegung fehlt nicht ganz; der Dialog ist rasch und sachlich und berührt nur zweimal gelehrte Erörterungen aus dem Gebiete der sieben Artes (Zahlenlehre und Tonverhältnisse); „Verkleidungen und andere Mittel, durch die Spannung, Ueberraschung, bedrohliche Lagen, komischer Umschlag herbeigeführt werden, sind herbeigezogen in der Ahnung von der Möglichkeit einer Verkörperlichung dialogisirter Handlung“ [1]). Roswitha hat auf dem Gebiete des geistlichen Dramas keine Nachfolger gefunden. Das erste weltliche Lesedrama, die (nach dem Helden, dem Tyrannen Ezzelino, benannte) Ecerinis des Albertino Mussato (im 14. Jahrhundert), die sich an Seneca anlehnt, eröffnet bereits die Renaissanceliteratur [2]).

Nicht weniger als die Schulpoesie war die Geschichtschreibung von antiken Mustern abhängig. Man richtete sich nach ihnen in Anlage und Anordnung, ahmte sie nach in Beschreibungen (besonders von Schlachten), eingeflochtenen Reden, Excursen über Länder und Völker und allgemeinen Betrachtungen, entlehnte ihre Ausdrucksweise, ihre Bilder und Gleichnisse, Phrasen und Wendungen. Der Ostfranke Einhard (770—840) hat in seiner Biographie Karl's des Großen (dessen vertrautester Rath er war), nach Ranke's Ausspruch nicht bloß wie in seinen Bauwerken (bei welchen er sich von Vitruv leiten ließ) die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet, sondern auch antike Werkstücke angewendet. Aufs Engste hat er sich an sein Vorbild, Sueton's Leben des August, angeschlossen, nicht bloß in der ganzen Disposition, er hat auch reichlich aus dessen Wortschatz und seiner Phraseologie geschöpft; alle Verhältnisse, Einrichtungen und Zustände des Heeres und des Staates, des Krieges und des Hoflebens sind hier antikisirt [3]). Widukind von Corvey (um 973) hat die Geschichte der Sachsen in einer an Sallust gebildeten Schreibart erzählt [4]). Otto von Freising, der Biograph Friedrich Barbarossa's, „arbeitet ganz mit der Technik der antiken Historiographie, ohne sich übrigens sclavisch an sie anzuschließen“ [5]). Eine ähnliche Abhängigkeit von antiken Vorbildern zeigt sich bei Guillaume von Poitiers (um 1080), dem Geschichtschreiber Wilhelm's des Eroberers; bei Guibert von Nogent in seiner Geschichte von Jerusalem 1095—1104 (der außer Kritiken, Belehrungen und Betrachtungen auch Gedichte in verschiedenen Maßen eingewebt sind); bei Radulf von Caen in seiner Geschichte Tancred's (1099—1105), der die Thaten des ihm befreundeten Helden fast dichterisch schildert, Charakteristiken anderer Führer der Kreuzzugstruppen bei deren erster Erwähnung gibt, Vergleiche

[1]) Eicken, S. 691—696. — Gröber, S. 174. — Ebert, Bd. III, S. 285 ff. und 295—298, 314 ff.

[2]) Gröber, S. 427.

[3]) Ebert, Bd. II, S. 92—96.

[4]) Gröber, S. 149.

[5]) Scherer, Deutsche Literaturgeschichte. S. 73.

mit Helden des Alterthums anstellt, Reden, Briefe und Stücke in metrischen und rhythmischen Versen einschaltet[1]).

Aber man begnügte sich nicht immer damit, Stil und Darstellungsweise der Alten nachzuahmen: man übertrug auch geradezu ihre Erzählungen und Beschreibungen auf Personen und Scenen der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit. Angilbert († 814) hat seine Beschreibung der angeblichen Hafenbauten Karl's des Großen dem ersten Buche der Aeneide entlehnt, wo die Anlage des Hafens von Karthago geschildert ist[2]). Lambert von Hersfeld hat in der Erzählung eines Kampfes der Vettern des jungen Königs Heinrich IV. mit dem Slaven Otto bei Hausneindorf (1059) die Schilderung copirt, die Livius von dem Zweikampfe des Aruns, Sohn des Tarquinius, und des Consuls Brutus gibt, wobei die beiden Kämpfer sich gegenseitig durchbohren[3]). Ragevin, der Fortsetzer der Geschichte Friedrich Barbarossa's von Otto von Freising[4]), hat hauptsächlich aus Sallust und Rufinus (dem Uebersetzer des jüdischen Krieges des Josephus) entlehnt. Die von dem Ersteren gegebenen Charakteristiken des Cäsar und Cato hat er zur Schilderung Heinrich's des Löwen und des Herzogs Welf VI. verwendet; die Beschreibung der Belagerung von Jerusalem (69/70) bei Josephus hat er auf die Belagerung von Crema (1158/59) übertragen; die Rede des Patriarchen von Aquileja an die Unterhändler aus Crema ist die Rede des Königs Agrippa an die Juden bei Josephus. Die Darstellung Friedrich Barbarossa's ist aus der Theoderich's des Großen bei Sidonius Apollinaris und der (auf Sueton beruhenden) Karl's des Großen bei Einhard zusammengearbeitet. Uebrigens hat Ragevin trotz seiner fast wortgetreuen Entlehnungen es verstanden, seine Muster ohne Entstellung der Wahrheit zu reproduciren. Der Verfasser der älteren von zwei Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde (Gemahlin Heinrich's I.) läßt Heinrich und Mathilde eine Liebesscene spielen, wie Turnus und Lavinia bei Virgil, und schildert den jungen Heinrich durchaus mit den Worten, mit denen der alte Simo in der Andria des Terenz den jungen Pamphilus charakterisirt[5]).

---

[1]) Gröber, S. 307 und 310.

[2]) Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge. S. 487.

[3]) Rockrohr, Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XXV, S. 571.

[4]) G. Jordan, Ragevin's Gesta Friderici imperatoris. 1881; vergl. Prutz, S. 488.

[5]) Jaffe, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit XXXI (Bd. X, S. 4). Den Nachweis der hier benutzten Monographien verdanke ich H. Breßlau.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

J. J. Mounier.

Ein französischer Parlamentarier in Weimar. (1795—1801.)

Von

P. von Bojanowski.

[Nachdruck untersagt.]

Unter eine Zeichnung von Belvedere hat Goethe die Worte geschrieben:

„Erleuchtet aussen hehr vom Sonnengold
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold."

Sind diese Worte nicht auch eine Inschrift für die sonnigen Tage unserer classischen Zeit in ihrem fröhlich heiteren Glanze während des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts? Eine ideale Welt des Schönen baut sich leuchtend über Deutschland auf. Drüben aber, jenseits des Rheines, bricht in furchtbaren Unwettern eine politische Welt zusammen. Im Mittelpunkt der einen Weimar friedlich, sonnengoldig, in dem der anderen das Paris der Revolution, wie es Goethe in der „Natürlichen Tochter" in wenigen Versen so meisterhaft schildert:

„Da stürmt ein Brausen durch die düstere Luft,
Der feste Boden wankt, die Thürme schwanken,
Gefugte Steine lösen sich herab,
Und so zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterscheinung . . . .
Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr"[1]).

In ungezählten Scharen eilen dann Flüchtlinge dieses Volkes über den Rhein, hier eine Zuflucht zu suchen vor der Tyrannei, die den Boden des Vaterlandes mit Blut tränkt. Diese Emigranten bieten im Allgemeinen ein wenig erfreuliches Bild, so lebhaft das Schicksal Einzelner auch unsere Theilnahme erwecken mag; denn das unthätige Leben, das die Masse derselben, zumal in den ersten Jahren, erfüllt von der trügerischen Hoffnung auf baldige Heim-

[1]) Fünfter Aufzug, siebenter Auftritt.

kehr nach Frankreich, führte, ihr frivoles, sittenloses Treiben, der Hochmuth, mit dem sie auf das Land blickten, das ihnen eine Zuflucht bot, und der sie die ihnen gewährte Gastfreundschaft als schuldigen Tribut hinnehmen ließ, erregten den tiefsten Unmuth der Deutschen. Goethe's bekannte Schilderung der Emigrirten in der Rheincampagne findet ihre derberen Ergänzungen in vielen Schriften und Briefen jener Zeit. Indessen fehlte es auch nicht an Ausnahmen. Tüchtige Männer unter ihnen kamen auch nach Weimar. Sie wurden wohl aufgenommen und namentlich solche, die, wie Goethe einmal in seinen „Tages- und Jahresheften" anmerkt, darauf bedacht waren, durch „eine löbliche Thätigkeit" ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, nach besten Kräften gefördert. Wir kennen aus Goethe's Aufzeichnungen das tragische Schicksal eines dieser Flüchtlinge, von Wendel's, der das Opfer seiner verfehlten Hüttenbau-Unternehmungen in Ilmenau geworden ist. Ein Anderer, der nach Weimar kam, nicht um das Schmarotzerleben der Emigrirten zu führen, sondern um sich aus eigener Kraft heraus ein Leben zu schaffen, war Derjenige, der im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen steht. Einst ein vielgenannter Mann, ist das Andenken Jean Joseph Mounier's doch schneller verblaßt, als berechtigt ist. Er verdient es, der Vergessenheit auch in Deutschland entrückt zu werden, nicht nur wegen seines Zusammenhanges mit Weimar, sondern auch persönlich als eine der sympathischsten Erscheinungen des damaligen Frankreichs, als ein Publicist, der unter den bedeutenden Kritikern der Revolution einen Platz einnimmt.

I.

Wer war Mounier? und wie kam er nach Weimar? Tocqueville nennt jenen ersten Abschnitt der französischen Revolution, als „die Franzosen nicht nur die Demokratie, sondern die Freiheit begründen, nicht nur Privilegien zerstören, sondern auch Rechte anerkennen und heiligen wollten, eine Zeit der Jugend, der Begeisterung, des Stolzes, der aufrichtigen selbstlosen Leidenschaften". Diese lichte Morgenröthe, der ein so stürmischer Tag folgen sollte, war nur von kurzer Dauer; sie verging in den Ereignissen vom 5. und 6. October 1789. Diese selben Tage zeigen uns Mounier auf der Höhe seiner parlamentarischen Thätigkeit, als Präsident der Nationalversammlung Ludwig XVI. im Königsschlosse von Versailles schützend, aber sie bilden auch den Abschluß dieser Thätigkeit für ihn. Wie Tocqueville es ausspricht, so hatte Mounier damals empfunden, gedacht und auf sein Volk zu wirken versucht. Geistig und politisch ein Vorläufer des berühmten Verfassers von „l'ancien régime et la révolution", war er, wie dieser, erfüllt von der Sehnsucht nach Freiheit, von dem heißen Verlangen, sie in Frankreich zu begründen, aber auch wie dieser verzehrt von dem heißen Schmerz, daß seine Landsleute die Freiheit vergaßen über die Gleichheit in den Ketten der Demagogie. Was Tocqueville, der Historiker, um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf Grund der Acten und Documente schildert, Mounier, der unmittelbare Theilnehmer an jenen ersten Kämpfen, hat es erlebt. Er schied aus der Nationalversammlung, als er erkannte, daß die Freiheit rettungslos verloren sei.

Mounier stammte aus einer Bürgerfamilie in Grenoble; sein Vater war ein kleiner Tuchhändler; er selbst widmete sich der juristischen Laufbahn. Schon sehr früh ward der sehr befähigte, kenntnißreiche und wohl angesehene junge Mann von der politischen Strömung ergriffen, die sich damals Frankreichs bemächtigte. Die Reform des Regierungssystems wurde von der ganzen Bevölkerung mit ebenso viel Leidenschaft wie Unklarheit gefordert, im Rathe der Krone als nothwendig anerkannt, aber durch falsche Maßnahmen und Mangel an Folgerichtigkeit und Stetigkeit verzögert und gehemmt. Mounier gehört zu den wenigen Politikern, die sich ein klares Bild von der anzustrebenden Neugestaltung des Staatswesens machten. Ein entschieden liberaler Mann, war ihm doch die Schule Rousseau's, der Verfasser des „Emile" und des „Contract social" selbst und der ganz abstracte, jeder praktisch politischen Idee bare Radicalismus, der sich an jenen anklammerte, durchaus antipathisch: in seinen Reden wie in seinen Schriften bekämpfte er beide mit großer Schärfe. Aber ebenso wenig sympathisirte er, der entschiedene Royalist, mit Lafayette und der großen Zahl Derer, die in der Republik der Vereinigten Staaten das Muster für die Verfassung des neuen Frankreichs sahen. Von dem ihm in Bezug auf die politischen Ziele wohl am nächsten Stehenden, von Mirabeau, trennt ihn vielleicht etwas Eifersucht, aber im Grund der ehrliche Widerwille, den der sittenstrenge, selbstlose Mann immer gegen den unsittlichen, wenn auch genialen Abenteurer empfindet.

Mounier steht in seinen politischen Bestrebungen ganz auf dem historischen Boden. Während nach Tocqueville's treffenden Worten die Franzosen von 1789 sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft durch einen Abgrund zu trennen, will er, an das geschichtlich Gegebene anknüpfend, auf dem Boden der alten Monarchie, die er keineswegs für unvereinbar hält mit der politischen Freiheit, den Verfassungsstaat nach dem Vorbilde Englands aufbauen. Er hatte sich genährt an den Lehren Montesquieu's und der englischen Publicisten. Aber um dies Ziel zu erreichen, bedarf es der Vorarbeiten. Dieser Boden der alten Monarchie muß erst von den Ruinen, die der allmälige Zerfall der politischen und gesellschaftlichen Ordnung aufgehäuft hatte, gereinigt, der Despotismus des ancien régime, die Herrschaft des Adels, die das Königthum umrankt und seiner wirklichen Bedeutung beraubt hatte, muß beseitigt werden. Das Königthum darf nicht der Lehnsträger einer Classe sein, sagt Mounier im Hinblick darauf, daß der König in Frankreich, trotz der äußeren Etiquette, mit der man ihn umgab und von dem Volke trennte, nicht über dem Adel stand, sondern thatsächlich von diesem nur als der Primus inter pares angesehen ward. Mounier ist darum kein Feind des Adels, im Gegentheil. Aber zwischen dem Königthum und dem Volke dürfen nach seiner Ansicht, außer dem gesetzlichen Vertreter des Adels, dem Oberhause, und dem Unterhause, der Vertretung des Volkes, überhaupt keine geschlossenen Körperschaften stehen. Auch nicht die französischen Parlamente, um deren Rechte im Jahre 1788, eben dem Zeitpunkt, an dem der dreißigjährige Mounier zuerst politisch hervortrat, so lebhafte Kämpfe geführt wurden. Wenn er damals gleichwohl sich auf die Seite der Parlamente

stellte, so geschah es wegen der Gewaltthätigkeit, mit der die Regierung ihre Opposition zu unterdrücken bestrebt war, und weil die politischen Rechte der Nation in diesen Parlamenten doch immer noch eine — die einzige — Stütze fanden. Die Entrüstung, die ganz Frankreich ergriff, als im Mai 1788 die königlichen Edicte veröffentlicht wurden, durch die die Parlamente ihrer politischen Machtstellung entkleidet und in Körperschaften mit ausschließlich richterlicher Competenz verwandelt wurden, war auch in Grenoble zu starkem Ausdruck gekommen. Die Ereignisse, die sich hier und überhaupt in der Dauphiné im Jahre 1788 abspielten, sind in gewissem Maße das Vorspiel der Revolution; sie zogen die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich. Denn sollte nicht, was die Stände der Dauphiné ohne rohe Gewaltthätigkeit, in maßvoller, aber energischer Opposition gegen die Regierung für die Provinzialverfassung unter Mounier's umsichtiger Führung errangen, auch für die ganze Monarchie zu gewinnen sein? Für die ganze Denk- und Handlungsweise Mounier's aber ist sicherlich von Bedeutung gewesen, daß er im Rahmen provinzialer Verhältnisse seine politische Thätigkeit begonnen und mit Erfolg fortgeführt hat. So kam er später wohl vorbereitet und erfahren, nicht als ein unreifer politischer Gründling, in die Hauptstadt und ward davor bewahrt, ein Opfer der radicalen Abstractionen zu werden, wie sie in Paris herrschten.

In einer Denkschrift, die der Adel der Dauphiné dem König überreichen ließ, und mit deren Abfassung Mounier, damals königlicher Richter in Grenoble, betraut ward, tritt der Grundzug seiner Anschauungen bereits deutlich hervor: die Nation ist auf einer Seite gefährdet von dem Despotismus der Minister, auf der andern von dem Kastengeist der geschlossenen Körperschaften. Dieser erzeugt Uebelstände, jener tödtet. Abhülfe ist unmöglich bei dem bißchen Verfassung, das noch vorhanden ist. Man muß daher der Nation die Gesammtheit ihrer Rechte wiedergeben, d. h. eine Constitution schaffen. Wie aber ist diese Constitution beschaffen, die ihm vorschwebt? Seine Reden in der Nationalversammlung und seine, theilweise durch Gentz und Hufeland sehr bald verdeutschten, Schriften geben darüber Aufschluß. In Einzelheiten wird sich ihm bisweilen ein Widerspruch zwischen seinen Worten, mitunter auch zwischen seinen Worten und Thaten nachweisen lassen, da er zu sehr Realpolitiker war, um nicht zu wissen, daß, wer politisch etwas schaffen will, mitunter auch den als irrig erachteten Zeitströmungen Rechnung tragen muß; aber im Großen und Ganzen hat Mounier die Hauptgrundsätze seiner Anschauungen festgehalten. Und die Verfassung, die er anstrebte, wurzelte in fester Erde und würde, wenn damals die Regierung entschlossen in seinen Sinn gewirkt hätte, sich lebensfähig erwiesen haben. Seine Lehre gründet sich auf die Theilung der Gewalten; diese gilt ihm als die sicherste und alleinige Bürgschaft der Freiheit. Der König besitzt die ausübende Gewalt mit dem Recht, die Gesetze, die die Kammern vorschlagen, nicht zu sanctioniren (das absolute Veto); die gesetzgebende Gewalt ist zwischen dem König und den beiden Kammern getheilt; diese besitzen das volle Steuerbewilligungsrecht; das Oberhaus ist zusammengesetzt aus den Prinzen von Geblüt, den erblichen Pairs

und Mitgliedern, die von den Provinzen gewählt werden, aber adlig sein müssen. Das Unterhaus geht aus indirekten Wahlen hervor. Mounier, ein ebenso entschiedener Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechts wie des Mandat impératif, knüpft das Wahlrecht an den Besitz einer festen Wohnung und eines geringen Census, die Wählbarkeit an den Besitz von liegenden Gründen im Werthe von etwa 12000 Livres. Die Kammern treten in regelmäßigen Zwischenräumen zusammen; die Provinzialvertretungen verzichten natürlich auf ihre politischen Rechte zu Gunsten der Kammern. Aber Mounier wünscht für sie ein gewisses Maß von Selbständigkeit der Verwaltung, wie er denn, ein Gegner des politischen Föderalismus im Sinne der Verfassung der Vereinigten Staaten, auch ein Gegner des centralisirenden Unitarismus ist, aus dem heraus später die von ihm lebhaft bekämpfte Ersetzung der Provinzen durch Departements ohne geschichtliche Basis geschaffen wurde. Um diese Verfassung zu ermöglichen, ist vor Allem nöthig, durch Beseitigung des bestehenden Chaos, wo „jede Provinz, jeder Stand, jede Körperschaft, jedes Individuum Privilegien für sich in Anspruch nehmen, und dadurch die Freiheit der Gesammtheit beständig verletzt wird", zunächst reinen Tisch zu schaffen für die Gesammtvertretung, die sich in den Reichsständen verkörpert. Alsbaldige Einberufung der Reichsstände, das ist die unmittelbar praktische Forderung, zu Gunsten deren Mounier selbst vor einem an sich revolutionären Schritt nicht zurückschreckt: er läßt die Provinzialversammlung der Dauphiné die Verweigerung der Steuern beschließen, bis diese durch die Reichsstände genehmigt sein werden. Weiter verlangt er die Verdoppelung der Abgeordneten des Tiers-Etat in den Reichsständen, die Vereinigung der drei Stände zu gemeinschaftlichen Berathungen und die Beschlußfassung nach Köpfen, nicht nach Ständen. Es sind das alles ebenso berechtigte wie zweckmäßige, ebenso verständige wie maßvolle Forderungen, aber sie mußten, wie die Dinge lagen, ihren Vertreter in heftige Kämpfe bringen, nicht nur mit den starren Vertheidigern der bestehenden Regierungsform, sondern auch mit den radicalen und demagogischen Theoretikern.

Mounier war es in seiner Heimathsprovinz gelungen, die Dinge in eine seinen politischen Anschauungen entsprechende Form zu bringen: die Stände hatten auf ihre Privilegien verzichtet; in der Provinzialversammlung ward die Vertretung des dritten Standes verdoppelt, die Berathung war gemeinschaftlich, die Abstimmung erfolgte nach Köpfen. Es begreift sich daher, daß er in der hoffnungsvollsten Stimmung dem für Mai 1789 anberaumten Zusammentritt der Reichsstände entgegensah, nachdem bei der Wahl der Vertreter in seiner Provinz sein Name als erster aus der Urne hervorgezogen war. „Alles, was sich in meiner Provinz seit einem Jahre zugetragen hatte, war", sagte er selbst später, „geeignet, mich in Illusionen zu wiegen. Wenn ich daran denke, was wir in der Dauphiné erreicht hatten, nur vermittelst Gerechtigkeit und Vernunft, so verstehe ich, wie ich glauben konnte, die Franzosen verdienten, frei zu sein."

Die Fälle sind zahlreich, wo in stürmisch bewegten Zeiten Politiker, die in kleinen Verhältnissen Erfolge erlangt haben, wenn sie nun in größere Wirkungskreise treten, hier nicht die zu einer bedeutenden Thätigkeit erforder-

liche Kraft des Geistes und des Charakters zeigen, und entweder in der Menge verschwinden oder ihre Grundsätze über Bord werfen, wenn ihrem Ehrgeiz sich Hindernisse entgegenstellen. Selten dagegen sind Männer, die in solchen Fällen muthig und entschlossen ihr Programm festhalten und weder von rechts noch von links sich beeinflussen, auch durch den Terrorismus der Volksleidenschaft nicht von dem vorgezeichneten Wege verdrängen lassen. Es braucht viel Festigkeit, um die gemäßigten Grundsätze zu vertreten und ihnen treu zu bleiben, meint Mounier einmal sehr treffend, und diese Festigkeit hat er in hohem Maße während der parlamentarischen Kämpfe des Sommers 1789 bewiesen. Als die Reichsstände im Mai eröffnet wurden, stand er im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Schon als er kurz vorher, im März, einmal vorübergehend in Paris anwesend war, ward er der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit. „Er galt," sagt sein Gegner Camille Desmoulins, „als der Retter Frankreichs"; die ironische Uebertreibung dieser Aeußerung legt gleichwohl Zeugniß ab für das Ansehen, dessen Mounier sich erfreute. Thatsächlich bildeten die Gemäßigten, die Monarchisten, die, wie er, die Umwandlung Frankreichs in einen Verfassungsstaat wollten, die Mehrheit in den Reichsständen. Er selbst galt als der berufene Führer der Mehrheit. Aber dieser fehlte jede innere Festigkeit; vielleicht hätte sie solche gewonnen, wenn ein anderer Staatsmann als Necker die Regierung geleitet hätte, von dem Mounier das bezeichnende Urtheil fällt, daß er ein ausgezeichneter Minister in ruhigen Zeiten gewesen sein würde, aber nicht der Mann war für Lösung der Aufgabe, die ihm jetzt gestellt war. Die anfänglich passive, dann zweideutige, zuletzt schwache Haltung der Regierung verstimmte die Gemäßigten, während die Radicalen immer leidenschaftlicher, immer terroristischer auftraten. Die constitutionelle Mehrheit löste sich schnell auf, mangelte doch den Abgeordneten das feste Rückgrat, ja selbst der elementarste Pflichteifer. Mounier und seine Freunde vermochten sie nicht einmal so weit zu bringen, daß sie pünktlich in der Sitzung erschienen und bis zum Schluß ausharrten.

Auf die Einzelheiten einzugehen, hieße Tag für Tag die Geschichte der Verhandlungen zunächst in der Versammlung des Tiers-Etat — denn die Regierung entschloß sich erst spät, die Vereinigung der drei Stände in eine Körperschaft zu bewilligen — dann in der Nationalversammlung oder Constituante wiedergeben. Wir skizziren nur in großen Umrissen den Antheil Mounier's, dem Tocqueville das Lob spendet, daß er unter den Männern jener Zeit der Einzige gewesen, der sich Rechenschaft gegeben von dem, was er zu thun gedachte, und eine klare Vorstellung von einer regelrechten und freien Regierung besessen habe. Es zeigt sich bald, daß mit der steigenden Zersetzung innerhalb der Gemäßigten auch Mounier's Ansehen schwindet. Um die Mehrheit wieder an sich zu ketten und um zu verhindern, daß die Versammlung schon im Juli ihren Sitz von Versailles nach Paris legte, was Sieyès plante, regte Mounier den bekannten Schwur der Abgeordneten im Ballhause an, nicht auseinander zu gehen, bis die Verfassung fest begründet sei. Er hat selbst eingesehen, daß er in diesem Schritte, der damals ein ungeheures Aufsehen machte, weil er einen revolutionären Zug hatte und auf eine Nichtachtung

des Auflösungsrechtes der Krone hinauslief, mit seinen monarchischen Grundsätzen in Widerspruch getreten war. Seine Hoffnung, dadurch den verlorenen Einfluß im Tiers-Etat wieder zu gewinnen, war trügerisch; die Ereignisse: Necker's Entlassung und der Sturm der Bastille, machten die Lage immer kritischer, und als nun endlich die Regierung in die Vereinigung der Stände willigte, hatte sich der Schwerpunkt der Kammer längst nach links verschoben. Immer klarer trat dies in der im Juli beginnenden Verhandlung über die Verfassung hervor, die die Constituante dem Volke geben wollte. Unermüdlich trat Mounier, der dem Verfassungsausschuß angehörte, mochte es sich um die Declaration der Menschenrechte, die in ihren Abstractionen die Einleitung der Verfassung bilden sollte, oder um grundlegende Bestimmung der letzteren selbst handeln, für den historischen Standpunkt und für die Verfassung nach englischem Vorbild ein; nach glaubwürdigen Zeugnissen soll auch die Königin Marie Antoinette damals seinen Ideen sich zugewendet haben[1]). Vergebens mahnte er, die Franzosen seien doch kein neues Volk, das eben aus dem Dickicht heraustrete, um nach Rousseau'schen Ideen eine Gesellschaft zu bilden; vergebens zeigte er die Nothwendigkeit eines starken Königthums, das mit dem absoluten Veto ausgerüstet sei; vergebens forderte er das Zweikammersystem. Die Regierung ließ ihn im Stiche und ebenso die durch den Terrorismus der Radicalen und die drohende Haltung der Tribünen eingeschüchterten Anhänger gemäßigter Anschauungen, und als sowohl das absolute Veto wie das Zweikammersystem verworfen worden war, schied Mounier mit seinen Freunden aus dem Verfassungsausschuß, der sich auflöste, um in einer radicaleren Zusammensetzung wieder zu erstehen.

Mounier hegte schon damals keine Illusion mehr, aber die schwersten Tage standen ihm noch bevor. Am 28. September ward er zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt. Die Verhandlungen in den ersten Tagen nahmen einen ruhigen Verlauf. Aber das verhängnißvolle Bankett der Garde du Corps, und die bei dieser Gelegenheit veranstalteten Kundgebungen gegen die Nationalversammlung riefen lebhafte Scenen in der Kammer hervor. Schon Tags vorher hatte Mirabeau's Antrag, der Präsident sollte dem König die Declaration der Rechte und die bis dahin angenommenen Artikel der Konstitution zur Annahme vorlegen, die Zustimmung der Versammlung erhalten. Auf die Nachricht von jenem Bankett verlangten sehr erregte Stimmen die sofortige Ausführung dieses Beschlusses. Mounier mußte den Auftrag erfüllen. Die Aufregung stieg in den nächsten Tagen. Am 5. October verlas Mounier die Antwort des Königs, der sehr richtig die Incorrectheit des Verlangens einer Sanctionirung von Fragmenten der Verfassung hervorhob, den constitutionellen Artikeln zwar im Allgemeinen zustimmte, aber sich über die Declaration der Rechte seine Entscheidung vorbehielt. Diese Antwort wurde leidenschaftlich von verschiedenen Rednern angegriffen. Gleichzeitig aber näherten sich von Paris her Massen der Bevölkerung, angeblich um wegen der theuren Brotpreise vor dem Königspaare zu demonstriren. Von welcher Seite die Bewegung zu diesen Kundgebungen ausgegangen, ist trotz der angestellten gericht-

[1]) Lanzac de Laborie, Un royaliste libéral en 1789. Paris 1887.

lichen Erhebungen nicht festgestellt worden. Mounier selbst hat stets an Intriguen des Herzogs von Orleans geglaubt. Mirabeau machte, während der Sitzung der Nationalversammlung, Mounier auf die drohende Gefahr aufmerksam und schlug ihm vor, die Berathung zu beschleunigen und die Sitzung unter irgend einem Vorwand aufzuheben: Mounier lehnte dies aufs Bestimmteste ab. „Aber Herr Präsident," dringt Mirabeau auf ihn ein, „diese 40 000 Menschen werden Sie tödten." — „Um so besser," entgegnete Mounier, „Sie mögen uns Alle tödten, hören Sie wohl, Alle, aber um so besser werden die Dinge für die Republik sich gestalten." Die bittere Ironie dieser Antwort läßt die muthige Haltung des Präsidenten, aber auch die Hoffnungslosigkeit seiner Stimmung deutlich erkennen. Als im weiteren Verlauf der Verhandlungen über die Antwort des Königs im Zusammenhange mit den Vorgängen am Garde du Corps-Bankett die Rechte verlangte, man möchte die Verdächtigungen doch begründen, war Mirabeau dazu bereit, vorausgesetzt, daß der König allein unverletzlich erklärt werde, fügte aber, zu seinen Nachbarn gewendet, hinzu: „Ich werde Anklage erheben gegen die Königin und die Herzogin von Guiche." Der Tumult stieg nun aufs Höchste; es gelang Mounier's kaltblütiger Geistesgegenwart, Ruhe zu stiften. Energisch erklärte er, er werde nicht die Tagesordnung unterbrechen lassen, und kein Mitglied dürfe sich eine Bemerkung erlauben, die sich auf Anderes als das Schreiben des Königs beziehe. Die Kammer beschloß Entsendung einer neuen Deputation an den König, um nochmals die unverzügliche Genehmigung der Declaration und der Artikel ohne Weiteres zu fordern. Auch gegenüber den Banden, die inzwischen unter dem Sturmläuten der Glocken in den Berathungssaal gedrungen waren, bewahrte Mounier seine sichere Haltung. „Das einzige Mittel, Brot zu bekommen, ist, daß Ihr Ruhe haltet," rief er ihnen zu; „je mehr Ihr droht, desto weniger werdet Ihr Brod bekommen." Mounier begab sich am Nachmittage mit einem von der Nationalversammlung beschlossenen Decret über die Lebensmittel zum König, um zugleich auch den früheren Auftrag bezüglich der Unterzeichnung der constitutionellen Artikel zu überreichen. Begleitet von Weibern und Männern aus der niedrigsten Volksschicht zog er zum Schloß — er selbst berichtet darüber in höchst anschaulicher Weise. Es war die entscheidende Stunde für das Königthum in Frankreich. Das Schloß in Versailles von den tumultuirenden Massen umgeben, von Paris her Lafayette mit den Nationalgarden in Anmarsch, um dem König die Unterschrift unter jene Decrete abzutrotzen und ihn nach Paris zu bringen; drinnen die Garden und etwa 800—900 Edelleute versammelt, das Königspaar und seine Räthe unfähig, Entschlüsse zu fassen. Man hat es Mounier schwer verdacht, daß er dem Auftrag der Kammer nachgekommen sei, aber es läßt sich zu seiner Rechtfertigung darauf hinweisen, daß eine Weigerung seinerseits gar nichts geändert haben würde. Im Augenblick kam es darauf an, Zeit zu gewinnen und energische Maßnahmen, die noch ausführbar waren, zu ergreifen. Fünf Stunden, von 5 Uhr Nachmittags bis Abends 10 Uhr, weilte Mounier beim König, unablässig bemüht, ihn für solche Maßnahmen zu gewinnen. Zunächst sollen die Königin und der Dauphin zu Pferde hinter zwei Garde du Corps sitzend

unter dem Schutze der Truppen und Edelleute aus Versailles entfernt werden; der König sollte die Nationalversammlung nach Rouen verlegen; Mounier und ein großer Theil der Deputirten würden ihm dahin folgen. Einen Augenblick schien der König dazu entschlossen; bald danach erklärte er bleiben und Lafayette abwarten zu wollen. Vergebens war Mounier schon vorher in den mittlerweile wieder berufenen Necker gedrungen, er möge in der Nationalversammlung erklären, der Anmarsch Lafayette's sei ein Attentat, das mit Recht vermittelst der Gewalt zurückgewiesen werde; die Versammlung solle dem General verbieten, vorzurücken, bei Strafe, daß er als Staatsverräther und Majestätsbeleidiger behandelt werden würde. — Necker wagte nicht, diesen Schritt zu thun. Schließlich sprach der König die Genehmigung der Decrete aus. Mounier erzählt[1]) den Vorgang wie folgt: „Der König unterschrieb und gab das Schriftstück in meine Hand. Er hatte Flintenschüsse gehört. Man kann sich seine und meine Bewegung denken. Ich ging mit zerrissenem Herzen hinaus, um zu meinen Obliegenheiten zurückzukehren." Der Sitzungssaal der Nationalversammlung bot, als Mounier ihn wieder betrat, das widrigste Bild. Auf den Bänken, auf den Tribünen lagen Weiber, überall standen Männer mit Piken. Der Bischof von Langres, der in Mounier's Abwesenheit den Vorsitz geführt, hatte eben die Sitzung geschlossen. Mounier eröffnete sie sofort wieder und erstattete Bericht über seine Mission, während im Saale selbst eine ekle Orgie veranstaltet wurde. Endlich kam Lafayette; der König ließ Mounier und einige Deputirte zu sich rufen und erklärte ihnen in Gegenwart des Generals, daß er sich nicht von der Nationalversammlung trennen werde. Damit war das Schicksal entschieden, wie es einer der Begleiter des Königs, St. Priest, im Laufe der Berathungen am Nachmittag prophezeit hatte, indem er sagte: „Sire, wenn Sie morgen nach Paris gehen, so ist Ihre Krone verloren." Mounier kehrte zur Nationalversammlung zurück und wollte, daß sie die Nacht hindurch ihre Berathungen fortsetze, um sofort alle Maßnahmen zur Sicherheit des Königspaares treffen zu können. Er ließ die Tagesordnung wieder aufnehmen, trotz des Tumultes. Als Lafayette Mounier um eine Unterredung bitten ließ, lehnte dieser ab, weil er fürchtete, in seiner Abwesenheit könne der Schluß der Sitzung ausgesprochen werden. Da aber dann Lafayette aufs Bestimmteste erklärte, die nöthigen Sicherheitsmaßregeln getroffen zu haben, so schloß Mounier, dessen Körperkräfte erschöpft waren, die Sitzung um 3 Uhr Morgens. Noch einmal wandte er sich zu dem General und sagte ihm: „Wenn Sie die geringste Besorgniß über das haben, was sich ereignen kann, so ist es noch Zeit, ich will die herausgehenden Deputirten bitten, wieder hereinzukommen". Lafayette wiederholte, es sei nichts zu fürchten und so begab Mounier sich in sein Haus, das wiederholt im Laufe des Tages von bewaffneten Banden bedroht worden war. Am andern Morgen erfuhr er die Greuelthaten der Nacht, die Ermordung der Garden, die Bedrohung des Königs und der Königin. Sofort eilte er in den Sitzungssaal und erklärte den Deputirten, nach einer so entsetzlichen Gewaltthat sei ihr Platz beim König, sie könnten, wenn es nöthig wäre, in einem Saale des Schlosses be-

[1]) Hérisson: Les girouettes politiques. Paris 1892.

rathen. Mirabeau wies dies zurück; die Würde der Versammlung verböte, im Saale der Könige zu berathen. Ein anderer Deputirter trat an Mounier heran mit der unter den gegebenen Verhältnissen widerlich doctrinären Sentenz: Die gesetzgebende Gewalt darf sich nicht zur Executivgewalt begeben. Mounier entgegnete, die Würde der Deputirten liege in der Pflichterfüllung, und er sehe es als eine heilige Pflicht an, in diesem Augenblick der Gefahr in der Nähe des Monarchen zu sein. Endlich beschloß die Versammlung, sich nicht vom König zu trennen, d. h. da dieser während der Vorgänge der Nacht eingewilligt hatte, sich nach Paris zu begeben, ihm in den nächsten Tagen dahin zu folgen, zunächst aber einen Ausschuß zu ernennen, der ihn jetzt begleiten solle. Das führte noch zu einem letzten Zusammenstoß zwischen Mounier und Mirabeau. Ersterer hatte dem mit Aufstellung der Listen für den Ausschuß beauftragten Secretär befohlen, unter keinen Umständen Mirabeau's Name darauf zu setzen und es blieb dabei, trotz den Bitten Mirabeau's. Es war Mounier, wie er selbst sagt, unmöglich, den Mann, der noch eben die Nationalversammlung abgehalten hatte, sich um den König zu scharen, in die Zahl Derer aufzunehmen, die ihn in die Gefangenschaft nach Paris führen sollten. Von Mirabeau urtheilte Mounier, daß er niemals einen Mann von hellerem Verstande und größerem politischen Scharfsinn, aber auch von käuflicherem Charakter und verderbterem Herzen gekannt habe.

Mounier macht sich selbst in einer späteren Schrift Vorwürfe, daß er nicht alsbald, nachdem die Versammlungen abgelehnt, sich zum König zu begeben, den Stuhl des Präsidenten verlassen habe, aber der Zorn habe ihn verhindert zu überlegen, und so sei er stumpfsinnig auf seinem Platz geblieben. Gleich am folgenden Tage legte er schriftlich den Vorsitz nieder. Zwei Tage darauf begab er sich nach Grenoble, um nicht wieder zurückzukehren.

Sonderbar genug, daß der Erste, der gegen den Schwur im Ballhaussaal handelte und die Constituante verließ, als die Verfassung noch keineswegs vollendet war, gerade Derjenige war, der diesen Schwur veranlaßt hatte. Mounier ist darüber viel angegriffen worden. Der Grund, den er in seinen Schriften anführt, ist einfach der, daß sein Schwur einer freien Verfassung, nicht aber einer geknechteten Versammlung gegolten habe. Als er Versailles verließ, hegte er übrigens einen kühnen Plan: „Die Dauphiné hat die Franzosen aufgefordert, die Freiheit zu begründen, heute muß sie sie aufrufen, das Königthum zu vertheidigen," sagte er zu Lally Tollendal. Selbst ein Vorgehen mit bewaffneter Hand scheint ihm vorgeschwebt zu haben. Zunächst hoffte er, alle königstreuen Abgeordneten würden seinem Beispiel folgen und von der Provinz aus gegen die Nationalversammlung in Paris eine volksthümliche Bewegung ins Leben rufen. Die Sache unterblieb, theils weil auch jetzt die Energie fehlte, theils weil Mounier's Nachfolger im Präsidium, stutzig geworden durch die Masse der Eingaben um Pässe zur Abreise von Versailles, den Urlaub verweigerte. Endlich aber, weil auch jetzt das Königthum seine Anhänger im Stich ließ. Es schien einen Augenblick, als ob in der That die Dauphiné ihrem alten Führer folgen und gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung protestiren werde; diese aber beschloß auf die Kunde davon, daß

die provinzialen Versammlungen nicht zusammentreten dürften, bis die Form ihrer Einberufung geregelt sein werde. Ludwig XVI. sanctionirte dies Decret sofort, und damit war die Sache entschieden. In einer Schrift, die er in jenen Tagen verfaßte (Exposé de la conduite de M. Mounier), setzte Mounier sein Verhalten auseinander, und einige Wochen später, als die Einziehung der geistlichen Güter beschlossen ward, gab er seine Entlassung als Deputirter. Das Schreiben wurde unter lautem Beifall der Linken verlesen, die wohl wußte, daß sie von einem bedeutenden Gegner befreit sei. Bald aber zeigte sich, daß Mounier's Aufenthalt in der Dauphiné gefährlich für ihn werde. Noch einmal jedoch, bevor er die Heimath verließ, ward ihm Gelegenheit, seinen politischen Scharfblick zu bezeugen. In einem Schriftstück[1]), das sich dagegen aussprach, die Eintheilung des Landes in Provinzen aufzuheben, wies er nachdrücklich auf die Gefahren hin, die daraus der Freiheit erwachsen müßten. „Wenn," sagt er, „unvorhergesehene Ereignisse die Wiederherstellung des absoluten Regiments in den Händen eines Fürsten ermöglichen, wenn die Nationalversammlung sich für permanent erklärt ohne Neuwahlen, oder wenn sie, alle Gewalt sich anmaßend, den Thron umstürzt und nun selbst die Freiheit des Volkes bedroht, welches Mittel der Rettung bliebe den Franzosen, die, in kleine Bruchstücke zersplittert, nirgendwo einen Sammelpunkt, eine genügende Vereinigung von Kräften finden würden, um die Tyrannei einzuschüchtern?" Frankreichs Geschichte zeigt, wie sehr Mounier Recht hatte. Und nicht minder, wenn er hinzusetzt: „Eine der gefährlichsten Wirkungen, die die Schwäche der Departements nach sich ziehen dürfte, wird das unaufhaltbare Uebergewicht der Stadt Paris sein."

Mounier nahm zunächst seinen Aufenthalt in Genf. Seine Freunde in Paris, die seine beschränkte Vermögenslage kannten und den Verlust des Mannes für Frankreich bedauerten, wünschten ihn dem Vaterlande zu erhalten und setzten sich deshalb mit Lafayette in Verbindung. Dieser schlug vor, ihm den Posten des Secretärs bei der Gesandtschaft in Washington zu geben; Mounier lehnte das mit Entschiedenheit ab, nicht so sehr wegen der Protection Lafayettes, den er durchaus nicht liebte, sondern weil er, wie er an seine Freunde schrieb, in nichts mit der neuen Ordnung der Dinge zu thun haben wollte, die auf fehlerhaften oder strafbaren Grundsätzen beruhe: „ich will nicht Agent eines gefangenen Königs oder einer tyrannischen Versammlung sein, die alle Grundsätze der Freiheit und der Gerechtigkeit verletzt hat." Aber er blieb natürlich ein aufmerksamer Beobachter der politischen Vorgänge. Als im Jahre 1791 Oesterreich und Preußen sich anschickten, in die französischen Wirren einzugreifen, richtete Mounier ein Memorandum an den Kaiser Leopold, in dem er mit großer Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils die Zustände erörterte und seinen Grundsätzen gemäß die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung der alten Zustände, die Nothwendigkeit einer parlamentarischen Verfassung für Frankreich, aber auch das Bedenkliche der geplanten Unternehmung darlegte. Namentlich hob er mit Scharfblick hervor, daß die absoluten Herrscher von Oesterreich und Preußen doch nicht eine freie

[1]) Eingabe der Stände der Dauphin an die Nationalversammlung vom 17. Dec. 1789.

Verfassung in Frankreich einführen könnten, ohne ihr eigenes Regierungssystem zu gefährden; sie sollten sich deshalb darauf beschränken, die Freilassung Ludwig's XVI. zu erzwingen, der dann aus freien Stücken die Verfassungsfrage lösen könne. Bedeutender sind zwei andere schriftstellerische Arbeiten aus den ersten Jahren seines Exils. In der einen, die im Juli 1792 in Genf erschienen ist, erörtert er „die Ursachen, die die Franzosen verhindert haben, zur Freiheit zu gelangen". Friedrich Gentz, der eine deutsche Uebersetzung im Jahre 1796 herausgab, erklärt in der Vorrede: „Ich trage kein Bedenken, es (dies Werk) als das vorzüglichste von allen ohne Ausnahme zu nennen, die über den Ursprung der Revolution und die ersten Ursachen ihres unglücklichen Ganges erschienen sind." Grade in dieser Schrift zeigt sich Mounier, was schon Eingangs hervorgehoben ward, als der Vorläufer von Tocqueville in der Sorgfalt, mit der er die Zustände unter dem ancien régime darlegt, in der Unbefangenheit seines Urtheils über die Politik der Regierung, aber auch der Parlamente und in der Schilderung der schlechten Finanzwirthschaft, die in Verbindung mit Mißernten und Hungersnoth die letzte Ursache der Revolution gewesen ist. Er kritisirt scharf die Fehler der Regierung, aber auch die Fehler, die er und seine Freunde begangen; er geht so weit, einzuräumen, daß, wenn er den Charakter und die Pläne der Obrigkeit und der angeblichen Philosophen der Hauptstadt besser gekannt oder mehr Scharfblick für die Zukunft gehabt, er zwar die Trennung der Stände nicht befürwortet, aber sich schweigend verhalten haben würde, weil es besser gewesen wäre, auf die Reichsstände zu verzichten und den Despotismus des Einzelnen der Anarchie vorzuziehen. Jeden Gedanken an eine Wiederherstellung des ancien régime weist er freilich und mit Recht von sich ab. Noch heute darf dies Buch als lesenswerth bezeichnet werden. Das Gleiche gilt von einer weiteren Schrift: „Adolphe ou principes élémentaires de doctrine", London 1795, in der Mounier nach der Sitte der Zeit, in Zwiegesprächen die Trugschlüsse der Revolutionäre widerlegt. Nicht nur werden hier die Abstractionen des Contrat social scharf zurückgewiesen: nachdrücklich tritt Mounier auch ein für Aufrechthaltung des individuellen Eigenthums, gegen die Volkssouveränetät, vor Allem aber gegen die Gleichheit im politischen Sinne; sie ist ihm eine Chimäre; wenn man sie einführen könnte, würde man nur, wie er treffend bemerkt, die Rollen vertauschen, ohne die Ungleichheit selbst aufzuheben. Die Freiheit — diesen seinen alten Grundsatz hält er auch hier hoch — kann nur in der Theilung der souveränen Gewalten bestehen. Als Mounier dies Werk vollendet hatte, schien die Möglichkeit einer monarchischen Restauration nicht ausgeschlossen. Er richtete in Folge dessen ein Memorandum an den Grafen von Provence, in dem er ausführte, jetzt sei der Augenblick gekommen, Frankreich durch eine den Wünschen von 1789 entsprechende Verfassung den Frieden und die Sicherheit zu geben. Der Prinz lehnte dies in einem ausführlichen Schreiben ab, das für uns nicht nach dieser Richtung, aber deshalb von Interesse ist, weil darin die Verdienste, die sich Mounier in den Octobertagen 1789 um den König erworben, in der lebhaftesten Weise anerkannt werden. Mounier ist dann nicht weiter mit Ludwig XVIII. in Verbindung getreten.

Unermüdlich für sich und die Seinen thätig, sehen wir Mounier doch zunächst nirgends festen Fuß fassen. Er lebte in sehr bescheidenen, ja ärmlichen Verhältnissen; in Genf läßt der hohe Preis des Tuches ihm selbst die Möglichkeit, sich einen dringend benöthigten Rock anzuschaffen, zweifelhaft erscheinen. Er beschäftigte sich jetzt viel mit der Erziehung seiner Kinder, eines Sohnes (geb. 1784) und zweier Töchter, und für sich namentlich mit der Erlernung der deutschen Sprache. In Bern, wohin er sich später wandte, scheint er der dortigen Regierung nicht unwesentliche Dienste geleistet zu haben, wofür ihm diese mit einer auf ihn geschlagenen Medaille dankte, welche die Inschrift: „Josepho Mounier civi Gallico de re publica bene merito" trug. Auch mit englischen Staatsmännern stand er in Beziehung. Die ihm früher angebotene Stelle eines Oberrichters in Canada hatte er ausgeschlagen, dagegen nahm er im Sommer 1793, um seine wirthschaftliche Lage zu bessern, den Antrag an, den Sohn des Lords Hawke zu erziehen. Aber auch dieses Verhältniß war von nur kurzer Dauer, und da mittlerweile der Aufenthalt in der Schweiz um so schwieriger ward, als nicht nur die Aussichten auf die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich mehr und mehr schwanden, sondern auch Frankreich die Schweiz in seine Machtsphäre zog, so beschloß Mounier, nach Deutschland überzusiedeln.

II.

Es geht aus Mounier's Briefen nicht hervor, was ihn zur Wahl Weimars bewogen haben mag. Muthmaßlich ein Mal der Umstand, daß Sachsen damals in Frankreich als pays neutre galt — im Gegensatz zu Oesterreich und trotz des Baseler Friedens auch zu Preußen. Dann aber seine Beziehungen zu verschiedenen vornehmen Emigranten, die sich in Thüringen aufhielten. In Erfurt lebte die Herzogin von Bouillon, mit der Mounier befreundet gewesen zu sein scheint, in Weimar Graf Du Manoir[1]), der dem Herzog Carl August nahe stand.

In den weimarischen Quellenschriften jener Tage begegnet uns Mounier's Name zuerst in den Tagebüchern Goethe's. Dort steht unter dem 17. Februar 1796 verzeichnet: „Dumanoir, Mounier, Chanorier bei mir zu Tisch." Diese Begegnung fand in Jena statt. Aber schon im Spätherbst des vorhergehenden Jahres war Mounier nach Weimar gekommen, begleitet von seiner Familie. Schon bald nach der Ankunft erlebte er den Schmerz, die heißgeliebte Gattin durch den Tod zu verlieren, am Weihnachtstag 1795. Ein Denkmal auf dem alten Kirchhof an der Sakristei der Jacobskirche zu Weimar, woselbst sie im Alter von 34 Jahren bestattet worden ist, trägt noch heute in verwischten Zügen die Inschrift: „Maria Philippa Borel Johannis Josephi Mounier conjux dilectissima obiit Vimariae d. XXV Decmbr. MDCCXCV Mounier hat, sagen seine Zeitgenossen, diesen Schlag nie überwunden, und führen darauf die Leiden zurück, denen er selbst verhältnißmäßig jung erlegen ist. Dies traurige Ereigniß scheint Mounier in Bezug auf Weimar als Aufenthaltsort zweifelhaft gemacht

[1]) Ch. Yoret, Le Comte du Manoir à la cour de Weimar. Paris 1896.

zu haben; er berichtet überhaupt oft in seinen Briefen, er habe ebenso wie seine Angehörigen durch das rauhe Klima viel gelitten. Jedenfalls verließ er bald darauf die Stadt, um mit seinem elfjährigen Sohne durch Deutschland zu reisen, während er seine beiden Töchter der Herzogin von Bouillon in Erfurt übergab. Ende März 1796 kehrte er jedoch nach Weimar zurück. Schon in dem ersten Brief aus dieser Zeit wird der Vorschlag einer Niederlassung erwähnt, der ihm gemacht worden sei; es handelt sich um die Gründung einer Erziehungsanstalt in Belvedere. Im Laufe des Frühjahres beginnt das Unternehmen einige feste Umrisse zu gewinnen. Schon im April veröffentlicht Mounier einen Prospect über dasselbe. Wenn er zunächst darauf bedacht sein mußte, sich eine Thätigkeit und einen Lebensunterhalt zu schaffen, so ließen doch die Erfahrungen, die er gemacht, ihn die Sache von einem höheren Standpunkte ansehen; sie hatten ihm die Nothwendigkeit gezeigt, gerade die jungen Männer der höheren Stände, was Charakter und Wissen betrifft, befähigter für die Kämpfe der Zeit zu machen. Die Zahl der Eleven sollte zunächst 12 betragen und 25 nicht übersteigen, keiner unter 15 Jahren sein, der Preis für Verpflegung und Unterricht 150 Louisdor betragen. Carl August brachte diesem Vorhaben das größte Wohlwollen entgegen — nach jenem Prospect hatte er in Aussicht genommen, seinen eigenen Sohn, den Erbprinzen Carl Friedrich, die Lehrcurse der Anstalt durchmachen zu lassen. Er überließ Mounier zwei Cavalierhäuser in Belvedere mit dem dazu gehörigen Inventar. Unter dem 27. April 1796 bereits gibt er dem Geheimen Conseil die erforderliche Anweisung, namentlich auch, daß dem Oberconsistorium mitgetheilt werde, das Institut stehe unter seinem (des Herzogs) besonderem Schutz, und es sei ihm diejenige Religionsfreiheit zu verstatten, die in seinen Landen den Römisch-Katholischen und Reformirten zu Theil geworden sei. Sollte bei demselben irgend etwas vorkommen, was in das Ressort des Oberconsistoriums schlage, so möge dasselbe bei dem Herzog berichtlich anfragen.

Es verlief indessen noch erhebliche Zeit, bevor die Anstalt wirklich in das Leben trat. Unter dem 9. August 1797 erst erging ein Rescript Carl August's, das dem Conseil anzeigt, das Mounier'sche Institut hätte nun seinen Anfang genommen, und die Ausfertigung der erforderlichen Mittheilungen an die Behörden anordnet. Zugleich ernannte der Herzog den Kammerherrn Wilhelm von Wolzogen zum Commissar bei der Anstalt, der zwischen Mounier einer-, dem Herzog und den Behörden andererseits vermitteln sollte. Carl August sprach Mounier in einem sehr herzlichen Billet seine lebhafte Theilnahme an dem Erfolge aus und versicherte ihm, er werde sich mit Freuden bemühen, die Sache vorwärts zu bringen. Dennoch machten sich mancherlei Schwierigkeiten geltend. Die Zahl der Zöglinge erreichte wenigstens Anfangs nicht die von Mounier vorgesehene Höhe von zwölf. In Folge dessen drohte die Sache bald zu scheitern. Schon am 25. August 1797 berichtet Wolzogen dem Herzog, Mounier habe gehofft, im September noch sechs Eleven zu dem einen, den er bis dahin hatte, vermuthlich den Sohn Du Manoirs, den Carl August unter seine Pagen aufgenommen hatte, in seinem Institute zu haben, nämlich einen jungen Benzon-Still, zwei v. Löwenstern — die Eltern der Letzteren

wohnten in Weimar — zwei Douglas und einen O'Kelly. Da es fraglich sei, ob letztere Drei kommen würden, so überstiegen die Ausgaben die erhofften Einnahmen um 180 Louisdor; er, Mounier müsse, da er kein Vermögen habe, den Herzog bitten, den Fehlbetrag zu decken. Auch erbitte er vom Herzog einen Vorschuß von 20—30 Carolin zur Beschaffung theils von Büchern, Karten, Globen, theils von Kleinigkeiten für den Haushalt. Carl August's Randbemerkungen auf diese Eingabe legen ein prächtiges Zeugniß ab von seinem klaren Urtheil und praktischen Geschäftsverstand, aber auch von seinem Eifer und großen Wohlwollen. Er schreibt[1]):

„Herrn Mounier's Berechnung, was er zu bedürfen glaubt, erschreckt und erstaunt mich wirklich. Ich begreife nicht, warum er die Sache auf einem so großen Fuße angreifen will, da gewiß die Absicht der englischen Eltern nicht ist, indem sie ihre Söhne heraus schicken, sie in Deutschland an den Luxus zu gewöhnen. Denn diesen können sie in reichem Maße zu Hause lernen; vielmehr sie davon zu entfernen, ist die Absicht ihrer Absendung. Ueberdies sind die deutschen Erziehungen dafür bekannt und es den Engländern nicht unbewußt, daß junge Leute darinnen an die Mäßigkeit und eine vernünftige Sparsamkeit gewöhnt werden; kaum zwei Drittel von dem, was Herr Mounier für einen Zögling verlangt, ist erforderlich, um einen solchen sehr gut hier zu ernähren; jedem Zögling einen Bedienten zu stellen, ist ganz überflüssig; wozu ferner die theuren Lehrer aus der Fremde, da man eben vor die Hälfte so gute hier zu Lande findet? Die Anschaffung so mancherlei Lehrbücher ist ebenfalls überflüssig; jeder Lehrer bringt sein Compendium mit; will der Zögling sich hier weiter bilden, so findet er auf hiesiger Bibliothek alles Nöthige. Nur in einem Falle wollte ich Herrn Mounier rathen, einen stark begabten Mithelfer oder Lehrer anzunehmen, und das wäre bloß, wenn das Institut völlig zu Stande käme und die Anzahl der zwölf Zöglinge vollständig würde; alsdann möchte so ein eventueller Mann dabei nöthig sein, auf den Herr Mounier sich ganz dabei verlassen könnte, und dem er, im Fall ihn die Umstände vom Institute abriefen, die ganze Sache zur Fortsetzung übergeben könnte. Ferner widerrathe ich Herrn Mounier gänzlich, sich mit der Verköstigung der Eleven abzugeben; er nehme den Wirth in Belvedere oder, wenn der sich nicht schickte, einen anderen Traiteur, dem man die Küche in Belvedere einräumte, mache mit diesem kopfweise einen Accord; für 16 Groschen oder einen Thaler des Tages für einen Kopf würde Herr Mounier mit seiner Familie und Zöglingen fürstlich leben; der Traiteur könnte durch einen ferneren Accord vielleicht vermocht werden, vor die Feuerung, Tischzeug und Wäsche zu stehen. Ging' es mit dem Wirth in Belvedere nicht an, so übernehme dieses gewiß der Hofjäger Hauptmann, der eingerichtet und der Sache gewachsen ist. Ueberhaupt muß Herr Mounier dieses Institut als eine Privat-Entreprise für sich und nicht wie eine ansehen, die auf meine Kosten gemacht werde; ich schaffte ihm die große Facilität des schönen Emplacements und hierbei mancherlei umsonst, bin auch nicht abgeneigt, hier und da, wo ich Grund sehe, Vorschüsse zu bewilligen; aber meine Absicht ist es nicht, solche Kosten daran zu verwenden, wie dieses für eine Universität oder Gymnasium geschehen könnte. Deswegen muß Herr Mounier die Sache haushälterisch, bürgerlich, aber nicht auf einem Fuß angreifen, wobei ich in den größten Schaden käme, Herr Mounier nichts gewönne und die jungen Leute an einen Maßstab gewöhnt würden, der auf ihr folgendes Leben kaum paßte. Sollte nach diesen Aeußerungen Herr Mounier bemerken, daß er der Oekonomie einer solchen Entreprise nicht gewachsen wäre, so wäre es eben jetzt noch die Zeit, die ganze Sache aufzugeben und sich davon loszusagen."

Schließlich aber genehmigte der Herzog die Auslage der 30 Carolin, ein Vorgang, der sich noch einige Mal wiederholt. Etwas unbescheiden erscheinende Wünsche Mounier's haben damals überhaupt verstimmend gewirkt, namentlich auch in den Kreisen der höheren Beamten, die wohl ohnedies der

[1]) Das Original im großherzoglich sächsischen Kunst- und Staats-Archiv.

ganzen Sache nicht hold gewesen sein mögen. Wenigstens schreibt Geh. Rath Voigt zu eben jener Zeit, am 28. August an Goethe: „Mit Mr. Mounier setzt es sonderbare Auftritte; ich habe gesehen, daß die Nichtadligen unter den Emigrirten ebenso unverschämt sind und uns zum Besten haben, als die Adligen. Das Finale wird sein, daß die Belvederische Unternehmung sich in nichts verwandeln wird." Indessen gestalten sich die Dinge doch zum Besseren. Im September hatte Mounier seine sechs Zöglinge und zwei Lehrer. Am 23. September schreibt Carl August an Knebel: „Von Engländern wimmelt's in Weimar. Mounier's Institut fängt an, sich zu bevölkern. Das wird" — setzt er in seiner drastischen Weise hinzu: — „recht Hochblut in die Rasse bringen und gradere Kreuze wie bisher." C. A. Böttiger erwähnt die Anstalt öfters in seinen Briefen an den Geschichtsforscher Johannes von Müller in Ausdrücken der größten Anerkennung, wie für Mounier, den er einmal (27. Juni 1798) der Schweiz zum Chef ihres Erziehungswesens wünscht, so für die treffliche Organisation des Instituts. Da der „wachsende Zufluß von reichen aber erziehungsarmen Engländern" hervorgehoben wird, so scheint es auch nach der wirthschaftlichen Seite den Erwartungen entsprochen zu haben. Doch machte ihm diese viel zu schaffen. „Mounier weiß nicht, wo ihm der Kopf steht. Er hat die ökonomische Einrichtung sich so leicht gedacht wie in Hamburg vermuthlich," schreibt auch Frau von Schardt einmal[1]). Besondere Rücksicht ward auf die Pflege des Unterrichts in den modernen Sprachen genommen und deshalb der Lehrkörper aus Angehörigen verschiedener Nationen zusammengesetzt. Mounier selbst hielt täglich mit Ausnahme des Donnerstags Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Statistik, Staatsrecht, Staatswissenschaft. Die Donnerstage und Sonntage verwandte er auf die Prüfung der Eleven. Die sehr umfassenden Entwürfe zu seinen Vorträgen befinden sich in der Bibliothek von Grenoble und in der der Société Eduenne in Autun. Eine Ankündigung der Anstalt enthält folgende Uebersicht über die Lehrer und Disciplinen: Ein ehemaliger französischer Ingenieurofficier Dubuat trug über Mathematik und Kriegsbaukunst vor, Bergrath Scherer, früher Privatdocent in Jena und von Carl August, wie es scheint, für die Thätigkeit am Mounier'schen Institut gewonnen, lehrte Naturgeschichte, Physik und Chemie, ein gewisser Duvau die französische und lateinische, der aus Göttingen gekommene Mathiae die griechische und die deutsche, der Bibliothekar Jagemann die italienische, ein englischer Geistlicher Walker die englische Sprache und Literatur.

Diese Lehrkräfte waren, zum Theil wenigstens, recht hervorragend. Scherer wird von Goethe verschiedentlich mit Auszeichnung genannt; auch Mathiae erfreute sich seines Wohlwollens. Dieser hatte sehr bald nach Beendigung seiner philologischen Studien durch seine Arbeiten Aufsehen gemacht. Auf Anregung des berühmten Göttinger Heyne ward er an die Anstalt Mounier's berufen, wo sich ihm, wie sein Biograph berichtet, der Verkehr mit dem feingebildeten Leiter der Anstalt sehr förderlich erwies. Später ward Mathiae

[1]) Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873.

Director des Gymnasiums in Altenburg. Duvau ist muthmaßlich der auf dem Gebiet der Botanik thätig gewesene Gelehrte dieses Namens; er war emigrirt, hielt sich einige Jahre in Deutschland auf und hat Wieland's „Neue Göttergespräche" (1796) und Hufeland's „Makrobiotik" (1799) in das Französische übersetzt. Die Zöglinge des Mounier'schen Instituts kamen zumeist aus England; doch fehlten auch einige junge Franzosen nicht. Der Gedanke, daß der Erbprinz Carl Friedrich Zögling der Anstalt werden solle, verwirklichte sich nicht. Mounier ertheilte ihm dagegen Privatunterricht; er rühmt in einem Briefe aus dem Jahre 1798 das Wesen und die Begabung des damals fünfzehnjährigen Prinzen, der zur rechten Zeit und mit Kenntniß zu sprechen wisse und sich täglich mehr zu seinem Vortheil entwickle. Der Prinz verkehrte, wenigstens in der ersten Zeit, viel mit den Zöglingen. Später scheinen einige Zöglinge sich eben nicht vortheilhaft benommen zu haben, so daß ihnen der Zutritt am Hofe untersagt ward. Auch sonst haben Vorkommnisse nicht gefehlt, die das Wort Böttiger's von den bildungsarmen englischen Jünglingen rechtfertigten. Noch in den letzten Monaten vor der Abreise Mounier's fiel zwischen einigen dieser jungen Leute und drei Betrunkenen eine Schlägerei vor, die das Einschreiten der Behörden erforderlich machte. Die Sache wurde unter Mitwirkung der Facultät in Jena zu Ungunsten der Eleven Mounier's entschieden, was dieser äußerst übel aufnahm und mit einer gewissen, ihm eigenen Rechthaberei, in dem an sich sehr löblichen Eifer, für seine Schutzbefohlenen einzutreten, übertrieb. Carl August hob das Urtheil des Jenaischen Schöppenstuhls auf und ließ nur die Verurtheilung zur theilweisen Erstattung der Untersuchungskosten fortbestehen, aber auch das genügte Mounier nicht; er schrieb an Böttiger (15. August 1801): Er habe keine Zeit, von Universität zu Universität zu gehen, und wolle lieber abreisen; aus der Freude, die seinen Gegnern seine Abreise bereite, mache er sich nichts, aber er könne nicht gestatten, daß die Seinigen duldeten, weil sie ihre Pflicht gethan hätten[1]). Auch in Briefen an den Herzog und an den Kammerherrn von Egloffstein erging er sich in Angriffen auf die rechtsprechende Stelle, weil die Zöglinge seiner Anstalt, wie er behauptete, nur in Nothwehr gehandelt hätten. Er drohte, sofort Belvedere zu verlassen, und bezeichnete sich in dem Briefe an Carl August als das Opfer einer Intrigue, wie ihm dies durch eine vertrauenswerthe Persönlichkeit mitgetheilt worden sei; er glaube, daß, wenn auch nicht alle Mitglieder der Regierung ihm schaden wollten, doch einige, die ihn verabscheuten, Einfluß auf den Gang der Sache gehabt hätten; er habe zwar Niemanden beleidigt, aber sein Freimuth und die Güte des Herzogs hätten ihm Feinde gemacht. Der sehr umfangreiche, leidenschaftlich geschriebene Brief schließt:

„Ew. Durchlaucht wollen die ermüdenden Einzelheiten, auf die ich zum letzten Male eingegangen bin, entschuldigen. Sie sollten mich nur rechtfertigen vor Ihnen. Ich habe niemals beabsichtigt, den schuldigen Respect außer Acht zu lassen. Ich beschwöre Sie, niemals zu zweifeln an meiner Dankbarkeit, an meinen Wünschen für Ihr Glück, für das Ihrer Familie, an meinem

[1]) Böttiger's Correspondenz auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Bd. 134. Mounier.

Bedauern, die unfreiwillige Veranlassung der Sorge gewesen zu sein, die diese Sache Ihnen bereitet haben mag. Noch um eine Gunst wage ich zu bitten, diesen Brief vor die Augen der regierenden Frau Herzogin zu bringen, deren Tugend und Einsicht ich immer verehren werde, und deren Achtung für mich von höchstem Werthe ist."

Die Antwort Carl August's auf dies erregte Schreiben ist durchaus sachlich gehalten. Sie lautet in deutscher Uebersetzung[1]):

Weimar, 3. September 1801.

Mein Herr!

Ich wünsche unendlich, daß Sie aus unseren Landen keinen ungünstigen Eindruck hinweg nehmen und sich von der Werthschätzung, die die Bewohner Ihnen entgegenbringen, überzeugt halten.

Die Einzelheiten, die Sie mir in Ihrem Briefe vom gestrigen Tage gaben, und auf die Sie meine Aufmerksamkeit zu lenken wünschen, sind an sich sehr verschiedener Art. Zum wesentlichsten Theil handelt es sich um den Gang der in Rede stehenden Angelegenheit. Sie setzen mir darin auseinander, wie nach Ihrem Willen der Proceß hätte geführt werden müssen, und scheinen unzufrieden mit dem, was man gethan hat. Da ich nicht selbst Rechtsgelehrter bin, so könnte ich mich nicht an die Aufgabe wagen, Ihnen gegenüber geltend zu machen, warum die Regierung in dieser Sache dies gethan oder unterlassen hat. Aber wenn es Ihnen von Interesse ist, Ihre Anschauungen darüber zu berichtigen, so könnten Sie sich wohl die Mühe nehmen, einen Mann des Rechtes darüber zu Rathe zu ziehen. Dieser würde Sie leicht darüber aufklären, daß die Sache Ihrer jungen Leute und der Diener wie die der Trunkenbolde auf demselben Fuße und in denselben Formen behandelt und das Urtheil nach den alten Gesetzen gesprochen worden ist, nach denen alljährlich eine große Zahl ähnlicher Vorkommnisse — Ruhestörung — behandelt und gerichtet werden, sowie daß in keiner Weise Voreingenommenheit (passion) die Richter zur Stunde geleitet hat.

Sie sagen mir ferner in Ihrem Briefe, eine hiesige achtbare Person habe Sie davon in Kenntniß gesetzt, daß Sie in dieser Sache unterlegen seien, weil eine Intrigue gegen Sie der Gerechtigkeit nicht freien Lauf gelassen habe. Ich gestehe Ihnen offen, mein Herr, daß dieser Punkt der einzige in Ihrem Briefe ist, den ich versucht sein könnte eingehend zu beantworten, wenn weitere Auseinandersetzungen einer Sache Vortheil bringen könnten, die Sie selbst in kürzester Frist erledigt zu sehen wünschen. Ich werde also dabei nicht verweilen und füge nur die Bemerkung hinzu, daß die Persönlichkeit, die Ihnen diese unkluge und ganz unzulässige Ansicht gegeben hat, mir sehr wenig achtbar erscheint.

Sie werden die Güte haben, mein Herr, der Regierung eine Erklärung zu geben, ob Sie den Proceß fortführen, Berufung gegen das Urtheil einlegen und weitere Anträge stellen wollen im Interesse der bei der fraglichen Schlägerei betheiligten jungen Leute und Dienstboten Ihrer Anstalt, oder ob Sie vorziehen, daß von der ganzen Sache keine Rede mehr ist. Die Regierung wird Ihnen Gelegenheit geben, sich darüber zu äußern.

Mit ausgezeichneter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein, mein Herr,

Ihr sehr zugethaner Carl August.

Das ist das letzte Schriftstück über das Institut, das Mounier am 1. October 1801 verließ.

Als er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde die Anstalt, bevor sie ganz aufgehoben ward, ein Militärinstitut unter Leitung des Schweizer Obersten von Groß.

---

[1]) Texte beider Schriftstücke im Französischen bei Hérisson, l. c.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Ueber die Ergebnisse der letzten Volkszählung in Indien.

Von
Professor **Julius Jolly** (Würzburg).

[Nachdruck untersagt.]

Schon vor Jahren konnte man in den Kreisen der englischen Beamten in Indien häufig klagen hören über die vielen ausführlichen „Reports“, die ihre Vorgesetzten über die verschiedensten Verhältnisse in ihren Verwaltungsbezirken von ihnen einzufordern pflegten. Der stolze, ungebundene Sportsman von ehedem mußte sich, um diesen Ansprüchen zu genügen, nothgedrungen in einen bescheidenen Arbeiter am Bureautisch und bei der Studierlampe verwandeln. Die Wissenschaft konnte bei dieser Metamorphose nur gewinnen, und ganz besonders muß man die bändereichen Berichte und Tabellen, welche über die letzte, 1891 veranstaltete Volkszählung in Indien veröffentlicht oder noch im Erscheinen begriffen sind, aufs Wärmste begrüßen. Sie enthalten, auf dem neuesten officiellen Material beruhend, die eingehendste und zuverlässigste Beschreibung Indiens und seiner Bevölkerung, welche zur Zeit existirt, und sind daher für den Geographen und Statistiker von unschätzbarem Werth, nicht minder für den Alterthumsforscher, der bei der Stabilität der Verhältnisse und der Lückenhaftigkeit der alten Ueberlieferungen in Indien sich fortwährend darauf hingewiesen sieht, die Zustände der Vergangenheit aus denjenigen der Gegenwart zu erschließen. Die Quintessenz der statistischen Aufnahmen faßt der „General Report on the Census of India, 1891“ von Baines zusammen, der schon 1893 in London erschienen ist. Doch darf man über der Lectüre dieses vorzüglichen Werkes das Quellenstudium der in Indien veröffentlichten Specialberichte und Tabellen nicht vernachlässigen, welche, von den berufensten Kennern des Landes verfaßt, in über dreißig Foliobänden die werthvollsten Detailausführungen, Schilderungen und statistischen Nachweise enthalten. Den englischen Statistikern, von denen die Bearbeitung der englischen Provinzen herrührt, haben die Eingeborenen nachgeeifert, denen die Statistik der Tributärstaaten anvertraut wurde; als Beispiel ihres Fleißes

verdient der von einem Brahmanen verfaßte Bericht über Mysore Erwähnung, einen Tributärstaat mittlerer Größe, dem hier fünf starke Foliobände gewidmet sind.

I.

Das ungeheuere Territorium des indobritischen Reichs, das 287 Millionen Einwohner beherbergt, zerfällt zunächst in die beiden Hauptgebiete der unmittelbaren Besitzungen Englands und der englischen Tributärstaaten, die von einheimischen Dynastien unter der Controle der englischen Regierung beherrscht werden. Das englische Gebiet umfaßt 62 Procent des Areals und 77 Procent der Bevölkerung von Indien. Man kann aus diesen Ziffern entnehmen, daß die Engländer nicht müßig gewesen sind, die fruchtbarsten Theile des Landes für sich in Beschlag zu nehmen; denn die geringere Bevölkerungsdichtigkeit der Tributärstaaten beruht darauf, daß sie so öde Strecken wie das Hochgebirge des Himalaya in Kaschmir, die unbewohnbaren Niederungen des Indus und fast sämmtliche Waldgebirge in Centralindien umfassen. Die größte und zugleich am dichtesten bevölkerte Provinz ist Bengalen mit 71346987 Einwohner; es folgen die Nordwestprovinzen und Oudh mit zusammen beinahe 47 Millionen, Madras mit 35½ Millionen, Punjab mit gegen 21 Millionen, Bombay mit circa 16 Millionen, die Centralprovinzen mit über 10½ Millionen, Birma mit über 7½ Millionen, Assam mit 5½ Millionen, Berar mit unter 3 Millionen, Sindh ebenso u. s. w. Die Tributärstaaten sind sehr zahlreich und variiren an Umfang und Bedeutung zwischen Herrschaften über ein oder zwei Dörfer und dem imposanten Staatswesen mit über 11½ Millionen Einwohner, an dessen Spitze der Nizam von Haidarabad steht. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist, wie schon erwähnt, am größten in Bengalen, in dem fruchtbaren Thal des Ganges, in dem über die Hälfte der Einwohnerschaft dieser Provinz so eng zusammenwohnt, daß 784 Köpfe auf die englische Quadratmeile kommen, was selbst über die Bevölkerungsdichtigkeit von Sachsen, Belgien und England, den am dichtesten bevölkerten Ländern Europa's, weit hinausgeht. Im Ganzen kommen in Indien 184 Menschen auf die englische Quadratmeile, so daß es annähernd ebenso dicht bevölkert ist, als Frankreich.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung in einzelnen Theilen Indiens ist um so bemerkenswerther, als sie nicht in industriellen, sondern in ackerbautreibenden Districten auftritt. Die Landwirthschaft bildet überhaupt die wichtigste Erwerbsquelle der Bevölkerung, so daß die Gutsbesitzer und Pächter mit nahezu 150 Millionen weit über die Hälfte der gesammten Einwohnerschaft ausmachen. Nimmt man hierzu noch die ländlichen Lohnarbeiter mit circa 14 Millionen, ferner 18 Millionen Tagelöhner, die man ebenfalls der Landwirthschaft zuweisen darf, 3 Millionen Gärtner, Pflanzer u. dergl., 3 Millionen Viehzüchter und Viehhirten, so kommt man auf 188 Millionen, die sich direct mit der Landwirthschaft beschäftigen. Die ländliche Bevölkerung Indiens wird aber mit dieser Ziffer noch lange nicht erschöpft, denn jedes Dorf hat von Alters her auch seine besonderen Handwerker und Kaufleute, wie Gold- und Grobschmiede, Zimmerer und Maurer, Wäscher und Barbiere,

Töpfer, Fischer, Oelpresser, Schneider, Toddyzapfer, Krämer, Milchverkäufer, Banquiers u. s. w. Diese ländlichen Industrien ernähren einen großen Theil der Bevölkerung. Insgesammt wohnen 90½ Procent derselben auf dem Lande, so daß für die städtische Bevölkerung nur 9½ Procent übrig bleiben. Man sieht also, daß das städtische Leben in Indien relativ noch wenig entwickelt ist, wenn es auch 28 Städte mit über 100000 Einwohnern gibt. Von diesen indischen Großstädten hat Bombay, das rasch emporblühende Emporium des Westens, das freilich inzwischen durch das Auftreten der Pest einen doch wohl nur vorübergehenden Rückschlag erfahren hat, Calcutta mit seiner Bevölkerung von 741144 Einwohnern definitiv überflügelt; nur wenn man bei letzterem sämmtliche noch nicht einverleibte Vororte heranzöge, würde man auf eine Gesammtsumme von 961670 Einwohnern kommen, während Bombay deren 821764 aufzuweisen hat. An dritter und vierter Stelle, aber in bedeutendem Abstand von Bombay und Calcutta, folgen Madras und Haidarabad, weiterhin Lucknow, Benares, Delhi, Mandalay, Cawnpore u. s. w. Ueber Calcutta handelt ein besonderer Band der Reports, aus dem ich hervorhebe, daß es als die Haupt- und Residenzstadt, in der die Beamten und das Militär den Ton angeben, die am meisten englische Stadt des Landes ist, indem über 23000 Einwohner Englisch als ihre Muttersprache bezeichneten; die eingeborene Bevölkerung spricht Bengali und Hindostani. Neben den obigen Großstädten gibt es auch eine beträchtliche Menge von Mittel- und Kleinstädten; berücksichtigt man aber nur diejenigen Städte, deren Einwohnerzahl 20000 übersteigt, so erreicht die Gesammtsumme ihrer Bewohner nur 4,84 Procent der Bevölkerung Indiens, während in England 53 Procent der Bevölkerung in solchen Städten wohnen. Das starke Uebergewicht der ländlichen Bevölkerung Indiens über die städtische manifestirt sich auch darin, daß die Anzahl der Wohnhäuser oder Heimstätten eine für europäische Begriffe überaus große ist, indem ein Haus durchschnittlich nur von 5,4 Personen bewohnt wird. Allerdings muß hierbei auch das tropische Klima mit in Rechnung gezogen werden, welches Hütten von der denkbar primitivsten Bauart, oft in größerer Anzahl in einem Gehöft vereinigt, als genügende Unterkunft erscheinen läßt.

Die Bevölkerung Indiens beträgt genau 287223431 Einwohner, was gegen die Zählung von 1881 eine Zunahme von gegen 28 Millionen in den vergleichbaren Gebietstheilen bedeutet. Dieses Wachsthum von etwa 10,96 Procent ist nicht so groß, als die Sitte sehr früher Heirathen, verbunden mit der absoluten Allgemeinheit des Heirathens, erwarten ließe. Zwar geht die Geburtsziffer über alle europäischen Länder, mit Ausnahme von Rußland, hinaus, indem sie nahezu 48 pro Tausend beträgt, aber der Procentsatz der Todesfälle ist nicht minder abnorm, indem er durchschnittlich 41 pro Mille erreicht, selbst ohne Berücksichtigung der häufigen Epidemien und Hungersnöthe. Während daher der Engländer bei seiner Geburt eine über einundvierzigjährige Lebensdauer erwarten darf, kann der Hindu nur auf 25 zählen, und beim weiblichen Geschlecht ist die Differenz noch größer, nämlich 44,62 Jahre in England gegen 26 in Indien. Auch wenn ein Hindu die Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat und sechs Jahre alt geworden ist, steht ihm nur eine

Lebensdauer von etwa 40 Jahren in Aussicht, einem Hindumädchen gleichen Alters sogar nur von 37 Jahren, während in England die Lebenswahrscheinlichkeit schon ein Jahr früher auf 51 resp. 53 Jahre steigt. Abgesehen von schlechter Ernährung und ungünstigen sanitären Verhältnissen tragen zu der hohen Mortalitätsziffer in Indien auch epidemische Krankheiten und Hungersnöthe bei. Das Fieber, dem überhaupt 66 Procent aller Todesfälle zugeschrieben werden, tritt in gewissen Formen epidemisch auf. Der zehnjährige Durchschnitt der Todesfälle durch Cholera betrug 309 000, der Todesfälle durch die Blattern 126 750. Noch weit verderblicher in ihren Wirkungen als diese Krankheiten sind die periodischen Hungersnöthe, wie wieder die jüngste Vergangenheit gelehrt hat. Dagegen ist der einst so gefürchtete schwarze Aussatz, die Lepra, welche den abergläubischen Hindus als die Folge einer in einer früheren Existenz begangenen Todsünde erschien, so daß man sie durch religiöse Bußen zu beseitigen suchte, die unheilbar Aussätzigen aber von allem Verkehr ferne hielt, für erbunfähig erklärte und nicht selten lebendig begrub, jetzt zu einer verhältnißmäßig harmlosen Krankheit herabgesunken. Gründliche Studien über die Lepra machte von 1890 ab die „Leprosy Commission", welche u. a. feststellte, daß es nur etwa 110 000 Aussätzige in Indien gibt, und daß der Aussatz dort nicht erblich ist. Auch die Menge der Todesfälle durch Schlangenbisse ist nicht bedeutend; sie beträgt in runder Summe 20 000.

II.

Bei der schwierigen Frage nach der Classification der verschiedenen Nationalitäten, aus denen die Bevölkerung Indiens besteht, ist zunächst von der Sprache auszugehen. Bekanntlich sind die meisten der wichtigeren Sprachen des Landes Tochtersprachen des Sanskrit und documentiren hierdurch den Zusammenhang der Hindus mit dem großen Complex der indogermanischen Sprachen und Völker. Die verbreitetste dieser Sprachen ist das Hindi, das von über 85½ Millionen gesprochen wird, in den Nordwestprovinzen, dem Punjab, den Centralprovinzen u. s. w. Man kann es beklagen, daß die statistischen Aufnahmen nicht die zahlreichen Localmundarten des Hindi berücksichtigt haben, etwa nach der von Hörnle und Grierson vorgeschlagenen Eintheilung des Hindi in eine östliche und eine westliche Gruppe mit entsprechenden Unterabtheilungen. Doch entwickelt der Bearbeiter des Reports über die Nordwestprovinzen in verständiger Weise die Gründe, welche eine solche Specialisirung der Fragestellung bei der Volkszählung als unthunlich erscheinen ließen, und gibt zugleich beachtenswerthe Andeutungen über die locale Gruppirung des Hindi in seiner Provinz. Als „Hindi" wird übrigens auch oft speciell die Sprache der ländlichen Districte oder überhaupt der von persisch-arabischen Elementen freiere Volksdialect bezeichnet, im Gegensatz zu dem mit solchen Elementen überladenen „Urdu", ursprünglich der „Lagersprache" der mohammedanischen Usurpatoren in Indien. Der westliche Nachbar des Hindi ist das Punjabi mit einem Gebiet von über 17 700 000 Einwohnern. Es unterscheidet sich vom Hindi nur im Wortschatz und der Aussprache und verdankt seine Selbständigkeit in erster Linie politischen und religiösen Ver-

hältnissen, indem es die Sprache der nachher zu erwähnenden Sikhs ist, die im Punjab ein mächtiges Reich begründeten. Die Dialekte, die am Fuß des Himalaya und in den niedrigeren Thälern dieses Gebirges westwärts von Nepal von etwa 2700000 Menschen gesprochen werden, heißen hier Pahari- oder Bergsprachen. Ueber das Kaschmiri in Kaschmir fehlt eine genaue Statistik. Alle bisher genannten Sprachen kann man als die nördliche oder nordwestliche Gruppe der indogermanischen oder arischen Sprachen Indiens zusammenfassen und dazu auch noch das Nepali in dem selbständigen Königreich Nepal stellen. Die westliche Gruppe umfaßt das Marathi mit beinahe 19 Millionen, das Gujerati mit über 10½ Millionen, das Sindhi mit 2½ Millionen und einige minder wichtige Dialekte, wie das Marwadi, Kachi u. a. Das Marathi, hauptsächlich in der Präsidentschaft Bombay herrschend, ist eine sehr alterthümliche, dem Sanskrit noch nahe stehende Sprache, wie auch die Brahmanen in diesem Theil von Indien die alte Sanskritgelehrsamkeit besonders hoch halten und treu bewahren. An der Spitze der östlichen Gruppe steht das Bengali mit über 41 Millionen; es folgen das Uriya in Orissa mit 9 und das Assami in Assam mit 1½ Millionen. Das Bengali zerfällt in eine Schriftsprache, die mit Lehnwörtern aus dem Sanskrit überladen und nur den Gebildeten verständlich ist, und eine große Menge von Volksmundarten, die nicht genügend fixirt sind. Die historische Grundlage der sämmtlichen arischen Sprachen Indiens bildet das Sanskrit, und es ist natürlich nur als Curiosum zu betrachten, daß über 300 Personen bei der Volkszählung das Sanskrit selbst als ihre Muttersprache angaben. Thatsächlich kann das Sanskrit etwa in der Weise noch als lebende Sprache angesehen werden, wie es das Latein im Mittelalter war, indem gelehrte Brahmanen in allen Theilen Indiens von Kaschmir bis zum Kap Comorin sich schriftlich wie mündlich geläufig darin auszudrücken vermögen, so daß ihnen bei der Verschiedenheit ihrer Muttersprache das Sanskrit als Verständigungsmittel dienen kann.

Den arischen Sprachen Indiens kommen an Bedeutung am nächsten die dravidischen mit zusammen 53 Millionen, größtentheils in Südindien. Die bekanntesten unter diesen eigenartigen Sprachen, deren Alphabete und Literaturen auf arischen Mustern beruhen, während ihr grammatischer Bau durchaus selbständig ist, sind das Telugu an der Ostküste und im Innern des Dekhan und das Tamil im äußersten Süden der Halbinsel, sowie auf der Insel Ceylon, die übrigens bei dieser ganzen Statistik nicht berücksichtigt wurde, da sie eine besondere, von Indien unabhängige Colonie bildet. Wichtig für die Ethnologie, wenn auch numerisch unbedeutend sind die nördlichen Ausläufer des dravidischen Sprachstamms, wie das Gond, Kandh, Oraon, Brahui u. a., welche zu beweisen scheinen, daß dieser Sprachtypus als das Idiom der schwarzen Ureinwohner Indiens einstmals über das ganze Land verbreitet war. Ihren Rassenmerkmalen nach nahe verwandt, aber linguistisch getrennt von den Dravidiern sind die rohen Kolarier in Bengalen und südlich davon, gegen 3 Millionen Köpfe zählend. Die weit verzweigte Familie der tibeto-birmanischen Sprachen erstreckt sich vom Himalaya und Assam

bis nach Birma; ihr hervorragendster Vertreter ist das Birmanische, das von über 5½ Millionen gesprochen wird.

Die linguistische Classification der Bevölkerung Indiens wird von der Eintheilung nach ihrem Religionsbekenntniß durchkreuzt, die für den Historiker und Politiker ein besonderes Interesse bietet. Für das Studium der Religionsgeschichte ist Indien als die Heimath so vieler Religionen ein classisches Land und für die Stabilität der englischen Herrschaft über Indien die Stellung der größeren Religionsgenossenschaften von entscheidender Bedeutung, da bei einem so religiösen Volke die Religion einen der wichtigsten Factoren des öffentlichen Lebens bildet. Als niedrigste Religionsform stellen die bisherigen Volkszählungen den Animismus auf, d. h. den rohen Glauben an Seelen und Geister, sei es, daß sie auch zu Fetischen verkörpert werden oder nicht. Ueber 9 Millionen Anhänger werden dieser Religionsform zugeschrieben, doch ist dieses Ergebniß offenbar ganz unzuverlässig, indem z. B. ganze Gemeinden, die bei der Volkszählung von 1881 als „animistisch" bezeichnet worden waren, 1891 als „brahmanistische" figurirten, und umgekehrt, ohne daß thatsächlich ein Religionswechsel eingetreten war. In Wirklichkeit finden sich animistische Elemente selbst in den höchsten Religionsformen Indiens, während andererseits der Hinduismus oder Brahmanismus, wenigstens seinen äußeren Formen nach, immer mehr selbst die rohesten Völkerschaften ergreift.

Als die herrschende Religion ergibt die Volkszählung den „Hinduismus", der 208 Millionen = 72 Procent der Bevölkerung zu seinen Bekennern zählt. Auch diese Bezeichnung ist sehr anfechtbar und läßt sich eigentlich nur negativ definiren, zunächst als ein Sammelname für Alles, was nicht mohammedanisch oder animistisch ist, weiterhin auch als eine Zusammenfassung derjenigen einheimischen Religionsgenossenschaften, die nicht buddhistisch, jainistisch oder sikhistisch sind. Vielleicht ist es daher richtiger, von „Brahmanismus" als von Hinduismus zu sprechen, doch läßt sich hiergegen einwenden, daß auch bei den brahmanistischen Religionsformen die Ausübung der priesterlichen Functionen keineswegs auf die Kaste der Brahmanen beschränkt ist. Innerhalb des Hinduismus tritt am meisten der Cult des Gottes Vishnu, der Vishnuismus, hervor. „Die Verehrung des Vishnu in irgend einer beliebigen Form," bemerkt Sir W. Hunter, „ist die Religion des Mittelstandes, wurzelnd in schönen Typen des nichtarischen Naturdienstes und gipfelnd in den Religionsanschauungen der gebildetsten Brahmanen und Schriftgelehrten. Es ist eine in jeder Beziehung graziöse Religion. Ihre Götter sind Heroen oder heitere, freundliche Wesen, die mit den Menschen umgehen und sprechen. Ihre Sagen athmen eine fast hellenische Schönheit." Man kann den Vishnuismus auch als eine encyklopädische Religion bezeichnen, insofern er in den zahlreichen Incarnationen des Gottes Vishnu ein Mittel gefunden hat, um die populärsten Gestalten der indischen Götterwelt seinem Pantheon einzuverleiben. So sind Rama und Krishna, die Hauptheldn der beiden großen Volksepen der alten Sanskritpoesie, zu Manifestationen des Vishnu erhoben worden. Krishna, der als Schäfer verkleidete Götterjüngling, der bei den Hirtinnen im Walde ein arkadisches Leben führt, hat der indischen Malerei

und Sculptur ebenso wie der Dichtkunst zahllose Motive geliehen und ist eine nicht minder volksthümliche Figur als Rama, der siegreiche, göttliche Held, der im Bunde mit dem Affengott Hanuman den Riesen Ravana niederschlägt und die Insel Ceylon erobert, und dessen Name, zweimal nach einander hergesagt, noch jetzt in ganz Nordindien die gewöhnliche Grußformel bildet („Räm, Räm"). Die Bearbeiter der Provinzialstatistiken haben theilweise den Versuch gemacht, die einzelnen Formen des Vishnuismus von einander zu trennen. So zerlegt Baillie die 7 200 000 Vishnuiten der Nordwestprovinzen in 3 700 000 reine Vishnuiten, 1 100 000 Ramaverehrer, 900 000 Anbeter des Hanuman, gegen 700 000 Krishnaverehrer, 261 000 Anbeter des Shalagrama (eine Art Ammonit), 118 000 Verehrer des Parasurama u. s. w. Doch sind die Angaben, auf denen diese Eintheilung beruht, nicht zuverlässig genug, wie z. B. Baillie selbst bemerkt, daß von den Ramaverehrern wahrscheinlich nicht wenige eigentlich zu den Anhängern des Monotheismus zu stellen sind, da unter Rama wie unter Ishvara und Brahma oft auch der eine, unpersönliche Gott verstanden wird, dessen Verehrung, angeblich eine Folge der christlichen Propaganda, in starker Zunahme begriffen sein soll. Größere Glaubwürdigkeit kommt den Angaben über die nachher zu erwähnenden verschiedenen Secten zu, die aus dem Vishnuismus hervorgegangen sind.

Der Shivaismus, die zweite Hauptform des Hinduismus, steht eigentlich zu dem Vishnuismus in keinem gegensätzlichen Verhältniß, und der die Zeugungskraft symbolisirende, kegelförmige Linga, das gewöhnliche Emblem des Shiva, dem zahllose Tempel und Heiligthümer in ganz Indien geweiht sind, schließt bei seinen Verehrern andere Culte keineswegs aus. Doch ist es, bei glaubenseifrigen Leuten wenigstens, gebräuchlich, daß man sich auf den geheimen Spruch eines speciellen Gottes einschwören läßt und sein besonderes Abzeichen trägt, das bei den Vishnuiten in einem oder zwei verticalen, unten zusammenlaufenden, weißen Strichen, die Fußspur ihres Gottes darstellend, bei den Shivaiten in drei horizontalen Strichen von Asche besteht. Auch zählt der Rosenkranz der Vishnuiten 108 Beeren von Tulsiholz, der heiligen Pflanze ihrer Religion, während der shivaitische Rosenkranz nur 32 oder 64 Beeren von Rudrakshholz enthält; die vishnuitischen Götterbilder, meist Krishna oder Rama darstellend, werden gebadet, gekleidet und mit Opferkörnern gespeist, von denen nachher Alle genießen dürfen, während Shiva's Emblem, der Linga, durch Bestreichung mit rother Farbe und Darbringung von Blättern, Blumen, ungekochtem Reis und Wasser geehrt wird, deren Ueberbleibsel nur die bedienenden Priester erhalten. Shiva, der große Gott (Mahadeva), der Schreckliche (Bhairava), der große Büßer und Zauberer (Mahayogin), der nackt, mit Asche beschmiert in tiefer Meditation unter einem Baldachin von Schlangen sitzt, wird mehr gefürchtet als geliebt. Sein Dienst ist besonders im Dekhan verbreitet; so wird für die Präsidentschaft Madras die Gesammtzahl der Shivaiten mit 18 Millionen angegeben, neben 12½ Millionen Vishnuiten. Doch ist Shiva auch in Nordindien nach den Ergebnissen der Volkszählung populärer, als manchmal angenommen wurde; wenigstens zählt er in den Nordwestprovinzen über 8 Millionen Anhänger, während allerdings

im Punjab und in Bengalen der Shivaismus weit hinter den Vishnuismus zurücktritt. Noch weit größere Ziffern würden für erstere Religionsform herauskommen, wenn man ihr die Verehrer der großen Göttin (Mahadevi) Durga oder Kali zuzählen dürfte, die als Gemahlin des Shiva gilt und allein in den Nordwestprovinzen von über 10 Millionen Menschen als ihre Hauptgottheit bezeichnet wird. Es ist jedoch trotz mancher Berührungspunkte zwischen beiden Culten wohl richtiger, diese blutdürstige Göttin, die einen Kranz von abgeschnittenen Menschenschädeln trägt und mit Opfern von Blut und Wein gefeiert wird, früher auch Menschenopfer empfing, als eine Erbschaft aus der Religion der Ureinwohner zu betrachten, zumal da ihr Cult nur unter den niedrigen Kasten verbreitet ist, während der Shivaismus, trotz mancher rohen Elemente, von Haus aus eine aristokratische Religion zu sein scheint und sich besonders bei den Brahmanen, also der höchsten Kaste, findet. Bezeichnend für den Shaktismus, wie die Verehrung des weiblichen Princips von den Engländern genannt wird, ist auch der Umstand, daß dieser Dienst sich besonderer Beliebtheit in Assam erfreut, das allgemein als die am wenigsten civilisirte Provinz des ganzen indobritischen Reichs gilt. Von einem Ahomfürsten neuerdings wieder aus Bengalen eingeführt, sagt der Shaktismus mit seinem realistischen Opfercult dem derben Volksgeist mehr zu und hat nach dem Urtheil Gait's, des Berichterstatters über Assam, mehr Lebenskraft als der ebenfalls aus Bengalen eingeführte Vishnuismus. In dem gebildeteren Bengalen zeigt die religiöse Entwicklung die umgekehrte Tendenz; doch beweisen die zahlreichen Heiligthümer der Kali oder Durga, von denen erstere der Stadt Calcutta, letztere dem von der ganzen Bevölkerung feierlich begangenen Fest der Durgapuja im October ihren Namen gegeben hat, wie volksthümlich auch in Bengalen der Shaktismus geblieben ist.

Das religiöse Leben pulsirt am lebhaftesten in den Secten, die man aber meistens entweder zum Vishnuismus oder zum Shivaismus stellen kann. Wie stark manche Secten Propaganda machen, kann man z. B. daraus entnehmen, daß die Kabirpanthis, die sonst mehr im Gangesthal verbreitet waren, in den Centralprovinzen seit 1881 von 348 000 auf 685 000 angewachsen sind. Ist diese Zunahme zum Theil auch nur scheinbar, indem, wie der Bearbeiter dieser Statistik vermuthet, die vorige Zählung ungenau war, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die genannte Secte bedeutende Fortschritte macht, weil sie kein kostbares Ceremoniell verlangt, ihre Mitglieder in ihrer Stellung innerhalb des Kastenverbandes nicht beeinflußt und sich auf ein ganz kurzes, leicht zu behaltendes Glaubensbekenntniß beschränkt. Die Secte der Kabirpanthis geht auf Kabir zurück (um 1380—1420), der angeblich ein mohammedanischer (?) Weber war, aber als Schüler des vishnuitischen Reformers Ramanand freigeistige Lehren aufstellte, den heuchlerischen Brahmanen wie den fanatischen Mulla verlachte, jeden Götzendienst verdammte und als wahre Religion nur die Versenkung in das Absolute anerkannte, zu der sich die Mohammedaner und die Hindus ohne Unterschied der Kaste vereinigen sollten (nach Trumpp). Aehnliche Lehren wie Kabir verkündete auch Nanak (geb. 1469), der Stifter der noch jetzt im Punjab 1 870 000 Anhänger zählenden

Secte der Sikhs („Schüler"), die unter ihren späteren Gurus den Mohammedanern viel zu schaffen machten und unter ihrem tapferen Feldherrn Ranjit Singh (1780—1839) im Punjab ein mächtiges Reich mit der Hauptstadt Lahore aufrichteten, das aber kurz nach dem Tode seines Begründers durch innere Uneinigkeit zu Grunde ging und den Engländern als leichte Beute zufiel. Die religiösen Spaltungen, die unter den Sikhs schon vom 16. Jahrhundert ab wiederholt eingetreten sind, bestehen jetzt noch fort und sind typisch für ähnliche Vorgänge bei anderen Secten. Maclagan, der Berichterstatter über den Punjab, erkennt als echte Sikhs nur solche an, die nicht rauchen und Haar und Bart lang tragen, wodurch u. a. die Nanakpanthis, die heutigen Anhänger der ursprünglichen Lehre des Nanak, in Wegfall kommen. Theilweise scheint bei den Sikhs eine Wiederannäherung an den Hinduismus eingetreten zu sein, da viele von ihnen sich bei der Zählung als Hindus bezeichneten. Andere aus dem Vishnuismus hervorgegangene Secten haben sich von Anfang an von dem Hinduismus weniger entfernt. Dahin gehören die Ramanujas, so benannt nach ihrem Stifter, einem südindischen Brahmanen des 12. Jahrhunderts, der hauptsächlich in Mysore wirkte, wo seine Secte noch jetzt besonders stark ist; die etwas jüngeren Madhvas, ebenfalls aus dem Süden stammend, eine reine Brahmanensecte, die in philosophischer Hinsicht eine streng dualistische Weltanschauung verficht und in Madras circa 100 000 Mitglieder zählt; die Ramanandis, deren Stifter, der oben genannte Ramanand, im 14. Jahrhundert in einem Kloster in Benares lebte und Jünger aus allen Kasten um sich versammelte, noch jetzt besteht seine Secte in den Nordwestprovinzen aus 421 000 Köpfen und hat auch in den angrenzenden Theilen des Punjab circa 36 000 Mitglieder; die Satnamis, in den Centralprovinzen durch 477 000 Mitglieder, meist aus der verachteten Kaste der Chamars, vertreten, gestiftet im 15. Jahrhundert durch Rohidas, der die absolute Gleichheit aller Menschen und die Verehrung des einen Gottes als Satnama, „guter Name", predigte; die Caitanyas oder Vaishtams in Bengalen, 453 000 Mitglieder zählend, deren Apostel Caitanya, ein Brahmane des 16. Jahrhunderts, nach der Meinung seiner Schüler und, wie es scheint, auch seiner eigenen eine Incarnation des Vishnu, ebenfalls Hindus jeder Kaste und sogar Mohammedaner als Proselyten annahm; die um 1520 von Vallabha-Svami gegründeten Vallabhacaryas, die nach den Zählungslisten nur in den Nordwestprovinzen durch 13 000 Mitglieder vertreten waren, wahrscheinlich aber noch stärker in Bombay sind, wo sie wegen der von ihren Vorständen beanspruchten unsittlichen Privilegien 1861 in einen scandalösen Proceß verwickelt wurden; die Vairagis und Gosains, worunter man die Priester und Bettelmönche verschiedener vishnuitischer, zum Theil auch shivaitischer Secten versteht, u. s. w. Die Gesammtzahl der Mitglieder dieser vishnuitischen Secten wird für die Nordwestprovinzen mit 1 888 000 angegeben, für Bengalen mit ungefähr ½ Million, für den Punjab mit 1 700 000, für Madras mit 100 000, für Mysore mit 32 000; für die anderen Provinzen fehlt es an näheren Angaben. Unter den shivaitischen Secten, welche sich durchweg durch eine streng asketische, mönchische Richtung auszeichnen, sind hervorzuheben: die

Lingayats, „Lingaträger", welche das phallische Emblem ihres Gottes in kleiner Ausgabe stets mit sich herumtragen, nebst dem Bettelorden der Jangamas, „Vagabunden", eine demokratische, die Autorität der Brahmanen nicht anerkennende Secte, die in Madras 308 000 Mitglieder zählt und auch sonst im Süden stark verbreitet ist; die Smartas, eine sehr alte Brahmanensecte, ebenfalls im Süden, z. B. in Travancore, verbreitet, übrigens auch dem Vishnuismus keineswegs feindlich gesinnt; die Dasnami Gosains in den Nordwestprovinzen, etwa 100 000 an der Zahl, eine ähnliche Körperschaft, der viele gelehrte und angesehene Männer angehören; die Yogis und Sannyasis, d. h. die eigentlichen Mönche, mit vielen Unterarten wie z. B. die Kanphatas, so genannt, weil sie bei ihrer Einweihung Ohrringe erhalten, die Abbhutas, welche ganz nackt gehen, die Urdhvabahus, welche Jahre lang beide Arme über den Kopf emporhalten, die den Kopf zurückbeugenden Akasamukhis u. A. Die Yogis sind nicht selten reine Charlatane, Beschwörer und Gaukler, die aus der Leichtgläubigkeit der Menge ihren Lebensunterhalt ziehen. Ihre Anzahl wird für die Nordwestprovinzen mit 276 000, für den Punjab mit circa 150 000, für Bengalen nur mit etwa 8000 angegeben.

Streng genommen müßte man als eine indische Secte auch die Buddhisten bezeichnen, die aber, nachdem ihre Lehre auswärts zu einer Weltreligion geworden war, in Indien selbst allmälig wieder in den Schoß des alleinseligmachenden Hinduismus zurückgekehrt sind. Die Volkszählung hätte daher, abgesehen von den wenigen tibetanischen Buddhisten des Nordens, keine Anhänger dieser Religion zu verzeichnen, wenn nicht seit der Einverleibung Birma's in das indobritische Reich die hinterindischen Buddhisten in Frage kämen. Es gibt in Birma beinahe 7 Millionen Buddhisten, gegen nur 700 000 Anhänger anderer Religionen. Von dem Glaubenseifer der Birmanen legt das Bestehen von 15 371 buddhistischen Klöstern ein glänzendes Zeugniß ab. Ueber die buddhistischen Mönche in Birma, die Pongyis, spricht sich der Report für Birma sehr günstig aus und schreibt es ihrer erzieherischen Thätigkeit zu, daß Birma, den Ausweisen über Verbreitung der Schulbildung zufolge, die gebildetste Provinz des ganzen indobritischen Reichs ist. Nahe verwandt mit den Buddhisten ist die alte Secte der Jaina (Dschaina), die ca. 1 417 000 Köpfe stark noch jetzt in Vorderindien zu finden sind, besonders in den westlichen Provinzen, wo mehrere der schönsten und kostbarsten Tempelbauten von ihnen herrühren. Sie sind meistens Kaufleute, oft sehr wohlhabend, scheinen sich aber trotz ihrer Gegnerschaft gegen die Vedas und ihres ausgebreiteten Heiligencultus wieder mehr dem Hinduismus zu nähern, da viele von ihnen sich bei der Zählung als „Hindus der Jainasekte" eintragen ließen. Hiernach dürfte, so weit bei der Zählung die Secten nicht berücksichtigt wurden, die vorstehende Angabe über die Anzahl der Jaina hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Unter den nicht einheimischen Religionen Indiens nimmt der Islam mit 57 Millionen Bekennern weitaus die erste Stelle ein. Die indischen Mohammedaner sind theils Nachkommen der kriegerischen Stämme aus den westlichen Nachbarländern, die vom Mittelalter ab so häufig in Indien einfielen

und es nach und nach fast völlig unterjochten, theils bekehrte Hindus oder Nachkommen von solchen, zum Theil auch friedliche Einwanderer aus mohammedanischen Staaten. Die bekehrten Hindus, die unter diesen drei Elementen sicher das stärkste sind, haben freilich viele ihrer indischen Gebräuche und Anschauungen beibehalten, zerfallen in Kasten wie die Hindus und verehren sogar nicht selten neben Allah ihre Devi oder andere indische Gottheiten. Interessant wäre es, die numerische Stärke der fanatischen, den Krieg gegen alle Ungläubigen predigenden Secte der Wahabiten zu kennen, die erst im Anfang dieses Jahrhunderts in Indien eingeführt wurde, wo sie in Patna ihr Hauptgebiet hat und von der englischen Polizei streng überwacht wird. Leider scheinen sich die Wahabiten aus leicht begreiflichen Gründen meist nicht als solche, sondern unter anderen Namen in die Listen eingetragen zu haben. Die mohammedanische Propaganda entfaltet noch immer eine große Thätigkeit und hat mitunter auch bedeutende Erfolge zu verzeichnen, namentlich in Niederbengalen, wo seit der letzten Zählung die Mohammedaner um 1 800 000 zugenommen haben, und die frühere hinduistische Majorität der Bevölkerung sich in eine mohammedanische verwandelt hat. Doch wird die starke Zunahme der Mohammedaner in dieser und einigen anderen Provinzen theilweise auf andere Gründe als auf Glaubenswechsel zurückzuführen sein, insbesondere auf die bessere Ernährung und dadurch bewirkte geringere Kindersterblichkeit und längere Lebensdauer der Mohammedaner und auf ihre Vermeidung der Kinderheirathen und Gestattung der Wittwenheirathen, wodurch namentlich die Vitalität des weiblichen Geschlechts bei ihnen im Gegensatz zu den Hindus günstig beeinflußt wird. Uebrigens steht dem starken Anwachsen der Mohammedaner in einigen Provinzen eine relativ geringe Zunahme in anderen gegenüber, so daß sie im Ganzen sogar noch etwas weniger zugenommen haben, als die Hindus. Was ihre geographische Vertheilung betrifft, so sind sie, wie es der geschichtlichen Entwicklung entspricht, am stärksten im Westen und Nordwesten, am schwächsten im Dekhan vertreten. So sind in Sindh und Kaschmir 77 und 70½ Procent der Bevölkerung Mohammedaner, im Punjab 55¾ Procent, während es in Haidarabad weniger als 10 Procent sind, obschon die ganze Verwaltung dieses Staats von Mohammedanern geführt wird.

Die Christen in Indien zählen 2 284 330, wovon über die Hälfte Katholiken sind. Ihrer Entstehungszeit nach kann man die christlichen Gemeinden in drei Gruppen theilen, syrische aus den ersten Jahrhunderten n. Chr., portugiesische aus der Zeit der Portugiesenherrschaft, englische seit dem Beginn der englischen Herrschaft und Missionsthätigkeit. Die syrischen oder Thomaschristen leben im Süden, wo der kleine Staat Travancore über ½ Million Christen zählt, ein Fünftel seiner Gesammtbevölkerung; beinahe 300 000 hiervon sind syrische Christen, theils Jacobiten, theils Papisten. Zu den Christen gehören auch die in Indien lebenden Europäer und Eurasier, d. h. Mischlinge von Europäern und Asiaten. Es gibt nur 168 000 Europäer und 80 000 Eurasier in Indien, und von ersteren macht das Militär einschließlich der Frauen und Kinder mehr als die Hälfte aus; der Rest besteht aus Civilbeamten, Angestellten der Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaften, Kaufleuten u. s. w. nebst

ihren Familien. Die Zunahme der Christen seit der letzten Zählung ist mit 21,85 Procent doppelt so stark als die der Hindus und der Mohammedaner. Eine weit über ihre relativ sehr geringe Zahl hinausgehende Bedeutung können auch die 90000 Parsen im westlichen Indien beanspruchen, welche die aus ihrer persischen Heimath mitgebrachte zoroastrische Religion treu bewahrt haben und durch ihre Intelligenz und Rührigkeit zu großer Prosperität gelangt sind. Juden gibt es in Indien (ohne Aden) nur 14000, wovon über 10000 in Bombay wohnen und größtentheils moderne Einwanderer sind. Doch gibt es auch aus alter Zeit an der Westküste zwei jüdische Colonien, die sogenannten „schwarzen und weißen Juden".

III.

Das schwierigste Problem bei der Classification des bunten Völkergemisches der Hindus bleibt immer ihre Eintheilung nach Rasse und Abstammung. Ueberlassen wir uns hierbei der Führung eines so kundigen Ethnologen, wie Mr. Baines, in seinem General Report über die Volkszählung, so sind als die ältesten Einwanderer die arischen oder indogermanischen Stämme anzusehen, die in vorgeschichtlicher Zeit vom Nordwesten her in Indien einfielen, bei ihrem weiteren Vordringen aber sich immer mehr mit einheimischen Rassen vermischten, von denen sie zum Theil ganz absorbirt wurden. Vielleicht stießen sie schon im Punjab auf ein Volk von gelblichen Schlangenverehrern, identisch mit den späteren Skythen; jedenfalls begegnete ihnen weiterhin eine kleine, schwarze Rasse, die sie unterjochten und in Hörige verwandelten. Schon frühe aber fanden mit dieser Rasse, die vom sprachlichen Standpunkt in die beiden Gruppen der Dravidier und Kolarier zerfällt, starke Vermischungen statt, und das arische Element wird um so schwächer, je weiter man nach Süden und Südosten geht, so daß es bei den Völkern des Dekhans, obschon auch sie dem Brahmanismus huldigen, nur ganz spärlich vorhanden ist, mit Ausnahme der früher colonisirten Westküste. Im Gangesdelta wohnen dagegen überwiegend mongoloïde Stämme aus Ostasien, die auch im östlichen Himalaya vorherrschen und Birma seine ganze Bevölkerung gegeben haben. Andererseits erhielten auch die aus dem Nordwesten eingewanderten Völker wiederholt Verstärkung, zuletzt durch die häufigen Einfälle der Mohammedaner, wodurch sie wenigstens im Punjab durchaus zur herrschenden Rasse wurden.

Das ethnologische Moment spielt auch eine bedeutende Rolle bei der Beurtheilung des für die indischen Verhältnisse so ungemein wichtigen und charakteristischen Kastenwesens. Freilich hat sich das arische Blut bei keiner Kaste rein erhalten, selbst nicht bei den Brahmanen, wenn auch einzelne Gemeinden derselben, wie die Nambudiri-Brahmanen im Süden, durch die auffallende Weiße ihrer Haut von der sie umgebenden dunkelfarbigen Bevölkerung abstechen. Wie wenig die Brahmanen sich von Vermischungen mit den schwarzen Völkern frei zu halten wußten, bezeugen sie uns selbst in ihrer Literatur, wenn auch ihre alten Rechtsbücher solche Verbindungen in der Theorie streng verdammen. Nicht minder alt ist die Beschäftigung der Brahmanen mit den verschiedensten weltlichen Berufen und Erwerbsarten, sei es, daß sie,

wenn genügend vorgebildet, als Beamte, Rechtsanwälte, Lehrer, Aerzte, Ingenieure, Schreiber thätig sind oder als Gutsbesitzer, Bauern und Ackerknechte die Landwirthschaft betreiben oder dem Kaufmanns- oder Soldatenstand angehören oder als Diener, Köche, Lastträger oder selbst als Bettler ihren Lebensunterhalt gewinnen. Nur ein Theil der Brahmanen lebt ganz oder theilweise von der Ausübung religiöser Functionen, als Haus- und Familienpriester, als Astrologen, selten als Tempelpriester, da der Tempeldienst wenig geachtet ist und häufig den niedrigeren Kasten überlassen wird. Wie untergeordnet aber auch ihre Berufsthätigkeit sein mag, die Erhabenheit der Brahmanen über alle anderen Kasten wird dadurch nicht berührt, und sie haben ihre Stellung auch unter der englischen Herrschaft wohl zu bewahren gewußt, wenn auch die reiche Einnahmequelle größtentheils versiegt ist, die sie in der Gönnerschaft bigotter einheimischer Fürsten früher besaßen. Unter sich zerfallen die beinahe 15 Millionen Brahmanen in zahllose kleine Gemeinden und Corporationen, die sich nicht unter einander verheirathen, ja nicht einmal mit einander speisen dürfen. Die gleiche Mannigfaltigkeit der Berufe und die gleiche Gespaltenheit zeigt sich auch bei den anderen Kasten, die sich nicht nur die religiösen Anschauungen, sondern auch die socialen Einrichtungen der Brahmanen zum Muster nehmen und durch möglichst engen Anschluß an dieselben ihr eigenes Ansehen zu fördern hoffen. Da die ursprünglichen Functionen der einzelnen Kasten sich in den meisten Fällen nicht mehr erhalten haben, so war es kaum sehr zweckentsprechend, daß man sie bei der Volkszählung in sechzig, meist besondere Berufsarten darstellende Kategorien einzuordnen suchte. Wie kann man z. B. die bekannte, über 10 Millionen Mitglieder zählende Kaste der Rajputen als eine „militärische" bezeichnen, da doch die Rajputen heutzutage meistens die Landwirthschaft oder andere friedliche Beschäftigungen betreiben? Auch die alten Kshatriyas, von denen die Rajputen ihren Ursprung herleiten, waren keineswegs eine „Kriegerkaste", sondern der Stand der adligen Grundbesitzer, aus dem die Fürsten hervorgingen. Die Verzeichnisse der Kasten und die näheren Angaben über die wichtigeren unter denselben in den Census Reports enthalten ein höchst werthvolles Material für das Stadium des indischen Kastenwesens und der mannigfachen Quellen, aus denen dasselbe entstanden ist. Da aber die Kasten in jeder größeren Provinz nach Tausenden zählen, so verbietet der Raum darauf einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß in seinen wesentlichen Elementen das alte Kastenwesen unerschüttert fortbesteht, wenn auch die Einführung der modernen Verkehrsmittel in Indien manche Schroffheiten desselben gemildert hat, und der Brahmane in einem Eisenbahncoupé dritter Classe friedlich neben dem Shudra niedersitzt, da seine Mittel ihm nur selten gestatten, zweiter oder gar erster Classe zu fahren, wie der europäische Sahib.

IV.

Ein wenig erfreuliches Resultat liefert die Statistik über Verbreitung der Schulbildung. Nur 58 Personen unter 1000 sind des Lesens und Schreibens kundig oder damit beschäftigt, es zu erlernen, und von diesen 58 sind 53

männlichen und nur 5 weiblichen Geschlechts. Als erster Grund für diesen niedrigen Stand der Volksbildung ist wohl das schon erwähnte starke Ueberwiegen der bäuerlichen Bevölkerung anzusehen, die wie überall wenig Bildungsstreben zeigt. Das Fortschreiten der Volksbildung wird aber, wie der Bericht hervorhebt, auch absichtlich hintertrieben seitens der Brahmanen und anderer gelehrten Kasten, denen die von der englischen Regierung begründeten Volksschulen ein Dorn im Auge sind. Von jeher war es das Bestreben der Brahmanen, das gelehrte und religiöse Wissen zu monopolisiren, wie schon die altindischen Rechtsbücher die Shudras, d. h. den Sklavenstand, von der Kenntniß der Vedas ausschließen. Je ungebildeter die Masse des Volks blieb, desto leichter konnten die Brahmanen ihr Prestige behaupten und befestigen. Mit Neid und Eifersucht beobachteten sie daher schon das Emporkommen der Kayasthas als Beamte der indischen Fürsten; die alte Sanskritliteratur ist reich an Aeußerungen des bittersten Hasses über diese Schreiberkaste. Heutzutage machen die Brahmanen mit den Kayasthas gemeinsame Sache in der Bekämpfung der Volksbildung. Die erschreckende Unwissenheit des weiblichen Geschlechts hängt mit der niedrigen Stellung der indischen Frau zusammen, von der nach der Auffassung der Brahmanen nichts weiter zu verlangen ist, als daß sie ihrem Gatten einen Sohn schenkt und auferzieht, der ihm nach seinem Tod die Todtenopfer darbringt; daß sie ihm sein Essen besorgt und die Familiengötzen behütet. Auch diese Anschauungen sind alt; die Ausschließung der Frauen von der Kenntniß der Vedas, ihre Beschränkung auf die häuslichen Arbeiten, auf die Bedienung ihres Mannes und auf religiöse Pflichten, ihre lebenslängliche Unselbständigkeit wird schon in der Sanskritliteratur in mannigfachen Variationen betont. Auch die Mohammedaner sind kein bildungsfreundliches Element. Ihre oben erwähnte, im Durchschnitt relativ geringe Zunahme wird mit dem Umstand in Verbindung gebracht, daß, in den Städten wenigstens, ihre ökonomische Lage in Frage gestellt ist, weil sie mit den etwas erhöhten Anforderungen an die Vorbildung der Regierungsbeamten des Subalterndienstes nicht Schritt zu halten vermögen. Die Buddhisten machen hier die oben erwähnte rühmliche Ausnahme.

Mit der ungünstigen Stellung der Frauen hängt auch die auffallende Erscheinung eines bedeutenden numerischen *Uebergewichts des männlichen Geschlechts* über das weibliche zusammen. Während nämlich fast in allen europäischen Ländern die Personen weiblichen Geschlechts in der Mehrzahl sind, z. B. in England, Schottland, Holland, Oesterreich, Dänemark im Verhältniß von 1064, 1072, 1023, 1044, 1051 auf 1000 männliche Personen, beträgt in Indien die entsprechende Ziffer für das weibliche Geschlecht im Durchschnitt nur 958 und geht für einzelne Provinzen bis auf 891, 879, 854, 834 und 831 herab. Man hat für diese Verhältnisse manchmal die barbarische Sitte der Ermordung kleiner Mädchen gleich nach der Geburt bei den Rajputen, Jats und anderen Kasten verantwortlich gemacht; doch liegen für ein geheimes Fortbestehen dieses Gebrauchs, der früher ganz öffentlich geübt wurde, keine bestimmten Anhaltspunkte vor. Der wahre Grund für die numerische Inferiorität des weiblichen Geschlechts ist wahrscheinlich in den schädlichen Ein-

flüssen zu suchen, die auf dasselbe namentlich in dem Lebensalter von 6—20 Jahren einstürmen, in Folge der schlechten Verpflegung, der frühzeitigen Heirathen und des Fehlens einer rationellen Geburtshülfe. Erst in einem viel späteren Lebensalter tritt ein Umschwung in dem allgemeinen Procentsatz zu Gunsten des weiblichen Geschlechts ein, der aber den Durchschnitt ebenso wenig zu ändern im Stande ist, als der Umstand, daß bis zum Alter von fünf Jahren meist die Mädchen in der Ueberzahl sind, da zwar die Menge der männlichen Geburten die der weiblichen überwiegt, aber die Sterblichkeit unter den Knaben im ersten Lebensjahr eine ungemein große ist. Bis zu einem gewissen Grad sind übrigens die Zählungsergebnisse nicht hinreichend vertrauenswürdig, indem betreffs der Mädchen, namentlich im Alter von 9—15, und betreffs der Frauen im Alter von 15—20 Jahren nachweislich die Tendenz herrscht, ihre Existenz den officiellen Zählern zu verheimlichen.

Die ‚Statistik der Eheschließungen beweist, daß in Indien das Familienleben in hohem Grade entwickelt ist. Die Anzahl der Verheiratheten geht bei beiden Geschlechtern weit über europäische Ziffern hinaus und beträgt durchschnittlich bei Männern 4647, bei Frauen 4851 unter 10000. In einzelnen Provinzen steigen diese Zahlen sogar noch weit höher und betragen unter Anderen in Bombay 5021, in Berar 5588, in Haidarabad 5204, in Baroda 5158 bei Männern, während bei Frauen in den gleichen Provinzen und Staaten die noch höheren Ziffern 5273, 5769, 5270 und 5517 erreicht werden. Dagegen betrug in England die Anzahl der Verheiratheten 1881 nur 3463 resp. 3314, in Schottland 3044 resp. 2896, in Oesterreich 3554 resp. 3416, in Holland 3392 resp. 3317 unter 10000. Noch frappanter wird der Unterschied, wenn man nur das erwachsene Lebensalter berücksichtigt und Birma, wo ein anderes Eherecht herrscht, fortläßt. So sind von 10000 Männern im Alter von 15—25 Jahren in Indien ohne Birma 5029 verheirathet, 173 Wittwer und nur 4798 ledig, von Frauen gleichen Alters 8849 verheirathet, 489 Wittwen und nur 662 unverheirathet, während z. B. für Schottland die entsprechenden Ziffern 716, 9 und 9275, resp. 1360, 17 und 8623 sind. Zieht man das Lebensalter von 25—40 in Betracht, so beträgt bei dem männlichen Geschlecht in Indien oder Birma die Anzahl der Verheiratheten 8424, die der Wittwen 485 und die der Unverheiratheten 1091; bei dem weiblichen Geschlecht betragen die entsprechenden Ziffern 8189, 1677 und 134. In Schottland beträgt im gleichen Lebensalter die Anzahl der ledigen Männer 3431, diejenige der unverheiratheten Frauen 3274. Bei dem Alter von über 50 Jahren steigt in Indien außer Birma in entsprechender Proportion die Anzahl der Wittwen und beträgt 7537, also drei Viertel sämmtlicher Personen, während es nur 76 Unverheirathete gibt, gegen beinahe 2000 in Schottland. Die Anschauung, daß das Heirathen eine Nothwendigkeit, ein religiöses Gebot ist, bildet einen integrirenden Theil des Brahmanismus und findet sich schon in den ältesten Rechtsbüchern der Sanskritliteratur deutlich ausgedrückt. Nur der Bettelmönch und die Nonne, die aber nur bei einigen Religionssecten vorkommt, dürfen ehelos bleiben. Die nichtarischen Völker huldigen anderen Anschauungen, und so erklärt es sich, daß nicht nur in Birma, sondern auch in Madras, wo die

Bevölkerung überwiegend der dravidischen Rasse angehört, die Anzahl der Ehelosen die oben angegebenen Durchschnitte bei Weitem übersteigt.

Mit der Allgemeinheit der Ehe hängt die frühzeitige Eingehung derselben zusammen. Durch die Unsitte der Kinderehen sucht man standesgemäße und passende Verbindungen in einem Alter zu bewirken, wo ein Widerspruch der Nächstbetheiligten noch nicht zu befürchten ist. Wie frühe die Heirathen stattfinden, ergibt sich daraus, daß z. B. in den Nordwestprovinzen von je 10000 Mädchen im Alter von 0—4 Jahren 63, im Alter von 5—9 Jahren 999 verheirathet sind, während im Alter von 10—14 Jahren $^9/_{10}$ der weiblichen Bevölkerung bereits unter die Haube gekommen sind. Bei den Hindus in Westbengalen beträgt das Alter, in dem die Mädchen sich verheirathen, durchschnittlich $10\,^5/_6$, in Nordbengalen $11\,^1/_2$ Jahre, und viele Mädchen sind bei ihrer Hochzeit noch nicht 10 Jahre alt. In Bombay sind von den Hindumädchen im Alter von 0—9 Jahren über 11 Procent verheirathet, in Wardha in den Centralprovinzen 12 Procent der noch nicht zehnjährigen. Bei den Brahmanen in Madras sind im Alter von 10—14 Jahren 72,81 Procent der Mädchen verheirathet, während allerdings bei anderen Kasten der Procentsatz bedeutend niedriger ist. Selbst die Mohammedaner, die ja größtentheils von bekehrten Hindus abstammen, haben vielfach die Sitte der Kinderhochzeiten angenommen oder festgehalten. Natürlich sind diese Hochzeiten eigentlich nur als Verlobungen anzusehen, aber sie gelten als der rechtlich bindende Act, auf den in allen Fällen bei Erreichung des mannbaren Alters — meist im 13. Lebensjahre — der Beginn des ehelichen Zusammenlebens folgt, der oft durch eine neue Ceremonie bezeichnet wird. Auch die Männer treten sehr zeitig in den Stand der Ehe, wie z. B. in den Nordwestprovinzen im Alter von 10—14 Jahren nur etwas über die Hälfte der männlichen Bevölkerung noch unverheirathet ist. Die Verfrühung der Ehe ist zweifellos wieder eine echt brahmanische Institution, da schon in den Gesetzbüchern des Manu und anderer alten Autoren von vier- bis achtjährigen Bräuten die Rede ist. Es gilt daher von Alters her als ein Schandfleck für die ganze Familie, wenn ein erwachsenes Mädchen unverheirathet im Hause ihrer Eltern weilt. So festgewurzelt sind diese Anschauungen, daß die englische Regierung mit ihrem vor einigen Jahren erlassenen Verbot der Eheschließungen mit Mädchen unter zwölf Jahren einen Sturm der Entrüstung bei den orthodoxen Hindus entfesselte und wenig praktischen Erfolg erzielte. Vielmehr kommt es noch fortwährend vor, daß emporstrebende, ehrgeizige Kasten die Sitte der Kinderehen bei sich einführen, um durch diesen Anschluß an die socialen Einrichtungen der Brahmanen ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft zu verbessern.

Hand in Hand mit dem Gebot der Kinderehen geht bei den Brahmanen das Verbot der Wittwenehen. Während der Mann nach dem Tode seiner ersten Gattin so bald als möglich zu einer neuen Ehe schreiten soll und diesem Rath, sofern seine ökonomischen Verhältnisse es gestatten, auch nachkommt, darf die Frau lebenslänglich nur einem Manne angehören. Daher kommt es, daß es wohl in keinem Land der Erde so viele Wittwen gibt, als in Indien, denn als Wittwen gelten auch die jungen Mädchen, deren angetrauter Gatte

gestorben ist, zu der Zeit, da sie selbst noch im Kindesalter standen. Die Statistik zeigt, daß z. B. in den Nordwestprovinzen bei den Hindus 8, bei den ganz besonders gegen die Wiederverheirathung der Wittwen eifernden Jainas sogar 10½ Procent der gesammten weiblichen Bevölkerung dem Wittwenstand angehören. Bei den Hindus in Bengalen sind 17 Procent der Frauen im Alter von 20—24 Jahren Wittwen, und in Madras gibt es Brahmanengemeinden, bei denen der Procentsatz der Wittwen in den Jahren vom 16.—40., also in dem eigentlich heirathsfähigen Alter, auf 30 Procent steigt. Das Loos der Wittwen ist, wenn auch die grausame Sitte der Wittwenverbrennung durch ein englisches Gesetz vom Jahr 1829 abgeschafft wurde, kein beneidenswerthes, da sie nur dürftige Verpflegung erhalten, zwei Mal im Monat ganz fasten müssen, keinen Schmuck tragen dürfen und jeder Selbständigkeit entbehren. Diese Grundsätze der Brahmanen in der Behandlung der Wittwen werden, soweit ihr Einfluß reicht, rigoros durchgeführt, haben freilich auch zur Folge, daß sich die Prostitution ganz besonders aus der Classe der Wittwen recrutirt, soweit sie nicht auf bestimmte Kasten beschränkt ist. Uebrigens scheint eine Wiederverheirathung der Wittwen auch bei denjenigen Kasten, die sie ausdrücklich gestatten, nicht häufig vorzukommen.

Auf die Frage nach dem Vorkommen der Polygamie gibt die Statistik die Antwort, daß in Indien auf 1000 verheirathete Männer 7 kommen, die mehr als eine Frau haben, also die Polygamisten noch nicht 1 Procent ausmachen. Auch dieser Ansatz ist vielleicht noch zu hoch, da der Ueberschuß der verheiratheten Frauen über die verheiratheten Männer zum Theil damit zusammenhängen mag, daß die Tänzerinnen und andere weibliche Personen, die nach einem eigenthümlichen alten Brauch nur eine Scheinehe mit einer Broncestatuette oder einem Dolch oder andern leblosen Gegenstand geschlossen haben, um dadurch illegitime Verhältnisse zu legalisiren, sich doch als verheirathet bezeichnen, und da auch durch vorübergehende Abwesenheit manche Verschiebungen eintreten. Die alten Gesetze der Brahmanen haben gegen die Vielweiberei nichts einzuwenden, setzen aber doch Monogamie als die Regel voraus und lassen unter mehreren Frauen nur eine als die eigentlich legitime Gattin gelten. Dem entsprechend kommt die Polygamie heutzutage in den Kreisen des Brahmanismus nur wenig vor, meist nur in solchen Fällen, wo die Ehe mit der ersten Frau kinderlos blieb. Häufig ist sie dagegen bei reichen und vornehmen Mohammedanern, außerdem bei gewissen Bergstämmen in Mittelindien und im Nordosten.

Das Gegenstück zur Polygamie oder Polygynie, die Polyandrie, ist in Indien auch mehrfach vertreten, in ihrer einfachsten, patriarchalischen Form im Himalaya, wo in armen Districten mehrere Brüder zusammen eine Gattin haben. Complicirter ist die Polyandrie der Nairs, einer sehr angesehenen Kaste in Südindien, die z. B. in dem Staat Travancore allein beinahe ½ Million stark ist und nahezu ein Fünftel der Bevölkerung ausmacht. Bei den Nairs herrschen matriarchalische Sitten, d. h. es gilt das Neffenerbrecht, wonach die Kinder der Schwester als Erben des Bruders angesehen werden, und im Zusammenhang hiermit steht eine fast unbegrenzte Polyandrie, die

allerdings unter der englischen Herrschaft im Abnehmen begriffen ist. Wahrscheinlich waren die Ehegesetze bei allen dravidischen Völkern Südindiens ursprünglich sehr lax, weshalb sich bei ihnen die Ehe bald einerseits zur Polyandrie, bald andererseits zu einer mit sehr leichter Auflöslichkeit der Ehe verbundenen Form der Monogamie entwickeln konnte. Aehnliche Institutionen herrschen auch in Birma, wo ebenfalls die Ehescheidungen sehr gewöhnlich und leicht zu bewirken sind. Dagegen gestattet das alte Eherecht der Brahmanen Ehescheidung seitens der Frau überhaupt nicht, und Ehescheidung seitens des Mannes in der Regel nur im Falle eines von seiner Frau begangenen Ehebruchs. Die Polyandrie wird zwar in der alten Sanskritliteratur, besonders in der Dichtung, nicht selten erwähnt, war aber bei den Brahmanen streng verpönt.

Werfen wir schließlich noch die nationalökonomische Frage nach dem Nationalvermögen des Landes und dem durchschnittlichen Einkommen seiner Bewohner auf, so bietet leider das vorliegende Werk wenig Stoff zur Beantwortung dieser Frage. Doch finde ich in dem Bericht über Cochin die gelegentliche Bemerkung, daß von Sachverständigen die Bodenrente in ganz Indien doppelt so hoch taxirt wird, als die Einnahmen aus allen anderen Quellen zusammengenommen — was bei einem reinen Ackerbaustaat auch nicht anders zu erwarten ist —, und daß man in Cochin von 42 Rupees im Jahr ganz gut leben kann. Die von dieser Summe, nach jetzigem Geldwerth etwa 52 Mark, zu bestreitenden Bedürfnisse setzen sich folgendermaßen zusammen:

Reis	25	Rupees
Salz	1	=
Gemüse . . .	3	=
Gewürze . .	3	=
Kleidung . .	5	=
Wohnung . .	3	=
Verschiedenes .	2	=
Summa:	42	Rupees

Der in vorstehender Aufstellung den Hauptposten bildende Reis gilt als das beste Nahrungsmittel und ist für viele Leute ein unerschwinglicher Luxus, indem eine dünne Suppe von Mehl und Wasser ihre gewöhnliche Speise ist, so daß das jährliche Budget dieser Leute sich noch bedeutend unter dem genannten Betrag bewegen muß. Da in anderen Theilen Indiens ähnliche Verhältnisse herrschen, so ergibt sich von selbst, daß das Gros seiner Bevölkerung an den sprüchwörtlichen Schätzen Indiens keinen Antheil hat, vielmehr in der äußersten Dürftigkeit lebt, die allerdings durch das tropische Klima erträglicher gemacht wird.

Die Reports berichten auch über die Kosten der Volkszählung, die insgesammt etwa 2½ Millionen Rupees betragen haben, gewiß eine bescheidene Summe im Verhältniß zu der aufgewendeten Arbeit und Mühe bei diesem statistischen Unternehmen, das man gerne mit Mr. Baines als eines der schwierigsten und großartigsten seiner Art bezeichnen wird. Da, wie erwähnt, nicht einmal volle 6 Procent der Bevölkerung des Lesens und Schreibens

kundig sind, so mußte die Hauptarbeit von den angestellten Zählern verrichtet werden. Sie stellten zuerst vorläufige Listen auf, in die sie alle Angaben der Betheiligten eintrugen, und nahmen hierauf die definitive Zählung, für die ihnen trotz der großen Ausdehnung ihrer Bezirke nur vier Stunden zur Verfügung standen, in der Nacht vom 26. Februar 1891 vor, etwas über zehn Jahre nach der ersten allgemeinen Volkszählung in Indien, die am 17. Februar 1881 stattgefunden hatte. Man konnte keinen früheren Termin wählen, weil die Zähler zur Erleichterung ihrer Arbeit eine mondhelle Nacht nöthig hatten, wobei jedoch die Vollmondsnacht ausgeschlossen war, wegen der in dieser Nacht bei den Hindus allgemein üblichen religiösen Begehungen. Man darf jetzt schon mit Spannung den Ergebnissen der nächsten Zählung entgegensehen, die im Jahr 1901 stattfinden wird. Mögen die Folgen der Pest und der Hungersnoth von 1896/97 keinen zu großen Rückschlag in der Entwicklung des alten Culturlandes herbeiführen!

Puvis de Chavannes.

Von

Walther Genſel.

[Nachdruck unterſagt.]

Die Franzoſen feiern in Puvis de Chavannes den größten Maler der Gegenwart. Keiner wird von den Alten und den Jungen gleichzeitig ſo bewundert. In den Ausſtellungen des Marsfeldes nehmen ſeine Werke den Ehrenplatz ein; der Staat hat nicht nur Gemälde, ſondern auch Zeichnungen von ihm angekauft; ſein ſiebzigſter Geburtstag war vor zwei Jahren ein Jubelfeſt für das ganze kunſtſinnige Paris. In Deutſchland kennt man wohl ſeinen Namen, aber nur wer in Frankreich geweſen iſt, weiß ihn wirklich zu ſchätzen. Denn nie iſt eines ſeiner größeren Werke über den Rhein gelangt, und nie hat man einen Künſtler weniger aus Nachbildungen beurtheilen können.

Ein berühmter Gelehrter hat ausgeſprochen, die Cornelius'ſchen Fauſt-Zeichnungen ſeien ſo groß gedacht, daß man ſie ohne Schaden zehnfach vergrößern könne. Ich weiß nicht, ob das wirklich ein Vorzug iſt. Eine Rembrandt'ſche Radirung und eine Radirung nach einem Rembrandt'ſchen Gemälde ſind nicht dasſelbe, und man kann nicht ohne Weiteres eine Beethoven'ſche Sonate für großes Orcheſter inſtrumentiren. Puvis' Geſtalten ſind von dem Raume, in den ſie hineingedacht ſind, unzertrennlich und deshalb nur an Ort und Stelle zu würdigen. Und ſelten iſt auch die Schwarz- und Weißkunſt, möge ſie nun Photographie heißen oder Holzſchnitt oder Stich, unvermögender geweſen, von den Farbenwerthen des Originals einen Begriff zu geben.

Iſt es danach nicht überhaupt müßig, über Puvis de Chavannes zu ſchreiben? Vermag die Gemäldebeſchreibung da etwas auszurichten, wo die Reproductionen verſagen, die Gemäldebeſchreibung, die bei uns obendrein ſo in Verfall gerathen iſt, daß das Mißtrauen der Leſer ihr gegenüber nur zu leicht ſich erklärt? Ein Gemälde deutlich vor den Augen des Leſers aufzubauen, vermag das Wort allerdings nicht, aber es iſt im Stande, den Reproductionen zu Hülfe zu kommen und den Eindruck, den dieſe hervorbringen, zu ergänzen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, ein erschöpfendes Bild des Mannes und seines Schaffens zu entwerfen. Ich will nur ihm, der auf mich gewirkt hat wie kein zweiter Künstler unter den Modernen, meinen Dank für die Fülle unvergeßlicher Eindrücke abstatten, indem ich erzähle, *was* ich von ihm gesehen habe und *wie* ich es gesehen habe.

* * *

Pierre Puvis de Chavannes ist in Lyon geboren, wo sein Vater Bergbaudirector war. Auch er widmete sich anfangs dem Ingenieurfach. Allein kurz vor dem Examen auf der École Polytechnique erkrankte er so heftig, daß ihm zur Erholung ein Aufenthalt im Süden verordnet wurde. Er reiste nach Italien, und hier, im Anschauen der alten Meister, faßte er den Entschluß, Maler zu werden. Der neue Beruf wurde ihm nicht leicht, wie Jedem, der so spät noch die Anfangsgründe erlernen muß. Zunächst trat er, nach Paris zurückgekehrt, in das Atelier Henri Scheffer's, des minder berühmten Bruders von Ary Scheffer, ein, dem er stets eine liebevolle Erinnerung bewahrt, hat und dessen Enkel, Ary Renan, später sein Lieblingsschüler geworden ist. Bei Delacroix, der damals so wenige Schüler hatte, daß die Honorare nicht einmal zur Bezahlung der Ateliermiethe reichten, hielt er es nur vierzehn Tage und nicht viel länger bei Couture aus, dem Meister der Römer der Verfallszeit. Das Vorkommniß, das ihn hier zum Gehen veranlaßte, ist des Oefteren erzählt worden. An einem regnerischen Tage hatte er einen Act zu malen. Gewissenhaft bemühte er sich, das Modell so wiederzugeben, wie es vor ihm stand, umflossen von dem fahlen grauen Ton des Morgens. Da kam Couture an seinen Platz, sah sich das Ding an, ergriff den Pinsel, mischte die Farben nach bewährtem Recepte, und bald stand der Act im herrlichsten Goldton eines Veroneſe da. Puvis sah ein, daß er hierher nicht paßte, packte sein Bündel und ging, um fürderhin nur der Natur als Lehrmeisterin zu folgen. Harte Zeiten des Kampfes folgten nun; 1850 fand ein Bild von ihm Gnade vor den Richtern des Salons, aber dann blieben ihm neun Jahre hinter einander die Pforten verschlossen. Dann kamen wohl bessere Tage, indeß, wie lange dauerte es noch, bis er wirklich anerkannt wurde! Jetzt vermag er den Aufgaben, die von allen Seiten auf ihn einstürmen, kaum zu genügen. Was er in der Jugend sich gewünscht, hat er im Alter die Fülle.

Seit 1852 bewohnt er als Junggeselle dasselbe Haus der Place Pigalle oben auf dem Montmartre, aber sein Atelier hat er vor einigen Jahren nach dem schönen alten Parke des Vorortes Neuilly verlegt. Zweimal täglich legt er den Weg zu Fuße zurück; die zwölf Kilometer sind dem rüstigen Greise mit der eisernen Gesundheit, der nur einmal des Tages, nach gethaner Arbeit, eine Mahlzeit hält, nicht zu viel.

Puvis begann damit, Tafelbilder zu malen: eine Herodias, eine büßende Magdalena, einen Märtyrertod des heiligen Sebastian. Da kam er eines schönen Sommertages, es war im Jahre 1854, als er sich in der Villa seines Bruders im Departement Saône und Loire aufhielt, auf den Gedanken, das Speisezimmer mit Malereien zu schmücken. Sofort machte er sich an die Arbeit, und in kurzer Zeit entstanden fünf Gemälde: die vier Jahreszeiten

und die Rückkehr des verlorenen Sohnes darstellend. Es waren keine Meisterwerke, herkömmlich war die Wahl des Gegenstandes, unselbständig die technischen Behandlung. Allein der Künstler hatte an der Art der Darstellung Geschmack gefunden. Es kam ihm vor, „als sei auf diesem Wege etwas zu machen." So wurde er zu dem, als der er in der Geschichte fortleben wird, zu dem Begründer der modernen monumentalen Malerei. Er hat auch nach jenen ersten decorativen Gemälden noch manches Tafelbild geschaffen, und manches von ihnen wird mit dem Meister unsterblich sein, wie die Enthauptung Johannes des Täufers, wie der arme Fischer, jene ergreifende Elegie des Luxembourg; aber immer mehr rang sich in ihm das Bewußtsein durch, nicht nur, daß für ihn das Heil in der monumentalen Malerei liege, sondern daß diese überhaupt den Gipfel der Kunst bezeichne. „Die wahre Aufgabe der Malerei ist es, die Wände zu beleben," hat er einmal gesagt, „abgesehen davon sollte man niemals mehr als handgroße Bilder malen."

* * *

Der Baron Gros gilt für den ersten Vorläufer der modernen Malerei. Von seinen monumentalen Gemälden ist die Ausschmückung der Kuppel des Panthéons das berühmteste. Er setzt nicht mehr, wie seine Vorgänger, aus den Antikensälen des Louvre mühsam zusammengesuchte Idealfiguren neben einander, er sucht frisches Leben in seine Compositionen zu bringen. Aber er ist an der Art der Aufgabe gescheitert. Glauben wir überhaupt nicht an die Naivetät eines modernen Künstlers, der Personen der neuesten Geschichte unmittelbar neben himmlische Erscheinungen setzt, so wirken der dicke Ludwig XVIII. und die gespreizte Herzogin von Angoulême ganz besonders unglücklich. Viel bedeutender sind die monumentalen Malereien von Delacroix. Welch' kräftiger Realismus, welch' warmes, an Rubens und Veronese erinnerndes Colorit leuchtet uns von den Wänden des Palais Bourbon entgegen! Aber selten lassen andererseits die heftigen Bewegungen, die allzu wenig idealen Gestalten des großen Romantikers die weihevolle Stimmung aufkommen, die ein decoratives Gemälde großen Stiles erwecken soll. Ingres ist sein directer Gegenpol. Ohne steif zu sein, sind seine Gestalten erfüllt von der idealen Reinheit einer über die gewöhnliche Wirklichkeit erhabenen vollkommenen Welt. Aber ihm fehlt der Farbensinn fast gänzlich. Er hat einmal gesagt, daß jeder Meister noch immer das Colorit gefunden hätte, das seinen Formen entspräche. Seine eigenen Bilder sind die beste Widerlegung dieses Satzes. Die „Apotheose des Homer" hätte wahrhaftig etwas Besseres verdient, als diese unsäglich matten und kalten Farben. Nur ein Künstler aus dieser Zeit hat das zuweilen erreicht, was wir von der monumentalen Malerei verlangen: unmittelbare Verständlichkeit des gewählten Gegenstandes, weihevolle Ruhe, eine discrete und doch stimmungsvolle Farbengebung, das ist Flandrin. Allerdings ist sein Gebiet, die religiöse Malerei, beschränkt, aber man braucht nur von dem Kampf Jacob's mit dem Engel aus St. Sulpice zu den Gemälden Flandrin's in St. Germain des Prés zu kommen, um sofort zu empfinden, welche Art der stillen Würde des Innenraumes einer Kirche mehr entspricht.

In Deutschland ist Cornelius der große Monumentalmaler des Jahrhunderts, Cornelius, der einst so hoch Gepriesene, der jetzt am liebsten Todtgeschwiegene. Die so über ihn urtheilen, kennen ihn nicht. Man gehe in die Nationalgalerie in Berlin, stelle sich vor den Salamis-Carton Kaulbach's und wende sich dann und trete vor die vier Reiter des Cornelius! Wer dann nicht seines Geistes einen Hauch verspürt, dem ist nicht zu helfen. Aber allerdings ist das trivial gewordene Königswort wahr: „Ein Maler muß malen können." Seien wir froh, daß der Berliner Camposanto niemals zur Ausführung gekommen ist.

Puvis ist größer als Flandrin, weil er eine reichere Natur ist — ist er auch größer als Cornelius? Er ist anders als Cornelius. Er besitzt nicht dessen himmelstürmende Kraft, aber dafür ist er Maler, Farbendichter. „Der Carton ist das Libretto, das Bild ist die Oper," das ist ein tiefes Wort von ihm. Cornelius und Ingres machten es wie unsere Urgroßväter, die oben auf den Theaterzettel groß druckten: „Oper von Schikaneder" und unten ganz klein: „Die Musik ist von Herrn Mozart." Die meisten modernen Maler machen es wie unsere Väter, die den Text für gar nichts achteten. — Puvis meint sein Wort im Sinne Richard Wagner's: Farbe und Linie müssen sich wie Ton und Wort zu einem unauflöslichen Ganzen verbinden.

Man kann die Anschauungen des Meisters, wie sie sich aus seinen Werken ergeben, etwa in folgende Sätze zusammenfassen: Die monumentale Malerei hat sich der Natur und dem Zweck des Raumes unterzuordnen, für den sie bestimmt ist. Sie soll die architektonische Wirkung erhöhen und sie nicht beeinträchtigen. Deshalb hat sie alle heftigen Bewegungen wie alle grellen Farbeneffecte zu vermeiden. Sie hat allgemein-menschliche, über das Zufällige der Erscheinung emporgehobene Gegenstände darzustellen und wird deshalb der symbolischen Ausdrucksweise nicht entbehren können, aber ihre Symbole müssen unmittelbar verständlich sein.

Wer darüber ungehalten ist, daß Puvis damit die Malerei zur bloßen Gehülfin der Baukunst erniedrige, versteht ihn nicht richtig: nicht Dienerin, sondern Genossin soll sie ihr sein. Erst durch das Zusammenwirken aller bildenden Künste entsteht das höchste Kunstwerk.

Um seine Eigenart im Verhältniß zu den zeitgenössischen Malern recht zu verstehen, gehe man, am besten an einem klaren Morgen ins Panthéon. Das Panthéon ist in Folge seiner merkwürdigen Geschichte ein Zwitterding zwischen Gotteshaus und Ruhmeshalle. „Den großen Männern das dankbare Vaterland" leuchtet uns über dem Eingang entgegen, aber die Gemälde, mit denen das Innere geschmückt ist, sind meist religiösen Inhalts: Darstellungen aus dem Leben der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, des heiligen Denis, der Johanna D'Arc u. s. w. Die Ausschmückung ist in den siebziger Jahren begonnen worden und noch nicht beendet. Die berühmtesten Maler Frankreichs haben dabei mitgewirkt. Trotzdem ist der Eindruck nicht befriedigend. Viel mag daran liegen, daß keine Einheitlichkeit vorhanden ist, da jeder Maler in seiner Technik gemalt hat. Aber das ist es nicht allein. Ihre Farben harmoniren nicht mit dem Tone des Gebäudes. Daß dieser graue

Sandstein einen ganz bestimmten Farbenwerth hat, einen andern z. B. als eine weißgetünchte Wand oder als eine bunte Tapete, scheint ihnen ganz entgangen zu sein. Puvis de Chavannes ist der Einzige, dessen Valeurs — Graublau, Mattviolett, ein dumpfes Grün sind seine Haupttöne — zu diesem Grundton passen. Man hat über diese bleichen Farben lange genug gespottet. Nun, der greise Meissonnier war gewiß kein Verächter eines warmen Colorits, aber von ihm stammt das Wort: „Monsieur de Chavanne est le seul qui s'y tient". Ob man daran gedacht hat, als man nach Meissonnier's Tode die diesem ursprünglich zugewiesene Wand ihm übertrug? Daß die Malereien von Puvis die einzigen sind, bei denen man überhaupt von Atmosphäre reden kann, sei nur nebenbei erwähnt. Ein anderer Vorzug ist noch wichtiger. Gegenüber den Werken unseres Meisters hat Bonnat die Ermordung des heiligen Dionysius gemalt. Das Blut, der Heiligenschein, die überirdische Beleuchtung, der entsetzte Ausdruck des Henkers — Alles zeugt von dem erstaunlichen Können des Künstlers, aber die Technik erdrückt den Gegenstand, und das kann doch die Aufgabe einer decorativen Malerei nicht sein, die das Volk andächtig stimmen soll, indem sie ihm die großen Begebenheiten aus seiner Sage und Geschichte vor Augen stellt. Puvis ging ganz anders zu Werke. Er nahm den Text vor, den er illustriren sollte, und ließ ihn unbefangen auf sich wirken. Da hieß es im schlichtesten Chronikenstil: „Seit ihrem zartesten Alter gab die heilige Genoveva Zeichen einer brennenden Frömmigkeit; beständig in Gebet versunken, überraschte sie und setzte in Erstaunen alle die, welche sie sahen." Und indem Puvis sich in diesen Text hineinversenkte, wurde es ihm klar: wenn er den einfachen Zauber der Legende nicht vernichten wollte, dann mußte er sich ganz ihrem schlichten, anspruchslosen Ton anpassen. Und so sehen wir denn auf dem sanften Abhang eines Hügels links ein zwölfjähriges Mädchen in weißem Gewande mit erhobenen Händen beten. Weiter oben steht ein Hirt mit weidenden Kühen. Vorn kommt ein Landarbeiter mit seinem Weibe, das ein Kind auf dem Arme trägt, des Weges daher und bleibt staunend vor der kindlich-frommen Erscheinung stehen. Links daneben ist ein größeres Bild, das durch zwei Pfeiler in drei Theile getrennt ist: das größte Ereigniß aus der Jugendgeschichte der Heiligen. Der Bischof von Auxerrois, auf der Reise nach England durch die Heimath der Eltern Genoveva's kommend, erkennt unter dem Volke, das herbei geströmt ist, sich von ihm segnen zu lassen, das Kind, das, für ihn nur sichtbar, das göttliche Zeichen auf der Stirn trägt. Die asketische Gestalt des Heiligen, der mit väterlichem Wohlwollen in seinem durchfurchten Antlitz seine knochige Hand segnend auf den Scheitel des bang erstaunten Mädchens legt, nimmt die Mitte des Hauptbildes ein; um ihn ist das Volk andächtig auf die Kniee gesunken. Links kommen Kähne mit neuen Gläubigen; Kranke werden herbeigetragen, an denen der göttliche Bote Wunder wirken soll; rechts hält der Knecht mit den Pferden, sorgen geschäftige Frauen für die Erquickung des von der Reise Ermüdeten. — Der Meister hat drei Jahre und acht Monate an diesem Werke gearbeitet. Es ist das am frühesten vollendete des Panthéons. Wenn also der Kunstkritiker eines bekannten Reisehandbuches meint, es sei Puvis' Schuld,

daß der Gesammteindruck nicht einheitlich, so irrt er. Es ist die Schuld der Nachfolger, die den Meister nicht verstehen wollten oder nicht verstehen konnten.

* * *

Die Jugend der heiligen Genoveva, die im Jahre 1878 vollendet wurde, ist aber nicht das erste große Werk von Puvis de Chavannes. Als er es malte, wurde er noch von Vielen angefeindet oder mißverstanden, allein er war ein Künstler, mit dem man rechnete. Das Werk, das zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn lenkte, sind die Malereien im Treppenhause des Museums von Amiens. Sie haben eine eigenthümliche Geschichte. Puvis schickte 1861 zwei große allegorische Bilder „Krieg" und „Frieden" zur Ausstellung, die ihm eine zweite Medaille einbrachten, und von denen der Staat den „Frieden" ankaufte. Da der Künstler sie als zusammengehörig betrachtete, schenkte er das andere dazu und begann, durch den Erfolg ermuthigt, zwei neue Bilder von gleichem Umfange, „Ruhe" und „Arbeit". Allein die ersten Bilder blieben vergraben in den Depots des Staates, und für die neuen fand sich kein Käufer. Da kam der Zufall zu Hülfe. Die Stadt Amiens erbaute sich ein Museum. Der Architekt, ein Bekannter des Malers, besucht ihn eines Tages und fragt ihn, ob er nicht etwas zur Ausschmückung der leeren Wände seines Baues habe? „Bittet den Staat um meinen Krieg und Frieden," war die Antwort, „vielleicht ist Euch damit geholfen." Die Bilder nahmen sich an ihrem neuen Platz so gut aus, daß Puvis aus reiner Freude darüber sich erbot, ihnen gegenüber zwischen den Fenstern vier lebensgroße Einzelfiguren, den Bannerträger und die Verzweiflung als Ergänzung zum Kriege, den Schnitter und die Spinnerin als Ergänzung zum Frieden, umsonst zu malen, und schließlich auch noch „Ruhe" und „Arbeit" schenkte. Diese, an den beiden schmalen Seiten des Treppenhauses angebracht, fanden solchen Beifall, daß der Rath von Amiens, trotz seiner schwachen Geldmittel, sich entschloß, nun noch für die dem Eingange gegenüber liegende große Wand ein Werk zu bestellen. So entstand im Jahre 1865 „Ave Picardia Nutrix". 1881 endlich wurde die Decoration durch das für die vierte Wand bestimmte „Pro Patria Ludus" vollendet. Das Bild brachte dem Künstler die Ehrenmedaille ein.

Wie der Freund der gothischen Baukunst einen Besuch der berühmten Kathedrale von Amiens nicht versäumen darf, so wird das Museum der Picardie für den, der sich mit neuerer Malerei beschäftigt, von nun an nicht zu umgehen sein. Nirgends, so wie hier kann man das Wachsen und Werden Puvis' verfolgen, nirgends so seine Bedeutung ermessen. Von der noch ziemlich conventionellen Schilderung des „Friedens" bis zu dem mit allen Errungenschaften der modernen Kunst und doch in ausgesprochenster Eigenart gemalten „Pro Patria Ludus" ein stetiger Fortschritt. Schade ist es, daß der Besucher des Museums den Weg umgekehrt machen muß. Er sieht zuerst die reifen Schöpfungen im Treppenhaus und ist dann vielleicht etwas enttäuscht von den Gemälden der „Galerie Puvis de Chavannes", wie die dankbare Stadt den schönsten Raum des Gebäudes genannt hat.

Drei nackte Reiter, die in mächtige Kriegsposaunen blasen, gefangene Frauen, an Pfähle gebunden, greise Eltern, die den gefangenen Sohn be-

klagen: das ist Alles, was unsern Blick auf dem „Kriege" gefangen nimmt; nur im Hintergrunde sind die wüsten Scenen des Sengens und Mordens angedeutet. Das ist sehr einfach und doch sehr eindrucksvoll. Auch der naivste Beschauer fühlt sofort: hier handelt es sich nicht um einen beliebigen Krieg, sondern um „den Krieg". Aber der große Gesammteindruck wird durch Mängel im Einzelnen geschädigt. Noch sind die Gebärden zu theatralisch. Die Alte, die mit weit ausgebreiteten Armen an der Leiche ihres Sohnes kniet, ist eine Tragödienheldin Racine's, die nicht in ihrer Qual verstummt, sondern ihren Schmerz in einem wilden Monolog zum Himmel schreit. Und für den schönen Act des Todten muß man wenig natürliche Pferdeleiber in Kauf nehmen. — Das andere Bild würde ich als das Ausruhen der heimgekehrten Krieger nach dem glücklich beendeten Feldzug auslegen, wenn mich die Ueberschrift „Concordia" nicht bedenklich machte. Der Krieger, der links im Grase liegt, scheint eben erst den Helm vom Haupte genommen und den Speer aus der Hand gelegt zu haben. Liebliche Frauen brechen Früchte von den Bäumen, reichen den Männern Rosen und Lorbeer, gießen Meth ein zur Labung. Ein Mädchen im Vordergrund melkt knieend eine Ziege. Das Bild würde einen außerordentlich harmonischen Eindruck machen, wenn die Farbentöne noch mehr vermittelt wären, und der Künstler die Zahl der Figuren etwas beschränkt hätte. Und noch hat er nicht erkannt, daß das Gute so nahe liegt, noch meint er die Scene in ein ideal-exotisches Thal mit Cypressen und Oleandern verlegen zu müssen.

Fast alle diese Ausstellungen fallen fort bei „Travail" und „Repos". Die Composition ist klarer geworden, der Ausdruck der Köpfe schlichter, die Scenerie einfacher. „Wenn ich nicht Maler wäre, so möchte ich wohl Schmied sein," soll Puvis einmal gesagt haben. Schmiede hat er deshalb für die Verkörperung der „Arbeit" gewählt, und prächtige Gesellen sind es, die da in der Mitte des Bildes das Eisen auf dem Amboß verarbeiten. Links hinten sind andere damit beschäftigt, es zum Glühen zu erhitzen, vorn sind Zimmerleute thätig. Das Ganze spielt in der Nähe des Meeres, das rechts im Hintergrunde sichtbar ist, während sich links bewaldete Hügel hinziehen. Welches innige Aufgehen in der Natur und welche Lebensfreude athmet das Bild, und wie herrlich ergänzt es sich mit der „Ruhe" gegenüber! Ein liebliches Thal mit einem sanft dahin fließenden Bache, über das leise der Abend sich herabsenkt. Des Tages Mühen sind zu Ende; vom Hügel herab ziehen Schafherden heim. Ein Greis, an einem Baume sitzend, erzählt einer Gruppe junger Männer und Mädchen, von den Erfahrungen seines Lebens.

Während die vorangegangenen Bilder allgemein-menschliche Stoffe behandelten, die sich in idealen Gegenden abspielten, soll „Ave Picardia Nutrix" eine bestimmte Provinz verherrlichen, darstellen, wie reich diese ihre Kinder beschenkt. Ackerbau und Viehzucht, Obstcultur und Fischfang, Hanfbau und Leineweberei sind die Haupterwerbszweige des freundlichen Flachlandes, das nordwestlich von Paris von der Somme durchzogen wird. Eine große Thür in der Mitte der Wand, zwei kleinere an den Seiten geben dem Gemälde eine merkwürdige Form. Nothwendig zerfällt es so in zwei Theile. Männer,

die eine Handmühle drehen, und ein Hirt mit seiner Schafherde im Hintergrunde, ein Mann und drei junge Mädchen, die beim Obstweinkeltern beschäftigt sind im Vordergrunde, füllen den größten Theil der linken Seite. Nahe der Mittelthür ist die berühmte Gruppe der Alten, von der kürzlich der Staat die Handzeichnung angekauft hat, und eine Frau mit ihrem Säugling. Ein Knäblein, mit einem Korb voll Aepfel auf dem Kopfe, kommt, von der Mutter sorglich unterstützt, strahlend auf die Großeltern zu. Auf der rechten Seite sehen wir zwischen Weiden und Erlen den Fluß. Eine Fischerfamilie, die ihre Netze ausbreitet, nimmt das eine, mehrere Bootsbauer das andere Ufer ein; im Flusse selbst baden liebliche Mädchen. So reich das Gemälde und besonders seine linke Hälfte an trefflichen Einzelgestalten ist, so ist es dem Künstler bei diesem ersten und durch die Raumverhältnisse so erschwerten Riesenwerke doch noch nicht gelungen, in Farbe und in Composition die völlig überzeugende Einheitlichkeit zu erreichen. Dies war dem „Vaterländischen Spiele" vorbehalten.

Man ist oben auf der Treppe angelangt und schaut zurück — mit einem Male scheinen die Wände verschwunden zu sein, man blickt hinaus in die picardische Landschaft, die man von der Eisenbahnfahrt her so gut kennt, mit ihren fruchtbaren Wiesen, ihren Feldern und Strohfeimen, ihren Baumgruppen und niederen Hügeln. Diese Menschen allerdings haben wir nicht gesehen, diese halbnackten barbarischen Männer, diese malerisch drapirten Frauen. Aber es sind doch leibhaftige Menschen, die leiden und weinen, genießen und sich freuen, wie wir; das fühlen wir. Eine Gruppe von Jünglingen, die sich im Speerwerfen übt, nimmt die Mitte ein. Ein Greis, offenbar der Kampfrichter, eine junge Frau mit ihrem Kinde, ein Knabe, schauen von rechts zu, während ein bärtiger Mann einen freien Augenblick benutzt, um sich von Weib und Kind liebkosen zu lassen. Auch links ruhen sich zwei junge Leute im Geplauder mit Mädchen eine kurze Zeit von der Anstrengung aus; noch weiter nach dem Rande zu rüstet man das Mahl. Noch sind nicht alle Figuren dieses reichen Bildes aufgezählt, aber es ist so groß, daß die Klarheit der Composition nicht im Mindesten unter ihrer Fülle leidet.

Man muß an einem Tage nach Amiens gehen, wo das Museum dem großen Publicum verschlossen ist, um diese Werke so recht genießen zu können. Wie eine herrliche Offenbarung kommt es dann über Einen, wenn man es sich auf den Treppenstufen bequem macht und die Eindrücke unbefangen auf sich wirken läßt. Nur einen Einwand kann man schwer widerlegen. Die Gemälde des Treppenhauses sind doch ursprünglich dafür bestimmt, uns auf das Innere des Museums vorzubereiten. Aber wie viel Bilder in den Sälen wirken noch nach diesen? Ist ein Museum der rechte Platz für sie? Puvis wird sich den Kopf darüber nicht zerbrochen haben. Für ihn ist es nicht der edelste Beruf eines Bildes, in der Galerie zu hängen.

* * *

Die schöne Uneigennützigkeit, mit der der Künstler den größten Theil dieser Malereien der Stadt Amiens zum Geschenk gemacht hatte, sollte ihm reiche Früchte tragen. Nach der Vollendung von „Picardia Nutrix" ließen die Aufträge nicht mehr auf sich warten. Zuerst war es — im Jahre 1867 —

der Rath der Stadt Marseille, der sich wegen der Ausschmückung des Palais von Longchamp an ihn wandte; einige Jahre später folgte der Rath von Poitiers. Dort faßte Puvis die hervorragende Rolle, die die uralte Stadt in der Geschichte gespielt hat, in zwei symbolische Darstellungen zusammen: Marseille, griechische Colonie, und Marseille, Pforte des Orients. Hier malte er eine Scene aus dem Leben der heiligen Radegunde, die, dem wüsten Treiben am Hofe ihres Gemahls entflohen, im Kloster zu Poitiers ein beschauliches, ebenso den weltlich-classischen Studien wie den religiösen Uebungen gewidmetes Dasein führte, und den Sieg Karl Martell's über die Saracenen. Da ich beide Werke nur aus Nachbildungen, Handzeichnungen und den Beschreibungen oft allzu begeisterter Jünger des Meisters kenne, halte ich mich bei ihnen nicht auf. Ebenso erwähne ich nur kurz die Gemälde im Museum von Lyon, die Anfang der achtziger Jahre auf die Malereien im Panthéon folgten. Es sind zwei Gegenstücke: „Antike Vision" — Phidias, von einer jungen Frau auf eine am Meeresstrande dahinstürmende Cavalcade junger Männer aufmerksam gemacht — und „Christliche Inspiration" — mittelalterliche Mönche, die die Mauern eines Klosters mit religiösen Fresken schmücken; außerdem „Der heilige Hain, den die Künste und die Musen lieben" und zwei Einzelfiguren, ein robuster Fischer, der den Rhône, und eine liebliche Nymphe, die die Saône darstellt. Nach den Reproductionen zu urtheilen — und das ist, wie schon gesagt, bei Puvis de Chavannes ein gefährliches Unternehmen — gebührt dem „Bois Sacré" die Palme. Jedenfalls läßt sich in allen diesen Werken ein stetiger Fortschritt zur Ruhe und Klarheit verfolgen.

* * *

In Bezug auf den letzteren Punkt, die Klarheit, die unmittelbare Verständlichkeit, bildet der berühmte Hémicycle der Sorbonne entschieden einen Rückschritt. Ueberhaupt kann ich dieses Werk nicht so rückhaltlos bewundern, wie es die meisten Verehrer des Meisters thun. Ist es an und für sich ein mißliches Ding, Wissenschaften durch Zeichnung und Farbe zu versinnlichen, so wächst die Schwierigkeit noch bedeutend, wenn es sich darum handelt, nicht einzelne Wissenschaften, sondern ihre Gesammtheit — „Lettres et Sciences" — darzustellen. Puvis hat sich in der That lange nicht entschließen können, den Auftrag anzunehmen. Zunächst, wenn wir in das Amphitheater eintreten, stehen wir dem Riesengemälde ziemlich rathlos gegenüber. Dann erkennen wir wohl, daß die Frau, die in der Mitte thront, die ehrwürdige Sorbonne vorstellen soll, daß die hehren Gestalten vor ihr die Musen sind, daß die Quelle, aus der Alt und Jung schöpfen, der Brunnen des Wissens ist, daß rechts die experimentellen, links die historischen Wissenschaften verkörpert sind. Aber wie mühsam müssen wir das zusammensuchen, und wie viel bleibt auch dann noch unklar! Links sehen wir eine sitzende Frau im braunen Kleide, vor ihr eine stehende in weißem, nonnenhaftem Gewande mit erhobenem Finger, endlich eine dritte mit einem Todtenschädel in der Hand. Wer kann ohne Commentar wissen, daß es sich um spiritualistische und materialistische Philosophie handelt! Aehnlich ist es mit der Physik. Jünglinge bringen einem merkwürdigen Idol, das an das verschleierte Bild von

Sais gemahnt, Weihrauch dar. Das innere Wesen der physikalischen Vorgänge ist nämlich „für den menschlichen Verstand unergründlich“. Das ist ein einfacher Verzicht auf die Lösung des Problems. Und nun gar Gestalten, wie die des Meeres „im nassen Gewand mit der Muschel in der Hand“, bedeuten doch einen Rückfall in eine hoffentlich gänzlich überwundene Art allegorischer Kunst. Durch Handlung Begriffe versinnlichen und nicht durch Attribute — das ist eine der großen Errungenschaften der modernen Kunst.

Und warum ist die Sorbonne gar so steif? In einem blauen Nonnengewande mit weißem Kopftuch sitzt sie mit übergeschlagenen Armen wie versteinert da. Es galt doch nicht, die „reine Vernunft“ zu personificiren, sondern die gütige Alma Mater, zu der die frische Jugend vertrauensvoll eilt. An prachtvollen Einzelheiten kann es natürlich bei einem Werke von Puvis nicht fehlen. So ließen sich die historischen Wissenschaften nicht einfacher und schöner im Bilde darstellen, als durch die kraftstrotzenden, mit Ausgrabung von Alterthümern beschäftigten Jünglinge, die Frau, die eine Inschrift auf einer Steintafel zu entziffern sucht, den Greis, der sinnend eine Papyrosrolle in der Hand hält. Das nenne ich eben: durch Handlung symbolisiren. Aber auch die Tönung des Ganzen ist nicht einwandsfrei. Ich bin zu allen Tageszeiten, bei schlechtem und bei gutem Wetter, in der Sorbonne gewesen, aber ich habe nie den Eindruck gehabt, daß die Einrichtung des Raumes, die Menge der amphitheatralisch aufsteigenden Bänke dieses dumpfe Braungrün der Bäume, dieses eigenthümliche Gelb des Himmels bedingten. Es sind nicht Gefilde, nach denen man sich hinsehnt, sondern ein von aller Außenwelt streng abgeschlossener Hain, vor dem der gewöhnliche Sterbliche einen Schauer empfindet.

* * *

Daß Puvis zu der Ausschmückung des neuen und schönen Rathhauses der Stadt Paris mit herangezogen wurde, war selbstverständlich. Leider ist er in diesem großartigen Museum moderner decorativer Malerei nicht ganz so vertreten, wie man es wünschen möchte. Die beiden großen Gemälde: „Der Sommer“ und „Der Winter“ hängen in einem der vom Lichte am wenigsten begünstigten Räume, und zu den Malereien im Treppenhause der Präfectenwohnung kann man nur mit ganz besonderer Empfehlung Zutritt erlangen.

Der „Winter“ ist eins von den Juwelen unter den Bildern des Meisters, sowohl in der Gesammtstimmung wie in den einzelnen Figuren. Von Schnee und Eis starrt der Wald; trostlos recken die kahlen Bäume ihre dürren Aeste in die Luft. Im Mittelgrunde sind vier Männer mit dem Fällen eines mächtigen Baumes beschäftigt; vorn lädt ein Holzhauer seinem jugendlichen Genossen ein gewaltiges Reisigbündel auf den Rücken. Neben ihnen erblicken wir ein Weib in fahlem Gewande, das sich auf seinen Stock stützt, eine jener berühmten Puvis'schen Alten. Der Winter ist der Feind der Armen. Links vorn sucht eine junge Mutter für ihre hungernden und frierenden Kleinen in einem verfallenen Gemäuer, in das sich schon ein Greis geflüchtet hat, Schutz vor der Kälte. Zwei Arbeiter sind, gerührt von ihrem Elend, herbeigekommen. Der eine von ihnen bietet ihr sein Brot an, der andere wärmt

die Füße des einen Kindes an einem Holzfeuer. Die Jagdpartie im Hintergrunde sucht dem trüben Bilde eine fröhlichere Note beizufügen. — Die Thür in der Mitte der gegenüberliegenden Wand ist wohl schuld daran, daß wir im „Sommer" kein ganz ebenbürtiges Gegenstück zu diesem grandiosen Stimmungsbilde haben. Links und rechts von der Thür sehen wir badende und nach dem Baden ihre Glieder wohlig reckende Frauen, etwas hinten auf dem Flusse einen Fischer in seiner Barke. Den Haupttheil des Gemäldes bildet eine sonnige Landschaft — blühende Wiesen, über die ein Heuwagen hinfährt, Kastanien und Pappeln, hinten ein Wäldchen. Die Malereien im Treppenhause entsprachen nicht ganz der Begabung des Künstlers: „Noch immer schlage ich mich mit meiner Treppe herum, die der Teufel holen möge," schrieb er einmal. Außer der Decke — Puvis ist im Grunde ein abgesagter Feind aller bemalten Plafonds — war eine große Anzahl ungleichmäßiger Giebel- und Gewölbefelder auszuschmücken. Der Meister wählte dafür allegorische Darstellungen der Tugenden der Stadt Paris. Nun ist es gewiß keine dankbare Aufgabe, die Phantasie, den Geist, den Enthusiasmus, die Höflichkeit zu versinnbildlichen, aber dann war es besser, ganz zu verzichten, als sich mit fliegenden Tauben, emporgehobenen Kränzen und ähnlichen Hülfsmitteln einer überwundenen Allegorik zu behelfen. Nicht viel anders steht es mit dem Deckengemälde: Victor Hugo überreicht der Stadt Paris seine Leier. Die symbolischen Gestalten, die hinter der Lutetia in der Marmorlaube gruppirt sind, lassen uns ebenso kalt wie des Dichters ihm zur Seite schwebende Muse, und die drei flatternden Gestalten der Idylle, des Schauspiels und der Tragödie sind obendrein perspectivisch nicht glücklich. Dagegen sind alle diese Darstellungen wunderbar zart in der Farbe und passen sich vorzüglich den marmorweißen Wänden des Raumes an.

* * *

Die Arbeiten im Hôtel de Ville nahmen vier Jahre, von 1889—1893, in Anspruch, aber sie ließen dem Künstler doch nebenbei so viel Zeit, ein größeres und zwei kleinere Gemälde für das Treppenhaus des Museums in Rouen fertig zu stellen. Ich kann nicht sagen, daß sie die großartigste, auch nicht, daß sie die tiefste Schöpfung des Meisters sind, aber keine ist mir so ans Herz gewachsen. Ist mir das Werk so herrlich vorgekommen, obwohl ich von den unvergleichlichen Schätzen dieses französischen Nürnberg kam, oder weil ich von ihnen kam — jedenfalls habe ich unvergeßliche Stunden vor ihnen zugebracht. Nirgends hat mich die Kunst Puvis' de Chavannes mehr überzeugt, denn nirgends hatte ich so vollkommen den Eindruck, als seien die Gemälde Oeffnungen in der Wand, durch die ich in die lachende Landschaft hineinschaute, und nirgends war mir die Absicht des Malers so unmittelbar klar. Vor Allem ist mir aber das hier am deutlichsten aufgegangen, was das Ziel der neuen Kunst sein muß: die Verschmelzung von Idealismus und Naturalismus. Es wird jetzt so viel von der Ueberwindung des Naturalismus geschrieben; es muß heißen: Dienstbarmachung des Naturalismus. Puvis hat in dem großen Gemälde zu Rouen die Seine-Landschaft ganz so

gemalt, wie sie unbefangenen Augen an einem etwas dunstigen Sommertage erscheint, und er hat Menschen in sie hineinversetzt, wie wir sie täglich sehen könnten und doch nicht sehen — leider! Denn über dem Ganzen liegt ein wunderbarer Hauch der Idealität. Es sind Menschen von Fleisch und Blut und doch Menschen, die anders sind, als wir, die lachen und weinen können wie wir, und von denen wir doch nicht denken mögen, daß sie unter der kleinlichen Misère des Alltagslebens zu leiden haben, wie wir.

Das Museum ist ein echtes Provinzial-Museum, in dem man Vielerlei vereinigt hat: Alterthümer der Provinz aus der Römerzeit und aus den Jahrhunderten normannischer Herrschaft, moderne Gemälde und Bildhauerwerke und endlich eine Sammlung schöner Fayencen. Dies alles auf einem Bilde darzustellen, scheint schwer, und doch, wie leicht kommt es uns vor, wenn wir das Gemälde gesehen haben!

Ein blühender Garten zur Spätsommerzeit. Zwischen den Stämmen reich beladener Fruchtbäume schimmert die Seine und weiterhin die alte Stadt mit den vielen Thürmen hindurch. Drei Gruppen fesseln den Blick. Im Hintergrunde hantiren musculöse Arbeiter bei Alterthümern, die sie dem Boden des antiken Rotomagus entrissen haben: Capitälen und Ballustradentheilen, einem Triumphbogen, einem Fresco. Vorn links junge Mädchen. Die lieblichste von ihnen, auf einem Steine sitzend, zeichnet auf einen Thonteller die Blume, die ihr die vor ihr stehende Freundin hinhält. Die dritte von ihnen, am Boden sitzend, vom Rücken gesehen, schaut nach den Arbeitern hinüber und vermittelt so zwischen den Gruppen. Ein Knabe bringt von links her auf dem Kopfe eine Platte mit noch unbemalten Gefäßen. Das entzückende Bild ist so recht dazu angethan, ein Malerauge zu erfreuen. In der That erblicken wir rechts, in moderner und doch idealer Künstlertracht, drei junge Männer, die nach ihnen hinüberschauen. Der älteste von ihnen, Zeichenblock und Stift in der Hand, scheint, an einen Baum gelehnt, seine Gefährten auf die zarten Linien aufmerksam zu machen. Ihnen zu Füßen sitzt ein Vierter; träumerisch in die Landschaft hinein schauend, sättigt er das Auge mit Eindrücken für spätere Werke. Ein ganzes künstlerisches Glaubensbekenntniß liegt in diesen vier Gestalten! Aber damit ist der Inhalt des Bildes noch nicht erschöpft. „Inter artes et naturam“ heißt es. Kann man sich eine herrlichere Füllfigur denken zwischen der mittleren Gruppe und den Malern, als die liebliche Frau im rosa Gewande, die dem Kinde auf ihrem Arme den Zweig mit dem rothwangigen Apfel hernieder biegt, oder den Knaben, der eine Guirlande nach dem Mädchen links auf dem Rücken hinüber trägt? Ein wunderbarer Rhythmus der Linien spricht aus dem Bilde, das trotzdem frei von jeder steifen Symmetrie ist.

* * *

Puvis' letztes Werk sind die Gemälde für die Bibliothek in Boston. Sie haben erst im vergangenen October die Reise übers Meer nach ihrem Bestimmungsorte gemacht.

Acht gleichgroße Bilder sind es, abgesehen von einer Malerei über und zu beiden Seiten einer Thür: der Huldigung der Musen vor dem Genius des Lichts. Die Hauptgattungen der Poesie, Philosophie und Geschichte, Astro-

nomie, Physik und Chemie sollten dargestellt werden. Aeschylos, am Meere sitzend, sieht vor seinem geistigen Auge sein Prometheus-Drama sich abspielen; Vergil wandelt am frühen Morgen durch den Garten, wo ihm Vogelsang und junges Birkengrün und Bienenschwärme seine Lieder eingeben; zu Homer, dem blinden Greise, treten zwei hohe Frauengestalten, Ilias und Odyssee, ihm den Dichterlorbeer aufs Haupt zu setzen. Nicht eindrucksvoller und nicht schlichter hätte man Drama, Lyrik und Epos darstellen können. Die Fee, die mit dem Zauberstabe den Geist der Vergangenheit aus finsterer Tiefe herauf beschwört, ist natürlich die Geschichte; die chaldäischen Hirten, die sich staunend die Pracht des Sternenhimmels zeigen, sind die ersten Astronomen der Welt. Dann die Philosophie: an der Brüstung einer Säulenhalle lehnt ein junger Grieche in nachlässig-edler Haltung und lauscht leuchtenden Auges den Worten des vor ihm stehenden Platon. Die Physik hat der Meister diesmal auf eine ganz neue und kühne Art zu symbolisiren unternommen. In der That haben die beiden Frauengestalten, die frohe und die trübe Botschaft, die in einsamer Gebirgslandschaft an Telegraphendrähten vorüberschweben, zuerst etwas Befremdendes, aber malerisch ist das Bild eins der zartesten und harmonischsten von allen. Dies und die Chemie. Eine liebreizende, kaum dem Kindesalter entwachsene Fee zaubert in einer Retorte wunderbare Verwandlungen hervor. Drei Putten, ihre Gehülfen, schauen ihr zu. Das Ganze ist auf ein mattes, von sanftem Goldschimmer umwobenes Blau gestimmt.

* * *

Wir halten inne und schauen auf den weiten Weg zurück, den wir mit dem Meister gewandert sind. Ein halbes Jahrhundert heißen Ringens liegt hinter ihm, und noch rastet er nicht. Wenn das Auge und die Hand auch anfangen, ein wenig müde zu werden, der Geist strebt aufwärts zu immer lichteren Höhen der Kunst.

Warum, so fragen wir, ist Puvis de Chavannes so lange nicht verstanden worden? Nun, es ist ihm ergangen wie allen Neuerern. Als seine Bilder von der Commission des Salon zurückgewiesen worden waren, da befand er sich in Gesellschaft von Rousseau und Troyon, von Courbet und Millet. Er kann nicht zeichnen, sagten die Einen, er kann nicht malen, die Anderen. Genau dasselbe hatte man kurz vorher von Delacroix gesagt. Und es war nicht nur der große Haufe, der ihm rathlos gegenüber stand. Einige Wenige, wie der Dichter Theodor de Banville, wie Théophile Gautier, fühlten die tiefe Poesie, die aus seinen Werken spricht. Aber Edmond About z. B. schrieb noch nach dem „Pro patria ludus“: „Seit mehr als zwanzig Jahren verspricht er sich und uns ein Meisterwerk, das er nie ausführen wird; denn er weiß weder zu malen noch zu zeichnen und führt stolz in allen Winkeln des Kunstreichs seine encyklopädische Unkenntniß spazieren.“ Noch jetzt übrigens sind diese Tadler nicht verstummt, wenn sie auch nicht mehr ganz so zuversichtlich aufzutreten wagen. Sehen wir, was es mit dem Nicht-Malen- und nicht Zeichnenkönnen für eine Bewandtniß hat.

Auf dem Marsfelde war im vorigen Jahre der Ehrensaal den Zeichnungen des Meisters, von der kleinen Bleistift- oder Federstudie bis zum großen

Carton, eingeräumt. Allerdings fanden sich darunter manche, an denen die weisen Splitterrichter kleine Verzeichnungen ausfindig machen konnten. In der That ist Puvis de Chavannes für einen französischen Maler fast ungeschickt; jedem Blatt sieht man eine gewisse Anstrengung, den Kampf mit der Materie an. Das deutsche Publicum stößt sich bei seinen ernsten Künstlern, bei seinen Marees und Klinger, an solchen Dingen nicht, das französische, durch das auf langer Tradition beruhende, enorme technische Können seiner officiellen Meister verwöhnt, ist darin schwerer zu befriedigen, und daraus ist ihm durchaus kein Vorwurf zu machen. Dagegen wären die Deutschen vielleicht empfänglicher gewesen für den tiefen Ernst, der auch aus der einfachsten Hand- und Fußstudie sprach und die technischen Unvollkommenheiten wohl aufwog. Es waren eben keine mit dem Gedanken an eine Ausstellung geistreich ausgeführten Blätter, sondern Studien im wahrsten Sinne des Wortes. Ganz abgesehen davon befand sich aber unter ihnen eine große Anzahl solcher, die einfach vollendet schön waren. Jedenfalls gehören die Puvis'schen Zeichnungen zu den wenigen modernen, die man noch ansehen kann, wenn man von Lionardo oder Michelangelo kommt. Das erkannt zu haben, ist ein Verdienst der Ankaufscommission des Luxembourg.

Bezüglich der Farben des Meisters war „anämisch" von jeher das Stichwort seiner Gegner. Umgekehrt haben sich begeisterte Verehrer auf die Aussprüche von Farbentheoretikern berufen, daß das dumpfe Grün, das lichte Graublau und das Violett die aristokratischen Farben und daß nur fein organisirte Sehnerven für sie empfänglich seien. Keins von beiden ist richtig. Puvis hat einfach das gemalt, was er gesehen. Die meisten seiner Scenen spielen sich in der französischen Tiefebene ab. Man braucht nur diese Landschaften, die den größten Theil des Jahres in einen silbergrauen Dunstschleier gehüllt sind, mit offenen Augen anzusehen, und man wird finden, daß die Töne ebenso zart, ebenso „blutlos" sind, wie auf den Gemälden des Meisters. Daß er Tagesstimmungen und Jahreszeiten bevorzugt, wo die Farben ganz besonders mild sind, daß er einen leicht bewölkten Himmel dem grellen Sonnenschein vorzieht, ist ihm ebenso wenig zum Vorwurf zu machen, wie dem Musiker, der seine Sonaten lieber in den weichen Molltonarten als in G- oder E-dur componirt. Ueberdies wird ihn eben die Rücksicht auf die Stimmung des Raumes in den meisten Fällen dazu bewogen haben. Selbstverständlich ist es, daß er in eine mildleuchtende Herbstlandschaft nun nicht Frauen mit grellrothen oder spinatgrünen Kleidern setzt. Denn die Harmonie der Farben ist sein oberstes, unverletzliches Princip, und vielleicht hat noch nie ein Künstler auf so großen Werken diese Harmonie so völlig erreicht. So pflegt er gleich zu Anfang einer Arbeit gewisse Ruhepunkte — er nennt sie Relais — in ihren Valeurs festzulegen. Er benutzt für seine Gemälde Wachsfarben, die, nach dem heutigen Zustande seiner älteren Werke zu urtheilen, den Einflüssen der Zeit lange Trotz zu bieten versprechen. Uebrigens malt er nicht direct auf die Wand, sondern auf Leinwand, die dann auf der Mauer befestigt wird.

Wie gesagt sind seine landschaftlichen Motive zum größten Theile der hügeligen Ebene Nordfrankreichs entnommen. Die Gegend von Nanterre west-

lich von Paris mit dem Mont Valérien ist der Rahmen für die Geschichte der heiligen Genoveva, das Seinethal mit den Thürmen von Rouen, jenes entzückende Bild, das sich Jedem unvergeßlich einprägt, der einmal bei Notre-Dame von Bonsecours gestanden hat, bildet den Hintergrund von „Inter artes et naturam"; unter dem schweren Himmel der Picardie findet das „vaterländische Spiel" statt.

„Woher haben Sie dieses (letztere) Motiv?" wurde der Künstler einmal gefragt. — „Als ich nach Amiens fuhr," war die Antwort, „sah ich fleißig zum Eisenbahnfenster hinaus, und als ich dann wieder in meinem Atelier angekommen war, da stand die Landschaft fertig vor meinen Augen." Oefters, besonders in seinen früheren Bildern, wie der „antiken Vision" oder in den Marseiller Bildern, hat Puvis auch südliche Landschaften malen müssen, aber er fühlte sich dabei nicht wohl. Seit seiner Jugend ist er nie wieder in Italien gewesen, und gegen die Alpen empfindet er eine förmliche Abneigung.

Aber während er in seinen Landschaften ganz im heimathlichen Boden wurzelt, vermissen wir in seinen Menschen fast völlig den kelto-latinischen Typus. Da ist nichts von französischer Behendigkeit und Grazie. Hohe, ruhige Gestalten treten uns entgegen, theils an den classischen, theils an den germanischen Typus erinnernd. Kraft und Energie verkörpert er in seinen Männern; deshalb bevorzugt er die nackten Gestalten, wie die Schmiede in der „Arbeit", die Speerwerfer in „Pro patria Ludus", die Arbeiter in „Inter artes et naturam" und auf dem linken Theile des Gemäldes in der Sorbonne. Da ist jede Sehne, jeder Muskel angespannt. Indes, wir sehen nicht jene übertriebenen Muskeln, wie sie die Nachahmer Michelangelo's und neuerdings Gesellschap in seinen Zeughausbildern und Andere lieben; wir werden mehr an die kraftvolle Geschmeidigkeit des Diskobolos oder des Apoxyomenos erinnert. Vor Allem aber ist Puvis der nimmermüde Verherrlicher der Frauenschönheit. Daß ihm bei seinen Musen und Grazien classische Vorbilder vorgeschwebt haben, ist nicht zu verwundern, aber auch bei seinen Landmädchen ist deren Einfluß unverkennbar. So ist bei der Hauptfigur der „Ruhe" eine, wenn auch vielleicht unbewußte Einwirkung der Venus von Milo unzweifelhaft. Später machen diese classischen Gestalten mehr und mehr barbarischen Thusneldafiguren mit blonden Zöpfen Platz. Die Mädchen auf dem Bilde in Rouen endlich könnten nach modernen englischen Modellen gezeichnet sein, doch kann er hier auch Einheimische vor Augen gehabt haben. Denn die normannische Abstammung ist bei vielen Bewohnerinnen des unteren Seinethals deutlich erkennbar geblieben. Jedenfalls läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als der zwischen den Puvis'schen Frauen mit den nach hinten genommenen und in einen einfachen Knoten geschlungenen Haaren, mit dem schlanken, aber kräftigen Wuchs, den ebenmäßigen, aber nicht eben kleinen Händen und Füßen und den Pariserinnen, wie diesen capriciösen Producten einer überfeinerten Cultur, mit den zierlichen Körperchen, die an vieux Saxe erinnern, den winzigen Gliedmaßen, den kecken Frätzchen, die aus einem künstlich wirren Lockengekräusel kaum hervorschauen. Puvis liebt das Weib in seiner nackten Schöne und er liebt es besonders, wenn ideale, classische oder barbarische Gewänder die Formen

mehr umfließen als einschnüren. Ein Lieblingsproblem, dem er zu wiederholten Malen nachgegangen, ist ihm die schwebende, weibliche Gestalt. Noch in seinem letzten großen Werke finden wir die huldigenden Musen, die Okeaniden, die den gefesselten Prometheus umkreisen, die frohe und die trübe Botschaft in dieser Stellung. Fast modern ist das Costüm der Frauen auf dem Rouener Bilde. Nichts allerdings von einzwängendem Mieder und Schinkenärmeln, ganz einfach und schlicht. Die beiden Mädchen auf der Keramik, einem der kleinen Gemälde des dortigen Treppenhauses, könnte man jeder jungen Dame als Muster für geschmackvolle Gewandung empfehlen. Ein Anhänger des Feminismus scheint Puvis de Chavannes übrigens nicht zu sein. Seine Frauen zeichnen und malen und musiciren; vor Allem aber sind sie die Gehülfinnen des Mannes, die ihm bei der Arbeit das Handwerkszeug zureichen, ihm das Mahl bereiten und den schäumenden Wein credenzen. Bezeichnend dafür ist seine „Arbeit". Während die Männer schmieden und zimmern, wird der jungen Mutter der Säugling gereicht. Das ist ihre Arbeit.

* * *

Das Zeichen unseres sinkenden Jahrhunderts ist die Nervosität, die Decadenz. Die Kunst, die diesem Zeitalter entsprach, hat nicht wenig geleistet. Sie hat dem hohlen Phrasenthum, der selbstgefälligen Scheinkunst das Lebenslicht ausgeblasen; sie hat unsere Sinne verfeinert und uns auf Schönheiten aufmerksam gemacht, für die wir bis dahin unempfänglich waren, und sie hat das Handwerkszeug und die Technik in ungeahnter Weise vervollkommnet. Aber sie war eine greisenhafte Kunst. Wie ein Nothschrei bricht sie überall durch, die Sehnsucht nach einem neuen Frühling. Genesen wollen wir Alle, und jubeln wollen wir wieder lernen wie der junge Goethe:

Weit, hoch, herrlich der Blick,
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Und dann werden wir auch die große Kunst wieder haben. Das „l'Art pour l'Art", das war auch nur ein Deckmantel für eine Kunst, die nichts Großes zu sagen wußte. Die Kunst hat einen Zweck, keinen engherzig moralischen, aber sie hat einen Zweck. Hinausheben soll sie uns über den Alltag des Lebens, auf seine einfachen Linien zurückführen und so es uns ertragen lehren.

Dann wird man sie nicht verachten, die Manet und Monet, die Liebermann und Millet, aber man wird ihnen den Platz anweisen, den sie verdienen als ehrliche Diener im Reiche der Kunst. Könige sind sie nicht. Könige sind auch die Puvis de Chavannes, Böcklin und Klinger noch nicht, aber sie sind die Propheten, die den künftigen Königen den Weg bereiten.

Durch Großbritannien.

[Nachdruck untersagt.]

Streifzüge durch Großbritannien. Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land. Von Gustav F. Steffen. Aus dem Schwedischen von Dr. Oskar Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 1896.

Dem vorliegenden Buche ist ein ähnliches vor zwei Jahren voraus gegangen: „Aus dem modernen England" (1894), welches auch in der „Deutschen Rundschau" zu seiner Zeit besprochen worden ist (1895, Bd. LXXXII, S. 474). Dieses erstere Buch ist unterdessen in zweiter Auflage (Stuttgart 1896) erschienen, und hat dadurch einen Erfolg bewiesen, den ein wissenschaftliches Werk über England auf dem deutschen Büchermarkte sich schwerlich zu erringen vermöchte. In der That ist es der weitere Kreis der Leser und der einem solchen Kreise entsprechende leichtere Ton der Darstellung, welchen dieser Erfolg zu verdanken ist. Wir hegen keinen Zweifel, daß dem neuen Buch Steffen's ein ähnliches freundliches Schicksal winkt. Nur möchten wir über den Charakter derartiger Schriften und zumal der gegenwärtigen ein paar Worte sagen. Gerade der neue Band fordert dazu auf.

Der größte Theil desselben besteht aus Schilderungen der Zustände in den Industriebezirken Englands. Hiermit tritt der Verfasser auf einen Boden, der von der Fachwissenschaft in England und namentlich in Deutschland seit reichlich einem halben Jahrhundert eingehend und ausgiebig bearbeitet worden ist. Es hat gewiß zu der Frische seiner Auffassung und seiner Darstellung beigetragen, daß ihm die Fülle dieser wissenschaftlichen Forschungen fremd geblieben ist. Aber um der Gerechtigkeit und um der Wahrheit willen muß doch hervorgehoben werden, daß jede ernsthaftere Würdigung seines Buches jenen Maßstab mit heranziehen muß — daß das etwa wirklich Neue darin auf eine bescheidene Größe zusammenschrumpft, daß vieles Andere im Zwielichte unbestimmter Eindrücke sich bewegt, denen die Beweiskraft einer ernsthaften Methode fehlt, und daß namentlich das Publicum, welches sich an dem Buche erfreut, zum größten Theile jenes Verhältniß zu der strengeren Literatur des Faches gar nicht kennt noch zu kennen geneigt ist.

Dieses wiederum geht materiell auf einen eigenthümlichen Kernpunkt des Interesses an dem Buche, welcher mit verbreiteten, aber unklaren Stimmungen der Gegenwart zusammenhängt.

Englands Staatswesen und Volkswirthschaft ist seit anderthalb Jahrhunderten Gegenstand der Bewunderung und des Studiums festländischer Denker. Wie seine Staatsverfassung bereits die Franzosen Montesquieu und Voltaire einlud, ihren nachahmungswürdigen Bau an Ort und Stelle zu studiren, so hören wir seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von den erstaunlichen Leistungen des englischen Staatscredits, des Capitalreichthums, des Unternehmungsgeistes, der Erfindungen und Entdeckungen. Seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts steht die englische Handels- und Industriemacht in ihrer unbestrittenen Weltherrschaft vor den

Augen aller Nationen und reizt diese zur Nachfolge an, ob dieselbe auch zunächst große Schwierigkeiten zu überwinden kostet.

Jedoch allenthalben, wo der Glanz einer historischen Erscheinung eine Weile das Auge der Menschen geblendet hat, tritt alsbald eine Gegenwirkung ein. Man sucht die Kehrseite dieses Glanzes. Man folgt der unbestreitbaren Voraussetzung, daß allemal an einen Fortschritt in der Geschichte sich Schattenseiten hängen, welche die alte Wahrheit wiederholen, daß den Sterblichen kein ungemischtes Gutes zu Theil wird.

In dem Falle, der uns beschäftigt, ist es eine Thatsache, daß mit dem Anbruche der neuen Aera selber die Kritik ihrer Gebrechen sich laut hervorwagt. So daß wir heute den subjectiven Originalen, welche uns mit ihren Entdeckungen überraschen wollen, versichern können: es ist ein volles Jahrhundert alt, was Ihr uns als neu erzählt. Und nicht nur das Alter, sondern auch die Art der Kritik, die Art der kritischen und der reformatorischen Arbeit ist eine andere seit hundert Jahren als die Kurzweil elegischer Reisebriefe.

Es geschah in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, daß ein englischer Industrieller selber den Finger in die Wunde der neuen Industrie legte. Der große Menschenfreund Robert Owen, das Haupt des englischen Socialismus, war es, welcher, durch das Elend der Kinderarbeit in den Baumwollfabriken ergriffen, in die Worte ausbrach: „Wenn die Blüthe dieses neuen Reichthums erkauft werden muß um den Preis dieses Elends, so fluche ich ihm und fordere, daß England wieder davon befreit werden möge." Allerdings war es derselbe Owen bereits, welcher bestritt, daß dieses Elend nothwendig mit der neuen Industrie verknüpft, daß es nicht beseitigt werden, daß nicht dennoch die neue Industrie erhalten werden könnte. Er war es, welcher (neben anderen Männern von ähnlicher Gesinnung) diejenigen Reformen der Gesetzgebung, der Verwaltung und der freien Gemeinnützigkeit anbahnte, denen es zu verdanken ist, daß in dem Laufe der letzten sechzig Jahre viel von den dunklen Schatten der englischen Volkswirthschaft und zumal ihrer Industrie durch Arbeiterschutz und Genossenschaftswesen hinweg genommen worden ist.

Es ist ebenso lange, daß durch die öffentliche Erörterung in England, durch die Verhandlungen des Parlaments, durch die Agitationen der Arbeiterfreunde, durch die von Staats und Parlaments wegen unternommenen Enquêten über die Mißstände in den arbeitenden Classen für jeden Sachkenner ein Standpunkt unmöglich geworden ist, wie ihn nur der naivste Dilettantismus irgend einem abstracten Vorstellungskreise unterschieben kann — ein Standpunkt nämlich, vermöge dessen irgend Jemand oder gar eine Mehrzahl verdächtigt wird, diese Schattenseiten nicht zu sehen oder nicht sehen zu wollen. Im Gegentheil, der Eifer, mit dem auf diese Schattenseiten hingewiesen worden, ist in überreichlichem Maße thätig gewesen, und selbst die weiteren Kreise des lesenden Publicums haben zu wiederholten Malen sich dadurch in Aufregung versetzen lassen. Es sind gerade fünfzig Jahre verflossen, seit das Buch über „Die Lage der arbeitenden Classe in England" von Friedrich Engels, dem Oberhaupte der Socialdemokratie, dem Freunde von Karl Marx, erschien und erhebliches Aufsehen in Deutschland verursachte. Es machte um so größeren Eindruck, weil es seine düsteren Schilderungen aus den Blaubüchern amtlicher Untersuchungen des englischen Staates und Parlaments schöpfte — freilich nicht ohne tendenziöse Zuspitzung zu einem Beweise, daß die Zustände verzweifelt genug seien, um eine sociale Revolution in England vor der Thüre stehen zu sehen.

Was Friedrich Engels in einem verhältnißmäßig kleinen Buche geschildert, hat sein Genosse Karl Marx in seinem Hauptwerk („Das Capital", Kritik der politischen Oekonomie, 1867) systematischer und einschneidender geleistet. Kein Romantiker, kein Schwärmer für eine nebelhafte Vergangenheit kann die Thatsachen dieser neuen Welt der industriellen Arbeit in härteren Zügen schildern, als das Hauptwerk des deutschen Socialismus. Nur daß dieser Socialismus bei allen Uebertreibungen

in einem wesentlichen Punkte der Romantik überlegen ist — er kennt ein Gesetz der historischen Aufeinanderfolge; er ist nicht so einfältig, sich in eine geträumte Vergangenheit zu verlieben; er sieht die Nothwendigkeit des Neuen, er sieht sie zugleich mit dem Plane von Umgestaltungen, welche die Mißstände beseitigen, ohne die neuen Fortschritte zu zerstören. Er unterscheidet treffend diese beiden Seiten, obwohl der Punkt, in dem er durchschneidet, die Gestalt der neuen Institutionen, die er fordert, höchst anfechtbar ist.

Ein Menschenalter vor Engels war es der französisch-italienische Historiker und Nationalökonom Simonde de Sismondi, der zuerst innerhalb der jungen Wissenschaft der politischen Oekonomie die Neigungen zum Optimismus in der neuen Volkswirthschaft bekämpfte durch den Hinweis auf die englischen Arbeiter- und Fabrikzustände. Er hat Sätze ausgesprochen, die heute fast ebenso von den Vertretern der Wissenschaft gesagt werden könnten — Sätze der Kritik, Mahnungen zur Reform, die doch (verschieden von den Socialisten und Socialdemokraten) nicht eine völlige Umgestaltung unserer politischen und socialen Institutionen bedeuteten.

In England selber sind es vorzugsweise zwei Männer gewesen, welche mit mächtiger Wirkung auf die öffentliche Meinung, zumal der gebildeten Classen, die klaffenden Lücken der modernen Volkswirthschaft aufdeckten: Thomas Carlyle und John Ruskin. Nicht ein Uebermaß von Selbstzufriedenheit mit dem Glück der neuen Industrie, sondern das Gegentheil hat man ihnen vorzuwerfen. Wer Verwünschungen über die Noth des industriellen Jahrhunderts inmitten seiner Triumphe hören will, lapidare Prophetenworte voll Hohn und Verachtung über die Herrlichkeit unseres Zeitalters, der muß Thomas Carlyle's Schriften lesen. Wer das Bedürfniß einer romantisch gestimmten Seele befriedigen will, die aus dem Wolkenkukuksheim ästhetischer Ideale sich eine Welt aufbaut, der greife zu den Schriften Ruskin's, die sich anheischig machen, eine neue Volkswirthschaft zu entwerfen. Ein wahrer Ueberfluß an souveräner Unzufriedenheit, ein unerschöpfliches Element schönseliger Elegien — leider freilich ein weit über das Maß des Erreichbaren gespannter Entwurf zur Aenderung des Bestehenden, ob auch ein fruchtbares Ferment zu Reformen.

Das sind kleine Andeutungen, die wir hier geben, Andeutungen aus einer langen Geschichte der Literatur, der Wissenschaft, der wirklichen Staatsentwicklung, Gesetzgebung, Volkswirthschaft. Fingerzeige sind es für den, der einen ernsthaften Wunsch hat, näher in die Erkenntniß der Dinge hinein zu blicken.

Was ist nun das, was unser neuer schwedischer Autor uns darbietet? Eine Ergänzung, eine Fortentwicklung zu dem, was wir bisher gewußt haben?

Zunächst die Persönlichkeit des Schriftstellers. Er hat sieben Jahre in London gelebt, und das früher erschienene Buch von ihm hat ein Zeugniß von den Eindrücken geliefert, die er während dieser Jahre von London und den Londonern empfangen. Eine Aufforderung zu gemeinsamer Rundreise durch das übrige England, Schottland, Irland führt ihn für zwei Monate in schnellem Fluge durch die Sehenswürdigkeiten in den Grafschaften und Provinzialstädten, durch die mittelalterlichen Städte und ihre Kathedralen, zumal aber — in sehr scharf empfundenem Gegensatze — durch die Bezirke der großen Industrien. Diesen letzteren Dingen hat er ein eigenthümliches Interesse zugewendet, hat auch einigermaßen Notiz genommen von Manchem, was in der Kenntniß dieser wichtigen Angelegenheiten bisher geleistet worden ist; er verräth hier und da eine Berührung mit nationalökonomischer Literatur, nennt Namen einzelner Fachzeitschriften, Aufsätze, Fachmänner. Er hat sich für die Besichtigung der industriellen Werke mit guten Empfehlungen und Adressen ausgerüstet, im Einzelnen die hervorragenden oder lehrreich typischen Anstalten gewählt, um sich dann an Ort und Stelle im Zwiegespräch zu unterrichten oder inmitten einer großen Arbeiterversammlung lebendige Auffassungen von der Wirklichkeit zu gewinnen.

Was ihm als einem nur ganz im Allgemeinen interessirten Schriftsteller und Reisebriefschreiber abgeht, ist jeder deutliche Zusammenhang, jedes Bewußtsein von dem, was über die gleichen Gegenstände längst und ununterbrochen in eindringenderer Arbeit geschrieben worden ist. In dieser naiven Frische und subjectiven Neuheit beschreibt er (mit einer Anzahl hübscher Illustrationen) ebenso die Einrichtungen eines Kohlenbergwerks, in das er hinabfährt, die Säle einer Textilfabrik, wie gar die tief ausgetretenen Spuren der Geburtsstadt unseres wohlbekannten Meisters William Shakespeare. Die Wollindustrie ist ihm darum besonders „interessant", weil der geehrte Verfasser seinerseits ein Anhänger des Wollregime ist u. dgl. m.

Diese Umstände, zusammen mit mancherlei Unebenheiten im Einzelnen (angesichts derer man freilich öfters nicht sicher ist, ob sachliche und formelle Unzukömmlichkeiten mehr die Schuld des Autors oder des Uebersetzers sind), stehen der Thatsache nicht im Wege, daß wir eine Reihe anziehender Schilderungen erhalten. Nur stolpern wir zu unserem Bedauern immer wieder über die eingestreuten socialpolitischen und culturhistorischen Betrachtungen, auf die alle diese Reiseerlebnisse unseres Verfassers ausmünden — Betrachtungen, denen die Hauptsache fehlt, Klarheit und Folgerichtigkeit — Betrachtungen aber, die um nichts weniger Glück machen, weil sie verbreiteten, ebenso unklaren Vorstellungen unseres Publicums entgegenkommen.

Hier eine Probe, eine Aeußerung, die Steffen am Ende seiner Reise niederschreibt. „Als ich nach der Rückkehr die Feder ergriff, um zu schreiben, d. h. um diese ganz zeitgemäße Kabalik (?) von Gedanken in die Form einer harmlosen industriellen und malerischen Reiseschilderung zu bringen, ereignete sich etwas Merkwürdiges, über dessen richtige Bedeutung ich noch heute grüble. Das Kampfgetöse versank mehr und mehr in die Tiefe meiner Seele und bildete da den Grundton einer mir ganz neuen Melodie, die sich unbemerkt aus dem Chaos entwickelt und aus eigener Macht in dem unharmonischen Concerte zum Leitmotiv empor geschwungen hatte. Ich ertappte mich dabei, daß ich anfing, alle meine Reise berührenden Thatsachen und alle Sonderanschauungen über solche nach der Formel zu prüfen: Welchen Werth hat überhaupt die Großindustrie für das Culturleben?

„Es scheint nicht vermessen" — so fährt er fort — „daß man das Menschengeschlecht als ein Ding und die moderne Großindustrie als ein anderes Ding betrachtet, als ein von dem ersten umschlossenes geringeres, als ein mehr kurzlebiges, mehr locales Ding, das eigentlich mehr die Engländer als das gesammte Menschengeschlecht angeht. Hieraus ergibt sich der mögliche Fall, daß eine nicht englisch geborene oder anderswie nicht anglisirte und der modernen Großindustrie mit Haut und Haar verkaufte Seele die hundertjährige englische Großindustrie und das vieltausendjährige menschliche Culturleben gegen einander abzuwägen sich vornimmt. Für eine in jener Weise construirte Seele muß die vorher erwähnte Frage offenbar irgend einen Sinn haben — irgend einen, doch welchen? . . . Mir genügt es zunächst, daß überhaupt ein Sinn darin liegt, nach dem Culturwerthe des modernen Großindustriebetriebes zu fragen."

So unser Autor. Was ihm mit seiner Frage fehlt, ist erstens, daß er nicht danach sich umsieht, wie oft und wie viel gründlicher dieselbe Frage seit hundert Jahren von anderen Männern aufgeworfen worden, und ist zweitens (was allerdings nahe damit zusammenhängt), daß er sich keinerlei Mühe gibt, von allen diesen Vorgängern und ihren Antworten auf dasselbe Problem zu lernen. Zu lernen vor allen Dingen, wie diese eine Frage sich in eine Reihe von anderen Fragen auflöst, zu lernen, daß man den vergeblichen Versuch aufgeben muß, sie mit einem politischen Einfall, einer romantischen Verstimmung, einigen unwirschen Worten erledigen zu wollen. Die eben angeführten Worte Steffen's zeigen, daß er eine sehr bestimmte Tendenz für die Beantwortung seiner Frage hat; aber nirgendwo ist bei ihm die Neigung, weil nirgendwo eine Befähigung zu bemerken, eine ernsthafte und erschöpfende Erörterung jener großen Frage zu unternehmen. Gewiß gibt es bei uns,

wie in anderen Ländern, wie in England selber, eine Menge gleich gesinnter Seelen, die seine Schilderungen eben wegen dieses Hintergrundes zustimmend in sich aufnehmen, die noch ahnungsloser als der Autor der Fülle vorausgehender Darstellungen und Forschungen gegenüber stehen. Aber gerade für diese unklaren Stimmungen ist etwas Besseres zu leisten, als sie mit diesen Betrachtungen zu unterhalten. Für sie kommt es darauf an, sie mit der Verwicklung des Problems, mit der Schwierigkeit seiner Lösung, mit einem Standpunkte vertraut zu machen, der an die Wirklichkeit der politischen und socialen Welt heranreicht, statt verschrobene Ideale zu nähren, die für die Verbesserung vorhandener Uebel gar nichts helfen.

Erstens: Die große Industrie des neunzehnten und bald des zwanzigsten Jahrhunderts ist eine welthistorische Thatsache, die längst sich davon entfernt hat, eine nationale Erscheinung der englischen Volkswirthschaft zu sein. Sie ist international. Deutschland kann sie ebenso wenig entbehren wie England oder die Vereinigten Staaten von Amerika, wie Belgien oder die Schweiz und manches andere Land.

Zweitens: Der ungeheure Bevölkerungszuwachs, den England seit einem Jahrhundert, Deutschland seit einem halben Jahrhundert gehabt hat, wäre nicht möglich gewesen und wird in ähnlichem Umfange fernerhin nicht möglich sein ohne die Mittel des Unterhalts, welche durch die Großindustrie gewonnen werden. Alle Vorliebe für die Erwerbsarten der alten Zeit, für Handwerk, für Landarbeit u. s. w. ist nicht im Stande, das Brot in diesen älteren Erwerbszweigen zu finden, welches diese vielen Millionen Menschen haben müssen, um zu leben.

Drittens: Die Vorliebe für diese älteren Erwerbszweige beruht nicht unwesentlich auf einem Vorurtheile — einem Vorurtheile, wie es öfters vorkommt, nämlich nichts Anderem als dem vergoldenden Schimmer, mit dem das Alte umgeben wird im Gegensatze zu dem Neuen, dessen dunkle Seiten man nicht an der Wirklichkeit des Alten, sondern an jenem Schimmer einer romantischen Vorstellung mißt. Die ganze Art, wie man bei dieser Art der Kritik sich die Werkstatt, die Hausindustrie, das Landleben des arbeitenden Volkes ausmalt, vollends dasjenige in der Vergangenheit, ist nichts als Romantik. Was sich in der That und gründlich verändert hat zwischen alter und neuer Zeit, ist der Maßstab der Kritik, aber nicht zu Gunsten der alten Zeit, sondern umgekehrt. Die Masse des Elends, über welche die früheren Jahrhunderte stillschweigend hinweggingen, sie ist gerade erst in diesem Jahrhundert ein gährender Stoff und eine endlose Quelle der Unzufriedenheit geworden.

Ob es dann aber wohl der Mühe werth ist, ein so elendes Dasein für so viele Millionen Menschen neuer Bevölkerungen zu erzeugen? Nach jenen Betrachtungen unserer Romantiker scheint es, als sollte die Frage verneint werden. Fragt man aber diese Millionen selber, so antwortet in ihrem Namen ein Zeuge aus älteren Jahrtausenden. Aristoteles ist, welcher in seiner „Politik“ die Worte schreibt: „Es muß wohl eine eigenthümliche Süßigkeit in dem Leben sein, daß die Menschen so viel Ungemach ertragen, bloß um zu leben!“ Wenn wir aber nicht die Einzelnen, sondern die Nationen fragen, so antworten sie, daß es freilich eine Angelegenheit von erheblicher Bedeutung sei für die großen Völker, welche die Weltgeschichte machen, Großstaatenbildungen schaffen, einen Weltmarkt entwickeln, ihre Nationalität, Sprache, Cultur über den Erdkreis ausdehnen — daß es für diese wichtig sei, sechzig, achtzig, hundert Millionen Menschen zu zählen, statt zwanzig oder dreißig oder vierzig. Eine weltflüchtige Romantik wird die Voraussetzungen ablehnen, aber mit dieser ist überhaupt nicht zu discutiren.

Endlich: Treten wir — um uns mit einigen der in Betracht kommenden Gesichtspunkte hier zu begnügen — auf den Boden der heutigen Socialpolitik und ihrer Reformen, so kann die Aufgabe für ernsthafte Männer nur die sein, alle durchführbaren Verbesserungen zu verwirklichen, welche sich mit dem unvermeidlichen Fortbestand und der unvermeidlichen Fortentwicklung der großen Industrie vereinigen lassen. Sie sind nothwendig, aber keineswegs sie allein. Gerade England ist ein schicklicher Boden für die Erkenntniß, daß große Verbesserungen in der Lage der

arbeitenden Classen auch außerhalb der Industrie nothwendig sind, Verbesserungen von schreienden Mißständen, welche in der alten Zeit bestanden haben und in der neuen Zeit erst überhaupt in den Gesichtskreis der Reform getreten sind — Sünden der herrschenden Classen von England, die nicht erst der großen Industrie bedurften.

Daß nun aber an solchen Verbesserungen Vieles geschehen kann, ja schon Vieles geschehen ist und eben in den Arbeitsgebieten der großen Industrie, das beweisen (wenn man des Beweises noch bedürfte) die Schilderungen Steffen's selber. Durch all' seinen ästhetischen Groll über Kohlenrauch und Maschinenlärm bricht mit siegreicher Kraft die Sonne der Wahrheit durch, wenn er Erscheinungen wie die folgende schildert. Mit berechtigter Genugthuung erzählt er uns, wie die Lage der Kohlenbergleute im Norden sich im Laufe der neuen Zeit gehoben hat, wie jetzt ein gesittetes und auskömmliches Familienleben herrscht, wo früher (und zumal in der guten, alten Zeit) Frauen, Töchter, Kinder für elende Löhne in die Gruben mitsammt den Männern hinab fahren mußten. Er freut sich an den ökonomischen und moralischen Erfolgen der Trade-Unions für die Existenz der englischen Industriearbeiter, schildert treffend die Bedeutung der führenden Persönlichkeiten an der Spitze dieser Vereine und weist auf mehrere namhafte Beispiele hin. Er zeigt uns das schöne Musterunternehmen eines von Ruskin angehauchten Wollenfabrikanten, der die Grundsätze strenger Rechtlichkeit in der Productionsweise und gerechter Theilung zwischen Gewinn und Lohn mit seinen Arbeitern durchführt. Das thut dieser Mann nicht durch Zerstörung des Wesens der großen Industrie, sondern lediglich durch sociale Reformen, welche das Wesen der großen Industrie unangetastet lassen, welche das Vorbild sind für das, was in weitestem Umfange fernerhin geschehen muß.

Wir fassen zusammen. Ansprechende Reisebilder schreiben, mit hübschen Zeichnungen und Photographien obenein, ist ein dankbares Geschäft im Dienste eines zahlreicheren Leserkreises. Dankbar selbst dann, wenn längst Aehnliches über die gleichen Gegenstände geschrieben und gezeichnet worden ist. Aber ein Anderes ist es, culturhistorische Lehren entwickeln, in derartigen Reisebriefen das Beweismaterial für solche Lehren suchen wollen. In Wahrheit sind das ästhetische Stimmungen für gleichgestimmte Gemüther, die nichts bewiesen haben wollen, und denen nichts zu beweisen ist.

Soll ein Größeres geleistet werden, so genügt dieses leichte Geplänkel nicht. Dann lerne man erst die Fragen stellen und lerne die Mittel erwerben, um sie zu beantworten.

Y.

Isolde Kurz.

[Nachdruck untersagt.]

Isolde Kurz ist Jedem, der sich um die deutsche Literatur der Gegenwart kümmert, eine wohlbekannte Erscheinung. Sie hat ihre Arbeiten oder doch eine Auswahl davon in vier Bänden vereinigt: „Gedichte“ (1888, zweite Auflage 1891), „Florentiner Novellen“ (1889, zweite Auflage 1893), „Phantasien und Märchen“ (1890), „Italienische Erzählungen“ (1895). Isolde Kurz ist keine Vielschreiberin. Bedächtig, ohne Hast, geht sie ihren sicheren Weg. Nicht voreilig hat sie sich an die Oeffentlichkeit gedrängt, und der Erfolg hat sie nicht verleitet, in rascherem Tempo zu arbeiten. Auch schreitet sie nicht über die Grenzen ihrer Begabung hinaus. Es scheint, daß in den kleineren, aber darum keineswegs minderwerthigen poetischen Gattungen ihre Stärke liegt.

Die Dichterin darf ihr Talent als anererbtes Gut betrachten. Ihr Vater war Hermann Kurz, einer jener Poeten, die, wiewohl reich begabt, es doch weder im Leben noch nach dem Tode zu gebührender Anerkennung gebracht haben. Am 21. December 1853 zu Stuttgart geboren, hat Isolde Kurz ihre Kinderzeit in der Residenz, dann in verschiedenen ländlichen Aufenthalten, zuletzt in Tübingen verbracht, wohin Hermann Kurz 1863 als Universitätsbibliothekar berufen wurde. Dort wohnte die Familie auf Hohentübingen, dem an historischen Erinnerungen reichen Schloß der Tübinger Pfalzgrafen und dann der Württemberger. In der Musenstadt fand die heranwachsende Isolde geistige Nahrung aller Art, und der Vater war ihr ein freundlicher, alle Zeit hülfreicher Lehrer. Nach seinem frühen Hinscheiden ist allmälig die ganze Familie dem schwäbischen Vaterlande entflattert und hat in Italien eine neue Heimath gefunden. Dort, in Florenz lebt und dichtet Isolde seit geraumen Jahren, durch zahlreiche Beziehungen und Freundschaften an das deutsche Heimathland gefesselt, durch ihre poetische Thätigkeit mit ihm in steter Wechselwirkung. Anklänge aus ihren Tübinger Kinderjahren finden wir in ihren Gedichten, namentlich in dem prächtigen „Aus der Kindheit“. Nicht von Puppen und sonstigen Beschäftigungen der Mädchen ist die Rede, vielmehr von kriegerischen Spielen, von Kämpfen mit ländlicher Schuljugend, von einem Rößlein, das sie oftmals getragen hat, und dessen Wiehern sie noch nach langen Zeiten im Traume zu vernehmen meint. Als ein wildes, unbändiges Mädchen dürfen wir uns die kleine Isolde mit den „leuchtend blassen Zügen“ vorstellen, der „vom Haupt die dichte Mähne wie ein gelber Mantel übers Knie wallt“. Aber ihre Neigungen sind veredelt durch den Geist des Griechenthums, den sie von früh an eingesogen hat. Im Garten, wo sie sich mit Geschwistern und Gefährten tummelt, schafft ihre Phantasie ein Troja, einen Skamander, einen Ida; die poetischen Heldengestalten, die ihr Homer vertraut gemacht hat, trägt sie in ihre Kinderwelt hinein. Und dann wandelt sich die Amazone zur würdevollen Priesterin, die auf schmucklosen, selbst bereiteten Rasenaltären den theuern Göttern des Olympos „unblutig Blumenopfer“ darbringt.

Schon frühzeitig weiß Isolde ihr Lebensloos bestimmt durch die Gemeinschaft mit einem Zwillingsbruder, den ihr „als Weggesell ein guter Gott gegeben“ hat, der mit ihr klein gewesen und mit ihr groß geworden ist: ihrem Dichtergenius. Von Kindheit an erweist er sich als eifersüchtiger Genosse, der sie von Geschwistern und Gespielen fernhalten, „wie ein Verliebter keines Dritten Nähe“ dulden will,

wogegen er ihr für die Zukunft Wunderdinge verheißt. Zur Jungfrau herangewachsen, fühlt sie sich verkannt und vereinsamt. In ihrem Leid steht er ihr tröstend zur Seite:

„Doch ich voll Unmuth stieß den Freund zurück:
Ich will nicht Dich, ich will ein menschlich Glück."

Er aber läßt sich nicht vertreiben. In neuen Worten flüstert er ihr das alte Lied von dem Zauberland Italia vor. Sie hört auf sein Locken und hat es nicht zu bereuen; in verführerischer Herrlichkeit lacht ihr die neu gewonnene Heimath entgegen, und lange schwelgt sie in frohem Genießen. Und doch — noch ist das sehnende Herz nicht für immer zur Ruhe gebracht, noch bäumt es sich auf gegen den Gefährten. Aber dieser läßt sie nicht; sie muß seine siegreiche Uebermacht anerkennen und sich ihm endlich ganz dahin geben:

„Trag' mich, wohin Du willst, jetzt bleib' ich Dein
Auf ewig, und Dein Wille gilt allein."

Tief ergreifend wirken diese Bekenntnisse, die unsere Dichterin mit der ihr eigenen Freimüthigkeit nach Kampf und Sieg über ein schweres Ringen abgelegt hat. Aber „menschliches Glück" war ihr nicht beschieden; sie hat es zur Erde bestatten müssen und darüber ein großartiges Grabmal aufgethürmt — die „Asphodill" überschriebenen Klagelieder. Hernach hat sie sich tapfer ihrem Geschick gefügt, hat in die Poesie wohl die Kenntniß des Grams und das Gefühl der menschlichen Nichtigkeit, aber keine Verbitterung herüber genommen.

Auch aus ihrem Verhältniß zur Heimath spricht ein edles Gemüth. Sie ist ihr entwichen, weil sie dort nicht verstanden worden ist.

„Die Scholle, die mich trug,
Liebt' ein bedächtig Ziehn am alten Pflug,
Was nur das Leben adelt und verschönt,
War engem Sinn als Uebermuth verpönt,
Und dringend rieth's die Dumpfheit allen Ihren,
Sich farblos in der Menge zu verlieren."

Aber der Groll hält nicht vor; das Gefühl der Anhänglichkeit bricht sieghaft durch. „Deutsche Gespenster" rufen leises, fast unbewußtes Heimweh in ihr wach; sie fühlt sich im Traum zum Neckarthal zurückgetragen, von traurig-süßen Erinnerungen erfaßt, bis der italienische Sonnenschein sie weckt. Ungewohnten „Schnee im Süden" begrüßt sie als ihren Stammverwandten, als Gesandten aus der Heimath, als Boten der Ihren. Gern weilt sie selber auch als Sommergast in deutschen Landen; nur der Nord fegt sie wie ein Schwälblein von hinnen, und wenn der Herbst naht, sehnt sie sich nach der goldenen Sonne von Florenz.

Selten sind freilich sonst in Isoldens Dichtungen heimathliche Klänge vernehmbar; nur eine der Florentiner Novellen, „Die Humanisten", spielt zum kleineren Theil im Schwabenland. Darin steht sie in geradem Gegensatz zu ihrem Vater, der sich fast völlig auf heimathliche Stoffe beschränkt hat. Die Tochter hat von provinziellem Wesen nichts an sich, wogegen in vielen anderen Stücken die geistige Verwandtschaft zwischen Vater und Tochter unverkennbar ist. Wir begegnen den ethischen Eigenschaften jenes bei dieser wieder: seiner Ehrlichkeit, seiner Wahrheitsliebe, seinem Stolz — Tugenden, die sich bei beiden gelegentlich bis zur Herbheit und Schroffheit steigern. Neigung und Verständniß für Culturgeschichte ist ihnen gemeinsam: er hat sich in die Erforschung der Sitten und Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Volksstammes vertieft; sie ist in die Cultur Italiens eingedrungen, in die Vergangenheit der Mediceerstadt, aber auch in das italienische Volksleben der Gegenwart. Ferner ist das Verhältniß beider zu den verschiedenen Kunstrichtungen im Wesentlichen dasselbe. Am deutlichsten ergibt sich dies aus einem Vergleich zwischen den jüngst erschienenen „Italienischen Erzählungen" der Tochter und den Novellen und Romanen des Vaters. Dieser war für seine Zeit, in der noch die Romantik überwog, im realistischen Stil ziemlich weit vorgeschritten; jene ist darüber kaum hinaus

gegangen. Mit dem Naturalismus hat sie so wenig wie er zu schaffen. Aber beide stehen fest auf dem Boden der Wirklichkeit; für beide ist weder Leben noch Kunst lediglich ein heiteres Spiel; beide bringen in ihrem Dichten die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß der Mensch zwar an seinem Glück schmieden könne, daß er aber ebenso oft ein Spielball in der Hand des launenhaften Schicksals sei. Selbst in mehr äußerlichen Dingen lassen sich Aehnlichkeiten zwischen Hermann und Isolde Kurz nachweisen. Auch sie liebt, gleich ihm, den Ichton — auch sie umrahmt ihre Geschichten gern durch kurze Scenen, wenn sie sich auch hütet, Erzählungen in Erzählungen einzuschachteln, wie es ihm mitunter begegnet ist. Ueberhaupt hat ihr Talent vor dem des Vaters den Vorzug größerer Flüssigkeit und Leichtigkeit in der Form voraus.

Am eigenthümlichsten vielleicht erscheint uns Isolde Kurz in den „Phantasien und Märchen", auf einem Gebiete, wo sie von keinen Schranken der Wirklichkeit eingeengt ist. Jede der sechs in dem genannten Buche enthaltenen Dichtungen ist in dieser Hinsicht bewundernswerth, am meisten vielleicht das kleinste Stück der Sammlung „Vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte". Uebertroffen an Kühnheit der Phantasie wird dieses Märchen nur noch durch eine Nummer der Italienischen Erzählungen, „Mittagsgespenst": eine schaurige Vision aus dem geisterhaften San Gimignano, worin unheimliche Eindrücke von jüngst Erlebtem mit den Geheimnissen der Vergangenheit sich zu wundersamen Bildern vereinen.

Ungewöhnlich, wie die Phantasie der Dichterin, ist auch die Selbständigkeit ihres Denkens, wenn man gleich, wie z. B. im „Weltgericht", sich mit ihrer Philosophie nicht ganz befreunden mag. Sie begnügt sich nicht damit, an interessanten Problemen herum zu tasten, ihnen eine sensationelle Seite abzugewinnen; sie geht vielmehr Allem, was sie angreift, mit Energie auf den Grund und sucht die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt, nach Möglichkeit zu erschöpfen. Dafür zeugt namentlich das letzte Stück der Italienischen Erzählungen, „Ein Räthsel", welches den Lesern dieser Zeitschrift, in der es zuerst erschien, noch in Erinnerung sein wird.

Unter den modernen Verhältnissen bedürfen Dichter wie Schriftsteller, um ihren Aufgaben gerecht zu werden, einer gediegenen und vielseitigen Bildung als Grundlage ihres Schaffens. Naturdichter sind in unserer Zeit bloße Specialitäten, die man immer nur bedingungsweise anerkennt, nicht weil sie an sich, sondern für ihre Culturstufe Bedeutendes leisten. In Isolde Kurz vereinigt sich mit den natürlichen Dichtergaben gründliches Wissen aufs Glücklichste. Aber nirgends drängt sich das Erlernte unbescheiden hervor, niemals prunkt sie mit den erworbenen Schätzen. Diese sind ihr vielmehr zum völligen Eigenthum geworden und haben sich mit ihren angeborenen Vorzügen einheitlich verschmolzen. Wie sie in ihrer Jugend aus dem Hellenenthum reichliche Nahrung gesogen und seinen Geist in den ihrigen aufgenommen hat, so hat sie sich in einer späteren Lebensepoche die italienische Bildung anzueignen gewußt. Zumal in die Vergangenheit der Arnostadt hat sie sich völlig hinein gelebt, die Landschaft durchstreifend, die Bevölkerung beobachtend, die Kunstdenkmale betrachtend. Auf diese Weise sind die „Florentiner Novellen" entstanden: durch lebendiges Anschauen, nicht durch mühsames Bücherstudium. Aber das Auge, das sich an der Betrachtung des Florenz der Renaissance- und Reformationszeit geschärft hat, bringt sie in den „Italienischen Erzählungen" für die italienische Cultur der Gegenwart mit. Unmittelbar aus dem Boden heraus gewachsen, auf dem sie spielen, sind diese Geschichten. Mit vollkommener Sicherheit ist in der ergreifenden Novelle „Pensa" und in den „Glücksnummern" das italienische Volksleben aufgefaßt und wiedergegeben.

In den „Florentiner Novellen" sind die Linien der Darstellung hin und wieder noch etwas verschwommen; in den späteren Prosadichtungen wird die Composition straffer und ebenmäßiger. Die Sprache ist energisch, charaktervoll, reich an klarer Schönheit und frei von allem Gekünstelten. Eher könnte man mit ihr über die Zulässigkeit einzelner Ausdrücke, über einige stilistische Nachlässigkeiten,

wie die häufige Unterdrückung des Hülfzeitwortes, rechten. In ihren Versen zeigt sie eine Vorliebe für antike Metren, obgleich sie den Reim leicht und glücklich findet.

Vielfach ist Isolde Kurz als männliches Talent bezeichnet worden, und zwar von wohlwollenden Kritikern, die ihr damit eine besondere Schmeichelei zu sagen vermeinten. Doch ist es nicht an dem. Wohl ist ihr Denkvermögen von einer Stärke, wie sie bei Frauen nur vereinzelt vorkommt; wohl ist sie im Besitz einer Bildung, wie sie sich in der Regel nur Männer anzueignen pflegen; aber ihr Empfindungsleben bewegt sich in einer ihrem Geschlecht eigenthümlichen Sphäre. Das lehren in erster Linie die Liebeslieder in ihrer Gedichtsammlung. Und so wie sich in den zwei ersten „Florentiner Novellen" Jüngling und Jungfrau zusammen finden, malt sich das Erwachen der Liebe vorwiegend in einem Frauenkopf. Ein echt weiblicher Zug ist auch das Mitleid, das die Dichterin in den beiden erwähnten Dichtungen mit ihren Helden und Heldinnen empfindet, und das sie veranlaßt, diesen über die schwierigsten Abenteuer und drohendsten Gefahren glücklich hinweg zu helfen. Selbst ihre Vorliebe für schöne Menschen, für das Beiwort „schön" ist bezeichnend. Es sind auch Stimmen des Tadels laut geworden, daß Isolde Kurz gar zu wenig Bedenken trage, in ihren Dichtungen anstößige Stoffe, Situationen und Motive zu behandeln. Und hierbei beruft man sich allerdings auf ihre Eigenschaft als Frau. Aber wir können dieser ästhetischen Betrachtungsweise nicht beipflichten. Entweder nimmt man an einem Gegenstand aus künstlerischen, aus sittlichen Gründen Anstoß oder nicht; im ersten Fall wird die Sache nicht besser, weil sie von einem Mann, oder schlimmer, weil sie von einer Frau herrührt. Freilich bleibt auch noch unter dem also richtig gestellten Gesichtspunkte mancherlei übrig, was man in den Werken der Dichterin gern missen würde. Aus den „Florentiner Novellen" möchte man in der That „Anno pestis", obgleich die Geschichte höchst virtuos erzählt ist, weg wünschen. Das Grundmotiv ist geradezu widerwärtig. Man denke sich: Eine von der Pest Angesteckte gibt sich ihrem ungetreuen Geliebten hin, um ihn durch ihre Umarmung zu tödten!

Von Zeitströmungen läßt sich ein so selbständiges Talent wie Isolde Kurz nicht tragen; doch kann es sich begreiflicher Weise nicht verleugnen, daß sie ein Kind des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist. Am deutlichsten geht dies vielleicht aus ihren Märchen hervor. Es ist schon betont worden, wie Großes darin die schöpferische Phantasie der Dichterin leistet. Aber zu richtigen Märchen fehlt die volle Naivetät, die von allen Nebenabsichten losgelöste Lust am Fabuliren. Der Tiefsinn, der seit den Zeiten der Romantiker in dieser Kunstgattung Mode geworden ist, zeigt sich auch in Isoldens Phantasien und Märchen. In „König Filz", einem der schönsten Stücke der Sammlung, wirken einige Zeitanspielungen, so auf den blauen Montag, die Homöopathie, störend. Durchaus modern ist auch der ironische Ton, den Isolde Kurz in ihren Märchen anschlägt. Uebrigens nicht in diesen allein. Gern verkehrt sich ihr der Humor, über den sie gebietet, auch sonst in Ironie. Wenn sie die Thorheiten der Menschen, die Verkehrtheiten menschlichen Glaubens und Strebens betrachtet, dann wandelt sie wohl die Lust an, mit kühlem Lächeln von oben herab über dieses Getriebe hinweg zu sehen. Manchmal greift sie nur leise, feinen Ohren vernehmbare Accorde. Nicht immer bricht die Ironie so unverkennbar durch wie am Schluß der Glücksnummern, wo die Dichterin den Helden das Ziel einer Leidenschaft, die ihm das Leben verpfuscht hat, im Tode noch erreichen läßt.

Ueberall begegnet man stark subjectiven Elementen in den Dichtungen von Isolde Kurz. Wofern dies ein Fehler ist, trifft er nicht sie allein, sondern die ganze Poesie der Neuzeit. An monumentaler Größe hat diese viel verloren, aber dafür an Reichthum des individuellen Lebens gewonnen. Freilich haben gegenwärtig nicht Viele solche Schätze an Erlebtem, Geschautem und Beobachtetem, an Erträumtem, Gedachtem und Empfundenem zu verausgaben wie unsere Dichterin. Mit ihrer kraftvollen und eigenartigen Persönlichkeit ist sie eine der erfreulichsten Erscheinungen in unserer Epigonenliteratur. Rudolf Krauß.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Juli.

Von einem bedauerlichen Unfalle ist der Kaiser am 11. Juli bei seiner Nordlandsfahrt an Bord der bei Odde ankernden „Hohenzollern" betroffen worden. Sogleich die ersten telegraphischen Meldungen berechtigten aber zu der Hoffnung, daß die durch ein herabfallendes schweres Segel und einen an diesem angebrachten Strick am linken Auge des Kaisers verursachte Verletzung sich als ungefährlich erweisen und keinerlei schlimme Folgen haben würde, so daß ein normaler Verlauf mit Zuversicht zu erwarten stände. Als dann am 16. Juli aus Tegernsee, dem Sommeraufenthalte der kaiserlichen Familie, gemeldet wurde, daß die Kaiserin sich am nächsten Tage nach Kiel begeben würde, um beim Anlaufen der „Hohenzollern" den Kaiser dort zu begrüßen, regten sich neue Besorgnisse. Diese wurden glücklicher Weise dadurch beseitigt, daß die schon vorbereitete Reise unterblieb, während der Kaiser, zu welchem der berühmte Augenarzt Karl Theodor in Bayern sich inzwischen begeben hat, seine Nordlandsfahrt fortsetzt.

Die Krisis innerhalb der deutschen Reichsregierung und des preußischen Staatsministeriums hat mit den am 1. Juli im „Reichsanzeiger" veröffentlichten Personalveränderungen ihren Abschluß noch nicht erhalten. Der Rücktritt des Staatssecretärs des Innern, von Bötticher, der zugleich mit der allgemeinen Vertretung des Reichskanzlers und dem Vicepräsidium des Staatsministeriums betraut war, hat zunächst zu einer anderen Vertheilung dieser amtlichen Functionen geführt, indem der preußische Finanzminister von Miquel unter Beibehaltung seines Ressorts zum Vicepräsidenten des Staatsministeriums, der bisherige Staatssecretär des Reichs-Schatzamtes, Graf von Posadowsky, zum Staatssecretär des Innern ernannt und mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers beauftragt wurde. Vorher war aus der schleunigen Berufung des zur Kur in Wiesbaden verweilenden Herrn von Miquel nach Berlin gefolgert worden, daß diesem Minister eine in noch höherem Maße leitende Stellung eingeräumt, daß er insbesondere, außer mit dem Vicepräsidium des preußischen Staatsministeriums, auch mit der „Vicekanzlerschaft" im Reiche betraut werden würde. Daß aber Herr von Miquel die einflußreiche Stellung, die ihm sein Ressort im Staatsministerium gewährt, da er allein nach einer Cabinetsordre bei Meinungsverschiedenheiten mit seinen Collegen die Entscheidung des Königs anrufen kann, nicht gegen eine thatsächlich minder bedeutsame eintauschen würde, durfte bei seiner Welt- und Lebensklugheit nicht überraschen. Selbst die Erwägung, daß er als Nachfolger des Herrn von Bötticher im Staatssecretariate des Inneren, sowie als allgemeiner Stellvertreter des Reichskanzlers und als Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums eine maßgebendere Rolle spielen könnte, mußte zurückstehen, als in einer ersichtlich von berufener Stelle ausgehenden Note erklärt wurde, daß Fürst Hohenlohe, so lange er Reichskanzler sei, gar nicht

daran denke, sich auf das Altentheil zurückzuziehen. Auch wird sich Herr von Miquel, dessen Leistungen auf dem Gebiete der Finanzreformen unbestritten sind, nicht verhehlt haben, daß die auswärtige Politik an den ersten Reichsbeamten ebenso schwierige wie mannigfaltige Aufgaben auf einem Gebiete stellt, auf welchem sich zu erweisen es ihm bisher mindestens an der Gelegenheit gefehlt hat.

Nichtsdestoweniger müssen die jüngsten Personalveränderungen als um so schwerwiegendere für die innere Entwicklung Deutschlands und Preußens erscheinen, da auch der endgültige Rücktritt des Staatssecretärs des auswärtigen Amtes, Freiherrn von Marschall, mit Sicherheit bevorsteht. Selbst in unterrichteten Kreisen mußte es überraschen, als am 28. Juni aus Kiel telegraphisch gemeldet wurde, daß sicherem Vernehmen nach der deutsche Botschafter beim Quirinal, Herr von Bülow, vom Kaiser „zunächst stellvertretungsweise" mit der Leitung des Auswärtigen Amtes betraut worden sei, nachdem der Gesundheitszustand des Freiherrn von Marschall seine Ersetzung als Staatssecretär des Auswärtigen Amtes nothwendig gemacht hätte. Allerdings hat Freiherr von Marschall unter dem Drucke eines körperlichen Leidens in der Audienz, in der er beim Kaiser um einen Urlaub nachsuchte, kund gegeben, daß er für den 1. October d. J. seine Entlassung erbitten würde. Seither waren aber so günstige Nachrichten über die fortschreitende Genesung des Staatssecretärs eingetroffen, daß mit der Beseitigung des von ihm für sein Demissionsgesuch angeführten Beweggrundes dieses selbst hinfällig zu werden schien. Wie in früheren Jahren der Unterstaatssecretär die Geschäfte des beurlaubten Staatssecretärs wahrzunehmen pflegte, durfte man glauben, daß auch jetzt an der alten Praxis festgehalten werde, um so mehr, als Herr von Bülow, der „zunächst stellvertretungsweise" mit der Leitung des Auswärtigen Amtes betraut worden, sogleich einen längeren Urlaub angetreten hat, um die Geschäfte erst nach der Rückkehr des Kaisers nach Berlin zu übernehmen.

Ohne auch nur im geringsten die diplomatischen Fähigkeiten des Herrn von Bülow zu schmälern, darf man doch an der Ansicht festhalten, daß Freiherr von Marschall sich sehr wesentliche Verdienste um die auswärtige Politik Deutschlands erworben hat, und daß, wie gewandt auch sein Nachfolger als Diplomat sein mag, es doch bisher an jedem Maßstabe dafür fehlt, daß er dieselbe parlamentarische Begabung aufweist, und wenn allzu eifrige Freunde des Herrn von Bülow ihn sogar bereits als zukünftigen Reichskanzler feiern, so wird er selbst bei solchem übermäßigen Eifer von Rom her sich des Sprichwortes erinnern: Se sono rose, fioriranno! Eines starken Rückgrats wird der neue Staatssecretär des Auswärtigen Amtes auch bedürfen, sobald es gilt, gegen die extremen Forderungen Derjenigen Front zu machen, die jetzt schon gegen die erst im Jahre 1904 ablaufenden Handelsverträge Sturm laufen möchten. Der Unterstützung des Herrn von Miquel, des neuen Vicepräsidenten des Staatsministeriums, und des mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers beauftragten Grafen von Posadowsky glaubt man auf dieser Seite sich bereits versichert halten zu dürfen. Fürst Bismarck, mit seiner unerreichten Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, konnte nun allerdings geltend machen, daß die internationalen politischen Beziehungen unabhängig von der Abschließung von Handelsverträgen wären. Wer wollte aber in Abrede stellen, daß, nachdem es eben erst gelungen ist, ein besseres Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland herzustellen, ein Wandel eintreten müßte, sobald gegen die Einfuhr des russischen Getreides gewissermaßen eine chinesische Mauer errichtet, und nicht minder, daß Deutschlands Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn und Italien ernsthaften Schaden leiden würden, falls auf Kosten der deutschen Industrie solch' extremen Ansprüchen Genüge geleistet werden sollte.

Dem Einwande gegenüber, daß die politischen Beziehungen nicht als Vorwand dienen dürften, eine Besserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zu verhindern, kann darauf hingewiesen werden, daß bisher der Beweis für die wirkliche Schädigung landwirthschaftlicher Interessen durch die Handelsverträge nicht

erbracht worden ist. Wohl aber leuchtet ohne Weiteres ein, daß die Industrie Deutschlands, außer der eigenen Tüchtigkeit, den Handelsverträgen eine Fortentwicklung verdankt, der ein so entschiedener Widersacher Deutschlands, wie Jules Claretie, im Pariser „Temps“ am 1. Juli, unfreiwillig genug, eine im solchen Munde besonders bedeutsame Anerkennung gezollt hat. Der bekannte französische Schriftsteller und Leiter der „Comédie Française“ berichtet über seine unmittelbaren Eindrücke, die er auf der Reise nach Stockholm bei einem kurzen Aufenthalte in Deutschland gewonnen, und er steht nicht an, den Engländern ein industrielles Sedan im Wettkampfe mit Deutschland zu prophezeien, nachdem Frankreich vom militärischen Gesichtspunkte aus unterlegen ist. Solche Errungenschaften wird man sicherlich nicht in Frage gestellt sehen wollen.

In der inneren Politik scheint die Militär-Strafproceßordnung auf ein Hinderniß gestoßen zu sein, das es dem Reichskanzler schwer macht, seine in dieser Hinsicht dem Reichstage ertheilten Zusagen nicht bloß formell, sondern auch materiell zu erfüllen. Nachdem die Reform im Bundesrathe durchberathen worden ist, hat das preußische Staatsministerium an den Kaiser einen Bericht erstattet, in dem gewisse Abänderungen des Entwurfes in Vorschlag gebracht werden. Der Reichskanzler und Ministerpräsident ließ aber versichern, daß er keiner Fassung zustimmen werde, die mit seiner im Vorjahre im Reichstage abgegebenen Erklärung unvereinbar wäre — eine Kundgebung, die vielfach mit der Möglichkeit seines Rücktrittes in Verbindung gebracht worden ist. Einstweilen aber wird Fürst Hohenlohe den Kaiser auf seiner bevorstehenden Reise nach Rußland begleiten.

Die französische Deputirtenkammer hat am 6. Juli den in Höhe von 500 000 Francs für die Reise des Präsidenten der Republik nach Rußland verlangten Credit mit 447 gegen 29 Stimmen genehmigt, und der Senat faßte mit Einmüthigkeit denselben Beschluß, so daß Herr Faure in der zweiten Hälfte des August an Bord des „Dupuy-de-Lôme“ die „historische“ Reise antreten kann. Von Seiten der socialistischen Abgeordneten, die die Creditvorlage in der Deputirtenkammer bekämpften, wurden nicht so sehr constitutionelle Bedenken geltend gemacht, wie hervorgehoben wurde, daß die Staatsmittel Frankreichs besser zur Linderung des Arbeiterelends angewendet werden könnten als zur Verherrlichung eines Kaisers. Ein anderer „Genosse“ stellte den Gegenantrag, einen Credit in gleicher Höhe für die Unterstützung der durch den Strike betroffenen französischen Arbeiter zu bewilligen, da die Gewährung der Kosten für die geplante Zusammenkunft des Präsidenten der Republik mit dem Kaiser von Rußland den republikanischen Sitten keineswegs entspreche. Noch schärfer äußerte sich der Socialist Faberot, und der Präsident der Deputirtenkammer, Brisson, sah sich genöthigt, darauf hinzuweisen, daß ein von dem Redner in Bezug auf den Zaren gewählter Ausdruck allgemeinen Protest hervorrufen würde. Daß die Creditvorlage mit großer Stimmenmehrheit, im Senate sogar mit Einhelligkeit genehmigt werden würde, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. In Frankreich hofft man eben nach wie vor auf das „erlösende Wort“, das aus dem Munde des Zaren vernommen werden soll. Wurde es in dem Handschreiben noch vermißt, in dem Kaiser Nicolaus II. an Herrn Faure die Einladung, nach Rußland zu kommen, ergehen ließ, so wird nunmehr jenseits der Vogesen die zuversichtliche Erwartung gehegt, daß endlich in Peterhof die heiß ersehnte „Allianz“ verkündet werden wird. Andernfalls könnte es geschehen, daß die Zahl der Skeptiker, die trotz des russischen Flottenbesuches in Toulon und der Zarenreise des Vorjahres nach wie vor an einem formellen Bündnißvertrage zwischen Rußland und Frankreich zweifeln, einen beträchtlichen Zuwachs erführe. Daß die zuversichtlichen Erwartungen, die sich in der französischen Republik an die früheren „Verbrüderungsfeste“ mit Rußland knüpften, gerade in der jüngsten Zeit eine Abschwächung erfuhren, leuchtet im Hinblick auf die diplomatischen Zwischenfälle, die sich aus Anlaß des türkisch-griechischen Krieges vollzogen, ohne Weiteres ein. Selbst französische Blätter verhehlten nicht, daß die philhellenischen Be-

strebungen, die nicht bloß in der Pariser Presse, sondern auch im Verhalten des Cabinets Méline-Hanotaux zum Ausdrucke gelangten, in St. Petersburg durchaus nicht auf Unterstützung rechnen durften. Vielmehr zeigte sich, daß Deutschland weit eher geneigt war, dieselbe Orientpolitik wie Rußland, dessen maßgebenden Einfluß auf der Balkan-Halbinsel es stets anerkannt hat, zu verfolgen. Da auch Oesterreich-Ungarn sich den beiden Kaiserreichen anschloß, tauchte sogar bereits in England die Besorgniß auf, daß ein neuer Drei-Kaiser-Bund abgeschlossen werden könnte.

In der inneren Politik Oesterreichs begegnet die von dem Ministerium Badeni erlassene Sprachenverordnung nach wie vor von Seiten der Deutschen entschiedenem Widerstand. Konnte aber von Anfang an keinem Zweifel unterliegen, wer den Nutzen daraus ziehen würde, so muß es befremden, daß Graf Badeni das Werk der Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen just in die Hände der feudalen Großgrundbesitzer Böhmens gelegt wissen will, die doch an dem Scheitern der Ausgleichsverhandlungen ein hauptsächliches Interesse haben würden. Einer dieser Feudalherren, Prinz Friedrich Schwarzenberg, hat in einer vor seinen Wählern in Budweis gehaltenen Rede seine eigenen letzten Absichten, sowie diejenigen seiner Standesgenossen ausgesprochen, indem er ganz rückhaltlos erklärt, daß, wenn der Ausgleich in Böhmen zweifellos eine Nothwendigkeit sei, man sich doch nicht auf einen Frieden nur für Böhmen beschränken könne. Das Uebel der Verhältnisse soll nach der Auffassung dieses „Schiedsrichters", der ein Nachkomme des Führers der deutschen Heere im Freiheitskriege ist, tiefer liegen, so daß auch die Mittel tiefer angesetzt werden müßten. Prinz Friedrich Schwarzenberg hält dafür, daß auch andere „Völker", ebenso wie das tschechische, daß namentlich Slovenen und Kroaten nach denselben Rechten rufen, so daß ein Ausgleich auf allgemeiner Grundlage in allen Ländern erfolgen und zu einer Correctur der bestehenden Verfassung sich gestalten müßte, wobei insbesondere auf Mähren und Schlesien Rücksicht zu nehmen wäre. Danach kann kein Zweifel darüber bestehen, wie Prinz Schwarzenberg das „Versöhnungswerk" zwischen Deutschen und Tschechen auffassen würde. Er hegt denn auch vor Allem den Wunsch, daß die böhmischen Großgrundbesitzer in voller Uebereinstimmung mit dem „tschechischen Volke" handeln. Daß die Deutschen den ihnen hingeworfenen Fehdehandschuh muthig und zuversichtlich aufnehmen, erhellt deutlich aus ihrem ganzen Verhalten, dem soeben auch die Hochschullehrer Deutschlands in einer imposanten an die deutsche Universität in Prag gerichteten Kundgebung zugestimmt haben.

Zu pessimistischen Betrachtungen bot auch das langsame Vorrücken der Friedensverhandlungen in Konstantinopel Anlaß. Allerdings muß in Erwägung gezogen werden, daß selbst die dringendsten Angelegenheiten von Seiten der ottomanischen Pforte nicht mit dem ihnen gebührenden Eifer betrieben und erledigt zu werden pflegen. Daß die europäischen Mächte nach wie vor in allen wesentlichen Punkten des zwischen Griechenland und der Türkei abzuschließenden Friedensvertrages einig sind, ist in bestimmter Form aus den verschiedenen Hauptstädten gemeldet worden. Auch konnte die russische Note an die Großmächte, in der diesen eine schärfere Haltung empfohlen wird, um die Türkei zu rascher Annahme der Friedensbedingungen zu bewegen, in Konstantinopel nicht ohne Wirkung bleiben. Die Mächte halten aber daran fest, daß Thessalien, abgesehen von der Ueberlieferung einiger für die Türkei strategisch wichtigen Punkte, bei Griechenland verbleibt, das, ohne territoriale Einbuße zu erleiden, aus dem von ihm heraufbeschworenen Kriege hervorgehen, aber verpflichtet sein soll, dem Sieger eine angemessene Kriegsentschädigung zu gewähren.

Was die Insel Kreta betrifft, so soll dieselbe unter Wahrung der Suzeränetät des Sultans die verheißene Autonomie erhalten. Allerdings wird die Ausführung dieser Reformen Schwierigkeiten bereiten, wie denn bereits die Wahl des Gouverneurs sich als eine keineswegs leichte Aufgabe erwiesen hat. Als der Name des früheren Schweizer Bundespräsidenten, Numa Droz, in diesem Zusammenhange genannt

wurde, mußten zugleich Bedenken auftauchen, ob der ehemalige Vorsitzende des armenischen Comités, der doch der Türkei gegenüber eine durchaus nicht freundliche Stellung eingenommen hatte, die geeignete Persönlichkeit für einen Posten sei, auf dem es vor Allem darauf ankommen wird, zwischen der mohammedanischen und der christlichen Bevölkerung Kreta's zu vermitteln. Obgleich daher bis in die jüngste Zeit behauptet wurde, Herr Numa Droz habe die Zustimmung aller Mächte gefunden, so konnte doch als feststehend gelten, daß die Einmüthigkeit der Großmächte, die in allen wesentlichen Punkten der orientalischen Angelegenheit thatsächlich vorhanden ist, in Bezug auf die Ernennung des Gouverneurs der Insel Kreta von Anfang an nicht bestand. Insbesondere hält auch die deutsche Reichsregierung daran fest, daß auf einem für die Durchführung der geplanten Reformen so wichtigen Posten nur eine gegen jeden Verdacht der Parteilichkeit geschützte Persönlichkeit Ersprießliches zu wirken vermag. Da die österreichisch-ungarische Regierung ihre Zustimmung von derjenigen aller übrigen Mächte abhängig machte, wird die Candidatur des früheren Schweizer Bundespräsidenten um so weniger aufrecht erhalten werden können, als sie nur geeignet wäre, bei der ottomanischen Pforte neues Mißtrauen zu erwecken und den günstigen Verlauf der Friedensverhandlungen zu verzögern.

Das Verhalten der Türkei bei diesen hat zwar mit Recht Anfechtung erfahren. Immerhin fehlt es nicht an „mildernden Umständen". So muß mit der türkischen Volksstimmung gerechnet werden, da nicht geleugnet werden kann, daß durch die Siege des türkischen Heeres in der mohammedanischen Welt eine Erregtheit hervorgerufen worden ist, die sich gerade gegenüber der christlichen Bevölkerung des türkischen Reiches in verhängnißvoller Weise Luft machen könnte, falls die ottomanische Pforte sich um alle Früchte ihrer Waffenerfolge gebracht sehen sollte. Deshalb nicht minder als vom Gesichtspunkte der Gerechtigkeit muß Gewicht darauf gelegt werden, daß alle billigen Ansprüche der Türkei Befriedigung finden, zu denen allerdings die Abtretung Thessaliens oder auch nur eines Theiles dieser Provinz nicht gehört. Da nun der Sultan mit den Empfindlichkeiten seiner Unterthanen rechnen muß, erscheinen gewisse Verzögerungen in Konstantinopel immerhin verständlich. Den Vertretern der Großmächte wird es aber obliegen, diese „retardirenden Momente" zu beseitigen und unter Abwägung aller Culturinteressen im Oriente ein dauerndes Friedenswerk zu schaffen.

Literarische Rundschau.

Seeck's Geschichte des Unterganges der antiken Welt.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte des Unterganges der antiken Welt. Von Otto Seeck. Erster Band. Berlin, Siemenroth & Worms.

Wie es Länder gibt, die trotz anerkannter Bedeutung in den Betracht weiterer Kreise nur so weit gezogen werden, als den gegebenen Umständen nach unvermeidlich ist, wie z. B. Rußland trotz seiner Machtfülle sehr viel unbekannter ist und aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannter bleiben wird als Italien — so haben gewisse Geschichtsabschnitte sich außer Stande gezeigt, die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gebildeten dauernd auf sich zu ziehen. Hierher sind unter Anderem das letzte Capitel der Geschichte des Alterthums und die ersten Abschnitte der Geschichte des Mittelalters zu zählen. Wichtigkeit und Wirkung dieser Perioden bestreitet Niemand — die Zahl Derer, welche von denselben mehr wissen als für das Verständniß der Gesammtgeschichte erforderlich war, ist aber nichtsdestoweniger eine beschränkte. Ueber Miltiades und Themistokles, Alexander den Großen und die Diadochen, Cassius, Brutus und die römischen Kaiser der beiden ersten Jahrhunderte weiß jeder Schüler leidlichen Bescheid zu geben, indessen seine tüchtigsten Lehrer in Verlegenheit gesetzt werden können, wenn über Constantin den Großen und Eusebius oder über Rufinus und Stilicho genauere Auskunft verlangt wird. Und doch sind Gibbon und Montesquieu ihrer Zeit ebenso viel gelesen worden wie Mommsen, Max Duncker und Curtius, und doch bietet der Zusammenbruch der antiken Welt ebenso reiches Interesse wie die Periode ihres Glanzes und ihrer Größe. Zum einen Theil trägt der complicirte Charakter und die Durchsichtigkeit der erstgenannten Perioden, zum andern Theile die Unerfreulichkeit derselben die Schuld daran, daß sie über den ersteren vernachlässigt zu werden pflegen. „Il n'y a en général que les conceptions simples, qui s'emparent de l'esprit du peuple," hat Tocqueville einmal gesagt, und das gilt von geschichtlichen „Conceptionen" ebenso wie von logischen. Die Hauptsache ist freilich, daß auf die meisten Menschen leuchtende Bilder stärkere Anziehungskraft üben als dunkel gefärbte Gemälde, und daß man lieber bei den Glanz- und Höhepunkten menschlicher Entwicklung als bei ihren Niedergängen verweilt. Darüber, auf welcher Seite die größere Lehrhaftigkeit liegt, wird gestritten werden können; über die Sache selbst sind verschiedene Meinungen ebenso ausgeschlossen wie über ihre Unabänderlichkeit.

Mit dem Vorstehenden ist angedeutet, warum es für Bücher wie das oben genannte eines ist, schwer hält, die Theilnahme weiterer Leserkreise zu erobern. An und für sich betrachtet besitzt das Seeck'sche Werk die Mehrzahl der dazu erforderlichen Eigenschaften. Die Darstellung ist von einer Frische und Lebhaftigkeit, die allein durch

das Selbstvertrauen und den Muth übertroffen wird, mit welchem der Verfasser seinem schwierigen Gegenstande zu Leibe geht. Von den Zuständen, die Constantin der Große von seinem Vorgänger Diocletian überkam, und von den Mitteln, mit welchen er dieselben in die Hand zu nehmen und zu beherrschen wußte, wird ein Bild von überraschender Klarheit und Anschaulichkeit entworfen und dabei von den Mitteln moderner Beleuchtungstechnik so erfolgreicher Gebrauch gemacht, daß über diese wenig bekannte Periode neues Licht verbreitet zu sein scheint. Den Muth seiner Meinung bethätigt der Verfasser sowohl durch die Unerschrockenheit, mit welcher er complicirte Probleme auf einfache Formeln bringt, vergangene Dinge statt mit den alten mit modernen Namen bezeichnet und antike Erscheinungen durch Heranziehung zeitgenössischer Analogien zu verdeutlichen sucht, als durch die Unbedenklichkeit, mit welcher an die Stelle hergebrachter Urtheile über Personen und Einrichtungen neue, abweichende Auffassungen und Charakteristiken gesetzt werden. Es gilt das insbesondere von der Person Constantin's, der nach Seeck's Meinung den Namen des Großen in der That verdient hat und der nach intellectueller und moralischer Beschaffenheit ein ganz Anderer und in vielfacher Rücksicht ein Größerer und Besserer gewesen sein soll, als gemeinhin angenommen worden. Die Sicherheit, mit welcher der Verfasser gleich zu Anfang die künstliche und verwickelte Staats- und Erbfolgeordnung des von Diocletian geschaffenen Doppelimperiums und die verschiedenen zur Kaiserbestallung erforderlichen Acte auseinanderzusetzen weiß, wirkt auf den unbefangenen Leser so gewinnend, daß derselbe dem beherzten Führer bereitwillig durch die gewundenen Gänge der Laufbahnen Constantin's und seiner Vorgänger und Genossen folgt, und daß er von dem Bilde des ersten christlichen Imperators zunächst den Eindruck einer Porträtähnlichkeit empfängt, die zu genauerer Betrachtung einladet. Besonders wirkungsvoll erscheinen dabei die Ausführungen über den religiösen Standpunkt des kaiserlichen Convertiten. Nach Seeck's Auffassung ist Constantin nicht der Heuchler, für den er gegolten, sondern der in dem Aberglauben seiner Zeit stecken gebliebene Sohn einer Uebergangsperiode gewesen, die es zu halbwege verständiger Auffassung des Christenthums und seiner sittlichen Forderungen überhaupt nicht gebracht hatte. Daß dieser Erklärung der Persönlichkeit Constantin's ein größeres Maß psychologischer Wahrscheinlichkeit zur Seite steht als der überkommenen Auffassung, wird nicht wohl bestritten und des Weiteren eingeräumt werden können, daß der Verfasser die Charakteristik des ersten christlichen Kaisers zu den gelungensten Partien, ja zu den bleibenden Resultaten seines Werkes zählen darf. Gegen die Meinung, als ob es zu den Zeiten Constantin's ein anderes als das diesem Herrscher zugänglich gewordene Christenthum überhaupt nicht gegeben habe, wird freilich Verwahrung eingelegt werden müssen. Den Glaubens- und Bildungsstandpunkt eines Theiles der höfischen Bischöfe und ihrer Gläubigen mag der Verfasser richtig bezeichnet haben: den großartigen Hintergrund, auf welchem diese Staffagefiguren sich bewegen, und die treibende Kraft der mächtigsten aller jemals vorgekommenen geistigen Bewegungen ignorirt er dagegen so vollständig, als ob sie überhaupt nicht vorhanden gewesen wäre. Schon aus diesem Grunde entbehrt das von ihm entworfene Zeitbild der Perspective, welche den Zusammenhang der Dinge verdeutlicht und für die richtige Vertheilung von Licht und Schatten sorgt. Kein Zweifel, „daß Schaudern der Menschheit bestes Theil ist", und daß Schauder vor der Verödung der alten Welt und Entsetzen vor der unaufhaltsamen Macht der neuen Lehre die vornehmsten Ursachen der von Constantin durchgeführten Umgestaltung und die Hauptmotive seines Handelns gewesen sind. Mit dem „Schauder" allein ist die durch das Christenthum bewirkte Erneuerung der Culturwelt indessen nicht zu erklären. Hätte lediglich *ein* Aberglaube dem *anderen* gegenüber gestanden und das Christenthum des Constantinischen Zeitalters nicht mehr als die Religion der Furcht vor einem neuen Dämon bedeutet, so läge ein Räthsel vor, das kein Oedipus zu rathen vermöchte. Es hätte von dem Verfasser zum mindesten *angedeutet* werden

müssen, daß zwischen Wesen und Außenseite der neuen Religion ein tiefgehender Unterschied obwaltete. Mit dem Vorbehalt weiterer Erörterungen über das damalige Kirchenthum ist der beirrende Eindruck, den das an die Spitze der Darstellung gestellte Bild macht, noch nicht aufgehoben; gerade wegen seiner ungemeinen Anschaulichkeit erscheint dieses Bild geeignet, den Leser auf falsche Fährte zu bringen.

Ueber den wissenschaftlichen Unterbau des Werkes wird der Verfasser sich mit der Fachkritik auseinanderzusetzen haben. Seinen gelehrten Apparat hat er in ein Ergänzungsheft zum ersten Bande verwiesen, das für uns nicht in Betracht kommt. Die Punkte, bei denen die Kritik einsetzen wird, lassen sich indessen auch von ungelehrten Lesern errathen. Dieselben dürften vornehmlich in den Abschnitten 3, 4 und 5 der zweiten Hälfte des Buches, beziehentlich in den kühnen, wirkungsvoll vorgetragenen Hypothesen zu suchen sein, welche der Verfasser über die „Ausrottung der Besten" und die „Entvölkerung des Reiches" aufstellt. Unter den Voraussetzungen, von denen er dabei ausgeht, stellen einzelne sich bereits dem ersten Blick als unhaltbar dar. Bei der Behauptung, daß „von sämmtlichen Völkern der Erde keins älter ist als das andere, weil alle demselben Mutterschoß oder denselben Entwicklungsursachen ihre Entstehung verdanken", und daß es demgemäß bloße „Phrase" sei, „von dem Altern und Tode der Nationen zu reden" — bei dieser Behauptung ist der springende Punkt übersehen worden, die Thatsache nämlich, daß bei Individuen wie bei Völkern Altern und Tod nicht sowohl durch die Zahl zurückgelegter Lebensjahre als durch Verschiedenheiten der Lebenskraft und Lebensführung bedingt werden. Im Völkerleben wie im Einzelleben kommen greisenhafte Jünglinge und jugendkräftige Greise häufig genug vor, um die Gleichaltrigkeit als eines unter mehreren Momenten aufzuweisen. Wenn der Verfasser weiter behauptet, während der in Rede stehenden Periode sei jeder Fortschritt der heidnischen wie der christlichen Speculation von denjenigen Provinzen ausgegangen, in welchen eine tiefe Schicht semitischen Volksthums mit einem dünnen Firniß griechisch-römischer Bildung überkleidet war, so macht er sich einer Uebertreibung schuldig, die vom Irrthum kaum zu unterscheiden ist. Unseres Wissens sind die berufenen Kirchenhistoriker neuerer Zeit (darunter so verschieden gestimmte Forscher wie Harnack und Sohm) darüber einig, daß das christliche Dogma „die letzte große Hervorbringung des hellenischen Geistes gewesen ist, und daß dieser Geist auch jenseits der dabei maßgebenden drei ersten Jahrhunderte dem Dogma das entscheidende Gepräge gegeben hat". Und was vollends die in die Periode Constantin's fallende Ausbildung des Kirchenrechtes anlangt, so hat diese sich fast ausschließlich in den abendländischen Provinzen des römischen Reiches vollzogen, in denen ein „semitisches Volksthum" nicht vorhanden war. Nach Sohm's treffender Bezeichnung ist aber gerade „das angeblich göttliche Kirchenrecht zur Grundlage des Katholicismus geworden". Mit der Unbedingtheit, mit welcher Seeck es ausspricht, wird der vorherrschende Einfluß des semitischen Geistes auf alle nicht zur „Nichtigkeit" verurtheilten Hervorbringungen der Zeit mithin nicht behauptet werden können. — Ebenso bestreitbar erscheinen die Aufstellungen des Verfassers über die letzten Absichten des Begründers der römischen Monarchie. Daß den ersten Cäsaren „vor der in ihre Hand gelegten ungeheuren Macht gegraut habe", wird eingeräumt werden können; von dieser Einräumung bis zu dem Satze, daß Augustus und Tiberius beflissen gewesen, „den Reichsadel zur Freiheit in der Monarchie zu erziehen", sich durch den Senat „beschränken zu lassen" und den Mitgliedern desselben volle Unabhängigkeit des Handelns zu sichern, ist der Weg indessen ein zu weiter, als daß der Leser sich an die Seite des Verfassers stellen könnte. Uebertroffen wird die Kühnheit dieser Hypothesen durch gewisse Aufstellungen des fünften Abschnittes. Der Verfasser will die „Entvölkerung des Reiches" aus der „Selbstmordmanie" der späteren Römer, aus dem dieser (angeblich) verwandten Martyriums-Fanatismus der Christen und aus der „allgemeinen Abneigung gegen die Kinderzeugung" erklären. Allen Ernstes behauptet Seeck, daß „die sittlichsten Männer der Kaiserzeit und die

christlichen Lehrer dem Vernichtungsdrange die Parole gaben", und daß sie dadurch diesem unverstanden im Volke waltenden Triebe die theoretische Rechtfertigung zu Theil werden ließen! Die Behauptung, daß die Herrschaft elementarer Naturgewalten durch Ueberschwänglichkeiten einer idealistisch verbildeten Minderheit zeitweilig außer Kraft gesetzt werden könne, nimmt sich in unseren demokratischen, mit der Brutalität der Massen nur allzu genau bekannten Tagen unbegreiflich aus, doppelt unbegreiflich im Munde eines Historikers und Zeugen der vor offenen Thüren geführten Verhandlung über den Stillstand der Natalität in Frankreich. Für Fragen, wie die vorliegende eine ist, hat Schopenhauer's Satz, daß die Capitel der Völkergeschichte nur durch die Namen und Jahreszahlen verschieden sind, unbedingte Geltung. Erscheinungen physiologischer Natur aus anderen als den allgemeinen, alle Zeit geltend gewesenen Gründen erklären, und idealistische Motive an die Stelle wirthschaftlicher setzen, heißt die Continuität der menschlichen Entwicklung und ihrer Existenzbedingungen verkennen.

Dem Interesse und der Bedeutung des Seeck'schen Werkes hat durch die vorstehenden Randglossen kein Eintrag gethan werden sollen. Auf den Antheil weiterer Kreise hat dieses Werk wegen der lebensvollen Frische der Darstellung, des Scharfsinnes und Geschickes, mit welchem der Verfasser verwickelte Probleme zu lösen und wenig gekannte Zeitläufe verständlich zu machen verstanden hat, so directen Anspruch erworben, daß die Vorbehalte, welche in demselben gemacht wurden, geradezu eine Empfehlung des Buches einschließen. Als außerordentlich gelungen dürfen ferner die Ausführungen über das Wirthschaftsleben der germanischen Völker und über die Gründe ihrer Wanderlust bezeichnet werden. Diese Vorzüge sind als entscheidende anzusehen. Sieht man von den Arbeiten ab, welche der nationalen Geschichte neuerer und neuester Zeit gewidmet sind, so hat die heutige historische Literatur nicht allzu zahlreiche Erscheinungen aufzuweisen, welche Bedürfniß und Geschmack nicht gelehrter Leser in Betracht ziehen und zugleich wissenschaftliche und literarische Leistungen bedeuten. Daß die „Geschichte des Unterganges der antiken Welt" in letzterer Rücksicht bemerkenswerth ist, daß sie zu den Büchern gehört, die man zu Ende liest, hat den Lesern dieser Zeitschrift, die den Verfasser aus manchem ebenso geistvollen wie vortrefflich geschriebenen Beitrag längst kennen und schätzen gelernt haben, ausdrücklich gesagt werden sollen. Hinter dem Buche steht eben eine Persönlichkeit, und das ist mehr, als von der Mehrzahl moderner historischer Schriften gesagt werden kann.

— r —

Graf Reinhard.

[Nachdruck untersagt.]

Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild (1761—1837). Von Wilhelm Lang. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Bamberg, Buchner's Verlag (R. Koch). 1896.

Die Leser der „Deutschen Rundschau" erinnern sich ohne Zweifel noch der inhaltreichen und unterrichtenden Aufsätze, in denen Wilhelm Lang einzelne Abschnitte aus dem buntbewegten Leben des Grafen Reinhard geschildert hat, jenes eigenartigen Deutsch-Franzosen, der vierzig Jahre lang Frankreich diente und doch zugleich ein Bürger war jener geistigen Republik deutscher Nation, die in Goethe ihr ungekröntes Oberhaupt verehrte. Die hier und anderwärts veröffentlichten Aufsätze, berichtigt und ergänzt durch unermüdliche und ergebnißreiche Forschungen, hat Lang zu einem voll und breit ausgeführten Lebensbilde abgerundet, dessen Hintergrund deutsches und französisches Geistesleben in dem halben Jahrhundert von 1780 bis 1830 ausmacht. Wohlwollend und liebevoll würdigt Lang seinen Helden; niemals aber vergißt er, daß Reinhard nicht zu jenen Männern gehörte, die den Bau ihres Lebens mit starker Hand selbst zimmern; ein schwerblütiger Schwabe, schwärmerisch und trübsinnig, aber zugleich weich und lenksam, hat Reinhard alle Zeit durch große Ereignisse, wie die französische Revolution, oder durch starke und überlegene Persönlichkeiten, wie Napoleon und Talleyrand, den Gang seines Lebens willig sich vorzeichnen lassen. So führt das Schicksal den schwäbischen Pfarrerssohn aus der Enge der Maulbronner Klosterschule und des Tübinger Stiftes, wo er mit Schiller dichtet und mit Rousseau schwärmt, durch das Land der neuen Héloïse nach Bordeaux in die sinnlich-heiteren Kreise der Girondisten, deren revolutionäre Begeisterung den weltbürgerlichen Deutschen dämonisch hinreißt und fesselt. In der Revolution sieht er die Sache der Menschheit, zu deren Dienste er sich früh geweiht hat; er träumt sich als Vermittler zwischen dem Volke seiner Geburt und dem Volke seiner Neigung, und er erläutert den Deutschen die Revolution, wie er den Franzosen die Philosophie Kant's verständlich zu machen sucht. Einer jener kenntnißreichen und arbeitsamen Deutschen, wie sie in den französischen Kanzleien des achtzehnten Jahrhunderts immer willkommen waren, dient er dann der Republik als Diplomat in London und Neapel, in Hamburg und Florenz, endlich gar als Minister des Auswärtigen in Paris, mit derselben Treue und Hingebung, mit der er später dem Kaiserreich in Jassy und Kassel, den Bourbonen in Frankfurt a. M., der Juli-Monarchie in Dresden gedient hat.

Das Räthsel eines solchen Charakters und einer solchen Laufbahn findet seine Lösung in der Zeit und in der Herkunft Reinhard's: der Weltbürger, der sich eines Tages gelobte, für Frankreich zu leben und zu sterben, aber zugleich ein Deutscher zu bleiben, konnte nur in der geistigen Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts, der Rousseau's Gedankenarbeit den unterscheidenden Charakter gegeben hatte, und nur auf schwäbischem Boden gedeihen, wo deutscher Sondergeist von je seine üppigsten Blüthen entfaltet hat. Es ist der Schüler Rousseau's, wenn Reinhard im Jahre 1786, an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, in Vevey in schwermüthigen Selbstbetrachtungen die Leere und das Elend seines Lebens verzweifelnd beklagt — ganz wie in demselben Jahre 1786 ein anderer Schüler Rousseau's, der jüngste Lieutenant Frankreichs, Napoleon Bonaparte, in der kleinen Garnison Valence seinen bis zum Gedanken des Selbstmordes gesteigerten Lebensüberdruß aufzeichnet. Und es ist abermals der Schüler Rousseau's und der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, der in doctrinärer Ueberhebung vor den hellen Lehren

der Wirklichkeit sein Auge verschließt und jedes Bedenken gegen die absolute Wahrheit seines Systems mit den Worten abweist: „Die philosophische Erhebung über die Zufälligkeiten der Geschehnisse schlägt jede Zweifel zurück.“

Reinhard ist ein durch und durch unpolitischer Kopf, dem selbst, wie seinem Jahrhundert zumeist, die Gabe versagt war, historisch zu denken; aber er ist eine tiefinnerliche, philosophische und ästhetische Natur, offen und empfänglich für jede Regung des reichen Geisteslebens seiner Tage, wie er denn selbst, unter dem Einfluß Goethe's und der Romantiker, die Wandlung vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert noch in sich vollzogen hat.

Es versteht sich, daß ein so vortrefflicher Kenner des Schwabenlandes wie Wilhelm Lang den Zusammenhang zwischen der Eigenart Reinhard's und dem Stammescharakter seiner Landsleute recht wohl erkannt hat, aber er stellt ihn doch, wie die politischen Momente, im Vergleich zu der überreichen Entfaltung des allgemeinen geistigen Lebens etwas in den Hintergrund. Vielleicht hätte auch hie und da ein strafferes Zusammendrängen der zuweilen allzu breit fließenden Erzählung genügt, um die beherrschenden Gedanken mehr hervortreten zu lassen. Mit Genugthuung aber dürfen wir gleichwohl feststellen, daß wir, wie die Biographie des französischsten unter den Staatsmännern der Revolution und Napoleon's, in dem geistvollen Werke der Lady Blennerhassett über Talleyrand, so nun auch die Biographie Reinhard's, des in Art und Unart deutschesten jener Staatsmänner, einer deutschen Feder verdanken.

P. Bailleu.

ρ. **Hölderlin's gesammelte Dichtungen.** Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Hyperion. Empedokles. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Hölderlin ist eine der tragischen Gestalten der deutschen Literatur. Seinem Landsmann Schiller in jugendlicher Begeisterung anhängend und von diesem freundlich gefördert, eine zartbesaitete Natur, voll hohen, edlen Schwunges und ganz erfüllt von dem griechischen Schönheitsideal, unglücklich im Leben und im Lieben, hat er in frühen Jahren schon dichterischen Ruhm gewonnen, um, noch bevor er das Mannesalter ganz erreicht, in geistige Nacht zu versinken und von diesem Zustande bloßen Hinvegetirens erst als Greis erlöst zu werden. Aber in seiner Dichtung lebt er als Jüngling für uns fort, und man weiß nicht, ob man sein Schicksal beklagen darf, wenn man wahrnimmt, daß die Liebe der Leser und das Interesse der Literarhistoriker sich ihm immer aufs Neue zuwendet. Nach dem ausgezeichneten Werke „Friedrich Hölderlin's Leben" von Carl C. T. Litzmann (Berlin, Wilhelm Hertz 1890) erhalten wir nun von dessen Sohn, dem Bonner Professor Berthold Litzmann, der zum Theil auch hierfür noch die Vorarbeiten des Vaters benutzen durfte und diese durch umfassendes Studium der Handschriften beträchtlich erweitert hat, eine neue Ausgabe von Hölderlin's Dichtungen, die von irgend einer früheren weder in der Genauigkeit des Textes noch in der Vollständigkeit der ersten Fassungen zum Hyperion und der Bruchstücke des „Empedokles" erreicht worden. Die beiden, sehr hübsch ausgestatteten Bände reihen sich dem verdienstlichen Unternehmen der „Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur" an, die jedem Bücherfreunde die Möglichkeit gewährt, mit den bescheidensten Mitteln einen reichen classischen Hausschatz zu erwerben.

βλ. **Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber.** Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Es ist ein guter Gedanke gewesen, diesen echten Volksdichter dem Volke zugänglich zu machen. Die Lieferung für 40 Pfennig sind die Werke des österreichischen Dichters genau nach dem Plane, den er selbst einige Wochen vor seinem Tode sich zurecht gelegt hatte, in zehn Bände eingetheilt, zu dieser Gesammtausgabe vereinigt, deren äußere Ausstattung alles Lob verdient. Mit Ausnahme vielleicht von des Dichters Bildniß, das uns nicht gefallen will. Anton Bettelheim's Einleitung folgen die Beiträge zur Selbstbiographie aus dem Nachlaß Anzengruber's. „Ich beneide Diejenigen," sagt er 1883, „die ein freundliches Loos ein Leben wie aus einem Stücke führen ließ, die ohne Wahl und Qual aus dem Schatze der Erinnerungen schöpfen und dabei gewiß sein können, im Erreichten nur Gewolltes, im Erlebten nur ihrer Eigenart Angepaßtes aufzugreifen .... Ich beneide sie, ohne es ihnen zu mißgönnen; ich möchte es nur auch so gut haben." Er hat es nie so gut gehabt. Die Liebe zur Mutter war das stärkste und wohl das einzig beseligende Gefühl seines Lebens. Aus ihrer liebevoll sorgenden Hand gerieth er in die des Schicksals, das nicht milde mit ihm verfuhr. Allein er durfte nicht klagen, denn die Kunst ließ ihn mit einem durchschlagenden Erfolg beginnen. Alle Leistungen Anzengruber's sind nicht auf der Höhe des „Pfarrers von Kirchfeld" geblieben, aber in voller Schaffenskraft hat der Fünfzigjährige geendet. Das Volk und die Zeit, deren Kämpfe er theilte, und denen er tief ins Herz geblickt hat, werden sich ihres großen und wahren Dichters erinnern, wenn künstlich zu lauten Ehren gebrachte Namen längst wieder verklungen sind.

αδ. **Wandern und Weilen.** Gedichte von Otto Frommel. Kassel, Fischer & Co. 1897.

Daß es im deutschen Dichterwalde heute aus allen Zweigen schalle, kann man nicht behaupten. Im Gegentheil ist wohl jede andere Dichtungsart stärker vertreten, als die reine Lyrik. Um so lieber begrüßen wir die Erstlingsgabe eines jungen Poeten, der derselben Familie angehört, die Deutschland zwei namhafte Maler und den jüngst verstorbenen Prediger und Dichter Emil Frommel geschenkt hat. Die einfachen Lieder des jüngsten künstlerischen Gliedes der reich begabten Familie sind mit den theologischen Interessen weniger eng verknüpft als die Schöpfungen von Emil Frommel, aber auch sie sind Zeugnisse eines schönen und reichen Gemüthslebens. Ein lebendiger Naturſinn spricht aus den beschreibenden Gedichten, und noch höher stellen wir diejenigen, denen ein episches Motiv ein festeres Gerüste gibt, an dem die Empfindung sich aufrichtet. Auch die sociale Frage spielt in der Sammlung eine Rolle, so in der „Arbeiterfrau", den „Großstadtkindern". Einzelne Nummern haben uns an Ada Negri erinnert, so das „Todtengericht", bei dem die Leiche der Armen zu dem jungen Geistlichen spricht:

Ihr ließt versinken mich in Kampf und Noth.
Nun singt Ihr Psalmen, da ich kalt und todt.
Gefangen war ich, hungrig, blind und bloß,
Doch Niemand kam und linderte mein Loos.
Und Niemand hielt mich werth des Bruderblicks,
Nun stellt Ihr an den Sarg das Crucifix.

Aehnlich ergreifende Bilder wird der Leser noch viele finden und wird dem Zeugniß glauben, das der Dichter sich selbst ausstellt:

Ich dank es Gott, daß er mir Thränen gab
Für fremdes Elend; daß er frohes Lachen
Mir gab beim Anblick rother Menschenwangen,
Daß er ein Mitgefühl mir gab mit Schwachen.

Möge der jüngste Sproß der Familie Frommel sich ähnlich kräftig wie jene älteren Glieder entwickeln. Der Bund der Religion mit der Poesie wird heute seltener geschlossen, als vordem, aber wo er geschlossen wird, erinnert er an bessere Zeiten.

γ. **Tiroler Kriegslieder** aus den Jahren 1796 und 1797. Gesammelt und zur Jahrhundertfeier herausgegeben von J. E. Bauer. Innsbruck, Edlinger. 1896.

Im Jahre 1796 und 1797 ward Tirol zweimal, von Norden und Süden her, mit einem Einbruch der Franzosen bedroht, entging aber beide Male — theils durch eigene Kraft, theils durch eine Wendung auf dem Hauptkriegsschauplatze — der Gefahr. Aus jener Zeit sind nicht wenige Kriegslieder (theils auf Flugblättern, theils handschriftlich) erhalten, und sie hat nun J. E. Bauer in einem Bändchen von 162 Seiten herausgegeben. Die Verfasser sind nicht immer zu ermitteln gewesen; darunter sind aber zu finden Hormayr, der bekannte Geschichtschreiber; Rinna, Hofrath an der Hofkammer zu Wien; Primisser, Schloßhauptmann zu Ambras; der Baron Giovanelli, einer der Helden von 1809; Weißenbach, Arzt zu Telfs im Oberinnthal; Rigler, Jesuit und Gymnasialdirector in Innsbruck; Staudacher, Chordirigent, und Andere. Vieles von den Liedern ist Spreu; einige sind aber wirklich volksthümlich gehalten und des Aufbewahrens werth, wie S. 4 Staudacher's in der That stimmungsvoller Aufruf: „An die frischen Tiroler" — „auf, frische Tiroler, auf, spannt Eure Büchs! Schießt nieder Franzosen wie Hasen und Füchs! Schießt ihnen auf d' Nasen, schießt ihnen auf d' Hax; Acht werden sie denken: Tiroler sind wax (= schneidig)!" Als Beweggründe der Erhebung erscheinen wie 1703 und 1804 Reichstreue, Vaterlandstreue, Frömmigkeit, Sorge für Weib und Kind. In literarischer Hinsicht sind die Einflüsse von Gleim (S. 5 ff.) und Klopstock (S. 3 eine alkäische Ode von Rinna) spürbar; daneben begegnen die steifen Alexandriner Opitz'schen Angedenkens; endlich ertönen volksthümliche Accorde. Der Herausgeber verdient Dank für die Sammlung selbst; seine Erklärungen aber sind recht dürftig und werden nicht einmal in Tirol selbst genügen, geschweige auswärts.

βλ. **Les grandes journées révolutionnaires.** Histoire anecdotique de la convention nationale. Par Paul Gaulot. Paris, Plon 1897.

Der Verfasser dieses schön ausgestatteten und mit Illustrationen versehenen Bandes hat sich mit einem früheren Werk, „La vérité sur l'expédition du Mexique", einen akademischen Preis verdient. Dieses Mal hat er sich begnügt, längst Bekanntes und oft Erzähltes in eine neue Form zu gießen. Die bescheidene Versicherung der Vorrede, es sei einiges Neue zur Geschichte des Conventes geboten, ist in keiner Weise durch den Text gerechtfertigt. Wer nur einigermaßen mit der Geschichte der französischen Revolution vertraut ist, wird in den Abschnitten über das Ende des Königs, der Königin, der Girondisten, der Hebertisten, Danton's, Robespierre's, Fouquier-Tinville's, in der Abhandlung über Ludwig XVII. die peinliche Schilderung scheußlicher Verbrechen und unmenschlicher Grausamkeiten, aber kaum etwas finden, was nicht besser und gründlicher durch Andere erzählt worden wäre.

πβ. **Bonaparte et Hoche en 1797.** Par Albert Sorel de l'académie française. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1896.

Der Jüngsten Einer unter den vierzig Unsterblichen Frankreichs, Albert Sorel, zeichnet hier mit sicherer Hand zwei Charakterstudien, nicht Parallelen in Plutarch's Weise, sondern Gegensätze, so schroff, wie sie nur die Verschiedenheit zweier Rassen hervorbringen kann: Napoleon Bonaparte, den „ganz römischen, ganz cäsarischen Genius", Lazare Hoche, „von allen Helden der Revolution am vollständigsten, am gründlichsten Franzose". Von Hoche erwartete das französische Volk, so zeigt Sorel, die Verwirklichung seiner drei Ideale, die sich unversöhnlich doch ausschlossen und gegenseitig vernichtet haben: Freiheit, Republik, Rheingrenze. Daher seine Volksthümlichkeit, die ein jäher Tod steigert, während seine unfertigen Züge von der Legende leicht und rasch verklärt werden. Aber den nationalen Helden verdrängt die universale Gestalt des Corsen, der sich Frankreichs bemächtigt und mit der Revolution sich identificirt, der reichsten und gewaltigsten Kraft, welche die Geschichte je entfesselt hat. Wie man sieht, hat Sorel, namentlich für seine Schilderung Napoleon's, manchen charakteristischen Zug von dem großen Meister Taine entlehnt, und was er selbst dazu gethan hat, der Versuch, Napoleon dem großen Friedrich als Schüler zuzuschreiben, wird man schwerlich für gelungen gelten lassen. Was aber sein Werk auch vor Taine auszeichnet, ist, neben der mit seinem Künstlersinn durchgeführten Gegenüberstellung von Hoche und Bonaparte, die große historische Auffassung der Darstellung des entscheidungsvollen Jahres 1797, das durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor und durch den Frieden von Campo Formio der inneren wie der äußeren Entwicklung Frankreichs die Richtung bestimmte. Die Verflechtung dieser Ereignisse, die Wechselwirkung der Parteikämpfe im Innern und des Krieges in Italien, erläutert Sorel in klarer und anschaulicher Weise, und wenn er einerseits den Sieg der Republikaner in Frankreich billigt, so ist er andererseits unbefangen genug, als verhängnißvolle Rückwirkung davon den Sieg der Eroberungspolitik am Rhein und in Italien anzuerkennen. Frankreichs gegenwärtiger Unterrichtsminister, Herr Rambaud, hat vor Jahren einmal die Friedensschlüsse von Campo Formio und Luneville gefeiert und alles Unheil in der Welt davon abgeleitet, daß man Frankreich „seinen Rhein und seine Alpen", die es damals errungen, nicht habe gönnen mögen. Sorel weist überzeugend nach, daß der Friede von Campo Formio bereits den Keim aller folgenden Kriege in sich schloß, und daß sein Urheber, Napoleon, damit schon die Bahn betrat, „die ihn nach Madrid und nach Moskau und von Moskau nach St. Helena führen mußte". So erhebt sich Sorel's Werk, ein glänzendes Erzeugniß der zugleich wissenschaftlich und künstlerisch ausgezeichneten Geschichtschreibung des gegenwärtigen Frankreich, über den nationalen Standpunkt hinaus zur Höhe weltgeschichtlicher Betrachtungsweise.

πβ. **Waterloo.** Par Louis Navez. Deuxième édition entièrement refondue et considérablement augmentée, contenant 14 photogravures

d'après des photographies de l'auteur, 2 cartes et une réduction photolithographique de la Notice historique de Craan. Bruxelles, Lebègue et Cie. 1896.

Die Bedeutung dieser Darstellung der Schlacht von Belle-Alliance liegt in der Verwerthung der localen belgischen Quellen und in der anschaulichen, durch Photographien erläuterten Schilderung jener Oertlichkeiten, an denen die Armeen Wellington's und Blücher's das letzte Heer Napoleon's vernichteten. Ein Mangel ist die ungenügende Benutzung der neueren Forschungen deutscher Historiker, deren Ergebnisse die schärfere Fassung und Lösung mancher Streitfrage ermöglicht hätten. Vortrefflich dagegen und besonderer Anerkennung würdig ist der Charakter des Buches: gleich unparteiisch für die Sieger wie für die Unterlegenen, wendet sich der Verfasser gegen französische Flunkereien ebenso wie gegen englische Ungerechtigkeiten, und kein deutscher Geschichtschreiber könnte die Tapferkeit und Manneszucht der preußischen Truppen und die fortreißende Energie ihres Führers warmherziger rühmen, als dieser belgische Historiker. Wir danken dem Verfasser den seltenen Genuß, einmal in französischer Sprache ein Geschichtswerk zu lesen, das den 18. Juni 1815 als den Tag feiert, an dem der freiheitliebende Genius der Germanen über die freiheitsmörderischen Instincte der lateinischen Rasse siegte.

δq. **Fürst Bismarck und der Bundesrath.** Von Heinrich von Poschinger. Erster Band: Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes (1867—1870). Zweiter Band: Der Bundesrath des Zollvereins (1868—1870) und der Bundesrath des Deutschen Reiches (1871—1873). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897.

In der langen Reihe gleichartiger, schriftstellerischer Publicationen ist der Herr Verfasser nun zu dem Bundesrathe gelangt, dessen erste beiden jetzt vorliegende Theile eine Anzahl fernerer Bände erwarten lassen. Es ist ein chronologisch angeordneter Ueberblick, welcher die Arbeiten des Bundesrathes (des Norddeutschen Bundes zunächst und weiterhin des Deutschen Reiches) uns vergegenwärtigt, als Vorbereitung oder Ergänzung für die daneben laufenden Verhandlungen des norddeutschen (und deutschen) Reichstages. Die an sich etwas nüchterne Arbeit wird belebt durch einzelne der Privatcorrespondenz und ähnlichen Quellen entnommene Denkwürdigkeiten und Notizen (so die Privatbriefe des anhaltischen Staatsministers Sintenis aus den Anfängen des Norddeutschen Bundes). Diese wiederum hängen sich an die kürzeren oder längeren biographischen Mittheilungen über die sämmtlichen Mitglieder des Bundesrathes, von den leitenden preußischen Ministern bis herab zu den kleinsten Geheimräthen und den Bevollmächtigten der kleinsten Bundesstaaten. Auch Zeitungsnotizen, Anekdoten u. dgl. werden verwendet, um in dieses Einerlei etwas Abwechslung und Unterhaltungsstoff zu bringen. Der ausgesprochene Zweck des Werkes ist in der That, die Männer, die im Dunkel des Bundesrathes gearbeitet haben und zum großen Theile bereits vergessen sind, dem Gedächtniß der Gegenwart zurückzurufen — während die Männer des Reichstages von vornherein den Vorzug genossen haben, im Lichte der Oeffentlichkeit zu wirken, und durch manche Schriften neuerdings, zusammen mit dem Reichstage seit seinen Anfängen, zumal als Mitarbeiter des ersten Reichskanzlers, dem Bewußtsein wieder lebendig geworden sind.

βλ. **Die Stellung der Studenten zu den social-politischen Aufgaben der Zeit.** Vortrag von Professor Dr. Lujo Brentano. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1897.

Am 15. Januar 1897, zur Eröffnung der Thätigkeit des socialwissenschaftlichen Vereins von Studirenden an der Universität München, wurden diese kurzen, aber inhaltschweren Worte vom berühmten akademischen Lehrer an seine lieben Commilitonen gerichtet. Seine Worte galten vor Allem der Abweisung des Vorwurfes, als ob der akademischen und der Jugend überhaupt in öffentlichen Fragen „ein stumpfes Gesättigtsein und ein charakterloses Streberthum" zur Last gelegt werden könne. Nein, erwidert Professor Brentano. Diejenigen, die das sagen, sind Anhänger einer Partei, die des jugendlichen Nachwuchses entbehrt, des alten Liberalismus, der auf einer optimistischen Weltanschauung beruht; er hielt alle Menschen für gleich gut und vortrefflich; er war mit anderen Worten bei J. J. Rousseau in die Schule gegangen, und nachdem er Schutt und Plunder mit dankenswerther Energie weggeräumt hatte, führte er zur unumschränkten Herrschaft der wirthschaftlich Starken, und an diesem Sieg ging er zu Grunde. Die Arbeiter dankten ihm die rein theoretische Anerkennung nicht und kündigen der Großindustrie die Heerfolge. Die Landwirthschaft wandte sich von seinen unfruchtbaren Negationen ab. Wen sonst der Schuh drückte, machte es ebenso. Die auf Grund einer gemeinsamen Weltanschauung einst vorhandenen politischen Ideale haben ihre parteibildende Kraft verloren, die Parteien beginnen, sich im öffentlichen Leben auf Grundlage der privaten Sonderinteressen neu zu gruppiren. Den ökonomischen Doctrinen droht die Gefahr, sich, von diesen Sonderinteressen beirrt, der obersten Aufgabe der Wissenschaft zu entziehen und selbst Partei zu werden, statt durch Beobachtung der Einzelerscheinungen zu allgemeinen Sätzen zu gelangen. „Je mehr die Menschen sich um ihre Sonderinteressen scharen," schließt der Professor, „desto mehr werden Sie das Banner der Interessen des Ganzen hoch zu halten haben." Es klingt fast wie eine Predigt, und ihr ist nur zu wünschen, daß sie von den Commilitonen nach Gebühr beherzigt werde.

βλ. **Emile Zola.** Pages choisies des Auteurs contemporains. Par Georges Meunier. Paris, Armand Collin et Cie. 1897.

Der Herausgeber dieses Bandes einer Serie, von welcher wir bereits Gustav Flaubert und die Goncourts besprochen haben, ist kein

überzeugter Anhänger der Kunst von Zola. „Ein ruhiger Glaube an die Kräfte des Lebens", eines durch die umgebende Natur bedingten Lebens, das ist die Achse, um welche nach G. Meunier das ungeheure Rad der Production von Zola sich dreht. Die wissenschaftliche Beobachtung hat ihn gelehrt, daß jede Regung der Seele eine mehr oder minder starke Reaction auf das Nervensystem, auf die Functionen des animalischen Lebens ausübt: die Phasen der inneren Entwicklung, die mit den Sinnen nichts zu thun haben, läßt er abseits liegen. Die freie Selbstbestimmung ersetzt der Determinismus, die Menschen kämpfen unbewußt gegen die physiologischen Einflüsse der Heredität und des „milieu", und es ist nicht der Wille, sondern die physische Veranlagung, die nach den Gesetzen der Fatalität über ihr Thun und Lassen entscheidet. So gestellt vollzieht sich die Deutung des Problems gegen die denkende und fühlende zu Gunsten der brutalen und verkommenen Menschheit. Mit vollem Recht erinnert die Theorie von Zola Herrn Meunier an die Verachtung der Vernunft, die, vom anderen Pol des Denkens ausgehend, bei Pascal sich findet. Er aber baute die Größe des moralischen Seins auf den Ruinen des Fleisches und verwies auf das Geheimniß jener höheren Ordnung, die den Menschen zur Heiligkeit erzieht. Das Gegengift nach der Lectüre von Zola ist im „Discours sur les passions de l'amour" gegeben. Der Autor von „Nana", der unermüdliche Biograph des Instinctes und der Selbstsucht in ihren mannigfachsten Manifestationen, hat während fünfundzwanzig Jahren diejenige schöne Literatur beherrscht, die von der Menge gelesen sein wollte. Er hat das nicht nur durch seine niedere Psychologie, sondern auch durch außerordentliche Gaben der Form und der Darstellungskunst erreicht. Der Zukunft wird er Culturmaterial liefern. Sie dürfte die Generationen kaum beneiden, die ihn bewundernd verschlungen haben.

βλ. **Der Nietzsche-Cultus.** Von Ferdinand Tönnies. Leipzig, Reisland. 1897.

Die vorliegende Abhandlung entspringt eigentlich dem Bedürfniß, Abbitte zu thun für die Jugendschwärmerei, die der Verfasser den ersten Werken Nietzsche's entgegenbrachte. Seine gereifte Erkenntniß spricht er in den Worten aus: „Die Darsteller der charakteristischen Lehren Nietzsche's haben solche zu ernst und zu wichtig genommen." Als „System", wie sie von Frau Andreas-Salomé genannt worden, sind sie nichts. Das System ist nur ein Hexensabbat von Gedanken, Ex- und Declamationen, von Wuthausbrüchen und widerspruchsvollen Behauptungen, dazwischen viele Geistesblitze, leuchtend und blendend. Ernst und wichtig mögen diese Lehren genommen werden, insofern sie geeignet sind, unbesonnenen, untritischen Lesern die Köpfe zu verwirren und zu verdrehen — sie können in der That berauschend und betäubend wirken im schlimmsten Sinne. In diesem Sinne hat ihnen Nietzsche selbst in seiner besseren Zeit das Urtheil gesprochen: „..... Wie die Wilden jetzt schnell durch das ‚Feuerwasser' verdorben werden und zu Grunde gehen, so ist die Menschheit im Ganzen und Großen langsam und gründlich durch die geistigen Feuerwässer trunken machender Gefühle und durch die, welche die Begierde danach lebendig erhielten, verdorben worden: vielleicht geht sie noch daran zu Grunde." Diese Befürchtung Nietzsche's unterschätzt den gesunden Menschenverstand, der ihn corrigirt und überlebt hat.

βλ. **Giuseppe Fumagalli,** „Chi l'ha detto?" Tesoro di Citazioni italiane e straniere de origine letteraria e storica. Seconda Edizione. Ul. Hoepli. Milano. 1896.

Im September 1894 erschien diese Sammlung geflügelter Worte, die erste in italienischer Sprache. Bereits drei Monate später war kein Exemplar der ersten Auflage mehr zu haben. Sie umfaßt alle historischen oder literarischen Citate, die auf antike oder moderne Autoren, auf Aussprüche bekannter oder berühmter Persönlichkeiten zurückgeführt werden können. Nach Büchmann's Vorbild vermied es auch Fumagalli, sprichwörtlich gewordene Redensarten und volksthümliche Aussprüche anzuführen, für welche die Quellen nicht mehr nachzuweisen sind. Ein dreifacher Index der Autoren, der Sentenzen und des wichtigsten Inhalts derselben erleichtert den Gebrauch der Sammlung. Alle diese Vorzüge sind in der zweiten, vermehrten und verbesserten Auflage erhalten: den Einwürfen der Kritik dagegen hat der Verfasser wenig Rechnung tragen zu sollen geglaubt. Sie bezogen sich auf seine Methode, die meisten der Citate durch einige erläuternde Worte mit einander zu verbinden, und auf zahlreiche Entlehnungen aus Operntexten. Einige derselben hat er allerdings gestrichen, die meisten aber stehen gelassen, weil sie den Italienern geläufiger als viele der angeführten classischen Aussprüche sind, und Fumagalli sein Buch nicht für die Gelehrten, sondern für das große Publicum geschrieben hat. Seiner Reichhaltigkeit und der Sorgfalt wegen, mit welcher alle Citate auf ihre Quellen zurückgeführt sind, verdient es die Anerkennung, die ihm allerseits gezollt worden ist. Interessant ist es, zu sehen, daß die Bibel und Dante den reichsten Beitrag geliefert haben. Es folgen Horaz, Virgil, Petrarca, Metastasio, Cicero, Manzoni, Tasso, Giusti, Ovid, La Rochefoucauld, Seneca, Voltaire, Leopardi, Ariost, Alfieri, Juvenal, Shakespeare, Foscolo, Monti, Carducci, Parini u. s. w. Fumagalli's „Chil l'ha detto" steht den besten deutschen, französischen und englischen Sammelwerken ebenbürtig zur Seite und wird allen Freunden italienischer Literatur und italienischen Geistes unentbehrlich sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andler. — Les origines du socialisme d'état en Allemagne. Par Charles Andler. Paris, Félix Alcan. 1897.

Anzengruber. — Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Bis zur 19. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Zweite Auflage. Münden in Hannover, Reinhold Werther. 1897.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Baye. — Souvenir d'un couronnement impérial. Moscou. Mai 1896. Par le Baron de Baye. Paris, Librairie Nilsson. 1897.

Bergmann. — Die Wacht an der Reichsgrenze. Roman von R Bergmann. Leipzig, Georg Wigand.

Bigelow. — History of the German struggle for liberty. By Poultney Bigelow, B. A. Illustrated with drawings by R. Caton Woodville and with portraits and maps. In two volumes. New York, Harper & Brothers Publishers. 1896.

Birt. — 1797 und 1897. Eine Rede zur Centenarfeier von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1897.

Bourgeois. — L'éducation de la démocratie française. Par Léon Bourgeois. Paris, Edouard Cornély. 1897.

Conrad. — Shakespeares Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild. Von Hermann Conrad. Stuttgart, J. B. Metzler. 1897.

Crusius. — Eine Ethik des Geschlechtslebens von O. Crusius. Mit einem Vorworte von Eduard August Schröder. Berlin, Carl Duncker. 1897.

Crüwell. — Die Beziehungen König Gustafs III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich. Von Dr. G. A. Crüwell. Berlin, Alexander Duncker. 1897.

Das Museum. Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Zweiter Jahrgang. Bis zur 10. Lieferung.

Denis und Solvay. — Gesellschaftlicher Comptabilismus. Von Ernest Solvay. — Check- und Clearing-Verkehr beim österreichischen Postsparkassen-Amt und Gesetzes-Vorschlag für Belgien. Von Prof. Hector Denis. Brüssel, Institut des sciences sociales. 1897.

Deutsche Nationalfeste. — Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Erstes und zweites Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1897.

Doniol. — M. Thiers. — Le comte de St.-Vallier. — Le général de Manteuffel. — La libération du territoire 1871—1873. Documents inédits. Par Henri Doniol. Paris, Armand Colin et Cie. 1897.

Drewke. — Die natur- und kulturgemäße Umgestaltung der Lehrerbildung. Von H. Drewke. Bielefeld, A. Helmich.

Düwell. — Shakespeare-Studien. I. Hamlet. — Romeo und Julia. Von Fritz Düwell. Leipzig, August Schupp. 1897.

Ebner-Eschenbach. — Am Ende. Scene in einem Aufzuge. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Eduard Bloch.

Erbe. — Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung von Karl Erbe. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Freimuth. — Bim! baum! Helfe Dir Gott aus Deinem Traum! Ein Beitrag zur Klärung des Urtheils über G. Hauptmann's deutsches Märchendrama „Die versunkene Glocke". Von W. Freimuth. Berlin, Juffinger. 1897.

Gossler. — Wilhelm der Grosse in seinen Beziehungen zur Kunst. Rede bei der Jahrhundertfeier der königlichen Akademie der Künste vom 20. März 1897 gehalten von Gustav v. Gossler. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1897.

Grünhagen. — Zerboni und Held in ihren Conflicten mit der Staatsgewalt. 1796—1802. Nach archivalischen Quellen von Dr. C. Grünhagen. Berlin, Franz Vahlen. 1897.

Haarhaus. — Auf Goethe's Spuren in Mittelitalien. Mit einer Karte von Julius R. Haarhaus. Leipzig, C. G. Naumann. 1897.

Hartmann. — Das allgemeine Wahlrecht. Eine Studie über seine politische Bedeutung. Von Dr. A. Hartmann, Amtsrichter. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly). 1897.

Hecker. — Die italienische Umgangssprache in systematischer Anordnung und mit Aussprachehülfen dargestellt von Dr. Oskar Hecker. Braunschweig, George Westermann. 1897.

Heinrich. — Von echtem Schrot und Korn. Vier Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit. Von Hermann Heinrich. Berlin, Fischer & Franke. 1897.

Hering. — Welche Aufgabe hat die preußische Volksschule gegenüber den socialistischen Irrthümern und Entstellungen? Von W. Hering. Bielefeld, A. Helmich.

Hoffmann. — Doge und Dogaressa. — Signor Formica. Zwei italienische Novellen von E. T. A. Hoffmann. Neue Ausgabe für Büchorliebhaber. Berlin, Fischer & Franke.

Huch. — Erzählungen von Ricarda Huch. I. Der Mondreigen von Schlaraffis. II. Teufeleien. Leipzig, H. Haessel. 1897.

Josephy. — „Helena". Roman von Karl Josephy. Bern, Neukomm & Zimmermann. 1897.

Kaden. — Volksthümliches aus Süditalien. Von Woldemar Kaden. Leipzig, C. G. Naumann. 1896.

Kaeding. — Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographiesysteme. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Lieferung 3 und 4. Steglitz, Selbstverlag des Herausgebers. 1897.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft. Mit Abbildungen. Lieferung fünf und sechs. Berlin, Franz Lipperheide. 1897.

Kawerau. — Hermann Sudermann. Eine kritische Studie von Woldemar Kawerau. Magdeburg und Leipzig, Walther Niemann.

Klassischer Sculpturenschatz. Herausgegeben von F. v. Reber und A. Bayersdorffer. Bis zum 14. Heft. München, F. Bruckmann A.-G. 1897.

Koch und Vogt. — Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Bis zum neunten Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Korff. — Aus Baltien. Kleine Erzählungen und Humoresken von Iwan Korff. Berlin, Richard Taendler. 1897.

Lanzky. — Sophrosyne. Neue Gedichte von Paul Lanzky. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1897.

Launay. — Chez les Grecs de Turquie. Le pays et les mœurs. Par L. Launay. Paris, Edouard Cornély. 1897.

Lewes. — Lord Byron. Von Dr. Louis Lewes. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Linsemann. — Die Theaterstadt Berlin. Eine kritische Umschau. Von Paul Linsemann. Mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. Berlin, Richard Taendler. 1897.

Marcuse. — Photographische Bestimmungen der Polhöhe. Von Dr. Adolf Marcuse. Berlin, Ferd. Dümmler. 1897.

Meißner. — Geistesstrahlen aus Goethe's Gesprächen. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Meißner. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröding. 1897.

Meyer's Reisebücher. — Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Michael. — Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael. Zweite, unveränderte Auflage. Bis zur fünften Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Müller. — Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig von Sophus Müller. Bis zur achten Lieferung. Strassburg, Karl J. Trübner. 1897.

Neef. — Primula veris. Gedichte von Gotthold A. Neef. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson's Verlag. 1897.

Nietzsche. — Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1876—1880. — Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1881—1885. (Werke. Band XI und XII.) Leipzig, C. G. Naumann. 1897.

Novicow. — L'avenir de la race blanche. Critique du pessimisme contemporain par J. Novicow. Paris, Félix Alcan. 1897.

Perri. — Les criminels dans l'art et la littérature par Enrico Perri. Traduit de l'italien par Eugene Laurent. Paris, Félix Alcan. 1897.

Pert. — La camarade. Par Camille Pert. Paris, H. Simon's Empis. 1897.

Prévost. — Der verschlossene Garten. Roman von Marcel Prévost. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Hedwig Landsberger. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Prévost. — Fleurette. Von Marcel Prévost. Autorisirte Uebersetzung von Emil Zitarsky. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Rabelais et l'œuvre de Jules Garnier. Première livraison. Paris, E. Bernard et Cie. 1897.

Reich. — Volksthümliche Universitätsbewegung. Von Dr. Emil Reich. Bern, Steiger & Co. 1897.

Reiser. — Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgaus. Aus dem Munde des Volks gesammelt von Dr. Karl Reiser. Bis zum neunten Hefte des ersten Bandes. Erstes Heft des zweiten Bandes. Kempten, Jos. Kösel.

Reissmann. — Was wird aus unserer deutschen Musik? Von Dr. August Reissmann. Berlin, M. Driesner.

Remer. — Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Von Paul Remer. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Rictus. — Les soliloques du pauvre. Par Jehan Rictus. Troisième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1897.

Robran. — Abschied und andere Novellen von Paul Robran. Leipzig, C. Staackmann. 1897.

Rossi. — Utopie und Experiment. Studien und Berichte von Dr. Giovanni Rossi, nebst Artikeln von Sestilio Rossi, Filippo Turati u. v. a. Gesammelt und übersetzt von Alfred Sanftleben. Zürich, A. Sanftleben. 1897.

Rudolf. — Herzblut. Gedichte von Julius Rudolf. Zürich, Albert Müller. 1897.

Samson-Himmelstjerna. — Die westöstlichen Kontraste. Von H. von Samson-Himmelstjerna. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Scharrenbroich. — Erlaubtheit des Selbstmordes! Dargestellt nach den Lehren des Philosophen Seneca von Franz Scharrenbroich. Rheinbach b. Bonn, Literarisches Bureau. 1897.

Schomacker. — Bunte Märchen. Von Hanna Schomacker. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Fock.

Schultz. — Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1815 unter Berücksichtigung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse in Deutschland. Von Ferdinand Schultz. Zweiter Band. Dresden, L. Ehlermann. 1897.

Schwelb. — Kynast. Ein Sang aus Rübezahl's Bergen von Karl Schwelb. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1896.

Séailles. — Les affirmations de la conscience moderne. Par Gabriel Séailles. Paris, Union pour l'action morale. 1897.

Seidlitz. — Die Entwicklung der modernen Malerei. Von W. v. Seidlitz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Seignobos. — Histoire politique de l'Europe contemporaine. Evolutions des partis et des formes politiques. 1814—1896. Par Ch. Seignobos. Paris, Armand Colin et Cie. 1897.

Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Erster und zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Spaet. — Die geschichtliche Entwicklung der sogenannten hippokratischen Medicin im Lichte der neuesten Forschung. Eine geschichtlich-medicinische Studie. Von Dr. Franz Spaet. Berlin, S. Kargen. 1897.

Springborn. — Hertus Monte. Eine Erzählung aus Altpreußens Vorzeit von M. Springborn. Berlin, Wilh. Schultze. 1897.

Stein. — Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Socialphilosophie und ihre Geschichte von Dr. Ludwig Stein. Stuttgart, Ferdinand Encke. 1897.

Stein. — Vorlesungen über Aesthetik von K. Heinrich von Stein. Nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet. Stuttgart, J. G. Cotta. 1897.

Stenzel. — Gustav Adolf Harald Stenzel's Leben. Von Karl Gustav Wilhelm Stenzel. Mit Portrait. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1897.

Stern. — Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft. Von Dr. med. Wilhelm Stern. Berlin, Ferd. Dümmler. 1897.

Storck. — Otto von Leixner. Eine Studie von Karl Storck. Berlin, Schall & Grund.

Straß. — Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. Von Rudolph Straß. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Subhadra Bhikschu's buddhistischer Katechismus vor dem Forum der Vernunft und Moral. Von einem anderen Bhikschu. Rheinbach b. Bonn, Literarisches Bureau. 1897.

Szterényi. — Industrie, gewerbliches und commercielles Unterrichtswesen in Ungarn. Von Josef Szterényi. Budapest, Brüder Klein. 1897.

Thalmayr. — Goethe und das classische Alterthum. Die Einwirkungen der Antike auf Goethe's Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters, dargestellt von Dr. Franz Thalmayr. Leipzig, Gustav Fock. 1897.

Thoreau. — Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. München, Johann Palm.

Tschechoff. — Ein Zweikampf. Erzählung von Anton Tschechoff. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Korfiz Holm. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Tschechoff. — Russische Liebelei. Novellen von Anton Tschechoff. Aus dem Russischen übersetzt von L. Flachs-Fotschaneanu. München und Leipzig, August Schupp. 1897.

Varnhagen. — Werder gegen Bourbaki. Der Kampf des vierzehnten deutschen Korps gegen die französische Ostarmee im Januar 1871. Dargestellt von Dr. Hermann Varnhagen. Berlin, Schall & Grund.

Verus. — Vergleichende Uebersicht (vollständige Synopsis) der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut. Von S. E. Verus. Leipzig, P. van Dyk. 1897.

Viebig. — Rheinlandstöchter. Roman von C. Viebig. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Vincent. — Ame d'artiste. Par Jacques Vincent. Paris, Librairie Plon.

Vogel. — Woraus sie tranken! Feuchtfröhliche Verse von C. Vogel zu keramischen Bildern von R. Pichler. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Wagner. — Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers von Dr. Adolf Wagner. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1897.

Walcker. — Die Interessenkämpfe der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, der Klein-, Mittel- und Grossstädte. Wirthschaftsgeschichtliche Studien und Betrachtungen von Dr. Karl Walcker. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. 1897.

Waliszewski. — Pierre le Grand. L'éducation, l'homme, l'œuvre. D'après des documents nouveaux. Par K. Waliszewski. Paris, Librairie Plon. 1897.

Wassermann. — Die Juden von Zirndorf. Roman von Jacob Wassermann. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Wedekind. — Die Fürstin Russalka. Von Frank Wedekind. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Wegener. — Der Südpol. Die Südpolarforschung und die deutsche Südpolar-Expedition. Von Dr. Georg Wegener. Berlin, Hermann Paetel. 1897.

Weiss. — Trübungen. Verse und Prosa in Auswahl. Von Emil Rudolf Weiss. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Werner. — Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben von R. Werner. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1897.

Wilbrandt. — Hildegard Mahlmann. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Willmann. — Geschichte des Idealismus. Von Otto Willmann. Dritter Band. Der Idealismus der Neuzeit. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1897.

Wirtner. — Geschichte und Theorie der Kälteerzeugung. Von Dr. C. G. v. Wirtner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Wolf. — Geschichten aus Tirol. Von Carl Wolf. Dritte Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger. 1897.

Wrede. — Blaue Novellen von Friedrich Fürst Wrede. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1897.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Mamsell Biene.

Novelle

von

Ilse Frapan.

[Nachdruck untersagt.]

Frau de Yongh war sehr befriedigt von Allem, was sie gesehen hatte. Die einfenstrigen Zimmervierecke, die blanken Küchen, die Vorplätze vor jeder Wohnung und das Ganze in einem gewissen scherzhaften Puppenstubenstil — es war zugleich rührend und anheimelnd! Als dann aber ihre Führerin, Frau Paulsen, sie darauf aufmerksam machte, daß jede Stiftsbewohnerin auch einen eigenen kleinen Keller besitze, da wurde sie ernsthaft. „Nein, beste Frau, das muß ich sagen, da bekommt man das Verstummen! Da haben Sie Großes geleistet! So etwas nenn' ich wahre Humanität. Denken Sie nur, für die Milch im Sommer und so weiter! Wundervoll!"

Frau Paulsen senkte den Kopf; es lag eine große Bescheidenheit in ihren Bewegungen, auch in ihrem schwarzen, unauffälligen Anzug: „Ja, aber das ist nur im neuen Stift, leider. Unsere Insassen im alten Hause haben das nicht." Sie hüstelte verlegen und deutete auf einen kleinen grauen Bau mit vielen Fenstern: „Sehen Sie, nicht mal kellerhohl! Hätt' ich lieber dies zuerst gezeigt, nicht, Thekla?" Damit wendete sie sich um und bemerkte, daß Thekla sich noch nicht in Hörweite befand und unter ihrem breitrandigen, phantastisch aufgebogenen Strohhut ein ziemlich gelangweiltes Gesicht zeigte.

Frau de Yongh schritt mit schwunghaften Gebärden die ausgetretenen Stufen des alten Hauses hinan: „Nein, — wie interessant!" klang ihre laute Stimme herunter, — „dieser Gegensatz nun wieder! Aber hier ist eine Thür; soll ich wohl hineingehen, Frau Paulsen?" Ein wenig keuchend war Frau Paulsen ihr gefolgt, nicht ohne sich oft nach der hübschen, gelangweilten Thekla umzusehen. Ein halbdunkler Gang that sich jenseits der Thür auf.

„Dürfen wir Sie einen Augenblick stören?" damit klopften sie vorsichtig an eine zweite innere Thür, die langsam geöffnet wurde. Eine Frau, deren Miene leutseligste Herablassung ausdrückte, erschien mit einer Weintraube in der Hand: „Tag, Frau Paulsen! Na, was machen Sie denn noch? Kommen

Sie man dreist rein, mich stören Sie weiter nich. Sie haben wohl Besuch mit, nich? Tag, Madam, freut mich sehr! Nehmen Sie doch Platz, Madam. Aha, da is auch Fräulein Thekla — Fräulein Paulsen, wollt ich sagen! Nee, nu muß ich doch meinen Sohn rufen, der wird mir sonst böse zu!"

Ein langer junger Mensch mit neugierigen Augen, wie seine Mutter, dienerte herein. „So, na, was malen Sie denn? Der junge Mann will gern Maler werden," lächelte Frau Paulsen ermuthigend.

„So? Maler? das ist viel!" bemerkte Frau de Yongh.

Der junge Mann gähnte, ohne die Hand vorzuhalten; dabei starrte er das hübsche Fräulein in der enganliegenden englischen Toilette an. „Ich kann Ihnen ja mal was zeigen. Gemacht hab' ich das ja nu, das is all recht gut, aber man weiß ja nich, was man dafür kriegt."

„Sehr richtig," bemerkte Frau de Yongh; „Sie scheinen praktischer Natur zu sein, vielleicht werden Sie doch lieber was anderes. Die Kunst geht nach Brot heutzutage."

„Mutter, kannst mal meine letzte Zeichnung hergeben," sagte er nachlässig, „Fräulein Paulsen versteht da was von."

Die Mutter brachte ein Blatt mit einer Bleistiftzeichnung, einer Vignette. Als Frau Paulsen sie lobte, ward sie von der stolzen Mutter auf die Schulter geklopft: „Und das is gar nich leicht, nich? Ach, bitte, Frau Paulsen, sagen Sie ihm mal, daß das gar nich leicht is! Er wollt' da noch erst Weintrauben rum machen, — na, die kann man ja aufessen, das is ja nich weggeschmissen. Wie is es mit die Wohnung, Frau Paulsen? Kriegen wir ihr? komm ich in das neue Stift zu wohnen? achhott, gewiß sind Sie bloß darum 'raufgekommen? is es so weit?"

Frau Paulsen konnte sich der Händedrücke und des Schulterklopfens kaum erwehren, während Thekla mit kurzem, etwas schnippischem Kopfnicken sich zurückzog. Der zukünftige Maler begleitete sie bis an die Treppe und drehte dabei einen Schnurrbart, der nicht da war.

„Da wohnt Frau Trapp," flüsterte die schüchterne Führerin, „sie soll etwas leicht sein, ihr Jung tanzt auf dem Theater, und die Tochter lernt Plätten; wollen Sie sie lieber nicht sehn?"

Frau de Yongh zog die Augenbrauen hinauf: „Oh, warum nicht! Wenn Sie sie hier dulden" — —

Frau Paulsen räusperte sich, murmelte etwas von Armuth und Bedürftigkeit und klopfte an die nächste Thür.

Ein Kopf mit vielen gebrannten Löckchen fuhr heraus, ein mit einer losen Nachtjacke bekleideter runder Körper folgte: „Ach so, Frau Paulsen! Kenn' Sie den Augenblick gar nich," sagte Frau Trapp etwas verwirrt. „Nehmen Sie es nich übel, aber ich kann Ihnen nich näher bitten, ich hab' groß Reinmachfest, allens hulterdepulter."

Das Vorplätzchen stand voll Gerümpel; Frau Paulsen entschuldigte sich. „Na, Ihre Kinder, wo sind die denn? Die helfen wohl mit?"

Frau Trapp zuckte die Achseln. „Je, die sünd aus, da kann ich nich mit dienen. Warten Sie mal, ich kann Sie das sagen, wo die sünd! Heute

schmeißen die Confermanden Babongs in die Grabbel [1]), da werden sie woll achter an sein."

Frau Trapp warf Blicke nach ihrer Stubenthür, die deutlich ausdrückten, daß sie den Besuch los zu werden wünsche. Thekla betrachtete sie mit ironischem Zucken um den vollen Mund. „Tanzt Ihr Jung noch auf dem Theater, Frau Trapp?" fragte sie amüsirt. Der Lockenkopf auf dem dicken Rumpf fuhr hastig herum: „Ach nee, Fräulein, das nich, er hat sich nich wieder eingeschrieben, so groß muß doch woll die Luft zu's Theater nich sein. Es war'n ganzen netten Verdienst, sieben Mark achzig haben wir davor gekriegt." Sie blinzelte die Damen nach der Reihe herausfordernd an.

„Na und Ihre große Tochter läuft auch noch hinter den Bonbons her?" fragte Thekla mit spitzigem Lächeln; die Tante berührte mahnend ihren Ellbogen. Aber schon hatte Frau Trapp die Arme breit auf die Hüften gestemmt. „Achhott, Fräulein Paulsen, wie groß is sie denn? Nee, in Babongs und solche Sachen, da is sie noch das reinste Gör, das muß ich Sie man gradeaus sagen! Neulich sagt sie noch so zu mir: ‚Mama,' sagt sie, ‚wenn ich 'n Soldat seh, bün ich weg!' So'n Deern is das. Ja, da hat man sein' Spaß von, von die Kinder."

Frau de Yongh räusperte sich, Thekla wendete ihr lachendes Gesicht auf die Seite. „Na, adieu vielmals," begann Frau Trapp. Halb unschlüssig blieb die Vorstandsdame auf der ersten Treppenstufe: „Entschuldigen Sie, Frau Trapp, das Tuch, worin die Kuchen waren, wissen Sie — Sie haben es nicht zurückgeschickt, ich hatte Sie bitten lassen" — —

Mühsam entsann sich Frau Trapp des grauen Plaids; sie hatte ja keine Ahnung gehabt, sagte sie, daß es nicht zu den Kuchen gehörte, die Frau Paulsen ihr zu Ostern geschickt: „Achhott ja, wenn Sie das wieder haben müssen, denn kann ich das woll auch entbehren." Sie griff in einen Wäschekorb und wühlte darin. „Achhott ja, dann nehmen Sie das man, ich hatt' da man bloß ein büschen Plättzeug in eingesprengt." Sie wickelte ein Bündel auf. „Bloß, das muß ich Ihnen nu gradeaus sagen, mein Sohn hat das all voll kleine Löcher gerissen, das is jewoll von die Kuchen, die haben jewoll so spitze Ecken gehabt. Nich, daß Sie nu nachher sagen, ich hätt' das untergesteckt! Nee, ehrlich währt am längsten; is es nich wahr, Frau Paulsen?"

Etwas hastig warf die Vorstandsdame das Plaid über den Arm, dann stiegen die drei die letzte Treppe hinauf. Frau de Yongh beschäftigte sich eifrig mit ihrem Notizbüchelchen. „Wieviel Unterstützung bekommen diese Leute?" fragte sie mit lauter Stimme.

Die kleine schwarze Dame faßte erschrocken ihren Arm, das sanfte Gesicht erröthete: „Ich bitte Sie, beste Frau, wir sprechen draußen darüber; dies sind ja alles verschämte Arme."

Thekla lachte laut auf: „Gott, so furchtbar verschämt sind' ich sie nu grade nicht, Tante! ich würd' mir lang nicht soviel gefallen lassen wie Du." Frau

[1]) Kindern etwas in die „Grabbel" oder „Rappuse" werfen, damit sie darnach „grabbeln" (greifen) oder „rapsen" (grapsen) mögen.

Paulsen schüttelte den Kopf mit milder Mißbilligung, aber sie sagte nichts. Erst einige Schritte weiter auf der steilen Wendeltreppe, die ächzte und krachte, als ob sie sich gegen das Betreten wehren wolle, blickte sie ihre Begleiterin freundlich an: „So, jetzt kommt was Nettes, Frau de Yongh, das Netteste eigentlich von beiden Stiftungen. Wenn sie nur zu Hause ist! aber Mamsell Biene geht, glaub' ich, nie aus."

„Wer ist das?" fragte Frau de Yongh und hielt den Bleistift schreibbereit.

Thekla kicherte hinter ihr: „Ach, das ist Tantes Verzug; früher kannte ich sie auch, nannte sie immer Bienchen. Ob sie wohl noch ebenso aussieht wie voriges Jahr? Sie trägt nämlich Schmachtlocken!"

„Warten Sie nur," sagte Frau Paulsen, ohne auf die Nichte zu achten, und eine erwartungsvolle Freude spiegelte sich in ihren guten Augen, „die Leute sind so verschieden! Wir erziehen sie ja nicht. Aber mitunter ist Jemand dabei wie Mamsell Biene, — selten, sehr selten — wir halten viel von ihr — sie ist so anders — mit der kann man ein Wort sprechen — und ihre kleinen Stuben — — so gute Luft hier oben, nicht wahr?"

Das jauchzende Schmettern eines Kanarienvogels begrüßte sie bei ihrem Eintritt. Ein kleines, mageres Figürchen mit einem blassen, gewöhnlichen Gesicht kam ihnen schüchtern entgegen; sie war von ihrem Nähtisch aufgestanden, der unter dem Vogelbauer am Fenster stand.

„Nein, wie das niedlich bei Ihnen ist!" sagte Thekla und streckte die behandschuhte Rechte aus; „kennen Sie mich noch, Mamsell Bienchen?"

„Ordentlich rührend! Ampel mit Epheu, zwei Kallas, ein Geranienbaum — alles Mögliche, wirklich!" sagte Frau de Yongh, während sie abwechselnd umher blickte und notirte.

Frau Paulsen hielt die kleine, kühle Hand der Näherin fest und sprach angelegentlich mit ihr. Mamsell Biene blickte mit andächtiger Aufmerksamkeit zu ihr auf.

„O, danke Frau Paulsen vielmal, sehr gut geht es mir; meine Wenigkeit befindet sich jeden Tag besser! Wenn Frau Paulsen hier vielleicht sitzen gehn wollen? hier ist die schönste Aussicht. Oh gewiß, für Frau Paulsen kann ich immer noch Arbeit annehmen — und meine Bäume machen mir rechte Freude, man bloß die Kalla will nicht blühen, — wenn Frau Paulsen auch so gut wär' und mir sagen thäte, was ich dabei machen soll!"

„Nähen Sie noch immer Alles aus der Hand?" fragte Thekla scherzend. „Bienchen ist nämlich 'ne Sehenswürdigkeit, Frau de Yongh, sie kann die Nähmaschinen nicht ausstehen."

Frau de Yongh richtete ihre bebrillten Augen forschend auf die erröthende kleine Näherin, die wie beschämt den Kopf hängen ließ. „Wenn Fräulein Paulsen sie mal seh'n will, — ich hab' nu doch eine, — Frau Paulsen sind so gütig gewesen und haben mir zu einer verholfen; sie spart so manchen Stich" — —

Die Maschine ward bewundert, und Thekla bewunderte Mamsell Biene für ihre Liebe zum Fortschritt: „Nu seh'n Sie mal das Bienchen an! Sie wird noch ganz neumodisch! Bienchen, haben Sie Ihre schönen Locken

abgeschnitten? Sie standen Ihnen so gut! Legt Ihr Kanarienvogel noch Eier wie voriges Jahr? Aha, jetzt haben Sie 'n Männchen. Unser Bienchen wird immer feiner; findest Du nicht auch, Tante? Wollen Sie mir Flickstunde geben?"

Frau Paulsen sah verlegen und bekümmert auf die lebhaft Plaudernde, deren übermüthige Sicherheit ihr fast ebenso fremd war wie der kleinen Näherin. Mamsell Biene war durch Thekla und Frau de Yongh eingeschüchtert; jeder Satz kam geknickt oder zerbrochen heraus, sie machte ihnen einen einfältigen Eindruck. Frau de Yongh sprach das sogar ziemlich laut aus, als sie wieder hinab gingen.

„Gewiß eine gute Person, aber ziemlich beschränkt! Recht sauber, wirklich! Sie wohnt wohl schon eine Reihe von Jahren in dem Stift?"

Frau Paulsen biß sich ein paarmal auf die Lippen, ehe sie antwortete. Ein gezwungenes Lächeln erschien auf dem sanften Gesicht. „Seit zehn Jahren, Frau de Yongh. Sie hat eine traurige Kindheit gehabt, die Arme. Der Vater war ein Vagabund, vielleicht hat er sogar manchmal etwas weggenommen, es ist gern möglich! Lieber Gott, die Armuth!" seufzte sie entschuldigend. „Sie wurden einmal im kalten Winter hinter einer Hecke an der Landwehr gefunden, Frau de Yongh; Vater und Tochter lagen da, ganz erstarrt. Der Mann kam nicht wieder zu sich; das Kind wußte wenig von sich zu erzählen, es war schwach und elend, dreizehn Jahr alt und konnte weder lesen noch schreiben. Sie hatte noch nie gehört, daß es einen Gott gibt, Frau de Yongh, denken Sie sich. Ihren Namen haben wir ihr natürlich gelassen, aber wir wissen gar nicht, ob es nicht vielleicht ihr Zuname ist. Mit achtzehn fand sie ein Asyl in unserem Stift, die Beste, die Fleißigste von Allen!"

„Aha, nu kommt Tante auf ihr Lieblingscapitel!" rief Thekla lachend. „passen Sie auf, Frau de Yongh."

„Die Nähmaschine hat sie gleich erwähnt, aber nicht, daß sie sie schon bei Heller und Pfennig abgezahlt hat," sagte Frau Paulsen eifrig; „die Kommode, das Bett, die Stühle, der Nähtisch, der Schrank, Alles und Alles hat sie sich in diesen zehn Jahren verdient und angeschafft! Sie mag es gern nett haben, sie ist unermüdlich thätig, arglos wie Kinder; nein, wirklich, Thekla, ich mag es nicht gern seh'n, daß Du Dich über sie aufhältst! Wollte Gott, es gäbe recht viele so achtungswerthe Mädchen in der Welt, wie Mamsell Biene!"

„Wirklich rührend und interessant!" Frau de Yongh klopfte beruhigend auf Frau Paulsen's Arm. „Und jetzt wollen Sie sogar Flickstunde bei Ihrem Schützling nehmen, Fräulein Paulsen? Nein, die Hamburgerinnen *sind* praktisch, wirklich! Und wie Sie, Frau Paulsen, in jeder Weise für das Glück dieser Leute sorgen! Das ist keine kleine Ehre für Ihre Biene, denken Sie mal!"

Zum Abschiede schüttelte man sich kräftig die Hand: „Frau Paulsen, ich danke Ihnen, ich habe viel bei Ihnen gelernt."

Tante und Nichte waren schon ein paar Straßen neben einander hergegangen, als Thekla stillstand: „Geh' nur weiter, Tante, ich komm' Dir nach. Ich muß nun doch noch mal zu Biene rauf! Hab' ja die erste Stunde nicht weiter mit ihr abgemacht. Adieu so lange."

Sowie sie um die Ecke gebogen, begann Thekla sehr schnell zu gehen. Ihre Backen rötheten sich, sie athmete hastig, als ob das enge Kleid sie plötzlich beklemme. „Da bin ich noch mal, Biene!“ rief sie, als sie, ohne anzuklopfen, in das Stübchen der Näherin stürmte und in alle Ecken blickte: „Tantes Regenschirm ist nicht da? und auch kein fremder Mensch, wie ich sehe.“

Entschlossen und erregt faßte sie Mamsell Biene's Hand und zog die Erschrockene nach dem kleinen Haartuchsopha, wo sie sich mit ihr niedersetzte: „Kommen Sie mal her, Biene, ich muß Ihnen etwas sagen!“ Sie legte leicht den Arm um die Taille der Näherin.

„Biene, Sie sind ja 'ne tutige[1]) kleine Person, vor Ihnen brauch' ich mich doch nicht zu geniren, nicht? Also kurz und gut — es ist eine Liebesgeschichte! Sie waren gewiß auch schon mal verliebt, nicht? Nein? Na, denn kommt es noch! Aber warum zittern Sie denn so, kommen Sie mal her!“

Sie versuchte, die Näherin an sich zu drücken; Biene war über und über erröthet, zitterte und sagte nichts. Sie hatte sich vor dem schönen Fräulein, das so bestimmt auftrat, gefürchtet und wußte nun gar nicht, wie ihr geschah. Thekla senkte den Mund zu ihrem Ohr und flüsterte mit fliegendem Athem: „Liebes Bienchen, Tante ist dagegen, und wir können uns nirgends anders seh'n! Traurige Verhältnisse, wissen Sie, — das kommt ja vor. Halt, denk' ich, wenn ich sagte, ich will Flickstunden haben bei Mamsell Biene! Sehen Sie, so ist es gekommen! Sie geh'n die paar Stunden weg, nich, mein gute, kleine Deern? Ich hab' deshalb Tante gesagt, es müssen zwei Stunden hinter einander sein! Ihnen ist das ja egal! Sie verdienen 'n paar Mark an mir, so oder so“ — —

Biene war aufgefahren und hatte dabei unwillkürlich den sie lose umschlingenden Arm abgestreift. Mit ängstlichen Augen und hängenden Mundwinkeln blickte sie Thekla an: „Wenn Fräulein Paulsen so gut sein und sich 'n büschen deutlicher ausdrücken thäte! — Ich bin man schwer von Begriff! Ich sollte Fräulein Flickstunde geben und nu“ — —

Thekla's Gesicht färbte sich hochroth, sie zog die Stirn kraus und zuckte ungeduldig mit den Schultern. „Passen Sie auf,“ flüsterte sie ärgerlich, „hören Sie ordentlich zu: Also ich komme hierher und habe Flickstunde, und Sie gehen so lange spazieren! Verstehen Sie nu?“

Mamsell Biene zog die Oberlippe herab und biß dabei die Unterlippe ein, während ihre Augen groß und rund auf das vornehme Fräulein starrten.

„Gott, Biene, Sie machen ein Gesicht wie 'n Kaninchen!“ rief Thekla, in unwilliges Lachen ausbrechend; „verstehen Sie immer noch nicht?“

„Nein,“ murmelte die Näherin voll Beschämung.

„Oh, Biene, lassen Sie sich für Geld sehen!“ Thekla war aufgesprungen und stand mit forschenden Blicken vor der Anderen. „Ich glaube, Sie verstehen ganz gut, aber Sie thun nur so!“ Sie betrachtete die Uhr in ihrem Armband. „Ich will hier Jemand treffen und Sie geh'n so lange an die Luft. Das thut Ihnen auch gut!“ Thekla berührte leise mit dem Handschuh Biene's

[1]) harmlose.

Backe. Die Näherin schüttelte den Kopf, als wolle sie eine Fliege abwehren. „Hier bei mir?“ stammelte sie.

„Jawoll, hier in Ihrer kleinen niedlichen Stube! Wir machen Ihnen nichts entzwei, Biene; thun Sie nicht so bangebüxig; wir wollen uns nur mal jede Woche sprechen;“ das junge Mädchen glühte plötzlich auf, streckte den Arm nach der Näherin aus und that, als wolle sie den Kopf auf ihre Schulter legen. „Biene, seien Sie vernünftig, sagen Sie schnell ja, — Sie wissen nicht“ — —

Lieber Himmel, sie schluchzte! Biene gerieth in ungeheure Bestürzung. Das elegante Fräulein mit dem schönen Hut und dem Veilchenduft, der von ihren Kleidern ausging, schluchzte an Biene's Hals: „Wenn man unglücklich liebt! Aber unsere kleine Biene ist unsere Beschützerin, nicht? Oh, Biene, es ist solch 'n süßer Mensch!“

Die Näherin streichelte schüchtern Thekla's Kleiderärmel: „Bitte, Fräulein Paulsen, ich will ja mit Freuden — bloß — weil Sie von dem Geld sagten, für die Flickstunden — das, — nein, davon darf Fräulein Paulsen nicht wieder sprechen — das“ — —

Sie sah so verwirrt und unglücklich aus, daß Thekla's Schluchzen jäh abbrach und ein mitleidig übermüthiger Zug um ihren Mund erschien: „Gott, Biene, was sind Sie einmal überspannt! Wenn Sie weiter keine Schmerzen haben — denn machen wir das auf andre Weise gut.“

Biene machte wieder das dummliche Kaninchengesicht: „Und denn noch ein Theil, Fräulein Paulsen; wenn man bloß Frau Paulsen da nich bei beschummeln müßte! Wenn Fräulein ihr das sagen thäte!“

Thekla lachte hell auf, obgleich ihre Augen noch geröthete Lider hatten. „Oh, Biene, lassen Sie sich um Gotteswillen für Geld seh'n! Wenn Tante nicht voll von Vorurtheil und Ungerechtigkeit wär', denn wär' ja Alles nicht nöthig! denn könnten wir uns morgen verheirathen!“ Sie fächelte mit dem Taschentuch ihre heißen Backen. „Nein, das müssen Sie mir heilig versprechen, Biene, — stumm, wie das Grab! Geben Sie mir die Hand darauf, Ihre kleine fleißige Patsche, so! Darauf kann ich jetzt Häuser bauen, nicht, Biene?“ Sie umarmte sie noch einmal, ihr Gesicht leuchtete vor Triumph. „Und nun geben Sie mir einen von ihren Thürschlüsseln, ich weiß ja, Sie haben zwei. Und Donnerstag von zwei bis vier — schließen Sie zu und verduften ganz einfach, hören Sie, Bienchen? Aber laufen Sie nicht zu Bekannten und nicht zu Tante Ulrike in Ihrer Unschuld. Vergessen Sie nicht, daß ich von zwei bis vier Flickstunde bei Ihnen habe!“ Sie drohte der Näherin mit dem erhobenen Finger und summte neckend: „Eine kleine Biene flog! Fix, kleine Biene! fliegen Sie, und kriegen Sie mir den Schlüssel — oder warten Sie“ — —

Sie lief in nervöser Hast selbst an die äußere Thür und riß ihn aus dem Schloß. Als sie ihn in Händen hielt, lachte sie ihn an und that ganz selbstvergessen fröhlich. Mamsell Biene fühlte noch eine Berührung ihrer Hand, einen warmen Hauch auf ihrer Backe, und dann stand sie allein und sah Thekla's hellen Hut tiefer und tiefer treppab schweben. Zögernd kehrte sie in ihr Stübchen zurück, setzte sich an ihre Arbeit und stichelte lange, bis sie mit

verträumten Augen bemerkte, daß sie ohne Faden genäht hatte. Da ließ sie die Arbeit sinken und starrte vor sich hin, unfähig zu begreifen, was da in ihr stilles, stilles Leben hereingestürmt war. —

Donnerstag Nachmittag, dreiviertel auf zwei; es gießt in Strömen, ganze Bäche jagen die Straße hinab. Biene steht in Hut und Umhang auf ihrem schmalen Gang; in einer Hand die Filethandschuhe, in der andern den Regenschirm. Seit zwanzig Minuten schon ist sie reisefertig und kann sich nicht entschließen, hinab zu gehen. Wenn Frau Trapp sie anhält — was soll sie sagen? Wenn der zukünftige Maler ihr begegnet — was soll er denken? Alle Leute werden ihr ansehn, daß sie nichts auf der Straße zu thun hat, daß sie weder etwas kaufen noch Jemanden besuchen will, und zum Spazierengehen ist das Wetter zu schlecht! Aber gehen muß sie doch! Ihr Herz klopft in großen Schlägen, und ihr Kopf ist so heiß und wirbelt vom vielen Besinnen. Noch nie in ihrem Leben hat sie so viel gesonnen wie in diesen fünf Tagen. Aber es kommt nichts weiter heraus, als daß sie heut' von zwei bis vier weg sein soll, damit das elegante Fräulein mit den zwei Gesichtern — dem stolzen gleichgültigen, das alle Leute kennen, und dem glühend übermüthigen, das nur Biene seit fünf Tagen kennt — damit Fräulein Thekla in ihrer Stube „Jemanden ruhig sprechen kann". Sie öffnet noch einmal die Stubenthür und guckt hinein. Den ganzen Morgen hat sie darin gescheuert und gebohnt; auf dem Tisch liegt eine ganz neue Serviette, ein Geschenk von Frau Paulsen, und am Epheu hängen noch Tropfen, der ist Blatt um Blatt abgewaschen worden. Sogar ihren kleinen Petrolherd, der im Gang steht, hat sie blank geputzt. Ordentlich ist es wenigstens, — was das anbelangt, so kann sie kommen. Ihr ist so erwartungsvoll, so gespannt zu Muth. Aber das ist ja zum Lachen, der Besuch geht doch nicht sie an! Sie schleicht noch an das Vogelbauer und drückt die gespitzten Lippen an das Gitter: „Adjüs, mein Piepmatz!" Dann seufzt sie laut, daß sie Niemanden hat, mit dem sie sprechen könnte. Der kleine Gelbe, erschrocken vor ihrem Hut, spreizt die Flügel und pickt sie heftig und schmerzhaft in die Lippen. Sie wundert sich, ob Piepmatz wohl singen wird, wenn sie weg ist und hier eine fremde Stimme — zwei fremde Stimmen sprechen! Dann geht sie schnellen leisen Schrittes aus der Thür, schließt hinter sich ab und drückt sich die Treppe hinunter, zaghaft auftretend, scheu und beklommen. Niemand ist ihr begegnet, die Straße ist menschenleer — also nur hinaus! Den Schirm dicht überm Kopf, die Augen gesenkt, so läuft sie vorwärts, und die bekannte fremde Straße scheint ihr eine fremde nasse Wüste. Seit Jahren ist sie nicht auf der Straße gewesen, mitten am Tag, zur besten hellsten Arbeitszeit. Es ist ja auch Sünde, so die Stunden zu verlaufen! Sie geht und geht und findet sich aufathmend unter hohen, breitschattenden Bäumen, die in dichtem, hellgrünen Grase stehen. Zwischen den Stämmen schimmert es wässrig graublau, das ist die Alster. Der Grand ist dunkelgelb von all dem Regen, aber nasse Füße bekommt man hier nicht, und es ist so still und unbegangen, hart am Wasser, — da kann man auf und nieder wandern, ohne daß Jemand ein Auge hinschlägt. Die großen grauen Bäume lassen ihre Zweige bis in die Alster hängen, und da

kommen die kleinen, kleinen Wellen und spielen damit und treiben sie hin und her. Und nun ist da solch eine hübsche kleine Stelle, ein Halbrund, wo die spielenden Wellen auf den Sand schlagen, aber leise, wie im Schlaf, und da schwimmen lautlos und sanft drei weiße Schwäne heran, die Hälse grade aufgereckt und die Augen auf sie gerichtet. Biene hat sie nie so lange und so nahe gesehen, und wie groß sie sind, und wie prächtig! Nun heben sie ein bißchen die großen, breiten Flügel und drängen sich zusammen und strecken die Köpfe vor und schnippen ein bißchen mit den Schwänzen. „Nächstes Mal nehm ich 'n altes Rundstück mit!" denkt Biene, starrt die Schwäne an und ist plötzlich in Gedanken wieder in ihrem Stübchen, wo jetzt die beiden fremden Herrschaften zusammen sprechen — — was sie wohl sprechen? Die kleine Näherin steht und läßt es auf ihren aufgespannten Schirm herunterprasseln, und eine große neugierige Aufregung ist über sie gekommen. Wie das wohl sein muß, wenn man so — — Fräulein Paulsen sagt selbst, es ist eine Liebesgeschichte! Biene wird roth und heiß. Ihre Vorstellungen sind unbestimmt und verworren; vor den groben, häßlichen Andeutungen, die Frau Trapp in ihre Reden zu mischen liebt, hat sie sich entsetzt zurückgezogen. Aber dies — bei dem schönen Fräulein mit dem prachtvollen Hut und dem Veilchenduft um sich — und sie hat ja auch gesagt, er wäre solch 'n süßer Mensch! Oh, bei solchen Leuten, da muß es die Art Liebe sein, wie sie in den Geschichten steht und in den Liedern! „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann!" Biene kennt das ganze Lied und hat es manchmal halblaut bei ihrer Nähmaschine gesungen. Aber es hatte keine Wahrheit für sie, nur die Worte gefielen ihr so gut. Sie hat sich nie zuvor etwas dabei gedacht. Alle Vorstandsdamen haben ihr eingeprägt: „Halten Sie sich brav, und gucken Sie nie nach Männern, dadurch werden die Mädchen nur unglücklich." Und sogar Frau Paulsen, die immer freundliche, hat sie bei der Hand genommen und mit warnender Stimme gesagt: „Lassen Sie sich um Gottswillen nie auf Liebesgeschichten ein; ich denke oft: ach, wär' meine Biene man erst dreißig Jahr älter, aber denn tröst' ich mich, daß Sie so merkwürdig vernünftig und gesetzt sind! Sie werden sich immer ordentlich halten, ist es nicht wahr, Biene?" Und sie hat damals Frau Paulsen's Händedruck, zaghaft vor Respect, aber aus treuer Seele erwidert und halbverschämt dazu gelispelt: „Frau Paulsen können sich da fest zu verlassen." Wozu — das hatte sie selbst nicht recht gewußt, aber ihre Beschützerin war mit der Versicherung zufrieden gewesen. Also bei den vornehmen Leuten schien es, durften solche Sachen, wie Fräulein Thekla sie jetzt vor hatte, durchaus nicht vorkommen, und doch wurden sie in den Romanen das höchste Glück genannt, und Fräulein Thekla, als sie so lachte und plötzlich weinte und dann wieder lachte — die sah danach aus, die sah glücklich aus. So bei ihrer Arbeit hat Mamsell Biene sich manchmal Gedanken gemacht, nicht so ganz klar, — die Wörter werden Farben, und dann fühlt sie sie, und dann versteht sie sie ganz gut. Glück? Was soll man sich eigentlich dabei denken? Es sieht goldgelb aus und hat nach allen Seiten Strahlen, man kann die Augen nicht lange darauf halten. Liebe — oh, die ist roth wie Blut, aber das Wort riecht nach Rosen, und unglückliche Liebe

hat viele, viele Dornen, und ihre Farbe ist noch viel dunkler roth und nicht durchsichtig.

Frau Paulsen sagt jedesmal, wenn sie kommt: „Nein Biene, was sind Sie glücklich! Jedes Stück, das Sie sich neu anschaffen können, und wenn es auch man 'n paar hölzerne Löffel sind, sehen Sie wie 'n Glück an." Biene schüttelt den Kopf, wie ihr jetzt diese Worte wieder einfallen. Nein, das Glück, wie sie es sich denkt, das ist noch nie in ihrer kleinen Stube gewesen. Aber jetzt! jetzt ist es dort, in diesem Augenblick! Biene sieht keine Menschen, nur etwas Funkelndes, Goldiges, und die Strahlen stechen sie in die Augen.

Sie erschrickt heftig, denn Jemand hat sie an den Arm gestoßen. „Na, haben Sie hier was verloren? soll ich das wiedersuchen helfen?" sagt eine unangenehme Stimme neben ihr. Scheu blickt sie um: „Oh nein, das nicht," und geht ein paar Schritte weiter, denn der Mensch da riecht nach Schnaps, und sein blasses Gesicht mit der großen röthlichen Nase und den verkniffenen Augen sieht nicht sehr anheimelnd aus. Er ist schon wieder an ihrer Seite. „Soll ich 'n büschen den Schirm nehmen? denn haben wir da beide was von" — grinsend griff er nach dem Schirm, aber die Geängstigte entriß ihn den unverschämten Fingern, eilte, so schnell sie konnte, landeinwärts gegen die Häuserreihe, der Mensch lachend hinterdrein: „Na, wat löppst Du denn weg? Sie haben woll auch keine Stelle, aber ich weiß 'n ganz trocknen Platz! Kommen Sie man mit! In 'n Neubau!" Er öffnete die Augen und zwinkerte vertraulich. „Ich bün ja gelernter Maurer, na, und was das heutigen Tags im Munde führt, das wissen Sie woll, das steht ja alle Tag in die Blätter" — — Biene rannte über den Fahrweg, eine schnell daherrasselnde Equipage hätte sie fast überfahren, — sie fühlte sich am Arm gepackt und fortgerissen bis aufs Trottoir: „Nee, dat wull ick nu doch nich hebben," keuchte der Maurer, und ließ sie los; „so, nu loop, wat Du loppen kannst!" Er fügte ein Schimpfwort hinzu, drehte sich um, und Biene stapfte halbbetäubt vorwärts; ihr Herz klopfte, und ihr war schwer und kalt. Gottlob, schlug es da nicht vier? Sie blickte nach der nebligen Alster zurück und horchte; wie ein Klumpen weißer Baumwolle quoll es aus dem Schornstein des kleinen Dampfers, und scharf und klar standen die Spitzen der Kirchthürme da, während die Stadt in Dunst gehüllt lag. Gottlob, es schlug wieder vier, und noch einmal, und jetzt von drei Orten durcheinander! Sie konnte nach Haus.

Aber ängstlich war es ihr trotzdem, als sie ihren Schlüssel ins Schloß steckte. Wenn sie Jemand störte! wenn sie die Uhr nicht beachtet hätten? Sie warf forschende, unruhige Blicke über den Gang und in die Stube. Lagen da Flicken am Boden? Sie wurde ganz betreten! Hatte sie von ihrer Näherei etwas liegen lassen? Als sie herantrat und sich bückte, sah sie, daß es ein Häufchen blaßgelber Rosenblätter war, und zögernd hob sie sie auf. Sie dufteten noch; Biene konnte sich nicht entschließen, sie fortzuwerfen. Sie wollte sie in ihren Nähkasten legen; da fiel ihr ein Zettel auf mit den Worten: „Für die erste Flickstunde," ein goldenes Fünfmarkstück lag unter dem Papierchen. Das wäre mal merkwürdig verdient! Sie schüttelte fortwährend den Kopf, fühlte ihre heißen Backen an und lief unentschlossen hin und her.

Die Stube kam ihr so sonderbar vor, gar nicht mehr wie ihre eigne. Die Serviette auf dem Tisch war verschoben, der Tisch weit vom Sopha gerückt. Es war ganz anders hier als vor ein paar Stunden. Der Gelbe, wenn der sprechen könnte! Aber er hüpfte ganz wie sonst von Stänglein zu Stänglein und piepte nur manchmal scharf und abgebrochen auf.

Als sich Biene mit einem leisen Seufzer anschickte, ihre nassen Stiefel abzuziehen, merkte sie erst, wie müde sie war. Die Augen fielen ihr zu, und sie lehnte sich hinten über, schlummerte halb ein. Es war ja auch so einsam um sie, so still. — —

Nach langem Besinnen hatte Biene sich entschlossen, auch einen Zettel in ihren Nähkasten zu legen; das Goldstückchen drückte sie. Sie schrieb mit großen Kinderbuchstaben: „Geehrtes Fräulein Paulsen! Indem es mir nicht möglich wäre, dieses anzunehmen, werden Fräulein Paulsen so gut sein, und danke ich Fräulein Paulsen viel mal.“ Darauf legte sie das Fünfmarkstück und konnte kaum den Donnerstag erwarten. Nicht, daß sie sich auf den Spaziergang gefreut hätte! Sie hatte stets ein Unbehagen, wenn sie auf der Straße war; es erschien ihr als das schrecklichste menschliche Elend, „kein Dach überm Kopf zu haben.“ Die verworrenen Erinnerungen an die Zeit, da sie hungernd und frierend mit dem Vater auf den Landstraßen umhergeirrt, verursachten ihr Schaudern. Ihre Dankbarkeit für diejenigen, die ihr „ein Dach über den Kopf gegeben,“ war grenzenlos. Was hätte sie nicht für Frau Paulsen gethan! Und Frau Paulsen hatte keine Kinder, ihre Nichte Thekla war ihr die nächste — — und es sollte ja, will's Gott, bald der Tag kommen, wo Frau Paulsen Alles wissen dürfte!

Die ganze Woche war gewitterhaft schwül gewesen; am Donnerstag stand keine Wolke am Himmel, er war weißlich vor Hitze; kein Blatt am Baum rührte sich. Biene guckte hinter ihrem herabgelassenen Rouleaux, das ordentlich angesengt roch, auf die übersonnte Straße: die Grünfrau in ihrem Keller gegenüber hatte die Thür sperrangelweit offen und commandirte mit lauter Stimme Körbe voll Stachel- und Johannisbeeren von der Karre herunter, die mitten auf dem Fahrweg hielt. Es hatte schon dreiviertel auf Zwei geschlagen, und die Karre war noch halb voll. Die Grünfrau sprach manchmal mit Biene; aber ach, wenn man ein böses Gewissen hat, da möchte man sich am liebsten unsichtbar machen. Sie nahm sich endlich vor, gar nicht hin zu sehen, sich schnell an den Häusern straßab zu schleichen, denn die Zeit drängte.

Glühend schlug ihr die Luft der Straße entgegen, Alles hatte einen so offenherzigen, ungenirten Anstrich draußen — von den weit aufgerissenen Fenstern und Ladenthüren bis zu den überall sichtbaren Hemdärmeln der Männer. „Herrjes, Mamsell Biene geht aus!“ schrie ihr die Grünfrau nach, während sie sich die glänzende Stirn abtrocknete. Biene gab vor Schrecken keine Antwort; es kam ihr vor, als ständen all diese Fenster und Thüren ihrethalben offen. Die Kinder, die in jedem Streifchen Schatten spielten, guckten ihr nach, wie sie an ihnen vorbeirannte; ein Schwarm Spatzen, die sich an einer umgestürzten Krippe auf dem Pflaster gütlich thaten, stob mit erbostem, endlosen Gezwitscher auseinander, wie sie zwischen sie fuhr. Menschen, Men-

schen, so weit sie sehen konnte! Sie gingen spazieren, sie fuhren in allerlei Gefährt, sie schwatzten mitten auf dem Trottoir, sie saßen auf allen Bänken an der Alster. Es war schrecklich, wie viele Augen sie ansahen! Alle merkten natürlich, wie die Sache mit *ihrem* Spaziergang stand! Sogar auf die blitzende, funkenwerfende Alster durfte man seine Blicke nicht richten; da fuhren die Dampfer, die Boote, alle dichtbepackt mit neugierigen Menschen; selbst hinten, ganz hinten, schwammen noch weiße Segel, blitzten noch offene Fenster. Kein Fleckchen, wo man sich unbeachtet für zwei Stunden verkriechen konnte! Nein, wenn es doch wieder regnen wollte, wie neulich! Ganz ziellos, mechanisch setzte sie einen Fuß vor den andern, wurde angerannt und stieß gegen alte Leute, die mühselig daher wankten; mechanisch beschritt sie endlich die kleine Brücke mit den kauernden Drachen zu beiden Seiten, die zu der hübschen künstlichen Insel führt. Sie war noch nie hier gewesen, und die Ueppigkeit der Blattpflanzen, der Glanz der vielen duftenden Blumen entzückte und blendete ihre Augen. Wieder schwammen sacht die Schwäne um das grüne Ufer, leise bewegte sich der hohe Schilf, über den die Weiden herabhingen. Eine Art von Beruhigung kam über den armen Stubenflüchtling. Hier stand keine Bank, hier traf sie kein Auge Sie zog ein Stück Brot aus der Tasche und zerkrümelte es; mit ungeschicktem Schwunge warf sie nach den Schwänen. Ach, da knisterten schon wieder Schritte auf dem Grand! Den offnen Regenschirm auf den Nacken gestützt — einen Sonnenschirm besaß sie nicht —, blickte sie grade vor sich hinaus auf die blanke Alster. Erst als die Schritte verklangen, schaute sie den Gehenden nach. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder; das war ja Frau Paulsen mit Doctor Rosenbaum, dem Stiftsarzt, der ihr erst neulich das Eisenwasser verschrieben hatte! Die hatten sie sicherlich gesehen und erkannt und — oh, was würde nun kommen? Vielleicht würden sie im Augenblick umkehren, und Frau Paulsen würde sie fragen, wieso sie jetzt Zeit habe, die Schwäne zu füttern? Ihr Schrecken wuchs mit jeder Minute — sie konnte sich nicht vom Platze rühren. Sie mußte sich auf etwas besinnen, auf eine Ausrede — sie konnte ja Zwirn gekauft haben — ja, das wollte sie sagen, aber — — Sie ging mit wankenden Schritten, das Herzklopfen brachte sie fast um. Frau Paulsen hatte den Sammtbeutel am Arm gehabt, den sie immer trug, wenn sie im Stift Visiten machte. Biene hatte ihn deutlich baumeln sehen. Wie, wenn sie hinaufkam, um Fräulein Thekla's Fortschritte zu betrachten, um sie in der Flickstunde zu überraschen? Es wurde der Näherin neblig vor den Augen, das Bewußtsein ihrer Falschheit und Hinterlist gegen die edle Frau machte ihr körperliche Schmerzen; sie fühlte Stiche in den Schläfen, in der Brust. Nein, nur ihr nicht begegnen, ihr nur nicht in die milden Augen sehen müssen, ihr nur nicht ins Gesicht lügen sollen! Bei dem Gedanken, daß nur ein Rückweg, der über die kleine Brücke, von der Insel aus Land führe, wagte sie nicht weiter zu gehen. Hülflos irrten ihre Blicke über den üppigen Rasen, auf dem einzelne prächtige Bäume standen. Oh, der Trauerbaum dort, dessen Zweige bis über das Gras herabsanken und ein grünes Häuschen bildeten! Ehe sie sich recht besann, war sie über die Sperrkette gestiegen und hatte sich in das Versteck geflüchtet. Sie

athmete kaum, ihr Rücken suchte Halt an dem schlanken, grauen Stamm; die laubreichen Zweige mit den glänzenden Blättern, die alle nach außen gekehrt waren, verbargen sie gut. Ein Stückchen hellen Wegs, ein Fünkchen schillernden Wassers, ein Fetzen lichtblauen Himmels und über sich das Gewirr der unzähligen Aeste — hier konnte sie warten. Der Boden war weich und feucht, kein Hälmchen stand um den Stamm. Wie eine blaue Fliege an ihr vorüber flog, kam ihr blitzschnell eine Kindererinnerung: Der Vater hatte sie einmal viele, viele Stunden sitzen lassen, in einem hohlen Baum, der an einer großen Wiese stand, und sie hatte soviel Durst gelitten und mit beiden Händen nach den Fliegen geschlagen, die ihr ums Gesicht gesummt. Sie klammerte die Finger fest um den Schirmgriff: Gottlob, sie hatte ein Dach überm Kopf, bei Regen und Sonnenschein, sie besaß sogar allerlei hübsche und große Sachen jetzt, sie, Biene, das heimathlose Vagabundenkind. Einen runden Tisch mit einer Platte aus Nußbaumholz, einen Schrank, so schön lackirt, daß man ihn für polirt halten konnte, ein schwarzes Sopha und drei Rohrstühle; es sah bei ihr ordentlich und fein aus. Frau Trapp hatte ihr schon manchmal zu verstehen gegeben, daß sie das Alles viel zu schön für die kleine Näherin finde: „Ja, wer so die Gunst und Gaben hat, wie Mamsell Biene, der kann woll lachen, wenn andre Leute weinen.“ Wie sie dastand und sich abängstigte, mußte sie plötzlich der neidischen Person Recht geben. Nein, sie war es nicht werth, soviel schönes Eigenthum zu haben, das sie ja doch nur Frau Paulsen's Güte verdankte. Sie mußte sich schämen vor ehrlichen Leuten. Und sie schämte sich, bis sie bitterlich zu weinen anfing in ihrer schönen Schattenlaube und nichts mehr bemerkte von dem strahlenden Sommertag ringsum. Und als sie endlich ihre Augen getrocknet, da wagte sie sich noch lange nicht heraus, obgleich sie es schon halb sechs schlagen hörte und die elend vergeudete Zeit ihr wieder aufs Herz fiel. Immer noch glaubte sie kommende Schritte zu hören, und dann fürchtete sie, ein Polizist möchte kommen und sehen, wie sie über den Rasen läuft und möchte sie arretiren. Ihren Vater hatten sie einmal arretirt, als er auf der Landstraße im Rausch herumwankte. Zwei waren gekommen, in Uniformen; Einer hatte ihn gepackt, und der Andere hatte ihn mit Fußtritten weiter getrieben, als er nicht ruhig mitgehen wollte. Und sie war nebenher gelaufen und hatte geheult und geschrieen. —

Als Biene endlich wieder in ihrem Stübchen anlangte, war es ihr, als sei sie wochenlang weggewesen. Das Rouleaux war nicht aufgezogen, und Schwüle und Fräulein Thekla's Veilchengeruch kamen ihr aufdringlich entgegen. „Mein Hans,“ flüsterte Biene und legte den Mund an den Vogelkäfig, „kommt sie andern Donnerstag wieder? hat sie das gesagt?“

Plötzlich fiel ihr das Nähkästchen ein. Sie schlug begierig den Deckel auf. Da lag neben dem ersten Fünfmarkstück ein zweites und darunter ein Zettel: „Für die zweite Flickstunde.“ Ihr eigner Zettel fand sich in viele Fetzen zerrissen daneben.

Nach diesem Anblick war Biene so zerknickt, daß sie nicht mal Abendbrot essen mochte. Sie grübelte, was sie thun solle, und fand keinen Ausweg.

Als am folgenden Tage Frau Paulsen die Treppe heraufkam, befand sich die Näherin zufällig auf dem Gang. Die bekannte, angenehme Stimme, die eben Frau Trapp's weitläufige Klagen über schlechten Verdienst tröstend beantwortete, flößte Biene zum ersten Mal blinden Schrecken ein. Jetzt wird sie mich nach der Flickstunde fragen, dachte sie, und sie ließ den Koffer offen stehen und rannte in ihr Schlafkämmerchen. An allen Gliedern zitternd, horchte sie auf Frau Paulsen's Anruf. Er ließ nicht auf sich warten. „Liebe Mamsell Biene, darf ich Sie einen Augenblick stören?" erklang es auf dem Gang.

„Ja! ja!" stotterte Biene, und dann kam sie zögernd zum Vorschein.

Frau Paulsen faßte ihre Hand und nickte ihr freundlich zu: „Das ist schön, daß ich Sie treffe, ich habe Sie schon lange nicht gesehen." Ein besorgter Ausdruck trat in die sanften braunen Augen der Vorstandsdame: „Meine gute Biene, Sie sehen angegriffen aus! Rechte Stubenfarbe und matte Augen! Am Ende hatten Sie sich 'n bißchen hingelegt, und ich hab' Sie nu aufgescheucht? Sagen Sie es nur grade heraus! Und so kalte Hände. Kind, Sie fliegen ja ordentlich zusammen, das gefällt mir aber nicht. Was fehlt Ihnen?"

„Ich danke Frau Paulsen vielmal, und es fehlt mir so weit gar nichts," stammelte die kleine Näherin und sah zu Boden.

Frau Paulsen betrachtete sie theilnehmend: „Ich wollt Ihnen noch sagen, daß meine Thekla recht zufrieden mit der Flickstunde ist. Gott, Kind, Sie haben Fieber! Sie fliegen in einem fort! Gehen Sie zu Doctor Rosenbaum, von sechs bis sieben ist die Sprechstunde, — das geht ja nicht so!"

„Ich bin ganz wohl, danke, wirklich!" lispelte Biene, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Frau Paulsen schüttelte den Kopf. „Und wissen Sie was? Morgen Nachmittag kommen Sie zu mir hinaus und erzählen mir, was der Doctor gesagt hat, und dann richten Sie sich so ein, daß Sie 'n paar Stunden bleiben können! Der Garten ist jetzt so schön, die Linden und die Rosen blühen, das wird Ihnen auch gut thun! Sie sitzen immer so zu Stock und zu Pflock, das ist nichts."

Frau Paulsen hatte die Näherin, ihren Lieblingsschützling, auch in früheren Jahren in ihren schönen Garten an der Oberaltenallee geladen, und die stets etwas von Beklommenheit begleitete Ehrung war für Biene immer ein großes Ereigniß gewesen. In einer schattigen Lindenlaube wurde Thee servirt, und nachher gab es rothe Grütze von Himbeeren, die in Frau Paulsen's Garten gewachsen waren. Zwei oder drei Frauen aus dem Stift waren mit eingeladen, aber sie hatten kein so persönliches Verhältniß zu der Gastgeberin wie Biene, die immer neben Frau Paulsen sitzen und sagen mußte, welche Sorte Kuchen ihr am besten schmecke, — ja, sie war nun einmal Frau Paulsen's Verzug, die stille kleine Biene. Und nun sollte sie also morgen wieder sich so recht verziehen und beschenken lassen! Ihr flehender Blick sagte: „Quälen Sie mich nicht so!" Aber was konnte Sie mit Worten Anderes aussprechen, als herzlichen Dank? Und Frau Paulsen hörte nur die Worte, den Blick mißverstand sie ganz und gar. „Keine Ursache! Sie wissen ja, wieviel Freude es mir macht, Biene. Thekla hat sogar auch etwas in petto. Sie will uns was

vorsingen, ich sollt' es eigentlich nicht sagen." Frau Paulsen lächelte schalkhaft und drückte Biene die Hand. „Bei schlechtem Wetter sitzen wir im Pavillon; Sie sollen mal sehen, wie groß der Pfeifenstrauch geworden ist; solche Blätter!"

Als Biene allein war, faltete sie die Hände vor Dankbarkeit, daß Alles so gut abgelaufen. Frau Paulsen hatte sie also doch nicht gesehen! Dann wickelte sie die zwei Goldstücke in Seidenpapier und that sie in ihr Portemonnaie; vielleicht konnte sie Fräulein Thekla bitten — — Das arme Fräulein! die mochte auch genug ausstehen, daß sie so falsch sein mußte. Und wie die sich wohl vor morgen fürchtete und genirte! Aber daß sie ihr noch extra hatte sagen lassen, sie wäre so zufrieden mit den Flickstunden: Biene erröthete tief, wie sie sich über ihre Arbeit beugte. Und plötzlich war es ihr, als sähe sie da vor sich in der Stube zwei Personen, die zusammen flüsterten und lachten. Ja, das war Thekla's Lachen! Biene fuhr so heftig zusammen, daß sie sich tief in den Finger stach. Ein Bluttropfen quoll herauf. „Roth wie die Liebe," murmelte Biene vor sich hin, und sie träumte und träumte, während sie unablässig den Faden aufzog. — —

Ueber dem schönen, baumreichen Garten in der Oberaltenallee lachte freundlich die Sonne auf die Frauengesellschaft in der Lindenlaube. Die Blüthen überstreuten den zierlich gedeckten Theetisch, und dann und wann ertönte ein kleiner Schrei: Frau Paulsen stößt ihn aus, sobald eine Lindenblüthe in Jemands Tasse flog. Dann mußte Anna kommen und die Tasse wegnehmen. In ihrem rosa Kattunkleide und dem weißen Häubchen war Anna die ganze Zeit wartend im Bosquet sichtbar, die einzige hellgekleidete Person unter all den schwarzen Weibchen. Aber nun kam noch ein helles Kleid vom Hause herunter, das war Fräulein Paulsen mit einer großen Krystallschale voll Rosen. Sie trug ein gesticktes Theeschürzchen und begrüßte die Gesellschaft mit lächelnder Sicherheit: „So, nun müssen Sie aber auch alle 'n paar Blumen anstecken! Kommen Sie mal her, Bienchen, lassen Sie mich das mal machen; ich habe gleich Sicherheitsnadeln mitgebracht."

Biene wurde verwirrt, schlug die Augen nieder, Thekla blickte sie nur flüchtig an: „Eine dunkle, eine gelbe und eine blaßrosa! hier an der Schulter! Sehen Sie wohl? Tante, sieh mal, wie Bienchen niedlich aussieht!" Sie zog den Arm der Näherin an sich: „Nein, Sie müssen sich mal drinnen im Spiegel sehen, kleine Biene; Sie entschuldigen wohl einen Augenblick?" Damit nickte sie den Andern zu und zog Biene fort. Als sie außer Hörweite waren, bog sich Thekla zu ihr, als zupfe sie noch an den Rosen. „Gute, kleine Deern! mein kleiner Schutzengel!" flüsterte sie; „aber Sie müssen nicht solch Gesicht machen, wenn Sie mich ansehen. Ganz unbefangen, Biene!"

Mit Verzweiflungsmuth griff die Näherin nach ihrem Portemonnaie: „Ich hab' Fräulein Paulsen das Geld —" Thekla unterbrach sie mit unwilligem Erröthen: „Seien Sie nicht überspannt, Biene, kaufen Sie sich was Nettes dafür." — „Ach, Fräulein Paulsen!" stöhnte Biene. „Scht! keinen Muck!" Thekla drückte ihre bittend ausgestreckte Hand zurück. „Sagen Sie, die Trapp hat doch nichts geäußert gegen Sie, daß sie — — Jemanden gesehen hätte, oder" —

Biene schüttelte den Kopf: „Ich hab' wenigstens nichts gehört" — —

Fräulein Paulsen seufzte laut auf und schüttelte leicht Biene's Arm: „Was machen Sie denn für 'n Gesicht wie drei Tage Regenwetter? Ich kriegt' es schon mit der Angst! Aber nicht, Biene, stumm wie das Grab?"

Biene's Gesicht sah wirklich zerquält aus, jetzt noch mehr als zuvor. „Fräulein kann sich dazu verlassen," sagte sie schwach.

„Heilig, Biene?"

„Heilig!"

„Unter allen Umständen?"

„Ja."

„So, nun bin ich beruhigt. Biene, Sie sind süß!"

Thekla umfaßte Biene und küßte sie. Sie standen grade vor dem Spiegel. Plötzlich lachte Thekla ausgelassen auf und drehte die Näherin herum, daß ihr der Kopf wirbelte: „Sie müssen lustig sein, Bienchen! das Leben ist so prachtvoll, und Sie sind ja auch noch gar nicht so alt." Sie riß ihr die Rosen von der Schulter und befestigte sie anders: „So niedlich sehen Sie aus! aber rothe Backen müssen Sie auch kriegen. Ha, Tante möchte, daß alle Leute schon so großmuttrig wären wie sie, — das muß man sich nicht gefallen lassen." Sie gab Biene einen kleinen freundschaftlichen Stoß: „Wir vertragen uns wohl, nicht? Ich hab' Sie immer gemocht; die Menschen, die ich necke, mag ich immer am liebsten."

Biene ließ Alles mit sich machen, wider Willen lächelte sie sogar und blickte dankbar zu dem schönen Mädchen auf. Und es war sogar nicht widerwillig, wie sie ihr zuhörte. In Thekla's Wesen war keine Spur von Herablassung mehr, sie begegnete ihr voll herzlichem Uebermuth; Biene ward es warm ums Herz; ihre arglose Seele, die so lange einsam gewesen, horchte auf in Furcht und Entzücken. Sie konnte kein Wort sprechen, aber sie drückte Thekla's Hand. Das war doch etwas Anderes als Frau Paulsen, ach ja! Etwas Jugendliches, Frisches, Ungestümes ging von Thekla aus, und Biene ließ sich mitreißen. Sie warf einen schüchternen Blick auf ihr Spiegelbild mit den Rosen und fand sich nicht häßlich. Freilich, wie eine kleine schwarze Motte, schmal und kümmerlich, wenn sie sich mit Thekla's Gestalt und Auftreten verglich, aber doch nicht abschreckend.

Mit ganz verändertem Gesicht führte Thekla sie in die Laube zurück. „Ihr seid lange geblieben! Wir warten schon mit der rothen Grütze," sagte Frau Paulsen. Thekla lachte: „Ja, das Bienchen wollte die Rosen anders haben; man sieht ihr gar nicht an, wie eitel sie ist. Und seit ich bei ihr Flickstunde habe, sind wir so bekannt geworden — unsere Biene versteht es aber auch wirklich fein!" Frau Paulsen freute sich über ihre Nichte; sie kommt in die vernünftigen Jahre, dachte sie, sie lernt den Werth einer Freundlichkeit auch schon schätzen. „Mußt mir auch bald mal Dein Flicktuch zeigen, Thekla," lächelte sie, „oder krieg' ich das erst zu sehen, wenn es fertig ist?"

„Natürlich! eher nicht! wird nichts gezeigt, Tante."

Die Näherin würgte an ihrer rothen Grütze und hob kein Auge auf. Oh, wenn das Betrügen nicht gewesen wäre, wie glücklich hätte Thekla's Freundschaft sie gemacht!

Die war aber auch die Liebenswürdigkeit selber heute. Und wie schön sie singen konnte. Zuerst sang sie das „Haideröslein", das war nur so Neckerei und Schadenfreude, aber dann kam: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich", da wurde es ernsthaft und ging zu Herzen. Ihr klar tiefrother Mund mit den vollen Lippen sah aus wie eine glühende Blüthe in dem weißen, unbewegten Gesicht, wie sie so im Halbdunkel des Musiksaals stand und die Tante sie begleitete. Und aus diesem Munde quoll das Lied voll bebender, verhaltener Leidenschaft. Biene zitterte leise, sie war so aufgeregt, so voll Theilnahme und Zärtlichkeit für die Singende. Frau Paulsen blickte zum Schlusse auf und bemerkte trocken: „Es heißt eigentlich: ‚meine Schmerzen ergössen'; warum singt man das immer falsch?"

„Ha, Schmerzen! ich hab' ja keine Schmerzen!" rief Thekla übermüthig; „jetzt sing ich noch ‚Auf Flügeln des Gesanges', weil ich gerade bei Stimme bin."

So schön war es noch nie bei Frau Paulsen gewesen, darüber waren Alle einig, als sie beim Schein des ersten Mondviertels nach Hause gingen. „Fräulein Thekla hat uns Alle aufgemuntert," bemerkte eine Alte. „Giw' mi hunnertdusend Mark, denn munter' ick mi selbst op!" kam eine schnippische Antwort. Biene ging als Letzte, freute sich an dem Blinken des Mondes auf den Dächern und daß sie weit genug weg war, um die Unterhaltung nicht zu hören. Es war ihr, als trage sie ein schönes Geschenk mit sich, auf das sie noch kaum einen Blick zu werfen gewagt. Ihre Furcht und Reue waren verschwunden, Thekla war ihr unbeschreiblich lieb geworden.

Vier, sechs Donnerstage vergingen, und Biene ward es immer leichter ums Herz. Ja, sie war der Schutzengel des schönen Mädchens, und der Gedanke, daß sie hier, in ihrem Stübchen, glückliche Stunden verlebte, wurde ihr selbst zu einer wonnigen, heimlichen Freude. Sie kaufte Blumen und stellte sie auf den Tisch für ihre ungesehenen Gäste, sie häkelte Sophaschoner, um das Schwarz zu beleben, sie pflegte ihr Fenstergärtchen mit doppeltem Eifer, und als sie eines Tages entdeckte, daß sich die so lange widerspenstige Kalla nun doch zum Blühen anschicke, da war ihr erster Gedanke: „Wenn die Knospe doch bis Donnerstag aufginge, daß Thekla sie sehen könnte!" Sogar die aufgezwungenen Spaziergänge hatten ihre Schrecken verloren. Biene war auf einsame Wege gestoßen, immer längs der Alster hin, gegen Barmbeck zu, wo sie sich behaglich fühlen, die Schwäne füttern und das leise Wellenplätschern anhören konnte. Und heute war es sogar ein Genuß gewesen, denn vom Fährhause auf Uhlenhorst hatte der Wind ganz deutlich, aber süß gedämpft, die Klänge des Gartenconcerts herübergetragen, und die vielen Segelböte waren so sacht und spielend umhergeglitten, als bewegte die Musik sie weiter. Eine träumerische Lieblichkeit war über die blaue Alster ausgegossen, und Biene hatte sie empfunden und eingesogen und kam nun mit einem Lächeln und halbschläfrigen Lidern ihre Treppe herauf. Sie wollte den Schlüssel ins Schloß schieben, aber er faßte nicht; — das machte sie auf einmal munter. Sie probirte wieder, aber da stak ein Hinderniß im Schloß. Plötzlich fiel es ihr aufs Herz: die waren noch drinnen, hatten die Zeit vergessen! Oder war

etwa sie zu früh heimgekehrt? In heftiger Bestürzung näherte sie sich, ganz leise auftretend, der Treppe; da ward lautlos ihre Thür geöffnet, und Jemand winkte ihr, herein zu kommen. Biene klammerte sich ans Treppengeländer; es war ein fremder Herr, ohne Hut, sehr dunkel, sehr elegant und, wie es schien, in lebhafter Aufregung.

„Ich bitte," sagte er halblaut, „Sie sind Fräulein Biene, ohne Zweifel, — ich möchte Sie etwas fragen." Seine Sprechweise war ebenso fremdländisch wie sein Gesicht, das der kleinen Näherin Furcht und Erstaunen einflößte. Halb gelähmt vor Angst kroch sie ihm nach über den Gang ins Wohnzimmer; er kehrte dann noch einmal zurück, um beide Thüren zuzumachen. Nun lehnte er sich an den Tisch und blickte ihr gespannt ins Gesicht: „Fräulein Paulsen ist nicht gekommen."

„Oh!" sagte Biene, bebend wie ein Blättchen im Winde.

„Können Sie mir sagen, warum nicht?" Sein bartloses, aber dennoch nicht junges Gesicht verzog sich in beängstigender Weise.

„Ich kann es Ihnen leider nicht sagen," lispelte das Mädchen.

Der Fremde fuhr sich durchs Haar: „Sie ist nicht krank etwa?"

„Fräulein Paulsen sind heute Morgen hier vorbeigegangen."

Sie hatte ihn beruhigen wollen, nun erschrak sie vor dem Aufruhr in seinen Zügen, vor den wild und feindselig funkelnden Augen. „Sie hat Ihnen einen Auftrag gegeben?"

„Mir? ach nein! gesprochen hab' ich sie nicht," sagte Biene furchtsam.

Der Fremde deckte die Hand über die Augen, er stand unschlüssig. Plötzlich griff er nach seinem Hut, der auf einem Stuhl lag, sagte hart und schneidend: „Adieu!" und verließ das Zimmer. Seine Schritte polterten laut auf den durchgetretenen Stufen.

Biene war müde auf einen Stuhl gesunken. Das war er! dachte sie verstört, das war Fräulein Paulsen's Bräutigam! Aber er schien gar nicht glücklich, und von der Liebe konnte man auch nichts bemerken. Er hatte hier also allein gesessen! Und das hatte ihn so desperat gemacht. Warum auch hatte Thekla ihn warten lassen? Biene's Herz begann zu klopfen; der Herr hatte sie eingeschüchtert und war zu fremdartig gewesen, als daß sie gleich Mitgefühl für ihn hätte empfinden können. Aber jetzt dauerte er sie so innig, und Biene wünschte, zu Thekla zu gehen und ihr zu sagen, daß er hier gelitten habe, wie er in Sorgen auf sie gewartet und sie nicht gekommen sei. Und sie dachte daran, wie sie selbst es machen würde und schüttelte den Kopf und betheuerte, nie, nie könnte sie etwas Aehnliches thun, und fast kamen ihr Thränen bei dem Gedanken, daß sie es einmal Jemandem, der sie lieb hatte, schlecht machen könnte! Oh nein, nein! lieber sterben! Und sie sehnte sich, daß bald wieder Donnerstag sein und daß die beiden sich aussöhnen möchten, und sie dachte: ich werde es zwar nicht hören, aber der Stube werde ich es ansehen, ob hier glückliche Worte gesprochen worden sind — sie sieht heute einsam und verlassen aus, und mein Hans piept nicht 'mal, das kommt davon! Und mit hellsehendem Mitgefühl vertiefte sie sich in das qualvolle, fruchtlose Warten des Mannes, der ihr durch sein Hiersein und durch seine Heftigkeit

so viel Schrecken eingeflößt hatte. Ja, das sind wohl die Dornen der Liebe! Das muß schrecklich sein, wenn man von einem lieben Menschen enttäuscht wird. Auch die Neugier regte sich; wenn es nicht unbescheiden wäre und auffiele, würde sie morgen Nachmittag sich bei Frau Paulsen ein Geschäft machen und „einkucken", um Thekla villeeicht zu sprechen — nicht zu befragen, — oh nein, aber doch ein Wörtchen fallen zu lassen oder zu hören.

Und die Neugier wurde stärker, bis Biene sich wirklich, fast unbewußt, wie sie hierher gekommen, in der Oberaltenallee vor Frau Paulsen's Garten wiederfand. Sie ging langsam an der Mauer hin, über die hochwipflige Bäume ragten, Epheu und wilder Wein in dichten Guirlanden herabhingen. Ach, das Hineingehen war doch zu schwer, war unmöglich! Wenn Frau Paulsen sie mit ihren klugen, sanften Augen befragte! . . . Was war ihr nur eingefallen, daß sie sich so in Gefahr begeben wollte! Plötzlich blieb sie stehen, horchte auf: hinter der Mauer ward gelacht, hell und ausgelassen, das mußte Thekla sein! Also war sie keinesfalls krank, auch munter wie sonst — ja, aber — — Eine Stelle war da, durch die Biene schon öfter in den Garten gespäht, heimlich, ehe sie sich hinein getraute; die Mauer war hier durch ein hohes Gitterthor, das meist verschlossen gehalten ward, unterbrochen.

Wie sie das Thor erreichte, hörte sie deutlich Thekla's Stimme: „Tante, Arthur ist unartig!" dann wieder Gelächter. Sie waren also hier im Gebüsch, nahe bei. Biene streckte den Hals vor. Da leuchtete ein rother Sonnenschirm wie eine große Blume zwischen dem Grün; er schaukelte über einem hellen Netz, das zwischen Bäumen ausgespannt hing; nun beugte sich eine männliche Gestalt gegen die Hängematte, und Biene hörte ein lachendes: „Thekla noch viel mehr, Tante!" In der Hängematte bewegte sich eine lichtgekleidete Gestalt, der rothe Schirm schaukelte; dann sagte Frau Paulsen: „Ihr seid 'n Paar Gören! und das will sich nun verheirathen!"

Vom Hause her schallte die ganze Zeit in das Gelächter und Gespräch der feurig-klangvolle Ruf eines Sonnenvogels. Biene kannte das Thierchen, hatte es, während Frau Paulsen verreist war, in Pflege und Obhut gehabt. Aber der Arthur — wer war der Arthur? Ein verirrter Sonnenstrahl hatte einen Augenblick einen rothblonden Backenbart gestreift, mehr hatte Biene nicht erkannt. Es mußte wohl ein naher Verwandter sein, mit dem man so vertraulich umging. Vielleicht ein Hausbesuch, um dessentwillen Thekla gestern ausgeblieben war! In tiefen Gedanken trat sie den Rückweg an. Immer stand der schwarzhaarige Fremde und sein verstörtes, zuckendes Gesicht, seine hastigen Handbewegungen vor Biene's Augen. Immer hörte sie die scharfen, übertrieben deutlich gesprochenen Worte: „Fräulein Paulsen ist nicht gekommen!" Und dazwischen tönte wieder das Trotzlied des Sonnenvogels und Thekla's sorgloses Gelächter. Es war ihr beklommen, unheimlich zu Muthe. Hatte nicht Frau Paulsen etwas vom Heirathen gesprochen? Großer Gott, es konnten doch nicht die beiden im Garten gemeint sein, und der Andere, der gestern nichtsahnend zum Rendez-vous gekommen war. — —

Sie schämte sich gleich darauf ihrer schlechten Gedanken. Hatte sie nicht Thekla lieb gewonnen? Konnte sie, die arme, unwissende Näherin, solche Leute

wie Thekla beurtheilen? Ihr blieb nichts übrig, als geduldig abzuwarten — das war ja nun einmal ihr Loos.

Es war schon dämmrig geworden, als sie ihre Straße erreichte. Plötzlich ging Jemand hart an ihr vorbei, so daß er ihren Arm streifte. „Pardon! Ach Sie! nun? was ist geschehen draußen?“ sagte er schnell in unterdrücktem Tone neben ihr. Biene blickte in ein paar funkelnde Augen; ihr Schrecken war so groß, daß sie kein Wort fand; der Fremde blieb einige Schritte lang an ihrer Seite. „Ich weiß auch nichts, wirklich!“ machte sie kläglich; „guten Abend.“

„Guten Abend,“ er zog den Cylinder; „vielleicht wissen wir es morgen,“ fügte er heiser hinzu.

Biene seufzte und stieg die Treppe hinauf. Auf dem ersten Absatz war große Versammlung: Frau Trapp und ihre Aelteste, Frau Sengelmann und eine Nachbarin standen dort zusammen. Als sie ihr Platz machten, wurde es vollkommen still. „Gute Nacht allerseits“ wünschte Biene. Die Antwort kam halb gekichert, halb geschrieen: „Angenehme Ruh!“ wie sie zwischen ihnen durchging.

Das Kichern dauerte noch fort, als Biene ihre Thür aufschloß, widrig und herausfordernd schien es sie zu verfolgen. Was hatten denn die? Aber bald drängte sich vor, was sie eben erlebt hatte, die Begegnung mit dem Fremden, der vielleicht längst schon auf sie gewartet hatte. Er schien ganz außer sich zu sein, alle Vorsicht und Rücksicht hintan zu setzen in seiner Aufregung. Aber warum ging er denn nicht selbst nach der Oberaltenallee und sprach mit seiner Braut? Was mochte nur die Ursache sein, daß die liebe Frau Paulsen ihm so abgeneigt war, wenn doch die Nichte ihn liebte? Und sie bemühte sich, Thekla's sorgloses Lachen, das ihr noch in den Ohren klang, für verstellt, ihr Geplauder mit dem jungen rothbärtigen Herrn für ein Spiel zu halten, bestimmt, ihre Trauer, ihren Liebesgram zu verdecken. Sie bemitleidete sie aus tiefstem Herzen; armes, unglückliches junges Paar.

Einige Tage der Stille vergingen; Biene suchte durch eifrige Arbeit ihre Verstörung zu verscheuchen, aber immer hatte sie das dumpfe, drohende Vorgefühl eines Unglücks. Als der Briefträger kam und ihr einen eingeschriebenen Brief brachte, konnte sie sich kaum genug fassen, um ihn zu lesen. Sie sah bald, daß er von Thekla war, obgleich er gar keine Unterschrift trug. Ein kurzes Billetchen, flüchtige, wie mit einer Stecknadel geschriebene Zeilen: „Liebe Biene! Ich bitte Sie, Donnerstag zu Hause zu bleiben und * * * mitzutheilen, daß die Flickstunden aus sein müssen. Nähere Nachrichten vorbehalten! Wenn Sie bald etwas von mir hören, was Sie sehr überraschen sollte, so denken Sie nur, daß es Verhältnisse gibt, die ich Ihnen nicht erklären kann. Man wird vernünftig auf Kosten seines Gefühles. Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, liebe Biene, ich rechne auf Ihre Treue und Verschwiegenheit.“

Biene konnte den ganzen Tag nichts arbeiten. Es war zwar erst Dienstag, aber der schreckliche Auftrag machte sie krank im Voraus. Sie sollte diesem fremden Herrn sagen — — Ach, warum hatte Thekla ihr so etwas auf-

gebürdet! Und wenn er nun fragte, warum? wenn er sie um ihre Vermuthungen befragte? Bei einem verstohlenen Blick auf die Straße sah sie ihn unten vorübergehen, dann stehen bleiben und das Haus in auffälliger Weise betrachten. Sie zog sich schnell zurück, ihr war zu Muthe, als sei sie Thekla's Mitschuldige, und der Mann dort auf der Straße leide unter einem Unrecht, das sie ihm angethan. Sie wiederholte sich den Tag über fortwährend, daß ihr das Leben verleidet sei, und daß sie gern auf und davon ginge! Aber wohin! wohin!

Und der Tag ist vorüber, und nun kommt Mittwoch, immer näher rückt die gefürchtete Stunde. Jedes Wort, das sie ihm sagen will, hat sich Biene zurechtgelegt, aber im Ernst getraut sie sich's nicht vorzustellen, wie sie mit dem Manne reden soll. Ach, wie schrecklich das ist, einem Menschen so weh thun zu müssen! Wenn es doch Jemanden gäbe, dem sie sich anvertrauen, Jemanden, den sie um Rath fragen könnte! Nein, nein, nein, es muß ja Alles geheim bleiben, Niemand darf darum wissen; am besten wär's, wenn auch sie es vergessen könnte. Vergessen! ganz und gar. Wenn der Donnerstag vorbei, wenn der Auftrag ausgeführt ist, dann kann sie sich bemühen, zu vergessen. Vielleicht wird sie Thekla selten mehr sehen, vielleicht wird sie sich schämen und zurückziehen, wenn sie den andern Herrn, den Herrn mit dem rothblonden Bart heirathet! Biene versteht es jetzt dunkel, wie die Andeutung im Briefe gemeint ist; — nein, sie wird nicht so überrascht sein, wie es Thekla glaubt, aber so traurig, so traurig! Die schöne rothe Liebe — die keine war! und das goldigstrahlende Glück ausgelöscht — — Ach, warum konnten sie es nicht festhalten, diese reichen Leute, für die das Leben so leicht und freudig war?

Die Thür knarrt, Schritte kommen über den Gang, es klopft, und eine bekannte sanfte Stimme fragt: „Mamsell Biene?" Frau Paulsen steht mitten im Zimmer, sieht sich mit bekümmertem Gesicht um und blickt die kleine Näherin sonderbar an. Biene ist aufgestanden, zittert und weicht ihrem Blick aus. Nun kommt es, das Gericht! nun kommt das Ende der Welt.

„Liebe Biene, ich bin gekommen — ich muß ein ernsthaftes Wort mit Ihnen reden! Haben Sie eine Stunde Zeit?" Biene nickt mechanisch, sie ist so bleich wie das Weißzeug in ihren Händen. Frau Paulsen setzt sich und schiebt für die Näherin einen zweiten Stuhl heran. „Nehmen Sie Platz, Biene." Sie betrachtet ihren Sammtbeutel und spricht mit gepreßter, kummervoller Stimme: „Mir ist etwas zu Ohren gekommen, Biene."

Die Näherin lispelt: „Oh, Frau Paulsen!" Den Sitz hat sie nicht genommen.

„Liebe Biene, ehe ich weiter gehe, muß ich doch 'mal fragen: habe ich Sie je eingeschüchtert oder unfreundlich behandelt, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben?"

Frau Paulsen erhebt ihre gerötheten Augen, Biene seufzt leise: „Oh nein, Frau Paulsen."

„Und doch, Kind, haben Sie, wie ich leider, leider, hören muß, Heimlichkeiten vor mir!" Biene geht der Athem sogar zum Seufzen aus. „Ich will

keine Namen nennen, Biene, — wie ich Sie kenne, und wenn Sie sich nicht ganz und vollständig unkenntlich geändert haben, werden Sie mir wenigstens jetzt die Antwort nicht schuldig bleiben! Also rund heraus, Sie haben ein Liebesverhältniß."

„J — — ch?"

Frau Paulsen sieht immer den Sammtbeutel an, sie thut, als habe sie die athemlose Frage nicht gehört. „Biene, Sie denken nun vielleicht, was will die alte Person sich in meine Herzensgeschichte eindrängen? Aber ich denke anders! ich denke daran, daß Sie keine Mutter haben, daß Sie ein armes, schutzloses, unberathenes Wesen sind und —" Frau Paulsen wischt sich die Augen. „Erzählen Sie mir Alles, mein Kind, ich fühle ja für Sie wie eine Mutter! Ich war einen Augenblick gekränkt, daß Sie so heimlich zu Werke gegangen, aber jetzt ist es vorbei. Frau Trapp sagt mir, daß er Sie täglich auf der Straße erwartet, — wo, um Gotteswillen, wo haben Sie ihn denn kennen gelernt?"

Biene beißt die Zähne zusammen; mit ihrem tiefgesenkten Kopf, mit den hängenden Armen steht sie da wie eine Vernichtete.

Frau Paulsen mildert ihre Stimme und versucht die kleine schlaffe Hand der Näherin zu ergreifen. „Hab' ich das verdient, liebe Biene? Sehen Sie, ich traue Ihnen ja nichts Unrechtes zu, aber die Männer sind so frivol — — da muß man ja fürchten! Außerdem — Sie wissen — das Ansehen, die Ehre des Stifts erfordert, daß männliche Besuche — —"

Biene hebt eine Secunde lang das bleiche Gesicht, Frau Paulsen verwirrt sich: „Oh, es hat lange gedauert, bis ich es glauben wollte! ich habe überall gefragt, — zuletzt auch bei Thekla."

Biene richtete große, entsetzte Augen auf die Sprechende, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie etwas sagen möchte. Frau Paulsen senkt traurig den Kopf. „Das ist nicht mehr meine Biene, meine offene, zutrauliche Biene! Oh Kind, das ist das Schlimmste! Auf Sie hätt' ich Häuser gebaut, und nun?" Die Näherin schüttelt den Kopf, ihr Mund verzerrt sich zu einem krampfhaften Lachen. In Frau Paulsen's Gesicht geht eine Veränderung vor; die Wärme verschwindet, schmerzliches Erstaunen verbreitet sich über ihre Züge. Sie reckt sich etwas gerade und hält den Kopf aufrecht. „Sie können mir doch hoffentlich sagen, daß dies ein ehrlicher Kram ist?"

Biene sieht sie mit einem unbeschreiblichen Blick an, ihre Lippen formen ein kaum hörbares „Nein". Die Vorstandsdame läßt den Sammtbeutel auf den Boden gleiten, auch sie ist erbleicht. „Es ist nicht möglich! Biene, nein? Sie sagen nein?"

„Wenn Fräulein Thekla —" beginnt die Näherin; Frau Paulsen unterbricht sie vorwurfsvoll: „Ja, Thekla, die Sie so lieb hat! Heut' über acht Tage ist ihre Verlobung, — ach, das wollt' ich Ihnen ja Alles ordentlich erzählen, Sie gehören ja so zu sagen zum Haus, und nun muß ich so etwas von meiner kleinen Biene hören!" Sie suchte wieder Biene's Hand zu fassen. „Ich hatte es so gut im Sinne! für die Aussteuer hätten wir wohl sorgen wollen; wenn das 'n ehrlicher Handwerker gewesen wär', wir wollen 'mal

sagen, 'n Schuhmacher oder Tapezierer, dann hätten wir ihm Arbeit verschafft — —. Was ist er denn, um Himmelswillen, Biene, was hat er für'n Geschäft?"

„Weiß nicht," murmelte das Mädchen.

Frau Paulsen verstummte jäh. „Gott weiß, was mit Ihnen geschehen ist!" bemerkte sie langsam nach einer quälenden Pause. „Aber ich bin hier nicht allein maßgebend. Alles hat seine Grenzen. Sie machen sich hier einfach unmöglich, Kind. Ich habe die Pflicht, Sie zu überwachen, und deshalb müssen Sie mir Rede und Antwort stehen. Nicht jetzt! ich komme morgen wieder! Besinnen Sie sich, Biene! Erholen Sie sich, dann schütten Sie mir Ihr Herz aus. So, nur so werden Sie wieder auf den rechten Weg kommen!" Sie stand auf und legte noch ein paar Täfelchen Chocolade auf den Tisch. „Das schickt Ihnen Thekla. Sie kommt nach London, wenn sie verheirathet ist. Adieu, Biene!" Sie drückte ihr die Hand und kehrte noch einmal zurück: „Und mit Ihrem Nein hab' ich Sie wohl nur falsch verstanden! Morgen sagen Sie mir Alles!"

Eine Stunde später sieht Frau Trapp, wie Mamsell Biene die Treppe hinuntergeht. „Na, wo woll'n Sie denn auf ab?" ruft sie ihr nach.

Biene zeigt ein Packet: „Die Schwäne füttern."

„Was? am hellen Mittag?"

Das ist die letzte Spur von Mamsell Biene. Vom Schwänefüttern ist sie nicht zurückgekehrt. — —

Fechner.

Ein Charakterbild.

Von

Wilhelm Bölsche.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Als der Christophorus der Legende das Jesuskind über den Strom trägt, da bilden nicht die Wellen, die wider ihn anbranden, die eigentliche Gefahr. Das Kind selber bedrängt ihn, denn es wird mit jedem Schritte schwerer.

In hohem Alter, in der Schrift, die gleichsam sein philosophisches Testament bilden sollte, hat Gustav Theodor Fechner dieses Bild einmal gebraucht. Er deutete es auf seine eigene Weltanschauung. Die „Tagesansicht" nannte er sie. In den herrschenden Meinungen der Zeit glaubte er eine verhängnißvoll falsche Grundanschauung durchgängig zu bemerken. Das Auge des Greises, das physisch seit Jahren einen unablässigen Kampf gegen völliges Erblinden führte, sah geistig darin die „Nachtansicht". Ihr setzte er als Summe seiner eigenen rastlosen Denkerarbeit die „Tagesansicht" gegenüber. Aber der Sieg dieser „Tagesansicht" würde nach seiner eigenen Meinung kein leichter sein. Heute noch ein Kind, sollte sie sich erst über dem Haupte ihrer Träger zur vollen Kraft und Schwere entwickeln. Wer sie ans Ufer der Zukunft tragen wollte, den würde wie Christophorus nicht „die zu durchwatende Fluth leicht ins Meer der Vergessenheit verrinnender Einwürfe" so sehr bedrängen, als vielmehr die Entwicklung des Gedankens selbst, der aus eigener Lebensquelle wuchs und wuchs.

Das Buch von der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" hat damals nur einen relativ kleinen Leserkreis gefunden. In den achtzehn Jahren seither ist keine zweite Auflage nöthig geworden. Inzwischen sind auch schon zehn Jahre hingegangen seit Fechner's Tod. Das Jahrhundert, dem er fast siebenundachtzig Jahre gefolgt war, geht zu Ende — ein Jahrhundert, das mit Naturphilosophie einsetzte, das dann in der exacten Naturforschung die größten Erfolge aller Zeiten errang, und das jetzt, wenn nicht alle Zeichen trügen, ausgeht inmitten einer stillen, tiefen, gährenden Bewegung, die wieder

zurückführt zu irgend einer Art wenigstens von neu umfassender Naturphilosophie. Vielleicht sagt man noch besser: das ausgeht unter den Zeichen einer *Sehnsucht* nach solcher Philosophie, die das ungeheure exacte Material wieder umschaffen soll zu einer wirklich brauchbaren Idee vom Weltganzen, die uns in gewissem Sinne von der *Last* befreien soll, die mit der Größe jener staunenswerthen Entwicklung der Forschung doch unabänderlich zugleich über uns gekommen ist.

So hat das Bild vom Christophorus eigentlich heute eine universale Bedeutung weit über Fechner's engeren Sinn hinaus. Ob nun Anhänger der „Tagesansicht" oder der „Nachtansicht": wir Alle zu Ende dieses neunzehnten Jahrhunderts tragen in unseren Gedanken ein Kind über den Strom, das schwerer und schwerer wird. Die Naturforschung, die rein ästhetisch veranlagten Geistern noch an der Wiege der Generation, zu der Fechner gehörte, wie eine Hülfswissenschaft, geschaffen zu Handlangerdiensten der praktischen Technik, erscheinen konnte, ist zu einer ungeheuren Macht geworden im gesammten Geistesgebiete. Aber gerade wir jetzt — wir empfinden auch die Schwere, das Lastende des Neuen. Vielleicht nie wirkt der Stoff so niederdrückend als „Stoff" wie gerade in dem Moment, da er Geist werden soll. Diese Stimmung steht über uns. Eine gewisse Blendung, die aus dem unbegrenzt erweiterten äußeren Weltbilde entsprang, sinkt aufs natürliche Lichtmaß herab. Nun kommt die große Arbeit, die im einfachen Glanz des Tages Alles einordnen, Alles im Sinne der alten, in sich unverrückbaren Ideengänge der Culturentwicklung vergeistigen soll. Das Kind auf unserer Schulter wird schwer, verzweifelt schwer.

Gerade in dieser erweiterten, allgemeinen Christophorus-Stimmung liegt aber etwas, was heute zu Fechner selbst zurückführt. Fechner's Name ist aufs Engste verknüpft mit der Geschichte der exacten Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert. Auf dem strengsten Boden hat er praktisch mitgearbeitet und Erfolge errungen, über deren Bedeutung in Fachkreisen nie ein Zweifel bestanden hat. Selbst wo er von Fachgenossen im engeren Beobachterfelde angegriffen worden ist, lag in der Form der Angriffe immer die vorbehaltlose Voraussetzung, daß es sich um einen Naturforscher ersten Ranges handele. In den späteren Jahren seines langen Lebens konnte von ihm sogar gelten, was ganz gewiß nicht jeden und auch nicht jeden bedeutenden Naturforscher unter seinen Zeitgenossen trifft: er zählte gewissermaßen unter die *typischen* Vertreter der modernen exact-wissenschaftlichen *Methode*, er rechnete in den immerhin kleinen Kreis Derer, die diese Methode bei ihren Facharbeiten so fein, so elegant handhabten, daß das Werkzeug selbst dadurch vervollkommnet worden war. Und bei alledem ist Fechner, dieser eminente, geradezu classische Praktiker der Forschung, gleichzeitig bis zum letzten Tage seines Lebens der begeisterte Apostel einer allgemeinen Weltanschauung gewesen, die ausgesprochenste Harmonie, consequentester Optimismus war. Kein Gedanke bei ihm, daß die exacten Resultate der Naturforschung je die Köpfe und die Herzen der Menschen wirklich bedrücken und belasten könnten. Auf der eisernsten Causalität, dem unerschütterlichsten Walten der Naturgesetze gerade sollte sich eine philosophische

Gesammtanschauung der Dinge aufbauen lassen, die die Welt, die allgemeine Naturentwicklung, die Menschheit und den Einzelmenschen mit einer wahren Orgie von Licht, Hoffnung, Zukunftsaussichten der idealsten Art überschüttete. Und das Alles mit ein klein wenig geschulter, an den Sätzen gerade modern wissenschaftlicher Forschung geschulter Phantasie.

Es ist wahr: der unbestrittene Beifall, den Fechner der Physiker zu seinen Lebzeiten noch gefunden hat, ist Fechner dem Naturphilosophen trotz vierzigjährigen wirklich tragischen Wartens von seiner Seite nicht zu Theil geworden. Aber es fragt sich, inwiefern das an allgemein ungünstigen Grundstimmungen der Zeit gelegen hat. Fechner selbst führte es ganz ausschließlich auf solche zurück. Er gedachte gelegentlich mit Wehmuth seiner philosophischen Werke, die im Staube der Antiquariate verschollen lagen, verramscht und vergessen zu einer Stunde, da dem Autor selbst noch Alles ebenso leuchtend und schön vor der Seele stand wie je. Aber im Innern geglaubt hat er felsenfest an den Sieg auch dieser seiner Ideen in der Zukunft, fester vielleicht noch als an den der besten Punkte seiner grundlegenden exacten Arbeit, der „Elemente der Psychophysik". Es ist eine Frage, gewiß ernst und werth, daß man sie aufwirft, ob nicht gegenwärtig schon ein Charakter wie Fechner auf neue, veränderte Geistesstimmungen stoßen könnte, die ihm im Ganzen günstiger sind — Stimmungen, die unter dem oben gekennzeichneten Christophorus-Zwange stehen, und denen es vielleicht noch nicht einmal so ohne Weiteres darauf ankommt, ob gerade Fechner's philosophische Ideen als solche alle richtig sind — die aber sich angezogen fühlen, weil hier überhaupt ein echter, exact geschulter Naturforscher, einer, der an dem ganzen Forschungsgewebe selber mitgewebt hat, zugleich befreiende Allgemeingedanken von idealstem Gehalt und einen hohen, den Einzelnen wie das Ganze erhebenden und versöhnenden Optimismus finden konnte.

Thatsache ist, daß das Ansehen Fechner's über seinen fachmännischen, längst sicher begründeten Ruhm hinaus im Moment zu steigen beginnt, und zwar doch wohl in einem Sinne, der jener Frage entspricht. Man fängt stärker an, sich mit Fechner gleichsam als Charakterkopf, als Denkertypus zu beschäftigen. In langsamen Abständen — langsam gehen die Dinge hier noch immer — sind Werke heraus gekommen, die das Bild des Menschen und, psychologisch begründet, das des Denkers nach den Quellen vermitteln wollen. Zuerst ein Briefwechsel, der seinem stofflichen Gehalt nach noch an der Grenze einer nachgelassenen Facharbeit Fechner's steht: „Wissenschaftliche Briefe von Gustav Theodor Fechner und W. Preyer" (Hamburg, Voß). Die Briefe stammen alle vom alten Fechner. Liebevoll gesammelt und commentirt, wie sie sind, geben sie im Kern ein vorzügliches Bild seiner wissenschaftlichen Methode. Wie er unermüdlich ist im ehrlichen Kampfe um die Wahrheit. Wie er selbst Einwände sucht gegen eigene Ansichten. Was ich oben von der „Eleganz" der Methode gesagt, tritt in einer überwältigenden Form hervor. Aber der Philosoph erscheint darin nur wie ein gelegentlicher Besucher. Es war höchst verdienstvoll von Preyer, dieses schöne Erbe in die Welt zu schicken. Für die große Menge der Leser ist es aber zu schweres

Material; es bedurfte erst noch einer umfassenderen Biographie, die den Untergrund und Oberbau gibt.

Diese Biographie hat in einem starken, mit vortrefflichen Bildnissen gezierten Bande der Leipziger Professor J. E. Kuntze, Jurist vom Fach, zu schreiben versucht: „Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises), ein deutsches Gelehrtenleben" (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Fechner, in glücklichster Ehe, die die goldene Hochzeit überdauerte, verheirathet, blieb selbst kinderlos. Kuntze, der Verfasser der Biographie, ist als Neffe und Pflegesohn im Hause des Philosophen aufgewachsen. So tritt dieses Buch wie eine Aeußerung der Familie selbst hervor; der Geist der überlebenden greisen Gattin Fechner's schwebt darüber. Es stehen eine ganze Menge Dinge darin, die ein entfernter Lebender nicht so hätte geben können. Denn Fechner's Leben war kein Spiel der Gasse; fast alle Fäden liefen im ganz Intimen. Dazu hat Kuntze nachgelassene Tagebücher, zum Theil offenbar auch direct druckfertige Abschnitte einer Selbstbiographie benutzen können — bei Fechner's glänzendem psychologischem Auge, das ihm auch für die Betrachtung der schwersten Krisen eigenen Seelenlebens zu Gebote stand, ein geradezu unvergleichliches Material. Das Ganze ist mit liebenswürdiger Wärme ausgestaltet, die das menschlich Sympathische dieser scheinbar einfachen, innerlich aber oft tief bewegten Lebensschicksale sehr gut heraus bringt. Dagegen ist es nicht so gut möglich, sich aus dem Kuntze'schen Buche ein Bild von Fechner's geistiger Bedeutung und Leistung zu machen. Die objective Wiedergabe der echt Fechner'schen Ideengänge tritt allenthalben zurück gegen eine subjective Polemik seitens des Biographen. Kuntze vertritt für sich mit Nachdruck den kirchlich streng gläubigen Standpunkt und werthet Fechner's philosophische Arbeiten ausschließlich nach diesem. Fechner selbst hat es oft genug ausgesprochen, daß er sich mit seinen Ideen im vollen Einklang glaube mit allen tiefsten ethischen Grundlagen des Christenthums. Im tiefsten Wesen seiner ganzen Weltauffassung sah er eine Versöhnung modern naturwissenschaftlichen Denkens mit einem gewissen geläuterten Kern religiöser Ueberzeugungen. Bisweilen ist diese vermittelnde Stimmung, beeinflußt zweifellos noch durch persönliche Verhältnisse in seiner Umgebung, sogar so stark bei ihm hervorgetreten, daß er kühnere und rücksichtslosere Geister stutzig gemacht und zu Mißverständnissen getrieben hat. Es liegt nun eine gewisse Tragik für ihn darin, daß sein erster und liebevollster Biograph ihn gerade vom streng kirchlichen Boden aus ganz und gar verwirft.

Der eigentlich wissenschaftlichen Leistung des Physikers und Experimentalpsychologen, wie sie vor Allem die „Elemente der Psychophysik" verkörpern, steht Kuntze eingestandenermaßen so gut wie vollkommen fern. Gerade in diese Lücke tritt nun ergänzend eine dritte Arbeit: „Gustav Theodor Fechner von Kurd Laßwitz" (Stuttgart, Fromann. 1896). Laßwitz, bekannt gleicher Weise als Geschichtschreiber der Atomistik wie als Erzähler sinnreicher naturwissenschaftlicher Märchen, kommt dem innersten Geiste Fechner's jenseits der biographischen Einzelheiten seiner ganzen Individualität nach sehr viel näher. Er beherrscht als Fachmann die wissenschaftlichen

Specialgebiete, aus denen Fechner kam, und deren innerlicher Einfluß auch bis in sein kühnstes Philosophiren hinein stets so stark gewesen ist, daß man schwerlich das Eine voll begreifen kann, ohne auch im Anderen wenigstens einigermaßen gefolgt zu sein. Laßwitz ist zugleich ein musterhafter Darsteller, der es versteht, die verwickeltsten Gedankengänge mit dem kürzesten Wort logisch klar wiederzugeben.

Fechner, dessen Anlagen weit über die bloß einfach logische Wiedergabe in der Sprache hinaus gingen und das dichterische Gebiet berührten, war als Stilist ganz zweifellos eine individuell bedeutende Erscheinung. Sein Stil grenzt bisweilen ans Wunderliche; immer ist die Schule Jean Paul's sichtbar geblieben; er hat auch Stellen, wo ihm der Stil gleichsam durchging und manierirt wurde. Und trotzdem glaube ich, daß er unter die wichtigen deutschen Stilisten gehört, deren Studium lehrreich ist, schon rein um der Form, um der Individualität innerhalb der Form willen. Im engeren Sinne als philosophisch beweisender Darsteller, wo die Schärfe des Ausdruckes das Wesentlichste war, ist er schlechtweg eine eminente, fast einzigartige Erscheinung, der sich in Schlichtheit und Prägnanz bloß Schopenhauer vergleichen läßt — ein Vergleich, der über die Form übrigens in keiner Weise hinaus geht, da ärgere Gegensätze als Schopenhauer und Fechner hinsichtlich der weiteren Individualität nicht gut denkbar sind. Für eins aber hat Fechner nicht die leiseste Anlage gehabt: für eine auch nur einigermaßen feste, übersichtliche Composition seiner Werke. Von früh an hat ihm ein großes, einheitliches philosophisches System klar vor Augen geschwebt. Wo er Theile davon gab, waren diese Theile in sich scharf und klar. Aber es blieb in Allem, was er schrieb, bei solchen Theilen. Dicke Bücher fangen bei ihm so aphoristisch, so lose an, daß man glaubt, einen zweiten oder dritten Band vor sich zu haben. Und ebenso lose, „mitten darin" hören sie auf. Der Schätzung der Werke, dem Verständniß that das von früh an den empfindlichsten Schaden. Er selbst fühlte es im Alter, er suchte sein Gesammtsystem einheitlicher noch heraus zu bringen. Es ist auch da bei Ansätzen geblieben; sie fügten immer wieder neuen Reichthum hinzu, aber die Composition fand sich darüber nicht. Laßwitz hat nun zum ersten Male den Versuch gemacht, das Ganze nüchtern und prägnant im Faden darzulegen. Für eine Menge Leser wird Fechner's philosophisches System in dieser Form zum ersten Male hell aufleuchten und Licht werfen auch auf solche seiner Werke, wie die „Vorschule der Aesthetik", die seit längerer Zeit in gewissen Sonderkreisen viel und mit Ernst gelesen worden sind, aber dabei unvollkommener und aphoristischer gedeutet wurden, als sie im Kopfe des Autors gedacht waren. Nur sehr gemäßigt und immer zurücktretend hinter dem Bedürfniß objectiver Wiedergabe als erstem Zweck kommt auch bei Laßwitz eine gewisse Differenz seines eigenen Standpunktes von dem Fechner's zum Ausdruck. Laßwitz steht Kant zu nahe, um ganz mit Fechner gehen zu können, der ein gut Theil auch Kant'scher Ideen unmittelbar mit dem groben philosophischen Materialismus und dem religiösen Dogmatismus zusammen als „Nachtansicht" verwarf. Alles in Allem ist Laßwitz' Arbeit eine vortreffliche Leistung, gut, oft glänzend geschrieben und ihrem Ziele vollkommen

gerecht. Um die wirkliche Debatte über Fechner's Weltanschauung, wie wir sie heute vielleicht brauchen, selbst schon in Fluß zu bringen, ist sie räumlich zu klein angelegt, aber nach der Biographie Kuntze's bezeichnet sie eine neue, wichtige Ausgangsstation. Zu dem biographischen Material selbst fügt sie außer guten kritischen Bemerkungen nichts, was über Kuntze's Thatsachensammlung hinaus ginge.

Diese drei Werke sind also einstweilen, was wir an Literatur über Fechner besitzen. Ein viertes, das ihnen als dringlich nöthig an die Seite zu stellen wäre, ist eine neue Gesammtausgabe seiner philosophischen Arbeiten selbst. Aeltere, grundlegende Bücher, wie „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanze" und „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits", sind heute nur noch mit vieler Mühe antiquarisch aufzutreiben. Auch die „Vorschule der Aesthetik" ist meines Wissens im Buchhandel vergriffen, aber nicht neu aufgelegt. Das Verschwinden schon allein eines solchen Buches wie „Nanna" ist um so bedauerlicher, als dieses Werk im Sinne des oben Gesagten zwar kein erschöpfendes Bild von Fechner's ganzem System gibt, aber rein formal als liebevoll in jeder Arabeske ausgemalte und vielfach geradezu künstlerisch behandelte Skizze einen unabhängigen Werth in der deutschen Literatur beanspruchen darf: wenn die Ideen es nicht wecken, so sollte die Kunstform ihm mindestens eine Auferstehung in irgend welcher Sammlung deutscher Classiker sichern. Ich glaube aber, daß auch die Ideen heute stark genug sind, eine Gesammtausgabe aller dieser zerstreuten Fragmente, die im Ganzen Fechner's philosophische Lebensleistung umschließen, möglich und erfolgreich zu machen.

Fechner gehört zu den echten Faust-Naturen des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat zu Mißverständnissen über sein wahres Charakterbild geführt, daß man ihn zu einfach nahm, das Verwickelte seines inneren Menschen viel zu sehr übersah über gewissen abgeklärten und einfachen Zügen seiner äußeren Erscheinung in späteren Jahren. Der Weltruf Fechner's als Naturforscher knüpft sich im Wesentlichen an die „Elemente der Psychophysik", die 1860 erschienen sind. Damals war Fechner neunundfünfzig Jahre alt. Die Generation, die ihn von da ab noch siebenundzwanzig Jahre begleitete, kannte ihn als eine Art Leipziger Stadtfigur, als einen jener Professoren, wie sie auch heute schon seltener werden, die fünfzig Jahre an derselben Universität lehren und dem zuwachsenden Geschlecht, nicht bloß den Studirenden, sondern auch den späteren Collegen, wie typische, unantastbare Theile dieser Universität selbst erscheinen. Fechner's Leben war in dieser Zeit ein streng geregeltes. Als akademischer Lehrer zählte er kaum mit, da er nur wenig und in freiester Wahl über die Stoffe seiner jeweiligen Studien las, Stoffe, die nicht immer das allgemeine Interesse anregten, da Fechner mit einer eisernen Consequenz seine eigenen Wege ging und meistens erst im Resultat und durch ihn deutlich wurde, daß hier etwas zu holen gewesen war. Aber zur gleichen Stunde war er alle Nachmittage im Rosenthal bei Kintschy als Kaffeegast zu finden [1]). Ewig gleich lauteten die kleinen Anekdötchen über ihn. Jedermann

[1]) Ganz in der Nähe ist ihm jetzt ein Denkmal errichtet.

kannte die stille Harmonie seiner Ehe, die liebenswürdigen, alten Leute, die im Freundeskreise und auf Sommerreisen unzertrennlich schienen, seine Geistesaristokraten alle beide in all' ihrer Schlichtheit. Wer den stillen Denker in seinem anspruchslosen Heim aufsuchte, der erstaunte, wie dieser reiche Geist, der doch alle Zeit nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch ein Dichter hatte sein wollen, in einem einfenstrigen Stübchen am kahlen Stehpult stand oder auf einem lehnenlosen Schemel saß, ohne jedes Bedürfniß nach individuellem Zimmerschmuck, sogar ohne Sinn für den Reiz einer Bibliothek. Aber aus dieser nüchternen Stube nahm doch dieser Besucher auch den ganzen Zauber mit einer absolut lauteren Seele, deren fleckenlose Reinheit wie durch unmittelbare Suggestion wirkte, ohne noch äußerer Mittel zu bedürfen. Mir schrieb einmal ein Mann, der Jahre lang Fechner's College gewesen ist, daß ihm vor seiner Persönlichkeit erst ein Begriff aufgegangen sei, was das alte Wort von der „anima candida" ganz habe besagen wollen.

Und doch ist dieses Bild nur halb. Die abgeklärte Harmonie dieser Seele war kein Geschenk, das in ihrer Wiege lag; sie ist erst mühsam errungen worden. Und nur wer diesem Erringen folgt, der kann Fechner's philosophische Anschauungen im Innersten verstehen. Wer bloß den Frieden des Alters sah, der glaubte auch gern, daß es ein kindlicher Zug des Gemüthes allein gewesen sei, der den Naturforscher, den Physiker strengster Methode in Mußestunden zu phantastischen Tändeleien verlockt und im Nebel mehr oder minder gemüthvoller Märchen über die Pflanzenseele, die Individualität der Gestirne, die Allbeseeltheit der Welt und das Menschenschicksal nach dem Tode spazieren geführt habe. Es liegt hier eine Unterschätzung, die dem Charakterbilde Fechner's in keiner Weise gerecht wird. Fast so stark, wie wenn ein naiver Kritiker behaupten wollte, der tiefe Drang des Goethe'schen Faust nach wildem Ausleben der Sinne sei bloß eine kleine Arabeske, ein augenblickliches leichtes Sichgehenlassen in einem vollbefriedigten Gelehrtenleben. In dieser kahlen Arbeitsstube mit ihrem Stehpult und ihrem Holzkasten, der den Papierkorb abgab, und in den alltäglich ganze Stöße zerrissener Manuscriptblätter wanderten, hat ein Geist mit den tiefsten Problemen seines Jahrhunderts gerungen wie Wenige neben ihm. Dieser Mann des Friedens, von dem kein herber Zug überliefert, ist Zeit seines Lebens im Innersten ein geradezu einzigartiger Skeptiker, ein wahrer Allerweltszweifler gewesen, unermüdlich in Angriffen gegen das scheinbar Sicherste im Denken, Glauben und Forschen der Menschheit, ein logischer Revolutionär, der seine Stunden gehabt hat, wo er, im Paradoxen allerdings immer noch ein stärkerer Logiker, Nietzsche zu überbieten scheint. Wie ein Alpenjäger, der keinen Schwindel kennt, lief er mit einer Kühnheit, die Andere schon beim Anblick schwindeln machte, an den wildesten Abgründen aller Methoden des Denkens, aller Glaubensthesen, aller sichersten wissenschaftlichen Lehrsätze hin, bis die Gedankenarbeit von Jahrtausenden sich in wirbelnde Spreu zu verwandeln schien, unter deren losem Wirbel das Chaos gähnte. Und doch war auch das wieder nur die andere Seele in seiner Brust. Je länger dieses Leben sich dehnte, desto freier und leuchtender wuchs aus all' den Zweifeln, aus all' den unermüdlichen Kämpfen

einer ruhelos tastenden, wühlenden, angreifenden Dialektik das große, stete Bild einer sicheren, versöhnenden, optimistischen Weltanschauung, in der auch die tiefste Skepsis nicht der Satan war, sondern nur eine der nothwendigen Durchgangsphasen, durch die der Menschengeist sich als Glied des Alls zum Lichte emporrang. Es mußte freilich in seinen individuellen Führungen ein höchst merkwürdiges Leben sein, das diesen Heraufgang so ermöglichte. Ein Leben ohne die Sturmfluth äußerer Ereignisse, aber im Innersten desto nachhaltiger hinein gerissen in alle Geisteskrisen eines ganzen gährenden Jahrhunderts.

II.

Fechner stammte aus streng theologischen Kreisen. In seiner Heimath, der Muskauer Gegend der Niederlausitz, lebt noch heute die gute Tradition von den Fechners als rührigem Pfarrergeschlecht. Der Vater, der Großvater, der Vater der Mutter, alle waren dort herum Pastoren gewesen. Als der alte Leipziger Professor Anfang der achtziger Jahre seine goldene Hochzeit feierte, ließ der Pfarrer Kümmel in Großsärchen, dem Geburtsorte, die Gedenktafel des Großvaters in der Kirche bekränzen und die Glocken läuten — ob in den kleinen Pfarrwinkel wohl ein Ahnen gedrungen sein mag, wie viel Weg zwischen der Großsärchener Pfarrhaus-Romantik von der Wende des vorigen Jahrhunderts und der Gedankenwelt des Mannes lag, der fast gleichzeitig auch sein fünfzigjähriges Jubiläum als ordentlicher Professor feierte — der Weg durch die ganze moderne Physik bis zu einer neuen Weltanschauung, die das Beste des alten Glaubens retten wollte, ohne auch nur ein Titelchen aufzugeben von dieser Physik! Entscheidend für Fechner's Jugend wurde neben dem theologischen Element wohl am meisten noch der ganz frühe Tod des Vaters und die Erziehung fast ausschließlich durch die Mutter.

Durch das ganze Leben dieses unruhigen, streitbaren Kopfes geht wie ein consequent mildernder Zug das Anschlußbedürfniß an gewisse zarte, seelenvolle Frauen. Bis in seine wissenschaftlich strengsten Werke hinein stiehlt sich immer wieder der eine oder andere Lichtblick von dieser Ecke her. Wo er sich freier nach der Gemüthsseite hin gehen ließ, wie in dem Buche „Ueber das Seelenleben der Pflanze", da ist gerade von feinfühligen Leserinnen auch dieses Entgegenkommen stets besonders bemerkt worden. Persönlich war Fechner bis ins höchste Alter für Frauen, die ihm sympathisch waren, von gewinnender Liebenswürdigkeit. Die einfache Existenz gewisser Frauencharaktere von idealer Reinheit, denen er im Leben begegnet war, diente ihm als Beweis gegen den Pessimismus, und das nicht bloß im Sinne eines hübschen Gelegenheitswortes, sondern aus tiefster Ueberzeugung, mit dem Vollwerth eines schweren philosophischen Arguments. Aus der unheilbaren Differenz in der Auffassung des Weibes erklärt sich auch seine bittere Kritik Heine's, die zu den wenigen ganz intoleranten, auch ästhetisch ganz sicher übertrieben intoleranten Schriften gehört, die er verfaßt hat. Dabei hatte er das Glück, das Heine wenigstens in seiner Pariser Zeit nicht mehr so zu Theil geworden ist: einer ganzen Reihe wirklich bedeutender, geistig hochstehender Frauen im Leben zu begegnen — von seiner Gattin an, die lebhafte dichterische Gaben und das feinste ästhetische

Verständniß besaß, bis zu Bettina von Arnim, die freundschaftlich in seinem Hause verkehrte.

Schon mit sechzehn Jahren ist Fechner auf die Universität gekommen. Man meint, in der Jahreszahl das Impulsive zu fühlen, das ihm bis ans Ende treu geblieben; er, der seine späteren körperlichen Leiden einmal darauf zurückführte, daß er zu hastig kaue, war auch geistig ein Schnellarbeiter, der ein riesiges Material in unglaublich kurzer Frist durcharbeiten und in sich aufnehmen konnte und dabei gründlicher als irgend Einer; wo Andere sich auf lange hin erdrückt sahen unter endlos gehäuftem Stoff, da stellte sich bei Fechner schon die charakteristische, oft ausgesprochene Angst seines Lebens ein, die Angst vor der Langeweile, wenn es nichts mehr zu thun gäbe! Die Universität war Leipzig, dieselbe Stadt, der er eigentlich siebzig Jahre treu geblieben ist. Die materielle Nothlage der Familie drängte ihn, sogleich ein festes Brotstudium zu suchen. Und der Skeptiker mit dem lächelnden, aber unerschütterlichen Oppositionsgeist, der zweifellos von Jugend an in ihm gesteckt hat, wandte sich aller theologischen Familientradition zum Trotz der Medicin zu. Er hat nicht dabei ausgehalten. Als die eigentlichen Lernjahre vorüber waren, das Doctorexamen bestanden war, und die Praxis in ihr Recht treten sollte, da warf er auf einmal Alles über den Haufen. Er selbst hat später gesagt, man habe ihm wohl die nöthigen Würden verliehen, aber in Wahrheit nicht so viel beigebracht, daß er sich auch nur getraut hätte, einem zur Ader zu lassen. Und noch während des Studiums machte sich der erwachende Satiriker in ihm Luft mit zwei Ausfällen gegen die Medicin, die an unverblümter Grobheit nichts zu wünschen übrig ließen, dem „Beweis, daß der Mond aus Jodine (Jod) bestehe“ und dem „Panegyrikus der jetzigen Medicin und Naturgeschichte“ (1821 und 1822). Diese kleinen Scherzschriftchen mit ernstem Untergrund sind interessant, weil sie die lange Kette reizender Satiren einleiten, die Fechner in der Folge als „Dr. Mises“ veröffentlicht hat, ein unerschöpfliches Feuerwerk theils rein humoristischer, theils ein bißchen boshaft satirischer, theils endlich im Kern tiefernster philosophischer Capriccios, für deren Art unserer Aesthetik das rechte Wort fehlt. Die ganze Scala Fechner'scher Talente kommt unvergleichlich in diesen Mises-Schriften zum Ausdruck: von den kleinen Witzchen und Stichelchen des gemüthlichen Kaffee-Sachsen im Leipziger Rosenthal bis zu jener Faust'schen Gedankenhöhe, wo in Mephisto's Rede das Weltgeheimniß zu einem Scherz verklingt. Aber damals trug die so hart angelassene Medicin doch wohl nur die halbe Schuld. Fechner selbst paßte nicht in die praktische Medicin. Die theoretische, eigentlich vorwärts arbeitende Seite der medicinischen Gesammtwissenschaft aber konnte seinen kühnen Geist, der zum Pfadfinder vor großen Ketten bedeutsamer Probleme angelegt war, allein unmöglich fesseln. Man muß sich erinnern, wie tief gegen heute gehalten die eigentliche Vergeistigung und theoretische Zusammenfassung zu solchen weiten Problemketten damals in der ganzen Biologie, der ganzen Wissenschaft vom lebendigen Organismus noch darnieder lag. Das drückte natürlich auch auf die Medicin und gab ihr einen alterthümlichen, unfreien Charakter.

Es gab einen anderen Zweig der Naturforschung, wo die Dinge gerade damals schon ganz anders standen oder wenigstens für das empfängliche Naturell eines angehenden Denkers vom großen Stil zu stehen schienen. Das war in der Physik. Hier schlossen sich auf breiter Anlage von langer Hand eben jetzt in dem Jahrzehnt zwischen zwanzig und dreißig wirklich große Gedankenreihen zu wunderbaren experimentellen Erfolgen zusammen. Es setzte jene stolze Epoche in der Entdeckungsgeschichte der Elektricitätserscheinungen und ihrer weiteren Zusammenhänge ein, die mit dem Namen Oersted's beginnt — eine Epoche, die mehr als irgend eine andere dadurch ausgezeichnet war, daß nicht bloß das kleine Handwerksmaterial der Forschung erweitert, sondern zugleich die höchste Anspannung theoretischen Denkens herausgefordert wurde und durch eine nie geahnte Erweiterung des innersten Naturbildes auch sogleich aufs Glänzendste belohnt erschien. Hierhin gehörte Fechner, und hierher hat er sich auf einigen Umwegen denn auch glücklich gefunden. Erst kam er wie im Trotz, wie Einer, der sein Brot vernachlässigt, um einer Liebhaberei, die halber Müßiggang ist, zu folgen. Dann faßte er festen Fuß auf dem neuen Boden gerade zum Zweck des Broterwerbes. Mit einem Bienenfleiß übersetzte, bearbeitete, verfaßte er physikalische Compendien und half sich so nothdürftig durch. Und dann, in den Mußestunden dieser Sklavenarbeit, begann er im eigentlichen Sinne zu „arbeiten". Er begründete seinen Ruf als Fachmann, als Fachmann in der Physik, in die er sich fast autodidaktisch hinein gekämpft, nachdem ihn sein ganzes officielles Medicinstudium nicht über einen mißmuthigen Dilettantismus hinaus gebracht. Die Specialarbeiten, Specialentdeckungen, die Fechner damals geliefert hat, gehören heute zum festen Stamm der Geschichte der Physik. Dennoch hängen sie mit seiner universalen Bedeutung, wie wir sie heute im Ganzen wieder suchen, nur indirect zusammen und brauchen um ihretwillen nicht einzeln aufgezählt zu werden. Genug, der Name Fechner erhielt damals zuerst Klang in der wissenschaftlichen Welt — lange ehe ein Titel mit ihm ging. Nach zehnjährigem unverzagtem Ausharren kam dann der Professor extraordinarius, natürlich im lieben Leipzig und ohne Gehalt. Ein Jahr später folgte die ordentliche Professur der Physik. Um diese Zeit war Fechner bereits mit Klara Volkmann verheirathet. Das Schicksal, das ihm in allen Nothlagen nichts hatte anhaben können, schien sich für ihn ins Günstigere zu wenden — die schwere Krisis der Durchgangsjahre schien zu Ende. Da auf einmal brach ein Sturm in sein stilles Leben, den Niemand hatte ahnen können, eine wahre Krisis jetzt erst auf Leben und Tod, die alle Wurzeln seiner Existenz erschüttern, seinem ganzen Dasein gleichsam einen neuen Gehalt geben und unter wahren Todeswehen aus ihm erst das schmieden sollte, was uns heute mit seinem Namen ergreift.

Fechner, der Sohn aus dem Pfarrhause, hatte mit dem Uebergang zur Universität nicht nur äußerlich, in der Wahl seines Studiengebietes, die alte Tradition bei Seite geworfen. Eine innerliche, selbstdenkende Natur, wie er war, hatte er auch resolut sich in der Weltanschauung losgesagt. Es kam ohne Kampf, und man versteht, wie weich und menschlich rein die Erziehung des Knaben gewesen sein muß: jede dogmatisch harte Erziehung hätte einen

lange blutenden Riß geschaffen; so erfolgte die Wandlung wie ein freundlicher Augenaufschlag; es war bloß ein neues Gebiet, das eine Weile vorherrschend in den Gesichtskreis trat, und das auch wieder verschwinden konnte, ohne daß herbe Seelenconflicte den Wandel begleiten mußten. „Ueber meinem medicinischen Studium," erzählt Fechner selbst, „war ich zum völligen Atheisten geworden; religiösen Ideen war ich entfremdet; ich sah in der Welt nur ein mechanisches Getriebe. Da gerieth mir Oken's Naturphilosophie in die Hände ... Ein neues Licht schien mir auf einmal die ganze Welt und Wissenschaft von der Welt zu erleuchten; ich war wie geblendet davon. Freilich verstand ich nichts recht — wie wäre das auch möglich — freilich kam ich nicht über die ersten Capitel hinaus; aber kurz, ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen, einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an, Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studiren, konnte freilich in keinem Klarheit finden, aber meinte selbst etwas in dieser Richtung leisten zu können, wovon noch einige Aufsätze in der Stapelia mixta (1824) Zeugniß ablegen. Aber noch erinnere ich mich, wie ich mir einmal die Frage vorlegte: hätte sich wohl von dem ganzen schönen gesetzlichen Zusammenhange der optischen Phänomene, die Biot mit so großer Klarheit vor uns ausbreitet, etwas auf Oken-Schelling'schem Wege finden lassen? Jedenfalls Naturwissenschaft liegt nicht auf diesem Wege."

Wie schlicht sind diese Worte! Und doch umfassen sie alle Wurzeln, von denen Fechner ausging. Die materialistische Weltanschauung ausgespielt gegen die schlichtnaiven Behauptungen des Glaubens im Winkel. Die Naturphilosophie der Oken, Schelling gegenüber dem Materialismus. Und dann Biot, die objective, streng logische Forschung als solche wieder gegen die praktische Unfähigkeit jener Naturphilosophie! Es ist schlechterdings unmöglich, Fechner zu verstehen — nicht bloß in dieser Epoche seines Denkens, sondern bis in die letzten Aeußerungen und Briefe seines Alters hinein — wenn man nicht als Ausgangspunkt nimmt, daß er eine streng materialistische Phase durchgemacht hatte. In den Zeiten, da der Streit über den „Materialismus" in unserem Jahrhundert besonders lebhaft auf der Tagesordnung stand und weit über die Kreise der Naturforscher hinaus Wellen schlug — sagen wir etwa in der Epoche, die mit dem ersten energischen Vortreten von Vogt und Moleschott begann, und der man einen gewissen Abschluß setzen kann etwa mit der zweiten Auflage von Friedrich Albert Lange's „Geschichte des Materialismus" — in dieser Epoche würde schwerlich gerade Fechner als Bundesgenosse der extrem materialistischen Schule angerufen worden sein. Im hohen Alter fand er, rückblickend, daß auch der ganze Materialismus, wie ihn so begeisterte Apostel in den letzten fünfzig Jahren wieder gepriesen, nur auch einer von den Wegen gewesen sei, die in die unbefriedigte, pessimistische „Nachtansicht" hinein geleitet hätten. Und doch sind in Fechner's Weltanschauung alle Zeit gewisse unverrückbare Grundpunkte geblieben, die ihm in *nicht*-materialistischen Kreisen öfter den Vorwurf des „versteckten" Materialismus eingebracht haben. Schaut man schärfer zu, so erkennt man darin Fundamente, von denen allerdings *auch* der extreme Materialismus mehr oder

minder ausgegangen ist, Fundamente, die Fechner als consequenter Naturforscher nie verleugnet hat, von denen er aber ebenso consequent bestritt, daß sie nothwendig nun nur einen rein materialistischen Oberbau ermöglichten.

Fechner ist Zeitlebens ein unerbittlicher Vertreter des Causalitätsprincips gewesen. Es war ihm die Grundthatsache der ganzen Welt, von deren „Durchbrechung" schlechterdings niemals die Rede sein könnte. Faßt man das Wesen einer „mechanischen Weltanschauung" schon als erschöpft mit dem Begriff des unabänderlichen Fortwaltens der Naturgesetze, das jedes „Wunder" ausschließt, so ist Fechner thatsächlich nie über diese Weltanschauung hinaus gegangen. Seine spätere, leuchtend optimistische Weltauffassung brauchte allerdings eine gewisse Teleologie, ein Hinstreben der Welt im Ganzen auf immer höhere Glücksempfindungen, und hier lag der schwierige Punkt, wo Fechner mißverstanden werden konnte und vielfach auch wirklich mißverstanden worden ist. Aber man muß sich ansehen, wo bei Fechner das teleologische, zielstrebende Moment der Welt lag. Es arbeitete nicht neben dem einfachen Gang der Naturgesetze als eine besondere zielsetzende, in den Gang des einfachen Geschehens eingreifende Macht — sondern es war ideell identisch mit dem sichtbaren Naturgeschehen. Nicht auf Grund von willkürlichen Durchkreuzungen, sondern eben in ihrem Wesen und Wirken selbst bauten die Naturgesetze an einer fortschreitenden Welt. Gerade das „natürliche", das „mechanische" Geschehen im unbestrittensten Sinne führte zu einem Fortschritt der wirklichen Dinge, einem Fortschritt gegen immer höhere Harmonie hin. Es liegt auf der Hand, daß eine so definirte Teleologie nichts Anderes ist als eine zum Weltprincip erhobene Verallgemeinerung des einfachen empirischen Sachverhaltes, daß die Welt sich, so viel wir von ihr geschichtlich überblicken können, thatsächlich „entwickelt" hat und im Banne ihrer Gesetze von niederen Harmonien zu höheren übergegangen zu sein scheint; denn so objectiv wir uns stellen mögen, so wird doch einmal auch ganz streng naturwissenschaftlich nicht zu leugnen sein, daß etwa die darwinistisch gedachte Entwicklungslinie vom Urwesen zum Menschen oder vom Höhlenmenschen zu Denkern wie Darwin oder Fechner ein wirkliches „Steigen" enthält. Das „Wie" des Emporarbeitens war für Fechner's Teleologie im Einzelnen eine vollkommene Nebenfrage; wie denn von seinem Boden aus keinerlei principielles Argument dagegen bestand, selbst den ganzen ungeheuren Umweg der Darwin'schen Zuchtwahl-Gesetze als „regelrechtes teleologisches Moment" in seinem Sinne, das trotz aller Umwege, Irrthümer und Verschwendungen im Ganzen empor führte, in seine Weltauffassung aufzunehmen. Er hat in einer sehr späten, von Gedanken durchsprühten, aber auch störend aphoristischen Schrift, „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen", zwar gewisse kritische Zweifel an Einzelheiten der darwinistischen Lehre geäußert, aber diese Zweifel entsprangen in keiner Weise dem Gefühl, daß der große Sprung über jede grobe Teleologie der alten Art, den Darwin gemacht, allgemein auch seiner im Naturgesetz selbst restlos beschlossenen Teleologie irgend etwas anhaben könne.

Der zweite Punkt, wo Fechner immer in gewissem Sinne einer materialistischen Grundthese treu geblieben ist, lag in dem Verhältniß von Seele und Körper. So fest Fechner an das absolut undurchbrechbare Walten der Naturgesetze in der Welt glaubte, ebenso fest hielt er an dem Gedanken, daß jedem seelischen Vorgang in dieser Welt auch ein im *Stoffe* nachweisbarer, streng *physikalisch* auszudrückender Vorgang entspreche. Bekanntlich hat gerade der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts sich in erster Linie auf diesen Gedanken gestützt. Er baute auf ihn seine engere These: daß, *wenn* alles Geistige mit einem stofflichen Vorgang stets nur genau und aufs Engste verknüpft in Erscheinung trete, der nächstliegende Schluß sei, es möchte wohl eben das Geistige einfach ein „Product des Stofflichen" sein, die Empfindung einfach ein Product gewisser Nervenbewegungen, das Denken bis in seine herrlichste Entfaltung hinein ein Product gewisser materieller Vorgänge in den Zellen des lebendigen Gehirns.

Dieser materialistische Folgeschluß ist bis zu dieser Stunde der Ausgangspunkt einer großen und jedenfalls für die tiefsten Erkenntnißfragen äußerst wichtigen Debatte geworden. Obwohl die materialistische Deutung eine sehr große Anzahl von Anhängern gewonnen hat, ist im Verlauf der Debatte doch eins ziemlich zweifellos klar geworden. Man muß unterscheiden zwischen jener Grundthese von dem unverkennbaren Zusammengehen eines materiellen Vorganges mit jedem psychischen — und der engeren materialistischen These, die deshalb das Psychische ein „Product" des Materiellen nennt. Die allgemeine These läßt nämlich mit demselben Denkrecht noch eine zweite Deutung zu: daß das Verhältniß von seelischem und materiellem Vorgang einen festen *Parallelismus* darstelle, einen Parallelismus, bei dem beide Vorgänge zwar parallel verlaufen, innerlich jeder für sich aber als etwas Eigenes dastehen, und bei dem niemals der eine den Andern als „Product" aus sich erzeugen kann. Diese Hypothese hebt unter anderem das große Dilemma auf, das seiner Zeit Emil Du Bois-Reymond als unlösbares Welträthsel ansprach: das Dilemma, wie „Materie" jemals „denken" könne, wie „materielle Bewegungen" sich jemals in etwas so total Verschiedenes wie Empfindungen „verwandeln" könnten. Die Lehre vom unverrückbaren Parallelismus geistiger und materieller Vorgänge schließt von Anfang an aus, daß „Materie denkt" — das würde in ihrem Sinne ein Unding sein, wie die Forderung, es sollten sich zwei Parallelen in der Endlichkeit schneiden. Die Materie denkt nicht, sondern dem psychischen Gedanken entspricht nur innerhalb des materiellen Geschehens, innerhalb des physikalischen Mechanismus jedesmal ein mechanischer Vorgang, sagen wir grob etwa eine bestimmte Reihe von Schwingungen gewisser Körpertheilchen. Andererseits schließt sich dabei aber auch die extrem idealistische Deutung älteren Schlages ebenso radical aus, nach der der „Geist" auf dem Instrument der Materie den Ton anschlagen sollte, wie ein Clavierspieler auf seinem Instrument. Es unterliegt nun kaum einem Zweifel, daß diese Lehre vom Parallelismus vor Allem als heuristische Hypothese, als vorläufige Hypothese, die dem Weiterforschen auf diesem dunklen Grenzgebiet zu Grunde gelegt werden kann, einen sehr hohen

Werth besitzt. Ihr Ansehen wächst in neuerer Zeit unter den Naturforschern, und ebenso verschafft sich diese „vorsichtige" Lehre, die nichts Unvermengbares zu vermengen sich erkühnt, bei solchen Philosophen Eingang, die weder von der rein materialistischen noch von der extrem idealistischen Deutung ganz befriedigt werden, im Uebrigen aber vor Allem im Einklang mit der Naturforschung zu bleiben suchen. Ich erinnere nur beiläufig an den consequent „parallelistischen" Aufbau in der Philosophie des Richard Avenarius, deren Einfluß im Moment unbedingt in starkem Wachsthum begriffen ist.

Einer der frühesten, aber bis in jede Faser seines Forschens consequentesten Vertreter der parallelistischen Auffassung ist nun gerade Fechner gewesen. Nachdem er die Ausgangsthese des Materialismus: daß jedem geistigen Vorgang ein materieller entspreche, rücksichtslos anerkannt hatte, ist er in der Folgerung sofort vom extremen Materialismus abgeschwenkt und hat — ein großer Selbstdenker hier wie überall, dessen Größe erst heute, da ähnliche Ideen von selbst in Fluß gerathen, in ihrer ganzen Originalität sichtbar wird — von früh an den Parallelismus als die einzig wahrscheinliche These vertheidigt. Nur daß er auf diesen Parallelismus dann noch eine neue, ganz „eigene" Hypothese pflanzte, über die gegenwärtig, wie zu seiner Zeit, die Meinungen aus einander gehen müssen. Doch diese Erweiterung geschah wesentlich erst im Gefolge jener Lebenskrisis, die ich oben schon angedeutet habe, und in der Schärfe, womit sie zuerst hervortrat, ist sie sogar bloß psychologisch von dort her zu verstehen.

Die Krisis in Fechner's Leben war zunächst eine rein körperliche. Fechner hatte sich eine ganze Reihe von Jahren durch in einer heldenmüthigen, aber zugleich auch tief beklagenswerthen Weise überarbeitet. Zuletzt wuchs ihm das über den Kopf. Die Heirath (so glücklich Fechner's Ehe auch war) schaffte größere Sorgen. Die Professur, scheinbar eine materielle Rettung, forderte doch auch ganz besondere, eigentlich eine ganze Menschenkraft allein erschöpfende Arbeitsleistung. In einer unglücklichen Stunde wirthschaftlicher Verlegenheit hatte sich Fechner gerade zugleich mit ihr die Redaction eines jener hoffnungslosen Riesenunternehmen aufgebürdet, die ein Einzelner auch als Herkules nie bewältigen wird, wenn ihm nicht ein Stab bester Helfer zur Seite steht: eine Art Conversations-Lexikon, das „Hauslexikon" des Breitkopf-Härtel'schen Verlages. Acht starke Bände sind davon erschienen; etwa ein Drittel des Textes wird Fechner selbst zugeschrieben, ein Bravourstück zugleich und ein halbes Todesurtheil. Dazu kamen die „eigenen Arbeiten"! Fechner hat öfter geklagt, er habe keine mathematischen Anlagen. Man möchte es ihm glauben, wenn man an den ausgesprochen ästhetischen Zug seines Wesens denkt. Andererseits ist aber außer Zweifel, daß Fechner als Naturforscher gerade auf dem Gebiet der exacten Physik, wo die mathematische Behandlung unerläßlich ist, vollkommen seinen Mann gestanden hat. So wird man jenes Selbstbekenntniß dahin umdeuten müssen, daß er auf mathematischem Gebiet immer *noch mehr* arbeiten, einen noch größeren Fleiß, eine strengere Selbstzucht anwenden mußte, als sonst für seine Forschungen nöthig wurde. Das Genie ersetzte ihm hier nichts; jeder Werth mußte in reiner, harter Arbeit ausgezahlt werden.

Lag hier schon ein vermehrter Kraftverbrauch, so zeigte sich ein anderer in seinem Mangel an Mitteln für die äußeren Forderungen experimentellen Forschens. Von früh an hat sich Fechner in einer bewundernswürdigen Weise daran gewöhnt, mit dem schlichtesten Handwerkszeug im Praktischen zu arbeiten. Der Zug bedingt eine Aehnlichkeit bei ihm mit Darwin. Es entsprang ein Theil glückliche Unabhängigkeit daraus. Aber wieder mehrte sich auch die Arbeit. Und schließlich erwuchs gerade von hier eine besondere Gefahr. Das billigste Experimentirobject für einen unbemittelten Gelehrten ist der eigene Körper. Zu seinem Unglück gerieth Fechner im Gefolge optischer Untersuchungen („über subjective Farben und Nachbilder im Auge" — an sich höchst werthvolle Untersuchungen) in eine Bahn von Experimenten, bei denen er seine eigenen Augen in einer Weise zum Versuchsobject machte, daß die schlimmsten Folgen unvermeidlich wurden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei schon vorhandener Ueberlastung und nervöser Ueberreizung des Gehirns gerade eine Mehrarbeit, die dem Auge auferlegt wird, die allerbedenklichste Steigerung ist, die alle Gehirn-Symptome sofort auf die Spitze treibt.

Fechner erkrankte schwer. Ein chronisches Nervenleiden lähmte nach und nach seine ganze Thätigkeit. Die Augen versagten plötzlich, in einer Weise, die nicht eine acute äußere Krankheit erkennen ließ, sondern auf eine furchtbare, verheerende Störung im innersten Nervenapparat des Sehens deutete. Nicht eigentliche Blindheit, sondern nervöse Lichtscheu stellte sich ein, die jeden Lichtreiz zum quälenden Schmerz machte. Jahre lang saß der arme Kranke mit einer Maske im verdunkelten Zimmer. Und selbst das geschlossene Auge in der äußersten Finsterniß marterte unablässig flackernder Lichtschein, — eine verzweifelte Form „subjectiven Sehens", die der Forscher nicht für sich geahnt, als er früher in emsiger Arbeit die farbigen Nachbilder im ermüdeten Auge zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht hatte. Dann entwickelte sich ein Magenleiden, das zu unmittelbarer Lebensgefahr wuchs. Der Körper verweigerte jede Nahrungsaufnahme; die Aerzte standen rathlos vor dem Problem eines Menschen, der inmitten aller Kunst und Pflege dem Hungertode entgegen ging. Als hier eine schwache Besserung wie durch ein Wunder im letzten Moment noch eingetreten, brach das Augenleiden wieder mit verstärkter Macht aus. Und zu allem körperlichen Martyrium kam endlich, lange befürchtet, die höchste Gefahr: die Anzeichen beginnenden geistigen Verfalls. Es stellte sich „Gedankenzwang" ein. Mit einer beispiellosen Energie hat allerdings der Versinkende dagegen angekämpft. Spätere Aufzeichnungen des Genesenen, psychologische Documente ersten Ranges, geben einen Einblick in diese Kämpfe, wie er greller nicht gedacht werden kann. „Ein Hauptsymptom meiner Kopfschwäche," erzählt Fechner, „bestand darin, daß der Lauf meiner Gedanken sich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenstand mich nur einigermaßen tangirte, so fingen meine Gedanken an, sich fort und fort um denselben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten sich gewissermaßen in mein Gehirn ein, so daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geist sei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenstemmte. Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise

packten, und es kostete mich oft stunden-, ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen. Diese Arbeit, die ich fast ein Jahr lang den größeren Theil des Tages fortsetzte, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollsten, die sich denken läßt; indeß ist sie nicht ohne Erfolg geblieben, und ich glaube der Beharrlichkeit, mit der ich sie getrieben, die Wiederherstellung meines geistigen Vermögens zu verdanken, oder wenigstens halte ich sie für eine Vorbedingung, ohne welche diese Wiederherstellung nicht hätte zu Stande kommen können." In der Welt verbreitete sich die Nachricht, Fechner sei erblindet und geisteskrank. Die officielle Leipziger Physik-Professur wurde an Wilhelm Weber von den stellenlosen „Göttinger Sieben" vergeben, Fechner auf ein karges Wartegeld gestellt. Selbst den engsten Freunden begann der einsame Kranke in seiner dunklen Zelle zu versinken; man gab ihn auf, man wunderte sich zu hören, daß er noch lebe. Das letzte Licht dieses trüb verblassenden Gelehrtenhauses, in dem eine Weile so glückliche Menschen gewohnt, schien nur noch in der unermüdlich treuen Frau und Pflegerin zu strahlen.

Der Höhepunkt der Tragödie fällt auf den Sommer 1843. Dann, im Herbst, begannen auf einmal die körperlichen Leiden nachzulassen, rasch, unbegreiflich, wie sie einst aus dem geheimnißvollsten Innern des gequälten Organismus aufgestiegen waren. Die Augen vertrugen plötzlich wieder Licht. Der Geist allerdings zeigte sich für den ersten Moment noch so geschädigt, daß er selbst das erwachende Gefühl einer Genesungsmöglichkeit nur mit einer Krisis fast bedenklichster Art aufnahm. „Die so rasche günstige Umwandlung," so definirt wieder Fechner selbst später überzeugend klar seinen Zustand, „die in meinem physischen und psychischen Lebensproceß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Octobers und theilweise Novembers in einen eigenthümlichen, überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern versuchte, zumal mit dem Vorübergehen desselben auch die klare Erinnerung größtentheils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte theils schon wähnte, theils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem andern Lichte erschien, als früher und als jetzt, die Räthsel der Welt sich zu offenbaren schienen, mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe, doch hat sich allmählich Alles ins Gleichgewicht gesetzt."

III.

Im Jahre 1846 erschien zuerst wieder ein Werk von Fechner's Hand: die kleine Studie „über das höchste Gut", — eine philosophische Studie. Im Revolutionsjahr folgte „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanze". Nochmals drei Jahre später „Zend-Avesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung", diesmal ein philosophisches Werk vom größten Umfang, drei im Format kleine, aber dicke

Bände. In Kreisen, wo man Fechner bisher nur als Physiker von Fach und allenfalls noch als „Dr. Mises“ gekannt, erschien der ganze Mann wie vertauscht. Diese Bücher waren Alles eher als streng wissenschaftliche Arbeit, obwohl sie zum Theil in wissenschaftliche Debatten eingriffen oder wenigstens einzugreifen behaupteten. Es waren aber auch keine Mises-Schriften, keine Scherzbücher mit leicht zu durchschauender satirischer Absicht. In der Schablonenrede des Tages fand man nur einen Ausdruck dafür, dem es nicht an bösem Beigeschmack fehlte: Naturphilosophie.

Wir haben aus Fechner's eigenem Munde oben gehört, wie er sich in den ersten Lehrjahren zu dem gestellt hatte, was das Wort „Naturphilosophie“ in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts umspannt. Oken und Schelling hatten ihn angezogen, als ihn der Materialismus nicht befriedigte. Aber die Berührung war doch nur eine kurze gewesen. An anderen Stellen, wo der streitbare Naturforscher über der Polemik in ihm wach wurde, hat er später noch weit stärkere Worte zur Kritik gefunden. Und heute, wenn man jene merkwürdigen Bücher Fechner's, die von rasch urtheilenden Zeitgenossen einfach mit den bedenklichsten Auswüchsen jener Naturphilosophie zusammengeworfen wurden, unbefangen prüfend wieder zur Hand nimmt, heute wird man in der That urtheilen dürfen, daß das Wesentliche darin *nicht* von dort kam. Nicht die Ideengänge Schelling's oder gar Oken's haben recht eigentlich an der Wiege von „Nanna“ und „Zend-Avesta“ gestanden. Man thäte Fechner's unbeirrter, nur aus sich selbst zu erklärender Individualität damit bitter Unrecht. Gibt man sich dagegen dieser Individualität vorurtheilslos hin, so sieht man in ihr die eigenen Wurzeln sehr deutlich, die von der strengsten Physik und Naturforschung selbst zu den kühnsten Arabesken des Zend-Avesta auswachsen konnten. Zwei Momente vereinigten sich da, die beide oben schon angedeutet sind: ein Moment des reinen, allerdings zu mehr oder minder kühnen wissenschaftlichen Hypothesen sich erhebenden Denkens — und ein Moment psychologischer Art, das mit Fechner's Krankheit zusammenhing.

Schon längere Zeit, ehe diese zum Ausbruch kam, hatte Fechner sich in eine Hypothese hineingelebt, die, wenn man sie in die Linie des oben Angedeuteten über den Parallelismus vom Seelischen und Körperlichen bringt, zwar kühn bleibt, aber als solche noch nichts Phantastisches oder gar Mystisches an sich hat. Wenn es wahr ist, daß allen deutlich erkennbaren seelischen Vorgängen gewisse körperliche Vorgänge entsprechen, in der Weise, daß das Seelische niemals allein und gleichsam im Leeren erscheint, sondern stets, wenn auch nicht eine materielle *Ursache*, so doch eine materielle *Parallele* hat: wenn das wahr ist, wer sagt uns, ob nicht überhaupt zu *allen* materiellen Vorgängen eine seelische Parallele existirt, die wir bloß für gewöhnlich mit unsern Mitteln nicht erkennen oder auch vielleicht bloß nicht beachten, weil wir sie nicht vermuthen? Die gewöhnliche Betrachtung zeigt uns seelische Vorgänge nur bei uns Menschen und etwa bei den Thieren, also in einem ganz kleinen Bruchtheil der existirenden Dinge, bei diesen aber stets in Parallele zu gewissen materiellen Erscheinungen, die eine Art von festem System bilden. Darüber hinaus gibt es aber noch zahllose andere materielle

Vorgänge in der Welt, die zum Theil auch zu den complicirtesten geschlossenen Systemen zusammengeordnet sind. Sollte es nun nicht bloß an unserer Unkenntniß liegen, daß wir zu diesen anderen Vorgängen eine seelische Parallele nicht zu entdecken wissen? Ist nicht am Ende Alles in der Welt beseelt in dem Sinne, daß jede materielle Existenz eine seelische Parallele besitzt? Und wäre es nicht denkbar, daß wir wenigstens an gewissen Stellen, wo die mechanische Welt um uns her noch jenseits unserer und etwa der Thierleiber sich zu festen, individuell abgeschlossenen Systemen zusammenschließt, durch Nachdenken und Analogie auch auf eine gewisse Erkenntniß von seelischen Zusammenschlüssen, seelischen Einheiten jenseits unserer und der Thierseelen kommen könnten?

So die Hypothese. Fechner hat mit ihr Anfangs offenbar nur gleichsam gespielt, ohne auch nur einen Augenblick den hypothetischen Charakter aus dem Auge zu verlieren. Aber der Gedanke gewann, je mehr er ihn scheinbar leicht hin und her drehte, Macht über ihn. Das mechanische Geschehen der Welt schloß sich eben jetzt unter seinen Augen in dem Wunderbau der modernen Physik zu einer immer grandioseren Einheit, in der jeder Stein den andern trug, zusammen. Dem gegenüber erschien die Psyche wie verloren. Nur zu ein paar vorübergehenden Gehirn- und Nervenprocessen dieser Erde sollte sie als ebenso vorübergehende Parallele erscheinen, und es war kein Band zu sehen, das diese flüchtigen Stücke ähnlich zu einer imposanten psychischen „Gesammtwelt" verknüpfte, wie es die allumfassende Continuität des Stoffes und der Kräfte im mechanischen Geschehen so klar schon heute vor Augen stellte. Wie aber, wenn das nur ein menschlich kurzsichtiger Irrthum war? Wenn jedes Materielle eine solche, wenn auch versteckte psychische Parallele hatte? Dann wurde die Continuität des mechanischen Naturganzen unmittelbar ein Beweis für die Continuität auch aller seelischen Dinge: denn wenn die mechanische Seite eine absolute Einheit bis zum fernsten Nebelfleck bildete, so mußte im Sinne eines echten Parallelismus auch die seelische Seite für sich eine solche bilden. Wohl durfte es seelische Individuen geben. Es gab auch im mechanischen Weltverband geschlossene Systeme. Aber wie diese mechanischen Systeme unabänderlich in höheren Einheiten wieder hingen, wie etwa das scheinbar geschlossene Planetensystem doch nur ein Glied war in einer continuirlichen Welt allgemeiner Stoffe und Kräfte, das in der allgemeinen Gravitation, die den fernsten Doppelstern und Nebelfleck hielt, wie in einem unendlichen, alldurchwebenden Medium schwamm, — so lebte und webte im innersten Wesen jede Einzelpsyche (die „Parallele" eines solchen individualisirten mechanischen Systems) in der großen All-Psyche, der geistigen All-Parallele zu dem continuirlichen All des Physikers. Die All-Parallele — warum nicht zu dem alten Wort greifen von der All-Seele, der Weltseele! Vor dem Geiste des Physikers Fechner stieg der freundliche Gedanke auf, ob nicht hier in gewissem Sinne der Weg heimwärts liege zu den Bildern seiner Jugend, die so ungetrübt, wenn auch im Banne höherer Denkpflichten verlassen hinter ihm standen. War diese Parallel-Seele, diese All-Seele nicht gewissermaßen nur im Sinne einer wissenschaftlichen Hypothese der „exacte" Ausdruck für

das, was das stille Anschlußbedürfniß von so viel tausend und tausend Seelen, deren Individuum nach einem tragenden psychischen Weltgrunde rang, als — Gott bezeichnet hatte? . . . Und war nicht gerade in der Linie dieser Hypothese sogar der Weg gegeben zu einer individualisirten All-Seele? Denn wenn schon die kleine Parallele eines kleinen mechanischen Systems, wie es unser Gehirn darstellt, sich als Individuum fühlen darf, warum soll dieses Individualgefühl nicht dem höchsten aller Systeme, dem Gesammtsystem der Welten, in seiner psychischen Parallele zukommen?

Die Gedanken, sagte ich, gewannen Macht über Fechner. Es ist kein Zweifel, daß er sie eine Zeit lang in seiner Mises-Manier behandelt hat. Aber das Thema durchbrach das Schellenkleid. Der faustische Denker Fechner legte sich die Frage vor, ob er hier nicht die größte und folgenreichste Entdeckung seines Lebens gemacht habe, werth, ihr den Rest dieses Lebens ausschließlich zu widmen.

Unter den Vorwehen der Krankheit baute er noch einen Theil-Gedanken dazu, gleichsam eine Folge-Hypothese, aus und das schon ganz ernsthaft, ohne Mises-Satire, freilich auch noch ohne besondere Beredtsamkeit, mehr wie ein hübsches Aperçu, das man einem guten Freunde erzählt im Tone: „Denke Dir, wenn nun einmal, dann wäre ja auch". In dem „Büchlein vom Leben nach dem Tode" (1836) wurde aphoristisch (einem Nichtkenner des Grundgedankens sogar im Sinne des oben über Fechner's naive, einleitungslose Schreibweise Gesagten geradezu unverständlich) ausgeführt, daß der „consequente" Parallelismus geistiger und materieller Vorgänge im Sinne der universalen Hypothese auch eine wissenschaftlich mögliche Form von Fortexistenz nach dem Tode nahe lege. Unsere seelische Existenz während des Lebens ist die psychische Parallele eines höchst complicirten materiellen Systems, des lebendigen Körpers. Im Tode bricht dieses materielle System als solches zusammen. Damit würde die speciell psychische „Körper-Parallele" naturgemäß schwinden. Aber in der materiellen Welt bleibt auch über den Tod hinaus ein unendlich verwickeltes Individualsystem. Alle materiellen Wirkungen, alle Kraftwirkungen, die von dem verstorbenen Individuum einst im Leben ausgingen, nur von ihm ausgehen konnten und bis in alle fernsten Weltenräume und Weltenzeiten ewig seine individuelle Farbe tragen werden, sind ja noch da, — gleich den Lichtwellen eines Sternes, der, selbst heute längst erloschen, doch noch sein ausgestrahltes Licht in unendliche Räume weitertreibt und fernsten Augen nach Myriaden von Jahren immer noch als „Stern" erscheint. Wie nun, wenn auch dieses unendlich sich entwickelnde, wandernde, immer neue Welten berührende System nachgelassener Wirkungen eine psychische Parallele besäße? Das fortdauernde System der Wirkungen geht ursprünglich von unserem Leibe aus, obwohl dieser Leib als solcher im Tode zerfällt. Sollte die psychische Parallele nicht auch an unsere Lebens-Psyche anknüpfen, — ja sollte nicht der Moment des Todes geradezu der Moment sein, da der Leib sich materiell, im Sinne mechanischer Kraftwirkungen, auflöst in seine unendlich weiter wandernden „Wirkungen" und gleichzeitig die Seele überspringt in den Vollbesitz dieser Wirkungen wie in einen höheren Leib, der nicht mehr vergänglich ist, sondern den Jahrmillionen angehört? Wie Fechner's „Weltseele"

nicht pantheistisch-individualitätslos gedacht ist, sondern als höchste „psychische Parallele“ des umfassendsten mechanischen Systems das absolut höchste *Individuum* darstellt, so ist auch Fechner's Unsterblichkeitslehre nicht identisch mit dem *symbolischen* Begriff eines Fortlebens des Einzelmenschen in seinen Wirkungen, sondern sie denkt an ein thatsächlich *individuelles* Fortleben. Die Wirkungen bleiben als fortdauernde materielle Existenz, und zwar sind sie durch ihren individuellen Ursprung ewig als individuell geschlossenes System zu fassen. Dieses System hat seine Psyche genau wie das lebende Gehirn. Diese Psyche erlebt weitere Entwicklungen gleichsam als beständige Projection aus den materiellen Folgen, die das lebendige Dasein von ehemals nach sich zieht, schmerzliche und freudige, im Ganzen aber in Fechner's Sinn jedenfalls läuternde, da der Gesammtgang der Dinge in der Welt aufwärts strebt, und alle schlechten Nachwirkungen rein mechanisch, im Sinne einer Art von Zuchtwahl, abgeschliffen und zum Besseren übergeführt werden. Die letztere Behauptung erfordert übrigens eine Sonderhypothese, die Fechner in der Folge kryſtallklar als solche entwickelt hat, — wovon unten noch zu reden ist.

Jetzt trat die Krankheit ein. Lange, öde Jahre hindurch sah Fechner sich von jeder Möglichkeit abgeschnitten, seine äußeren, wissenschaftlichen Forschungen weiter zu führen. Alles gleichsam concentrirte sich auf sein Innenleben. Was er vorher mit dem kühnen Muthe des Naturforschers, der sein Denken alle Zeit sicher im Zügel hält, aber gerade deshalb sich auch etwas erlauben darf, ersonnen, was er als Mises bis ins Paradoxeste verfolgt mit dem sorglosen Sichgehenlassen des Humoristen, — das mußte jetzt eine schwere Probe der Praxis bestehen. Konnten solche Hypothesen wie die von der Weltseele, wie die von der künftigen Existenz des Individuums in der gleichsam raffinirten Form, die ihnen der Skeptiker als letzte Möglichkeit gelassen, wirklich *Trost* geben im äußersten Zusammenbruch eines Menschenlebens? Fechner war, als die Krankheit ihn verließ, als auch jene letzte Krisis von Größenwahn als pathologisches Moment überwunden und die ganze Kraft des Denkens unzweifelhaft wieder erworben war, vollkommen überzeugt, daß die Probe gelungen sei. Wenn er jetzt mit seinen Ideen in rascher Folge, in sorgsamster Behandlung, wie mit einer Lebensarbeit hervortritt und alle Welt auf einmal bloß noch hierfür zu interessiren sucht, so ist darin das ganz Veränderte seiner inneren Auffassung gezeichnet. Es handelt sich ihm nicht mehr bloß um Hypothesen, sondern um Ideen, die der Menschheit Trost geben können. Die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts brauchte nicht nur Forschung, nur wissenschaftliche Thatsachen. Sie brauchte eine Stimmungsfarbe zu alle dem: sie brauchte Optimismus. Das ist der flammende Grundgedanke, der fortan Fechner's Bücher beseelt. Nicht aus einfachen Erkenntnißgründen suchte er seiner Seelenhypothese Bahn zu brechen. Sie war ihm jetzt nur ein Glied in der optimistischen Gesammtauffassung der Dinge, die ihm als eine einfache Forderung des praktischen Lebensbedürfnisses über alle anderen Fragen hoch emporragte.

Das feinste, liebenswürdigste Buch, das im ersten Zauber dieser daseinsfreudigen Genesungsstimmung entstanden, ist „Nanna“. Dem Blinden, dem

das Auge Jahre lang ein Folterwerkzeug gewesen, hatte sich jäh die Welt wieder geöffnet mit all' ihrem Farbenzauber. Stundenlang, so wird erzählt, saß er wie in traumverlorener Seligkeit vor einem bunt gestickten Kissen, einem prangenden Georginenbeet. Durch seine psychische Hypothese dazu gestimmt, meinte er wirklich jetzt in die „Seele" dieser Farben zu tauchen. Vor Allem der süße Reiz der Pflanzenblüthe lockte ihn zu weit verzweigter Speculation. So versuchte er hier zum ersten Mal eine ins Detail gehende Analyse auf dem Grunde seiner Seelentheorie. Die Pflanze, nach seiner Ansicht ein complicirtes mechanisches System, mußte eine psychische Parallele haben. Aber mehr als das: Fechner glaubte über den allgemeinen Schluß hinweg die Pflanzenseele sogar direct nachweisen zu können. Heute noch steht seine allgemeine Darlegung als Muster einer feinen Beweisführung da. In der Praxis schiebt sich nur heute noch, nach fünfzig Jahren, ebenso scharf wie damals die Streitfrage zwischen das Ganze, inwiefern und bis zu welchem Grade die Einzelpflanze wirklich rein „mechanisch" als ein einheitliches, individuell abgeschlossenes System gelten kann. Erst von der Erledigung dieser Frage kann abhängen, ob hier bloß kleine psychische Parallelen zu den einzelnen Zellen in Betracht kommen oder je eine große Parallele zu jedem ganzen Pflanzenindividuum als einem in sich geschlossenen System. Im Ganzen arbeitet „Nanna" die Fechner'sche Seelentheorie am geschicktesten heraus, wohl gerade deswegen, weil das Problem auch streng fachwissenschaftlich noch kein allzu unzugängliches ist, und nun eben an diesem Problem die speciell Fechner'sche speculative Methode in ihrem ganzen Glanz sich entwickeln kann, ohne den exacten Forschungsweg der gewöhnlichen Art irgendwie zu beeinträchtigen oder auszuschließen.

„Zend-Avesta" läßt sich weder in der Form noch in der sachlichen Rundung und Klarheit mit „Nanna" vergleichen. Dieses Werk hat Fechner mehr geschadet, als er selbst wohl ahnte, obwohl er gelegentlich selber zugab, daß die Form mindestens ihm dabei mißlungen sei. In allen wesentlichen Grundgedanken führt auch „Zend-Avesta" nur die oben skizzirte Seelentheorie weiter aus, und wer dieser Theorie einmal auch nur den kleinen Finger gereicht hat, der darf von seinem Standpunkt nichts gegen die logische Consequenz haben, mit der Fechner hier allerdings die scheinbar seltsamsten Folgerungen zieht. Ein großer Theil des Buches behandelt das Problem, ob zu so offenbar individualisirten, als abgeschlossene mechanische Systeme ersten Ranges anzusprechenden Naturobjecten wie den Gestirnen, vor Allem der Erde, nicht eine seelische Parallele in Gestalt einer geistigen Individualität angenommen werden müsse. Ein anderer Theil führt jene Unsterblichkeitsgedanken, die das „Büchlein vom Leben nach dem Tode" anregt, mit umfassender Breite aus. Dazwischen füllen das weitschichtige Werk dichterisch bewegte Declamationen über „Gott", d. i. die Weltseele und ihr Verhältniß zu den Einzelseelen.

In Fechner steckte eine Poetennatur. Aber wie so oft bei Gestalten dieser Art, die an der Grenze zweier Geistesgebiete wandeln, tritt sein ästhetisches Feinempfinden da, wo der Kenner nöthig wird, fast immer vollkräftig vor, aber es versagt, wo der selbstschaffende Dichter eingreifen soll. Fechner hatte einen prächtigen Blick für künstlerische Probleme. Wo er sich schlicht als

Mensch in seinen Schriften gehen ließ, da leuchtete auch manchmal unmittelbar das warme Gefühl des „ästhetischen Menschen" wie ein tiefer Goldton aus dem Grunde. Er, der im Schreiben so wenig Compositionstalent besaß, konnte doch herzbewegende Stellen am guten Ort plötzlich einflechten, die gewiß kein Leser je wieder vergißt; ich erinnere nur an die ersten Seiten der „Tages- und Nachtansicht", in der Gewalt des Wortes wie der Bilder wohl das Wirkungsvollste, was er geschrieben hat. Aber als eigentlich schaffender Lyriker ist Fechner schon außerordentlich viel schwächer. Er hing an seiner Lyrik. Sie hatte ihn theils getröstet in seiner Schmerzenszeit, theils war sie damals entstanden. Aber er brachte es bei noch so viel herzlichem Empfinden doch nicht dahin, gerade das Tiefe und Befreiende seiner Weltanschauung recht darin zum Ausdruck zu bringen. Was einst Angelus Silesius (dessen Weltbetrachtung mit Fechner die engsten Analogien zeigt) auch als Dichter vollbracht, das war ihm nicht gegeben; gerade in seinen Versen tritt das Charakteristische, das ihn, den Physiker, vom Kirchenglauben trennt, ganz zurück gegen eine weiche, farblose, conventionelle Stimmungsmalerei, fernab von allem Individuellen. Und was er hier nicht erreicht hat, das glückte ihm noch weniger in der bewußt dichterisch aufgefärbten Prosa. Die betreffenden Theile des „Zend-Avesta" gehören zum Schwächsten, was er je gegeben hat, und das ganze Buch, das von geistvollen Einfällen strotzt, krankt an diesen Zuthaten wie ein gesunder Baum, den ein buntes Flitterwerk zu seinem Schaden umhüllt und einzwängt.

IV.

Immerhin hatte er der Welt jetzt ein Stück wenigstens dessen, was ihm nicht mehr bloß Hypothese, sondern heiligste Herzensüberzeugung war, in seiner Weise vor Augen gestellt. Er glaubte an eine große Anregung. Aber er täuschte sich. Die Naturforscher, bei denen eben jetzt der Materialismus im Vogt'schen Sinne in Blüthe kam, stutzten durchweg schon vor der parallelistischen Doctrin. Worte wie „Weltseele" oder gar Unsterblichkeit verscheuchten sie vollends. Umgekehrt blieben die Theologen in vornehmster Reserve gegenüber einem Denker, der Teleologie nur mit unzerstörbarer Herrschaft der Naturgesetze vereinbaren wollte, der auch auf seelischem Gebiete so gut wie ausgesprochener Determinist war, und der zur Erkenntniß Gottes keinen anderen Weg sah, als über die subtilsten Detailhypothesen der Physik und Physiologie hinweg, Hypothesen, die, wie sehr wohl erkannt wurde, zwar zu ganz andern Resultaten gelangten, als der Materialismus, aber dabei die gefährlichste Grundthese dieses Materialismus, die Verknüpfung *jedes* psychischen Vorgangs mit einem materiellen Geschehen, geradezu als Thatsache scrupellos in sich aufnahmen und verwertheten. In philosophischen Kreisen wurde Fechner vielfach sehr ernst gewürdigt, wie denn beispielsweise Lotze sich ausführlich mit ihm auseinandergesetzt hat. Aber es ist auch bekannt, wie relativ einflußlos gerade vom Anfang der fünfziger Jahre an die Philosophie bei uns wurde, — sie allein konnte Fechner nicht zu Ansehen verhelfen. Die gröberen Geister unter den Materialisten kümmerten sich nicht um ihn oder hatten gelegentlich nur ein Spottwort über den Mann, der tief bis zu Kepler'schen

Phantastereien herabgesunken sei und in einer astrologischen Anwandlung die „Gestirne beseelt" habe, ein bedauerliches Zeichen, wie falsch gelenkter poetischer Sinn das naturwissenschaftliche Denken durchkreuze und verderbe. Freilich: der große, abschließende Geschichtschreiber und Kritiker des Materialismus, Friedrich Albert Lange, eine „anima candida" wie Fechner selber im Leben, erkannte wieder die Tiefe in Fechner's Ideengehalt und würdigte sie in warmem Wort. Aber grade auch diese Richtung, die mit Lange durchschlug: das Zurückgehen auf Kant in der modernen Naturphilosophie (um das Wort in weiterem Sinne wieder anzuwenden), fand nun wieder in Fechner selbst einen bitteren Gegner, und so sollte es das Loos des Verfassers von „Nanna" und „Zend-Avesta" bleiben (noch mehr als dreißig Jahre lang), einer der geachtetsten und in streng wissenschaftlichen Fragen beliebtesten Gelehrten Deutschlands zu sein, zu dessen rühmlicher Erwähnung gleichzeitig Männer der verschiedensten Parteien aber doch wie eine hergebrachte Clausel hinzusetzten: „Vorausgesetzt, daß man von seinen abstrusen philosophischen Constructionen absieht" . . .

Für Fechner selbst war das Schicksal seiner herzenswärmsten Bücher, die er als ein Genesender hinausgesandt, der nun alle Welt so eilig wie möglich mit dem Heilmittel, das ihm geholfen, versorgen möchte, zwar nicht belanglos, aber es raubte ihm an seinen Ueberzeugungen selbst auch nicht ein Titelchen. Wenn die Menschen jetzt seinen Trost nicht brauchten, so hatte er eben auf Reserve gearbeitet. Sie würden schon kommen. Einstweilen hatte er Zeit, am Unterbau selbst herumzufeilen. Die „Langeweile" regte sich. Mochte die Welt ihn einen verlorenen Sohn der Forschung, einen „Naturphilosophen" schelten. Was die furchtbare Geisteslähmung der Krankheitstage nicht hatte zu Stande bringen können, das sollte die Mißgunst der Welt jetzt gewiß nicht leisten: ihn daran zu hindern, über alle seine freie Speculation weg in die strengste Wissenschaft zurückzukehren, — wenn auch fortan wesentlich nur an solche Punkte dieser Wissenschaft, die eben jener Speculation zum Ausgangspunkt dienten. Und das Unerwartetste geschah wirklich. In dem Jahrzehnt nach „Zend-Avesta" hat Fechner gerade auf unbestritten wissenschaftlichem Gebiete den höchsten Triumph seines ganzen Lebens gefeiert. Lange vorbereitet erschienen mit dem Anfang der sechziger Jahre seine „Elemente der Psychophysik". Das große, zweibändige Werk, zu dem Fechner später in Ermangelung einer zweiten Auflage noch zwei Bände Nachträge und Revisionen gefügt hat, gehört zu den epochemachenden Büchern der modernen Naturforschung. Daran hat Keiner mehr zu rütteln gewagt. Nicht mit weitfliegender Speculation war hier dem intimsten Weben des Psychischen und Körperlichen im menschlichen Gehirn eine neue Deutung gegeben, sondern auf dem unendlichen Wege winziger Experimente war ein ganz neuer praktischer Feldzug ins Herz dieser Probleme gewagt. Der Erfolg waren nicht allein überraschende Resultate über anscheinend oder sicher wirklich nachweisbare Maßbeziehungen zwischen der physischen und psychischen Natur im Gehirn. Weit darüber hinaus wurde die Methode der Experimente von allen Sachkundigen aufs Höchste bestaunt, eine Methode, die so neu war und ein so neues Schaffensfeld für die Forschung eröffnete, daß man mit gutem Recht

behauptet hat, von Fechner's Buch her datire ein ganz neuer Wissenschaftszweig: die experimentelle Psychologie. Selbst die schärfsten Gegner einzelner ersten Resultate, die Fechner seiner Methode schon zu verdanken glaubte, gaben diese Allgemeinbedeutung willig zu. Es fehlte an solchen Gegnern nicht. Ein Wetteifer entstand, Fechner's Material nachzuprüfen. Diesmal nicht wie bei „Nanna" oder „Zend-Avesta" mit hohlen Schlagwörtern, sondern in edler, fördernder Debatte der hohen Wissenschaft angegriffen, vertheidigte sich Fechner mit glänzendem Tacte, unermüdlich fortan bei der Sache bis ins höchste Alter hinein. Es ist heute schwer zu sagen, was von den Ergebnissen seiner Psychophysik im Detail noch lebt, was wirklich bei der Polemik gefallen ist. Die Zukunft wird da erst ganz reine Bahn schaffen. Aber das ist das Entscheidende bei solchen Büchern, und das stellt Fechner's Arbeit in die Verwandtschaft mit den wichtigsten Leistungen moderner Naturforschung, wie etwa Darwin's „Entstehung der Arten", daß kein Wandel in dem Detailgehalt mehr das Gesammtwerk aus der Bibliothek wissenschaftlicher Classiker herausbringen kann; daß es vom ersten Moment an einen nie mehr rückgängig zu machenden historischen Werth in der Entwicklungsgeschichte der Forschung darstellte.

Obwohl überwiegend exacte Arbeit, die experimentell nachgeprüft werden konnte, stand die „Psychophysik" doch ihrem Ideengehalt nach bis in jede Faser im Bann der allgemeinen Weltideen Fechner's. Nur daß das bei der Form, die er diesmal gewählt, nicht so allgemein erkannt wurde. Mancher Kritiker, der von dem „ganzen Fechner" nichts wußte, hat in der Folge die verwunderte Frage gestellt, wie es doch möglich sei, daß der irre wandelnde Phantast, der den „Zend-Avesta" geschrieben, zugleich der Verfasser dieses wahren Musterbuches besonnener wissenschaftlicher Methode hätte sein können. Fechner lächelte zu solcher Weisheit. Nicht nur, daß die besten Grundsätze der „Psychophysik" thatsächlich an versteckter Stelle schon im „Zend-Avesta" gestanden hatten. Es konnte auch darüber für Fechner gar kein Zweifel sein, daß jeder Schritt zur Festigung dieser Grundsätze einfach Arbeit am Fundament seiner ganzen Lehre war. Gestand man ihm jetzt zu, daß wenigstens diese Fundamentarbeit noch ins Gebiet strenger Forschung falle, um so besser. Es war ja gerade sein Stolz, daß seine trostreiche Lehre von der Allseele und dem optimistischen Weltprincip im tiefsten Kern nichts Anderes sei, als eine wissenschaftliche Hypothese, die aus streng exacten Erwägungen erwuchs, — allerdings dann zu einem Gebäude erwuchs, das sich mit gewissen Bedürfnissen des Glaubens (die Fechner selbst vorzüglich als solche zu definiren und psychologisch zu begründen verstand) so sehr deckte, daß dieser Glaube sie geradezu als Gewißheit nehmen mochte für sein praktisches Gebiet

Obwohl durch die langen wissenschaftlichen Debatten, die sich an die Psychophysik anschlossen, fortan dauernd im engsten Forschungsgebiet festgehalten, verfehlte auch Fechner nicht, gelegentlich an seinen niemals verlassenen Grundideen im Stillen weiter zu bauen. Insbesondere ist es die Entwicklung des Optimismus aus der allgemeinen Theorie des Parallelismus heraus gewesen, der er noch viel Fleiß zugewendet hat. Immer evidenter schien ihm, daß auf beiden Gebieten, psychisch wie mechanisch, sich Erscheinungen, gleichsam

directe empirische Thatsachen, nachweisen ließen, die für eine wirkliche Empor-Entwicklung der Welt im optimistischen Sinne sprächen.

In Allem, was wir direct von Psyche kennen, fand Fechner den Drang nach Glückseligkeit, nach „Lust". In Allem, was wir mechanische Welt nennen, was als Ergebniß der ewig waltenden Naturgesetze uns im sichtbaren All vor Augen steht, zeigte sich ihm gleichermaßen ein unabläßiges Hinneigen zu oder, besser gesagt, Resultiren von annähernd harmonischen Verhältnissen: wir brauchen nur an unser Planetensystem im Sinne eines geschichtlichen Entwicklungsproducts zu denken, um das schärfste Beispiel zu sehen. Sollte da nicht die Parallele sichtbar werden? Hier Drang nach Lust, dort Naturgesetze, deren Resultat mechanische Harmonien sind. Freilich muß der Gedanke noch erweitert werden, wenn er auf die wahre Welt passen soll. Die mechanischen Harmonien, die wir kennen, sind alle nicht absolut. Wären sie es, so gäbe es keine Entwicklung mehr. Die Entwicklung bedingt, daß immer wieder kleinere Harmonien zeitweise zerbrechen, um in höhere sich einzuordnen. Denken wir uns, ein stärkerer Fixstern als unsere Sonne nahte unserem so schön harmonischen Planetensystem. Der erste Erfolg wäre Disharmonie bei uns, Disharmonie, die vielleicht in langen Zeiträumen zu furchtbaren Katastrophen führte. Aber allmählich müßte doch im Banne der Gravitation und Schwungkraft wiederum eine Ordnung eintreten, und zwar eine höhere, da das neue Centrum gewaltiger wäre, ein Plus in das Frühere brächte. Also wäre mechanische Zerstörung nur der Weg zu höherer mechanischer Harmonie. Aber findet nicht auch das eine geradezu aufdringliche Analogie im Gebiet der psychischen Lust- und Unlustgefühle? Der Weg von Lust zu gesteigerter Lust geht durch den Schmerz. Im Kunstwerk weiß Jeder, wie die Dissonanz ein Mittel zur höheren Wirkung des Reinen, Gelösten, Lustvollen wird. Im Leben sprechen tausend Erfahrungen dafür, daß es ebenso ist, sobald man nur den rechten hohen Standpunkt dazu findet. Und wenn nun, in Fechner's Sinne, allem Mechanischen ein Psychisches entspricht? Ist nicht dann der mechanische Weltproceß, der durch tausend und abertausend scheinbare Zerstörungen doch immerfort zu höheren, größeren Harmonien führt, ein Beweis, daß, ob auch unter tausend und abertausend Schmerzen, doch auch die Welt-Psyche sich zu immer erweiterten, immer intensiveren Glückszuständen aufwärts kämpft? So wäre der Optimismus eingefügt in das große Naturschauspiel mechanischer Entwicklung, wie es gerade die moderne darwinistische Naturforschung so imposant vor uns aufgebaut hat!

In der Linie dieser Studien über Lust und Unlust der Welt liegt noch eines der merkwürdigsten Bücher Fechner's, seine „Vorschule der Aesthetik". Sie ist 1876 erschienen, im Moment des Auftretens kein Werk, das Aufsehen machte, aber um so wirksamer in der Folge. Wenige Aesthetiken aus neuerer Zeit ließen sich so schwer vermissen, wie diese, die in schlichter Beschränkung nur eine Vorschule heißen wollte. Seltsam genug: derselbe Mann, der einmal den strengen Forschern als Phantast, als ein ins Wissensgebiet übel hineinpfuschender Poet gegolten — er kam durch seine Aesthetik in den Ruf des „eisernen Naturforschers", der allen Schmetterlingsglanz des Schönen mit grober Hand abstreifen wollte, um ein paar trockene Lust- und Unlustgesetze

heraus zu destilliren. Wie bitter Unrecht hat man dem Buche damit gethan, das zu Fechner's reifsten Alterswerken gehört, der edlen Gabe eines langen Kennerlebens, in dem jede Zeile durchglüht ist von der höchsten Achtung nicht nur vor dem Augenblicks- und Menschheitswerth, nein geradezu vor dem Allwerth der Kunst. Mitgewirkt hat freilich auch hier Fechner's Art, die immer und immer wieder voraussetzte, daß der Leser sein System im Ganzen kenne. Künstlerisch veranlagte Gemüther hätten vielleicht dieses System mit Freude aufgenommen. Aber gerade sie verstanden das bewußt Kritische, Nüchterne des Einzelwerkes nicht, sie verstanden es nicht als Feilarbeit am Fundament in ähnlicher Weise, wie die ganzen „Elemente der Psychophysik" eine solche Feilarbeit waren.

Fast dreißig Jahre waren seit „Zend-Avesta" vergangen. Da empfand Fechner doch noch einmal das Bedürfniß, seine Weltanschauung der neuen Generation im Ganzen vorzulegen. Es wurde diesmal ein kleines Buch, noch nicht dreihundert Seiten: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht." Sicherlich ist seine Lehre hier in ihrer abgeklärtesten Gestalt. Die wilden Rhythmen der Zend-Avesta-Sprache brausen nicht mehr auf den Leser ein; Alles athmet den Frieden eines großen, sonnenreichen Lebensabends. Ohne etwas Naturphilosophie (so klingt es durch alle diese Seiten) geht es nicht. Der Materialismus, der Neo-Kantianismus, der orthodoxe Glaube, der Skepticismus des Ignorabimus, — nichts hat Euch geholfen. Warum versucht Ihr es nicht noch einmal mit mir, mit meiner Welthypothese, die nicht ein kleinstes Theilchen aufgibt vom Naturerkennen, die alle ihre Kraft nimmt aus den eisernen Gesetzen des Geistigen wie des Materiellen in der Welt, — und die doch über die Oede der „Nachtansicht" hinausführt in den großen, hellen Tag eines weltfreudigen Optimismus? . . .

Fechner's Alter war ein überaus glückliches. Aber den Glauben an die siegende Zukunftskraft seiner größten und liebsten Ideen mußte er aus dem Innern schöpfen; äußere Erfolge erlebte er nur in dem, was er selbst für kleine Arbeit am Fundament hielt. Es beirrte ihn nicht, obwohl es ihn schmerzte.

Für die „kleine Arbeit" blieb er unermüdlich thätig bis zum letzten Tag: noch das Allerletzte, was er geschrieben hat, ist von beinahe jugendlicher Frische. Es war, als sollte an ihm selber deutlich werden, daß auch die schwerste, schmerzenreichste Krisis, die quälendste Krankheit nur ein Durchgangsstadium sei zu einem Zustande höheren Glückes, vollkommenerer Harmonie. Sicher ist, daß er einer der Männer im neunzehnten Jahrhundert war, die den Geistesgehalt ihrer Zeit ausgekostet haben bis zur Neige — und die doch versöhnt gestorben sind, mit dem Gefühl, das die alten Worte malen: „Ich habe die Welt überwunden."

Das Bild des Christophorus wandelt sich zu dem des Atlas. Er hatte die Weltkugel, rund und abgezirkelt, wie sie der Naturforscher sieht, über den Strom getragen. Als er vom Ufer wanderte, war sie lastend schwer. Aber über seinem Denkerhaupte war sie leicht geworden, leicht wie ein sonniger Traum, der über den Wassern spielt.

Das Nachleben der Antike im Mittelalter.

Von

L. Friedlaender.

[Nachdruck untersagt.]

V. Die Mythologie und Geschichte des Alterthums. Die Kaiser-, Alexander-, Virgil- und Trojasage.

Daß die Gestalten der antiken Sage und Geschichte, so weit sie aus der so eifrig und so allgemein studirten römischen Literatur bekannt waren, der Phantasie aller höher Gebildeten stets gegenwärtig blieben, ist selbstverständlich. Wenn sie Dante überall neben die Personen des alten und neuen Testaments, sowie der Kirchengeschichte stellt, konnte er sie ohne Zweifel auch bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen. Als Sterbliche, die in das Jenseits eingedrungen sind, nennt er Aeneas und Paulus, als Helden, die vor der Feuerpein nicht zurückschreckten, Mucius Scävola und den heiligen Laurentius, als Bilder gestürzten Hochmuths, neben Lucifer, Sanherib, Holofernes und anderen Personen des alten Testaments besonders Figuren aus Ovid's Metamorphosen: Briareus (wohl weil er ihn irrthümlich zu den Titanen zählte), die Giganten, Niobe, Arachne, Eriphyle. Aber Dante entnahm der antiken Literatur nicht nur Beispiele und Gleichnisse für die Erscheinungen der christlichen Zeit, sondern er hat auch die dorther stammenden Vorstellungen vielfach für seine großen Gemälde des Jenseits verwandt. In der Hölle strömen die Todtenflüsse der heidnischen Unterwelt, setzt Charon die Seelen über den Acheron, richtet Minos, peinigt Cerberus die Seelen der Schlemmer u. s. w. Im Fegefeuer wird aus der Lethe, die auf dem Berge der Reinigung fließt und das irdische Paradies begrenzt, Vergessenheit der Sünden getrunken, wenn sie bereut sind. Hüter des Fegefeuers ist Cato von Utica, unter dessen Obhut die Geister sich läutern. Wie die tugendhaften Heiden die Vorhölle bewohnen, so erscheinen die lasterhaften unter den Büßern der Höllenkreise: im zweiten Semiramis, Dido, Helena, Achill und Paris, im achten unter den Verführern Jason, Amphiaraus, Tiresias, unter den Dieben Cacus, als betrügerische Rathgeber Diomedes und Ulysses; in der untersten Hölle büßen Brutus

und Cassius zusammen mit Judas. Ins Paradies hat Dante zwei aus der Hölle erlöste Heiden versetzt: den Kaiser Trajan und Rhipheus, den Virgil den Gerechtesten der Trojaner nennt. Fortwährend hat er Erscheinungen und Zustände durch Vergleiche mit Mythen veranschaulicht und solche Gleichnisse auch den Personen seines Gedichts in den Mund gelegt. Wollte sie lächeln, sagt Beatrice zu dem Dichter, so würde er vor den Strahlen ihrer Schönheit zu Asche werden, wie Semele beim Anblick Jupiter's. Beim Eintritt ins Paradies sagt Dante, seine Zuhörer werde größeres Staunen ergreifen, als die Argonauten, die Jason mit feuerspeienden Stieren pflügen sahen. Naturerscheinungen erklärt er oft aus Mythen, so die Milchstraße durch den Himmelsbrand bei Phaeton's Fahrt auf dem Sonnenwagen; wenn es donnert, bedroht Jupiter die Giganten; Sonne und Mond heißen die Kinder der Latona, die Morgenröthe die Wange der Eos, der Regenbogen die Tochter des Thaumantes und Dienerin der Juno. Die Parzen und Fortuna treten als noch wirksam auf; die „heiligen" Musen werden öfter angerufen. Im ersten Gesange des Paradieses fleht Dante den „gütigen Apollo" an, in seine Brust einzuziehen und ihn zu einem würdigen Geräth für seine letzte Arbeit zu machen; er habe bisher nur einen Gipfel des Parnaß betreten, er müsse nun (indem er sich göttlichen Dingen zuwendet) auch den zweiten besteigen. Im zweiten Gesange sagt er, daß auf dem noch nie beschifften Meer, das er jetzt befahre, Apollo ihn führe, Minerva ihm die Segel schwelle, und die neun Musen ihm die Sternbilder zeigen, die seiner Fahrt die Richtung geben[1]). Wenn heidnische und christliche Vorstellungen so völlig verschmolzen oder jene eine christliche Bedeutung annahmen, ist auch die Bezeichnung Gottes als Jupiter bei Dante, Petrarca und Anderen verständlich und ebenso die Anrede: „Höchster Jovis, der Du für uns gekreuzigt wardst auf Erden"[2]). Im Anticlaudianus des Alain de Lille erscheinen bei der Erschaffung der Seele durch Gott die Parzen mitthätig, und stehen die Furien an der Spitze der aus dem Tartarus aufsteigenden Dämonen der Laster (unter denen sich auch Venus befindet)[3]). Derselben Verwerthung von Personen und Motiven des antiken Mythus begegnet man in der bildenden Kunst. Herrad von Landsberg, der die heidnische Poesie so verhaßt war, hat in ihrem Bilderwerk den neun Musen ein eigenes Blatt gewidmet, die sie aber (wie die Inschriften neben den nonnenartig verhüllten Brustbildern zeigen), zu Vertreterinnen der verschiedenen Thätigkeiten und Stadien des Denkens, Verstehens, Behaltens und Urtheilens umgestaltet hat: Klio bedeutet den Willen zum Lernen, Euterpe das Verlangen nach dem Gewollten u. s. w. Fortuna erscheint auf ihrem Rade, Könige auf- und abwälzend, und die Sirenen sind Sinnbilder der Versuchungen der Welt. In Giotto's Fresken der unteren Kirche San Francesco d'Assisi ist die unheilige Liebe als ein Amor mit Köcher und Binde, aber mit

---

[1]) Piper, Symbolik und Mythologie der christlichen Kunst. Bd. I, S. 144—147, 255 bis 274.

[2]) Piper, Bd. I, S. 139—141. — Francke, S. 37 f.

[3]) Piper, Bd. I, S. 238.

Bocksfüßen, der Eigenwille unter dem Bilde eines Centauren[1]) dargestellt. Die historischen Personen des Alterthums waren in manchen Fällen gar nicht zu entbehren. In der Darstellung einer Art Encyklopädie der menschlichen Bildung am Glockenthurm des Doms von Florenz erscheinen neben biblischen Gestalten als Erfinder und Begründer der Künste und Wissenschaften Phidias, Apelles, Donatus, Plato, Aristoteles, Ptolemäus und Euklid[2]).

Weit minder klar bestimmt und zusammenhängend als die Erinnerungen an die antike Sage war im Mittelalter die Kenntniß der Geschichte des Alterthums. Die Vorstellungen von den Personen und Ereignissen dieser versunkenen Welt glichen den sich durch einander wirrenden, in einander zerfließenden Bildern eines Traums. Die Fähigkeit, die Weiten des Raums und der Zeit zu ermessen und abzugrenzen, fehlte ebenso wie die Fähigkeit, zwischen Wirklichem und Erdichtetem zu unterscheiden. Gestalten und Vorgänge wandelten sich bis zur Unkenntlichkeit und gingen vielfach in einander über.

Im Mittelalter bemächtigte sich die Sage selbst der jüngsten Vergangenheit und gestaltete sie nach ihrer Weise um. In den im Auftrage Karl's des Dicken um 887 aufgezeichneten Gesta Caroli Magni eines Mönchs von St. Gallen ist „Karl der Große zum Stärksten und Weisesten seiner Zeit idealisirt, mit Karl Martell verschmolzen, zum Herrn des Heiligen Landes gemacht und nimmt die Schwertmessung vor; Pippin kämpft mit dem Löwen, und der Autor berichtet von märchenhaftem Teufelsspuk mit derselben Ueberzeugtheit wie von der humorvollen Art, mit der Karl des Richteramts waltete, Hochmuth beugte" u. s. w.[3]). Wurde nun die Geschichte einer nur um drei Menschenalter zurückliegenden Periode bereits zum Mythus, um wie viel mehr die Geschichte ferner Jahrhunderte. Ein im 9. Jahrhundert geschriebener Commentar zu Virgil beginnt: „Als Julius Cäsar Kaiser war, regierte Brutus Casius über die zwölf Stämme der Etrusker, und es entstand ein Krieg zwischen Julius Cäsar und Brutus Casius, auf dessen Seite Virgil war. Brutus wurde von Julius besiegt, dieser aber dann vom Senat mit Fußschemeln todtgeschlagen." Ein im 7. Jahrhundert in Südfrankreich lebender Gelehrter, der sich Virgilius Maro nannte, erzählt, daß ein Mann Namens Donat bei Troja lebte und tausend Jahre alt wurde. Er kam zu Romulus, dem Gründer Roms, der ihn aufs Freudigste empfing, blieb vier Jahre bei ihm, gründete eine Schule und hinterließ unzählige Schriften. In Troja war sein Zuhörer Virgil, der siebzig Bücher über Metrik schrieb[4]). Nach der um 1150 von einem Regensburger Geistlichen verfaßten Kaiserchronik wurde Jerusalem unter Tiberius zerstört und unter Vespasian noch einmal, Marcus Curtius stürzte sich unter Caligula in den Abgrund, nach Nero regierte Tarquinius, und trug sich die Geschichte der Lucretia zu.

---

[1]) Piper, Bd. I, S. 275.
[2]) Piper, Bd. I, S. 416. — Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. VII², S. 376.
[3]) Gröber, S. 147 f.
[4]) Haase, S. 7.

Die zahlreichsten Beispiele von der chaotischen Verwirrung, die in den Vorstellungen des Mittelalters von der antiken Welt herrschte, geben die Gesta Romanorum, eine Beispielsammlung für Predigten mit hinzugefügten Moralisationen, vor 1342, vielleicht in England verfaßt[1]). „Thaten der Römer" heißen sie, weil ihren Grundstock Erzählungen aus den damals gelesenen römischen Autoren bildeten, aus deren Schriften man Alles schöpfte, was man von der antiken Welt wußte; wie diese Welt vom römischen Reich absorbirt war, so erschien die Geschichte der Vorzeit aller Länder und Völker als Geschichte der Römer, des einzigen Volks, das für das Mittelalter aus der Nacht der Vergangenheit deutlich sichtbar hervortrat. Der lokrische Gesetzgeber Zaleucus ist hier zum römischen Consul Zalongus, der spartanische Gesetzgeber Lycurgus zum edeln Ritter Ligurinus geworden, Kaiser Claudius gibt seine Tochter dem Socrates zur Frau (unter der Bedingung, sich nach ihrem Tode das Leben zu nehmen). Wie überall ist auch in den Gesta Romanorum die mythische Ueberlieferung als historische betrachtet und euhemeristisch behandelt. In der Geschichte der Jo ist Jupiter ein Edelmann, der die Hörner einer ihm gehörigen weißen Kuh vergolden läßt und sie dem Argus zur Bewachung übergibt, „der sehr wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte". „Nun gab es damals einen sehr gewinnsüchtigen Menschen Namens Mercurius, der sehr erfahren in der Musik war und die Kuh zu besitzen wünschte" u. s. w. Als Beispiel der Entstellungen, die antike Traditionen bei wiederholten Umschmelzungen in neue Formen erlitten, mag hier die Sage vom Sprunge des Marcus Curtius in den Abgrund dienen, wie sie in den Gesta erzählt ist. Der dort dem Helden gegebene Name Marcus Aurelius beruht darauf, daß die im Mittelalter sehr verschieden benannte Statue Marc Aurel's auf dem Capitol von Vielen für ein Denkmal der That des Curtius gehalten wurde[2]). Die Erzählung, in welcher der das Leben für das Vaterland opfernde Römer die Züge eines Don Juan und Faust und sein heroischer Sturz in den Abgrund das Ansehen einer Höllenfahrt erhalten hat, lautet wie folgt:

„In der Mitte der Stadt Rom an einem gewissen Orte öffnete sich auf einmal die Erde, und von unten sperrte sich eine gähnende Kluft auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten sie: dieser Schlund wird sich nicht schließen, bevor Jemand von selbst hineingesprungen sein wird. Allein da man nun Niemanden dazu bereden konnte, sprach Marcus Aurelius: Wenn Ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, will ich nach dessen Verlauf mich freudig und freiwillig herabstürzen. Als das die Römer hörten, freuten sie sich sehr, und einstimmig beschlossen sie, es solle ihm nichts verboten sein. Er aber, der ihr Eigenthum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, stürzte sich nach Verlauf eines Jahres mit seinem edeln Rosse in schnellem Sprunge hinab, und gleich schloß sich hinter ihm die Erde."

---

[1]) Gröber, S. 196 f. und 321.

[2]) Graf, Bd. II, S. 116 f.

Wie die Ereignisse des ganzen Alterthums als Thaten der Römer betrachtet wurden, so suchte und fand man auch alle in der antiken Literatur erwähnten Oertlichkeiten in dem Centrallande des römischen Reichs, Italien. Konrad von Querfurt, Kanzler und Stellvertreter Kaiser Heinrich's VI. in Neapel und Sicilien, zuletzt Bischof von Hildesheim, berichtet 1194, daß er in Süditalien den Olymp, den Parnaß und die Hippokrene gesehen habe, und freut sich, daß diese hoch gefeierten Stätten innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs liegen. Durch die Scylla und Charybdis glaubte er nach der Insel Scyrus gelangt zu sein, wo Thetis Achill verborgen gehalten hatte; das Theater von Taormina hielt er für das kretische Labyrinth [1]).

Im Vordergrunde der Erinnerungen an das Alterthum standen während des ganzen Mittelalters die Bilder der römischen Imperatoren, wie sie sich in der Sage gestaltet hatten. Mit dem Anfange der Kaiserzeit hatte auch das neue christliche Weltalter begonnen. Auch nach dem Untergange des weströmischen Reichs war die Idee des römischen Kaiserthums lebendig geblieben, und seine Wiederherstellung vollzog sich als ein ganz natürliches und lange erwartetes Ereigniß. Die Chroniken springen von der Königszeit auf Julius Cäsar, den Begründer der Monarchie, über, den die Legende wie einen zweiten Alexander den Großen bis in den fernsten Osten, bis in die Gegend von Gog und Magog vordringen läßt, und dessen Mörder Brutus und Cassius wie gesagt bei Dante als die abscheulichsten Verräther zusammen mit Judas im tiefsten Grunde der Hölle büßen. Erst in der Renaissancezeit änderte sich das Urtheil über sie, und entstand das Interesse für die Helden der Republik und der Enthusiasmus für diese. Die Berühmtheit August's beruhte vor Allem darauf, daß die Geburt Christi in die Zeit seiner Regierung fiel. Die Sage, daß dies die Welt umgestaltende Ereigniß dem Beherrscher der Welt verkündet worden sei, bildete sich wahrscheinlich früh: von der Sibylle auf das Erscheinen des Heilands vorbereitet, sah August, dem sich der Himmel öffnete, die Jungfrau mit dem Kinde an der Stelle der Kirche Araceli in Rom. Tiberius wurde nach der Legende von schwerer Krankheit durch das Christusbild Veronica (vera icon) geheilt. Nero, der erste Christenverfolger, erschien dem Mittelalter hauptsächlich aus diesem Grunde als die Incarnation des Bösen, Vespasian und der „gute Titus", die Zerstörer Jerusalems, als Vollstrecker der Strafe für die Kreuzigung des Heilands. Trajan wurde durch eine früh entstandene, allmählich weiter gebildete Legende zum Typus des gerechten Herrschers. Im Begriff, zu Pferde zu steigen, um in den Krieg zu ziehen, wird er von einer Wittwe um Gerechtigkeit gegen die Mörder ihres Sohnes angefleht. Er verweist sie zuerst auf seine Rückkehr aus dem Kriege, erkennt es aber dann als seine Pflicht, ihre Forderung, auf der sie besteht, sofort zu erfüllen. Vermuthlich ist die Legende aus der falschen Deutung eines Reliefs entstanden, das Trajan zu Pferde und zu seinen Füßen die Figur einer knieenden Provinz darstellte. Dante sieht diesen Vorgang im Purgatorium in einen Felsen gemeißelt; im Paradiese erzählt er, wie Trajan, auf das Gebet Gregor's des Großen auf kurze Zeit ins

[1]) Comparetti, S. 221 f. — Gregorovius, Bd. IV, S. 640 f.

Fleisch zurückgerufen, im Glauben entbrannte und nun nach seinem zweiten Tode ins Paradies zugelassen wurde[1]): eine wohl zuerst in Britannien, das Gregor dem Großen seine Bekehrung verdankte, durch zurückgekehrte Rompilger verbreitete Erzählung. Die Legende Constantin's nahm im Laufe der Zeit folgende Gestalt an. Zur Strafe für seine Christenverfolgungen wurde er vom Aussatz befallen; die Götzenpriester verordneten ihm als Heilmittel ein Bad im Blute von dreitausend Kindern, doch auf diese unmenschliche Cur verzichtete er. Der Papst Silvester heilte ihn durch dreimaliges Eintauchen in eine Piscina und taufte ihn, wofür ihm Constantin die Herrschaft über Rom und den Westen abtrat. Seine Mutter Helena tadelte ihn in einem aus Bethanien gesandten Brief, daß er statt des wahren Gottes der Juden den Gekreuzigten anbete. Constantin lud sie sammt ihren Lehrern zu einer Disputation nach Rom ein; 161 Juden disputirten dort gegen Silvester und seine Geistlichen; zwei Heiden waren Richter; die Juden unterlagen und bekehrten sich zum Christenthum, ebenso Helena, die Richter und viele Andere. Aber seit Constantin Christ geworden war, tödtete ein in einer tiefen Höhle hausender Drache täglich mehr als dreihundert Menschen, bis Silvester seinen Rachen mit dem Zeichen des Kreuzes versiegelte. Die verschiedenen Theile dieser Legende sind verschiedener Natur und gehören verschiedenen Zeiten an. Die Sage von der Heilung und Taufe Constantin's ist sehr alt, da die Vorstellung, daß der erste christliche Kaiser durch den Bischof von Rom und nicht erst kurz vor seinem Tode die Taufe empfangen habe, nothwendig früh entstehen mußte. Daß der Drache, der den Teufel oder das Heidenthum bedeutet, kein legendarisches Element ist, sondern ein allegorisches, ist klar. Die Erzählung von der Schenkung Roms und des Abendlandes ist ebenfalls keine Legende, sondern eine (zwischen 750 und 754 entstandene) Geschichtsfälschung. Wenn übrigens Dante in seiner Hölle, in die er mehr als einen Papst versetzt hat, keinen römischen Kaiser nennt, nicht einmal Julian den Abtrünnigen, so kann dies wohl nur (mit Graf) aus seiner religiösen Ehrfurcht vor dem Kaiserthum erklärt werden.

Auch die beiden Personen des Alterthums, die die Phantasie des Mittelalters am meisten beschäftigt haben, Alexander der Große und Virgil, sind ganz und gar zu Sagengestalten umgewandelt worden. Bei Alexander war dies schon im Alterthum in der Vorstellung der griechisch-orientalischen Völkerschaften geschehen. In einem unter dem Namen des Kallisthenes in Alexandria verfaßten Roman erscheint Alexander vom Hintergrunde seiner europäischen Heimath fast völlig losgelöst, als Eroberer und Ordner des Orients, als welcher er allein für die Völker Asiens und Aegyptens Bedeutung hatte[2]). Die interessantesten historischen Ereignisse fehlen hier, selbst das für einen Roman so geeignete Durchhauen des gordischen Knotens. In den Briefen, in denen Alexander von seinen Zügen im fernen Osten berichtet (wohl dem ältesten Theil des Romans) zeigt sich, daß die Phantasie des Volkes mehr

---

[1]) Fegefeuer, 10, 73. — Paradies, 20, 106.

[2]) Rohde, Der griechische Roman, S. 184 ff. — J. Zacher, Pseudokallisthenes. 1867.

als durch den ritterlichen Sinn des Helden durch sein Eindringen in das Land der Wunder gefesselt wurde: „hier konnte sich der Hang zum Abenteuerlichen überschwänglich genug thun."

Alexander war nach dem Roman des Pseudo-Kallisthenes nicht der Sohn Philipp's, sondern des letzten eingeborenen ägyptischen Königs Nectanebus, eines großen Meisters der Magie, der nach Pella geflohen war und die Königin Olympias durch Zauberkünste umgarnt hatte. Nach Philipp's Tode zog Alexander zuerst nach Italien, wo sich die Römer ihm unterwarfen, dann nach Afrika, wo er von den Karthagern Tribut empfing. Er gründete Alexandria, errichtete dem Serapis einen Tempel und eine Statue und wurde von den Priestern in Memphis inthronisirt. Nach der Zerstörung von Tyrus bringen ihm Gesandte des Darius wie einem Knaben eine Peitsche, einen Ball und ein Kästchen mit Gold als spöttische Geschenke. Nach der Schlacht bei Issus geht er verkleidet als sein eigner Gesandter zu Darius nach Persis, wo er von der königlichen Tafel die ihm gereichten goldenen Becher mitnimmt. Die Unterwerfung der ganzen bewohnten Erde genügt ihm nicht; er will auch die ganze unbewohnte sein nennen. Nach vielen seltsamen Abenteuern und Zügen durch Wunderländer, die von fabelhaften Geschöpfen aller Art bewohnt sind, nach einem Aufenthalt bei den Brahmanen und einem Versuch, in einem gläsernen Fasse auf den Grund des Meeres hinabzusteigen, sucht er zum Paradiese oder zur Quelle des Lebens vorzudringen (eine besonders in der orientalischen, namentlich jüdischen Literatur verbreitete Sage): er läßt ausgehungerte Raubvögel [1]) vor einen Wagen spannen und vor ihnen auf einem Spieß eine Pferdeleber befestigen. Es begegnet ihm ein Vogel mit Menschenantlitz, der ihn umkehren heißt.

Die Quelle der meisten abendländischen Bearbeitungen der Alexandersage war nicht die noch vorhandene lateinische Uebersetzung dieses griechischen Romans von einem Julius Valerius, sondern die sogenannte Historia (oder Liber) de preliis, eine in Neapel verfaßte, ziemlich freie lateinische Bearbeitung des Pseudo-Kallisthenes von dem Archipresbyter Leo, der das Original in Constantinopel zwischen 920 und 944 kennen gelernt hatte. Das Mittelglied zwischen dem lateinischen Text und den abendländischen Bearbeitungen war das Gedicht eines Südfranzosen Aubry de Besançon; dies ist auch die Quelle des werthvollsten deutschen Alexanderliedes, das 1180 am Niederrhein entstand und einen Pfaffen Lamprecht zum Verfasser hat. Hier wie dort und überhaupt in den Alexanderliedern ergibt sich aus dem Schicksal des Helden die Eitelkeit alles irdischen Strebens: Ohnmacht ist das Ende seiner kühnsten Thaten, und von Allem, was er errungen, behält er nur sieben Fuß Erde. In diese tragische Lehre klingt auch die Alexandreis des Walter von Chatillon aus, der die Benutzung des auch ihm bekannten Romans verschmäht und sich ganz an historische Quellen, namentlich das Werk des Curtius, gehalten hat. Die Mahnung an die Grenzen der Menschheit hat er in die Form einer das

[1]) Oder Greifen. Alexander's Greifenfahrt, die an dem Münsterchor zu Basel abgebildet ist, kam schon im Lobgesang auf Hanno vor. Cholevius, Bd. I, S. 93.

Gedicht beschließenden Allegorie gekleidet. Als Alexander bis zum Ocean vorgedrungen ist und nun die Flotte ausrüstet, erhebt sich die Göttin der Natur gegen ein solches Beginnen, da die Erschließung ewiger Geheimnisse dem Menschen versagt ist. Sie steigt zu Leviathan in die Hölle und deutet auf die Möglichkeit, Alexander werde die Seelen der Todten befreien wollen, was doch erst einem Künftigen vorbehalten sei. Deshalb erbietet sich die Göttin des Verraths, die Gefahr durch eine Vergiftung abzuwenden. Vor seinem jähen Ende erscheint Alexander noch einmal auf dem Gipfel seines Ruhms. Gesandte der Karthager, Spanier, Gallier, Italiker und Deutschen bringen ihm Geschenke und huldigen ihm. Dies Fest wird plötzlich durch den Aufruhr der Natur unterbrochen, und bald versenkt man den, dem die Erde zu eng war, in sein kleines Haus[1]).

Eine an Anbetung grenzende Verehrung Virgil's hatte das Mittelalter vom Alterthum übernommen. Schon bei seinen Lebzeiten huldigte man in Rom dem Dichter wie sonst nur den höchsten Personen, und durch die ganze römische Kaiserzeit waren seine Gedichte in Aller Munde, schon darum, weil sie überall in der Schule gelesen wurden. Man feierte seinen Geburtstag, pilgerte zu seinem Grabe; Orakel antworteten mit seinen Versen; seine Gedichte wurden wie in christlichen Zeiten die Bibel selbst als Orakel befragt, bei dem man in schweren Momenten Rath und Trost in Stellen suchte, auf die bei zufälligem Aufschlagen der Blick fiel. In der christlichen Welt entstand sehr früh der Glaube, Gott habe sich seiner bedient, um durch ihn die bevorstehende Erlösung der Welt zu verkünden. Man fand diese Prophezeiung in der vierten Ecloge, die sich auf die bevorstehende Geburt eines Sohnes des Asinius Pollio bezieht. Der Dichter spricht die Hoffnung aus, daß mit dem Eintritt dieses Kindes in die Welt ein neues Zeitalter des Glücks, der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens anbrechen werde; durch das Ansehen der cumäischen Sibylle als der Verkünderin einer so frohen Botschaft erhielt sie eine noch höhere Bedeutung. Ihre Beziehung auf die Geburt Christi findet sich schon in einer Rede, die Eusebius von Cäsarea den Kaiser Constantin halten läßt. Durch das ganze Mittelalter und darüber hinaus galt diese Auslegung der Virgilstelle als die allein wahre; noch Raffael hat in S. Maria della Pace die cumäische Sibylle durch ihre Anfangsworte Jam nova progenies gekennzeichnet. Mit den Sibyllen wurde auch Virgil den Verkündern des Christenthums zugesellt und trat zusammen mit David, Jesaias und anderen Propheten in den Mysterien auf. An der Grenze der heidnischen und christlichen Welt stehend, begabt mit der höchsten Weisheit jener und begnadet mit einer Ahnung des dieser vorbehaltenen Heils, wurde er wie ein frommer Weiser, fast wie ein Heiliger verehrt. Bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts wurde in seiner Vaterstadt Mantua alljährlich sein Gedächtniß mit einem angeblich vom Apostel Paulus verfaßten Liede gefeiert, der darin sein Bedauern aussprach, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, den Dichter zu kennen und zu bekehren. Der edle Weise, der Alles wußte, „das Meer der Weisheit" (wie ihn Dante nennt)

[1]) Cholevius, Bd. I, S. 91—93.

behielt den ersten Rang unter den großen Geistern der Vorzeit auch nach der Wiederentdeckung der aristotelischen Philosophie, schon deshalb, weil seine Gedichte wie im Alterthum eine Grundlage der elementaren Studien waren und blieben, von denen die Beschäftigung mit Aristoteles natürlich ausgeschlossen war. Für Dante kam noch ein Moment hinzu, um Virgil als Führer durch zwei Welten des Jenseits zu wählen: ihm war er vor Allem ein nationaler Dichter, und seine enthusiastische Verehrung wurzelte nicht bloß in der Bewunderung einer unvergleichlichen dichterischen Größe, sondern auch in seiner glühenden Vaterlandsliebe[1]).

Ganz anders gestaltete sich das Bild Virgil's in der romantischen Poesie, in der die verschiedenartigsten Stoffe eine gleichartige Färbung annahmen und das Alterthum ganz im Costüm der Gegenwart erschien, die Heroen und Heroinen zu Rittern und Edelfrauen, die Dichter und Philosophen zu weisen Clerikern wurden. In dem von dem lothringischen Mönch Jean de Haute Selve vor 1200 verfaßten Roman Dolopathos[2]), ist Virgil der berühmteste und gelehrteste Cleriker in der Zeit August's, des Kaisers der Romagna und Königs der Lombarden. Angethan mit einem kostbaren Pelzmantel und einer Pelzmütze sitzt er auf dem Katheder, vor ihm am Boden die Söhne vieler großen Barone, die er, mit der Grammatik beginnend, in den Elementen der sieben freien Künste unterweist. Wenn er als großer Astrolog die Zukunft vorher weiß, so ist dies nichts Uebernatürliches, denn der Glaube an die Weissagung aus den Sternen war allgemein, und wer alle Wissenschaften beherrschte, mußte auch in dieser erfahren sein; auch bemerkt der Verfasser des Dolopathos ausdrücklich, daß dergleichen nur mit Gottes Willen geschehe[3]).

Immerhin steht der Virgil des Dolopathos dem der Volkssage nicht fern. Für diese verschmolz die Vorstellung des Gelehrten, Weisen und Philosophen leicht mit der des Zauberers und Wunderthäters. Wie Apulejus war auch Boethius von seinen Feinden der Magie beschuldigt worden, und sogar der ungläubige Spötter Horaz hat im Mittelalter für einen Zauberer gegolten. Die Sage vom Zauberer Virgil entstand im Volke Neapels aus localen Erinnerungen, die an den langen dortigen Aufenthalt des in Norditalien geborenen Dichters, an sein Grab, das im 5. Jahrhundert ein Ruhm Neapels genannt wird, und zugleich an Ueberreste der antiken Kunst anknüpften, die die Unfähigkeit, solche Werke zu schaffen, in phantastischem Licht erscheinen ließ, und denen man die Kraft von Talismanen beimaß. Konrad von Querfurt berichtet 1199 aus Neapel, daß Virgil dessen Mauern gegründet und zu ihrem Schutz der Stadt ihr eignes kleines Bild in einer festverschlossenen Flasche geschenkt habe: wenn es den Kaiserlichen dennoch gelungen war, die Mauern niederzureißen, so kam es daher, daß die Flasche einen Sprung hatte. Außerdem hatte Virgil ein bronzenes Roß verfertigt, das alle Pferde in Neapel vor Unfällen bewahrte, eine bronzene Fliege, durch die alle Fliegen aus der

---

[1]) Comparetti, S. 164 f. und 180 (dem ich hier überhaupt durchaus folge).
[2]) Gröber, S. 321. — Comparetti, S. 201—207.
[3]) Comparetti, S. 215 f.

Stadt verschencht wurden, eine Fleischbank, in der das Fleisch sechs Wochen frisch blieb. Ferner hatte er alle Schlangen unter die Porta Ferrea gebannt und die Ausbrüche des Vesuv durch Aufstellung der bronzenen Statue eines Schützen verhindert, der im Begriff war, einen Pfeil abzuschießen; aber als einmal ein Bauer daran rührte, flog der Pfeil ab und traf den Rand des Kraters, und die Ausbrüche begannen von Neuem. Endlich hatte Virgil in Bajä und Pozzuoli Bäder eingerichtet, die alle Krankheiten heilten, und mit Gipsfiguren geschmückt, die die verschiedenen Uebel darstellten und die dagegen anzuwendenden Bäder anzeigten. Virgil's Gebeine befanden sich in einem vom Meer umgebenen Castell; kamen sie mit der Luft in Berührung, so verfinsterte sich der Himmel, und der Sturm brach los, dies hatte Konrad selbst gesehen und erfahren.

Dieselben Sagen berichtet, zum Theil in anderer Form, mit Hinzufügung von einigen andern Gervasius von Tilbury, der seine Otia imperialia, eine Art Encyklopädie 1212 als Unterhaltungsschrift für Kaiser Otto IV. verfaßte. Auch er hatte die Wirkung eines der Wunderwerke Virgil's selbst erfahren. An einem Thor Neapels hatte Virgil links einen weinenden, rechts einen lachenden Kopf aus Marmor angebracht; wer unter jenem durch das Thor trat, dem gelang nichts, wer unter diesem, dessen Wünsche wurden erfüllt. Der Erzähler war im Begriff gewesen, links durch das Thor zu gehen, als ein mit Holz beladener Esel ihn nöthigte, auf der rechten Seite einzutreten, und es war ihm dann schnell gelungen, ein Schiff zu miethen, auf dem er die Heimreise antreten konnte. Nach Gervasius hatte Virgil auch die Legung eines Hinterhalts in der Grotte des Posilipp unmöglich gemacht und auf Monte Vergine einen Garten angelegt, in dem alle heilkräftigen Kräuter wuchsen. Johann von Salisbury, der 1160 schon zehn Mal die Alpen überschritten und zwei Mal Süditalien durchwandert hatte, berichtet, daß Virgil die wunderbare Fliege auf Veranlassung August's verfertigt habe, bei dem Marcellus deshalb vorher angefragt hatte. Der Letztere galt der Sage als der von August eingesetzte Regent von Neapel und Virgil als sein Minister, Stellvertreter oder Mitregent. Schon Alexander von Telesa sagt 1138, daß Virgil wegen eines Distichons von August Neapel und die Provinz Calabrien zu Lehen erhalten habe.

Nach ihrer Einführung in die Literatur erlitt die Virgilsage eine doppelte Umwandlung. Die bisher angeführten Autoren hielten Virgil für einen Meister der natürlichen, auf der Kenntniß verborgener Naturkräfte beruhenden Magie: für die Späteren wurde er ein Schwarzkünstler und Nekromant. Schon Wolfram von Eschenbach läßt in seinem 1203—1215 nach französischen Quellen verfaßten Parzival den Zauberer Klinschor vom Zauberer Virgil abstammen. Je länger je mehr wurden Zaubersagen aller Art, besonders orientalische, mit der Virgilsage verwebt, so die ihrem Ursprunge nach rabbinische und mohammedanische, aus „Tausend und eine Nacht" bekannte Sage von dem in eine Flasche eingeschlossenen Geist, der seinem Befreier seine Dienste anbietet. Auf diese Weise hat nach Jans Enenkel (in seiner Weltchronik, gegen Ende des 13. Jahrhunderts) Virgil, der Sohn der Hölle, von zwölf in eine Flasche ein-

geschlossenen Teufeln Unterricht in der Magie erhalten. Schließlich mußte er, wie alle Zauberer, in Toledo studirt haben.

Sodann konnte es bei der zunehmenden Verbreitung der Sage nicht ausbleiben, daß der Bereich der Wunderthätigkeit Virgil's auch auf Rom erstreckt wurde; daß der hervorragendste Mann der Zeit August's, der überdies dem Kaiser nahe stand, der Neapel mit Wohlthaten überschüttet hatte, die von ihm selbst verherrlichte Reichshauptstadt hätte leer ausgehen lassen sollen, war nicht denkbar. Seit dem 12. Jahrhundert wurde ihm die sogenannte Salvatio Romae zugeschrieben, die meist auf das Capitol, aber auch in das Pantheon oder Colosseum oder einen eigens für sie erbauten Thurm oder Palast verlegt wurde. Nach dieser vielleicht schon im 4. oder 5. Jahrhundert entstandenen, jedenfalls im 8. schon bekannten, allmählich erweiterten und mit mannigfachen Variationen erzählten Legende standen rings um ein Bild der Stadt Rom (oder ein anderes) Bilder aller zum römischen Reich gehörigen Provinzen oder der in ihnen verehrten Götter. An jeder Statue einer Provinz oder ihres Gottes befand sich eine Glocke, die zu läuten anfing, sobald die Provinz sich empörte. Durch dieses oder ein anderes Zeichen von jedem Aufruhr sofort unterrichtet, waren die Römer im Stande, ihre Herrschaft zu behaupten, bis das Wunderwerk durch die List ihrer Feinde zerstört wurde. Nach einer späteren Form der Sage bestand die Salvatio in einem Zauberspiegel, in dem man stets die Feinde Roms erblickte. Nach den Gesta hatte Virgil auch für den Kaiser Titus eine Statue verfertigt, die alle in Rom heimlich begangenen Verbrechen anzeigte[1]). Auch die sogenannte Bocca della verità, eine runde steinerne Scheibe, in der Porticus von Sta. Maria in Cosmedin, die die in eine ihrer Oeffnungen gesteckte Hand eines Meineidigen festhielt, galt für ein Werk Virgil's[2]).

Endlich war eine nothwendige Folge der hervorragenden Stellung, die Virgil's Gestalt in der Sage einnahm, ihre Verwendung zur Bekräftigung des beliebten Satzes, daß keine Geistesgröße vor Bethörung und Unterjochung durch weibliche Schönheit und List zu schützen vermöge. Das Mittelalter gefiel sich darin, dies an Beispielen der großen Weisen des Alterthums darzuthun. Aristoteles hatte sich von der Schönen, um deren Gunst er warb, wie ein Pferd zäumen und satteln lassen. Hippokrates hatte sich bewegen lassen, sich in einen Korb zu setzen, den seine Dame bei Nacht zu ihrem Fenster heraufziehen wollte, den sie aber in halber Höhe in der Luft schweben ließ, bis die ganze Stadt den großen Arzt darin sitzen gesehen hatte. Auf dieselbe Weise wurde Virgil von einer römischen Kaisertochter betrogen und dem Gelächter des römischen Volks preisgegeben, wofür er allerdings vermöge seiner Zauberkunst eine sehr bittere Rache nahm. In der Malerei und Sculptur ist diese Erzählung vielfach dargestellt worden, selbst in Kirchen[3]).

---

[1]) Graf, Bd. I, S. 184 ff.
[2]) Graf, Bd. II, S. 139 f.
[3]) Comparetti, S. 283. — Graf, Bd. II, S. 250 f.

Der Tod Virgil's wurde von der Sage in sehr verschiedener Weise berichtet: eine dieser Erzählungen kommt im Mittelalter häufig vor und ist auf verschiedene Personen (u. A. auf Roger Bacon, Albert den Großen, Agrippa von Nettesheim und Paracelsus) bezogen worden. In seinem hohen Alter beschloß Virgil, sich durch seine Zauberkunst zu verjüngen. Er begab sich mit einem Lieblingsschüler in ein Schloß, das er durch Zauber unzugänglich gemacht hatte, und dieser mußte ihn in einem von einer Lampe erleuchteten unterirdischen Gewölbe tödten und in Stücke hauen, die Stücke einsalzen und in ein Faß legen, das unter die Lampe gestellt wurde: nach neun Tagen werde er wieder auferstehen. Unglücklicher Weise erkundigte sich gerade in dieser Zeit der Kaiser nach Virgil und zwang den Schüler, ihn in das Zauberschloß zu führen. Er fand im Gewölbe die zerhauenen Glieder im Fasse und tödtete den Schüler, den er für den Mörder hielt. Alsbald lief ein nacktes Kind dreimal um das Faß, und mit den Worten: „Verflucht sei die Stunde, wo ihr hierher kamt," verschwand dieser Homunculus des Zauberers.

Die Autorität Virgil's bewirkte, daß die Trojasage vor allen antiken Sagen die populärste war und die meisten Bearbeitungen fand[1]), und zugleich, daß das ganze Abendland für die Trojaner gegen die Griechen Partei nahm. Noch die Eroberung Constantinopels wurde nach einem 1496 verfaßten Gedicht als eine Rache der (vermittelst des Namens Teucrer mit den Trojanern identificirten) Türken angesehen. Adlige Familien leiteten (wie im römischen Alterthum) ihre Herkunft von Trojanern ab, und nicht bloß in Italien, sondern auch jenseits der Alpen betrachtete man es überall als eine Ehre, von ihnen abzustammen und dadurch auch mit dem weltbeherrschenden Volk der Römer verwandt zu sein; Gottfried von Viterbo spricht in seinem Fürstenspiegel die Hoffnung auf eine Verbrüderung der germanischen Völker mit Italien aus, da Troja die Mutter beider sei. Die Franken sollten von Franco, dem Sohn Hektors, abstammen, Paris die Stadt Paris gegründet haben; die Abstammung der Britten von dem aus Italien vertriebenen Trojaner Brutus, einem Abkömmling des Aeneas, erzählt schon Nennius in seiner 822 verfaßten Geschichte der Britten.

Obwohl man nun außer der Aeneide noch den sogenannten lateinischen Homer besaß, schöpfte doch das ganze Mittelalter seine Kenntniß des trojanischen Krieges ganz vorzugsweise aus zwei Werken der spätrömischen Schwindelliteratur, angeblichen Tagebüchern zweier Mitstreiter, also Augenzeugen aller Ereignisse, des Griechen Dictys und des Phrygiers Dares. Selbstverständlich fand der durchaus zu Gunsten der Trojaner verfaßte Bericht des Letzteren mehr Anklang als der des Dictys (den noch Goethe für seine Achilleis benutzt hat)[2]).

Durchaus auf Dictys und Dares fußte der eigentliche Vater der mittelalterlichen Trojadichtung, der französische Trouvère Benoit de Sainte More, dessen Roman de Troie Jahrhunderte lang in ganz Europa Bewunderer und

---

[1]) Greif, Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojasage. 1886.

[2]) Heinemann, Goethe, Bd. II, S. 162.

Nachahmer fand. An ihn schließt sich Guido della Colonna, Richter in Messina, der seine Historia destructionis Trojae 1287 beendete; im Anschluß an beide hat Boccaccio in seinem Filostrato die beliebte Liebesgeschichte des Troilus und der Briseida erzählt (die bei ihm, wahrscheinlich durch Kenntniß des griechischen Homer, zur Griseida geworden ist). Auf dem Filostratus beruht im Wesentlichen Chaucer's Boke of Troilus and Cresseide, auf diesem wenigstens theilweise Shakesperes Troilus und Cressida. Unter den lateinischen Bearbeitungen des Dares ragen hervor die des Joseph von Exeter (Iscanus), eines englischen Mönchs, der mit Richard Löwenherz ins heilige Land zog und dessen Thaten um 1184 in einer Antiocheis besang (in Hexametern, in virgilischer Tonart, unter Mitbenutzung des Ovid und anderer römischer Dichter, eins der gelesensten Bücher des Mittelalters) und der Troilus des Albert von Stade (beendet 1249) in Distichen, ebenfalls mit nicht geringer Kenntniß der Dichtersprache, verfaßt [1]).

Die Aeneide wurde in den Bearbeitungen, zu denen auch ein nur durch Auszüge bekannter Roman von Benoit de Sainte More gehört, zur romantischen, den ritterlich-höfischen Anschauungen entsprechenden Erzählung. Die Liebesscenen, bei Virgil nur Episoden, zogen die romantischen Dichter am meisten an. Die Gestalten der Dido und Lavinia traten in den Vordergrund; ihre Namen nennt und kennt jeder Volksdichter, jeder Troubadour. Sehr berühmt war die nach einer französischen Quelle gearbeitete Eneit (um 1186) des Heinrich von Veldek, der durch dies Epos der Begründer einer großen deutschen Dichterschule wurde [2]).

VI. Architektur, Sculptur, Musik, Gartenbau und Naturgefühl.

Während nun die Kenntniß der Ueberbleibsel der römischen Literatur von zahlreichen Bildungsstätten aus fort und fort im ganzen Abendlande verbreitet wurde, war die Anschauung antiker Baukunst fast allein in Rom zu gewinnen: denn von den an anderen Orten erhaltenen Römerbauten ist schwerlich eine Kunde über deren nächste Umgegend hinausgedrungen. Der Phantasie des Volks erschienen ihre Reste vielfach als Werke übermenschlicher Wesen. Teufelsmauern heißen noch jetzt die römischen Festungswerke in Bayern, Schwaben, Franken und der Wetterau [3]), und Feengrotten die Ruinen der Amphitheater zuweilen in romanischen Ländern. Das Amphitheater von Pola, das außen völlig erhalten, innen ganz zerstört ist, gilt dem Volk in der Umgegend als das unvollendete Werk einer Fee; sie sollte in einer einzigen Nacht einen Palast bauen, die Morgendämmerung und der Hahnenschrei setzten ihrer Arbeit für immer ein Ziel. Die Amphitheater zu Bordeaux und Poitiers erhielten den Namen palais Gallienne von einer so genannten spanischen Prinzessin, die nach mittelalterlichen Ritterromanen von Karl dem Großen ent-

[1]) Gröber, S. 408.
[2]) Cholevius, Bd. I, S. 101 ff. — Comparetti, S. 212.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 854.

führt worden war; erst in Folge gelehrter Umdeutung wurde dieser Name in den des Kaisers Gallienus verwandelt.

Die Kunde von den unvergleichlichen Bauwerken Roms wurde bis in die weitesten Fernen und selbst zu den Juden und Arabern durch die unzähligen Pilger aller Nationen getragen, deren Ziel die Hauptstadt der christlichen Welt, zugleich als Stätte der Martyrien der Apostelfürsten und so vieler anderer Glaubenszeugen und als der größte Ablaß- und Reliquienmarkt, war und blieb. Im Jubeljahr 1300 soll die Zahl der Rompilger zwei Millionen erreicht haben[1]). Für sie wurden gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts als Handbuch zur Orientirung in den antiken Ruinen wie in den heiligen Stätten, mit Hinzufügung zahlreicher Legenden, die Mirabilia Romae geschrieben, von einem Verfasser, der die damals verbreitete Hoffnung auf die Wiedergeburt der römischen Republik und ihrer Macht theilte: ein Buch, das eine sehr große Verbreitung fand, sich noch lange nach der Renaissance erhielt, je länger je mehr bearbeitet und erweitert und in alle Sprachen übersetzt wurde[2]).

Unter Karl dem Großen standen die Prachtgebäude Roms, wenn auch durch Erdbeben und Brände beschädigt und ihres kostbaren Schmucks beraubt, großentheils noch aufrecht; die Stadt muß damals noch in hohem Grade den Eindruck der kaiserlichen Residenz gemacht haben, wie sie unter Constantin und Theodorich war. In den folgenden Jahrhunderten dienten die Wunderwerke der antiken Architektur als Steinbrüche für Neubauten, und jede Periode relativen Friedens und Wohlstandes beschleunigte ihren Verfall. Die unter Robert Guiscard 1084 dem Papst Gregor VII. zu Hülfe gekommenen Normannen vernichteten zwei Drittheile der Stadt so gründlich, daß ihr südlicher Theil seitdem nicht wieder bewohnt worden ist. Dann kamen Zeiten der inneren Zerrüttung und der Baronalfehden, die den Verfall allgemein machten. Während des päpstlichen Schismas sank Rom zum Dorf herab. Immer höher häufte sich der Schutt in den Thälern, immer vereinzelter ragten die Ruinen auf den Hügeln. Das Forum, nun ein mit Gras bewachsenes Schuttfeld, wurde zur Viehweide (Campo vaccino), das Capitol zum Berg der Ziegen (Monte caprino). Immerhin machten die Trümmer der ewigen Stadt auf Hildebert von Tours noch einen überwältigenden Eindruck, und Petrarca, der mit bitteren Worten die fortschreitende Zerstörung Roms durch die Römer beklagt und rügt, fand 1337 die Reste des Alterthums weit über seine Erwartung. Unter diesen war zu allen Zeiten der gewaltigste die Ruine des flavischen Amphitheaters. Solange das Coliseum stehen wird, sagt Beda der Ehrwürdige, der selbst nie in Rom war, wird Rom stehen; so lange Rom stehen wird, wird die Welt stehen; wenn Rom fallen wird, wird die Welt fallen.

„Bekanntlich hat die christliche Kirche keine Scheu empfunden, Gebäude heidnischen Ursprungs und verschiedenster Kunstform und Bestimmung, Tempel wie Profanbauten, nach Gelegenheit für ihren Gottesdienst in Gebrauch zu nehmen“[3]). Zwei der berühmtesten Tempel des Alterthums sind zu Kirchen

[1]) Graf, Bd. I, S. 56 f.

[2]) Jordan, Topographie der Stadt Rom. Bd. II, S. 386.

[3]) Dehio und Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd. I, S. 79.

der heiligen Jungfrau geweiht worden: der Parthenon auf der Akropolis zu Athen mit einer baulichen Veränderung (der dann später als Moschee einem dritten Cultus gedient hat) und das Pantheon zu Rom. Dagegen sind mehrere römische Basiliken aus profanen Gebäuden entstanden: S. Pudenziana und S. Croce in Gerusalemme in Rom aus Saalbauten, S. Adriano am Forum und S. Balbina auf dem Aventin aus Curien. Der Dom zu Trier enthält in seinen östlichen Theilen einen fast vollständig erhaltenen Profanbau aus der Zeit Valentinian's I.[1]). Häufiger ohne Zweifel entstanden Kirchen und Klöster an der Stelle und aus dem Material heidnischer Tempel: so wurde Rom (nach den Worten eines mittelalterlichen Autors) aus dem Teufelsreich des Alterthums in die Gottesstadt der Nachfolger Petri umgewandelt[2]). Ebenso verfuhr man im übrigen Italien und in den Provinzen. Auf der die ganze Umgegend beherrschenden Höhe von Monte Cassino errichtete der heilige Benedict 529 das Mutterkloster des von ihm gestifteten Ordens an der Stelle eines Apollotempels. Die Kirche Maria sopra Minerva in Rom steht auf den Fundamenten eines von Domitian erbauten Minervatempels; die Maria-im-Capitol-kirche in Cöln auf dem Grunde des dortigen römischen Capitols. Die Tradition, daß Kirchen an die Stelle antiker Marstempel getreten sind, findet sich mehrfach so bei den Münstern in Straßburg und Bonn und der im 13. Jahrhundert abgebrannten älteren Domkirche zu Cöln.

Die neuen Aufgaben, die das Christenthum der Architektur stellte, sind bis auf die Zeit Karl's des Großen, in manchen Ländern noch darüber hinaus, ausschließlich mit den Mitteln und Formen der antiken Kunst gelöst worden, und überdies wurde Anfangs alles formirte Detail von der Säule herab bis zur kleinsten Console geplünderten antiken Gebäuden entlehnt; unter den Basiliken Roms hat allein S. Maria Maggiore, und auch nur vielleicht, eigens gearbeitete Säulen[3]).

Der Sieg des Christenthums hatte die Folge, daß es fortan nur eine monumentale Bauaufgabe gab und wiederum im Kirchenbau des Abendlandes nur eine Normalform schlechthin, die Basilica. Daß diese aus dem Alterthum entlehnt ist, hatte man allgemein angenommen, seit L. B. Alberti ihr Urbild in der den Zwecken des Verkehrs und der Rechtspflege dienenden forensischen Basilica zu finden geglaubt hatte. Zestermann, der 1847 diese Ansicht als unhaltbar erwies, erklärte die christliche Basilica für ein selbständiges, in der Zeit Constantin's geschaffenes Product des christlichen Cultus und Geistes. Doch eine specifisch christliche Architektur hat es damals ebenso wenig gegeben, als eine specifisch christliche Malerei oder Sculptur; auf allen Gebieten war vielmehr die altüberlieferte heidnische Kunst die einzige, die auch die Christen kannten und anwendeten. Eine dritte Annahme, daß die christliche Basilica aus der (nur einmal von Vitruv erwähnten) Palastbasilica entstanden sei, steht im schroffsten Widerspruch mit der Geschichte. Vor dem 3. Jahrhundert haben sich nur sehr wenige Bewohner von Palästen zum Christenthum bekannt, und selbst seit der Zeit Constantin's hat das Christenthum in den höheren

[1]) Dehio und Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd. I, S. 82 f. u. S. 46.
[2]) Eicken, S. 717.
[3]) Dehio und Bezold, S. 13 f., 101, 121.

Ständen nur langsame Fortschritte gemacht. Es können nur Bürgerhäuser gewesen sein, in denen die Christen der ersten Zeit sich versammelten: die Ableitung der Basilica aus dem römischen Bürgerhause ist also die einzige historisch begründete.

In diesem gab es aber nur einen einzigen Raum von ausreichendem Umfange für solche Versammlungen, das Atrium. Ein Blick auf den Grundplan des römischen Hauses genügt, um die augenfällige Uebereinstimmung der Raumgestaltung im Atrium (zumal dem in der Kaiserzeit am meisten gebräuchlichen Säulenatrium) mit der der Kirchenbasilica zu erkennen. Zu den integrirenden Bestandtheilen des Atrium gehörten das Tablinum, ein viereckiger (nach vorn nur durch einen Vorhang geschlossener) Ausbau an der Rückwand, und die „Flügel" (alae), eine zu beiden Seiten der Eingangsthür in dasselbe in die Queraxe gelegte, bis an die seitliche Umfangsmauer des Hauses reichende Erweiterung. Dem Tablinum (dem Ehrenplatz des Hausherrn) entspricht die Apsis, der Priesterchor der entwickelten Basilica, die Flügel dem Querschiff, das Langhaus dem dreigetheilten Hauptraum des Säulenatriums; den Platz des regelmäßig vor dem Tablinum stehenden (an die Stelle des geheiligten Hausherdes getretenen) steinernen Tisches nimmt in der Basilica der Altar ein, und die ältesten christlichen Altäre gleichen in der Form den pompejanischen Atrientischen ganz; daß das Querschiff ausschließlich in Rom und den von Rom beeinflußten Landschaften des Occidents (und auch hier relativ selten) sich vorfindet, dagegen der morgenländischen Welt fremd bleibt, hat keinen andern Grund, als daß die Flügel, ein dem italischen Hause specifisch eigenthümliches Motiv, dem griechischen Privathause unbekannt waren. Vor Allem aber war im Atrium schon das ausgeprägte Richtungsmoment, die Steigerung von vorn nach hinten, vorgebildet, die das Lebensprincip des christlichen Kirchenbaues bleiben sollte und keiner andern sonst vergleichbaren antiken Baugattung in ähnlicher Entschiedenheit eigen war.

Wurde nun das Haus eines Gemeindemitgliedes durch Schenkung oder Vereinbarung Eigenthum der Gemeinde und als solches zum ständigen Lokal des Gottesdienstes eingerichtet, so trat die Genesis der Basilica in eine zweite Phase. Es erfolgte nun die vollständige Ueberdachung des Atriums, und zwar vermittelst der Ueberhöhung des Mittelschiffs: ein System, das im 4. Jahrhundert sich bereits in ausnahmsloser Geltung vorfindet. Wahrscheinlich war auch für diese Ueberhöhung und die damit verbundene Lichtzuführung das antike Haus das Vorbild. An die Stelle von Umbauten der Privathäuser traten selbständige Neubauten vermuthlich schon in der vierzigjährigen Toleranzepoche zwischen den Verfolgungen des Decius und Diocletian, und nun erfolgte die Anpassung des Atrienschemas an die jetzt erforderten Raumabmessungen. Zugleich vollzog sich die Umwandlung der Priesterexedra aus der rechtwinkligen Gestalt des Tablinum in die halbrunde; übrigens gibt es in Afrika und im Orient häufig, im Occident hier und da auch noch rechtwinklige Apsiden[1]).

[1]) Dehio, Genesis der christlichen Basilica. Sitzungsberichte der bayerischen Akademi 1882. — Dehio und Bezold a. a. O., Bd. I, S. 63—77. Vergl. auch W. Schultze, Christliches Kunstblatt. 1882, August.

Daß die Basilica im römischen Bürgerhause wurzelt, wird auch dadurch bestätigt, daß ein in der monumentalen Architektur des Alterthums herrschendes, in den germanischen und gothischen Kirchenbau übergegangenes Proportionsgesetz auf sie keine Anwendung gefunden hat. Eine umfassende Untersuchung[1]) hat ergeben, daß die gothischen Baumeister, besonders in der classisch-französischen Schule, bei der Proportionirung sowohl des Durchschnitts als des Längenschnitts das Verhältniß von Höhe und Breite so eingerichtet haben, daß eine zwar verschiedener Wendung fähige, aber genau eingehaltene Normirung nach dem Verhältniß von Basis und Perpendikel im gleichseitigen Dreieck maßgebend war. Diese Regel hat sich dann auch an vielen romanischen Basiliken bis zum Jahr 1000 hinauf erkennen lassen. Aber auch sie ist nicht im Mittelalter ersonnen, sondern beruht (wie gesagt) auf einer antiken Tradition[2]). Die sämmtlichen Centralbauten der römischen Kaiserzeit sind in ihren Hauptproportionen durch das gleichseitige Dreieck normirt[3]) und ebenso alle christlichen Centralbauten des 4. und 5. Jahrhunderts. In der Osthälfte des römischen Reichs ist die Regel der Triangulation bis ins 9. Jahrhundert festgehalten worden; im Abendlande dagegen hat sie eine reiche und triebkräftige Entwicklung gehabt und ist diesseits der Alpen bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, in Italien bis ans Ende der Gothik in Geltung geblieben[4]).

Zwei antike Motive haben also auf den christlichen Kirchenbau des Mittelalters einen bestimmenden Einfluß geübt. Aus dem altitalischen Wohnhause ist die Basilica hervorgegangen, deren Entwicklung bis auf St. Peter und St. Paul und weiter bis auf die Kathedralen von Reims und Cöln eine stetige und ununterbrochene gewesen ist. Und die Norm für die Proportionen seiner Kirchen hat der gothische wie der romanische Stil der monumentalen römischen Architektur entnommen, die übrigens auch hier in manchen Stücken Motive fortgeführt hat, die aus dem Orient entlehnt waren.

Die sonstige, ebenso vielfache als mannigfache Abhängigkeit der christlichen Architektur von der antiken tritt, wie natürlich, am auffallendsten in der romanischen Bauweise, dieser „Paraphrase der römischen", hervor. Der Impuls zu dem „im fließenden Uebergange aus dem Christlich-Antiken entwickelten Romanismus" ist von germanischen und mit germanischem Geist und Wesen

---

[1]) Dehio, Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gothischer Bauproportionen. 1894.

[2]) Dehio, Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance. 1895.

[3]) Die a. a. O., S. 7, statuirte Ausnahme des großen Rundsaals in den Caracallathermen ist nur eine scheinbare, da sie (nach einer Mittheilung von Dehio) auf einem jetzt erkannten Fehler der Aufnahme von Blount beruht.

[4]) Aus Italien stammen auch die beiden einzigen, erst nach der Entdeckung der Triangulation zum Vorschein gekommenen unmittelbaren Zeugnisse für ihre Anwendung: eine triangulirte Zeichnung des Querschnitts des Mailänder Domes von 1391 und ein auf den Bau von St. Petronio in Bologna bezüglicher, als Kupferstich veröffentlichter Riß von 1592, wo außer dem (nach den Ansichten der Gegner der Gothik) wirklich ausgeführten Gewölbe des Mittelschiffes das ursprünglich beabsichtigte, der deutschen, d. h. gothischen Regel entsprechende angegeben ist; wie dieses sind nach einer Beischrift alle alten Theile triangulirt gewesen (a. a. O., S. 23 ff.).

durchsetzten Gegenden ausgegangen. Mit Recht ist er daher mit der diesseits der Alpen gepflegten mittellateinischen Literatur verglichen worden, die, „in einem aus antikem Stoff und nach antikem Muster geschnittenen Gewande einhergehend, doch ganz germanisch nach Gegenstand und Geist ist". In den Mosel- und Rheingegenden, wo die noch der karolingischen Epoche angehörenden Anfänge des Romanismus liegen, standen römische Bauten noch in ausreichender Menge, um für vieles Einzelne als Muster zu dienen[1]).

Die sogenannten (jedenfalls römischen) Kaiserbäder zu Trier haben auf die Gestalt der niederrheinischen Kirchen entschieden Einfluß geübt. Aber auch in romanischen Ländern haben nicht nur Einzelnheiten antiker Bauwerke die Muster abgegeben, sondern auch der Charakter weitverbreiteter Baustile wurde durch die Nachahmung der Antike bestimmt. In der Provence zeigt sich nach Jahrhunderten einer ärmlichen und trüben Schultradition eine plötzlich aufgegangene Erkenntniß der höheren Schönheit der im Lande erhaltenen Römerbauten und das Bestreben, sie nachzubilden, zuerst an der im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts erbauten Kirche Notre Dame des Doms in Avignon, deren Vorhalle lange für ein antikes Original gehalten worden ist. Auf die streng antikisirende Richtung des provençalisch-romanischen Baustils folgt dann ein freieres Verhältniß zur Antike in den mittleren Decennien des 12. Jahrhunderts.

Der Einfluß der Römerbauten bekundet sich in dieser Periode nicht bloß in der Decoration, sondern auch in der baulichen Composition: am meisten in ihrem Raumgefühl erweist sich die provençalische Kunst als Schülerin der antiken im tieferen Sinne. Die in Südfrankreich begonnene Renaissancebewegung hat sich nach Burgund fortgesetzt und gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts auch Nordfrankreich ergriffen[2]). Später als in der Provence begann die Protorenaissance in Rom und Toscana. In Rom zeigt sich das Bestreben, die antiken Traditionen wieder ins Leben zu rufen, in einigen Basiliken und in den Bauten der Cosmaten (um 1200)[2]). Die Florentiner, die sich hätten der allgemeinen romanischen Formenwelt anschließen können, glaubten auch in ihren Bauten sich als getreue Colonie des alten Rom erweisen und die altrömischen Formen zum Muster nehmen zu sollen, wie es in den Säulenstellungen und Bogen in S. Apostoli (um 1200), in der Kirche S. Miniato (1207) geschehen ist, namentlich aber in dem um 1150 als Kathedrale erbauten jetzigen Battistero S. Giovanni, das lange für einen antiken Tempel gegolten hat, der wie sein Vorbild, das Pantheon, oben offen gewesen sei[3]).

Ueber den Einfluß der antiken Sculptur auf die bildende Kunst des Mittelalters weiß man bis jetzt nur wenig. Der Vorrath von freistehenden antiken Marmorarbeiten, die der Zerstörung am meisten ausgesetzt waren,

[1]) Dehio und Bezold, Bd. I, S. 147—150.

[2]) Dehio, Romanische Renaissance. Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. VII, S. 129 ff. 1886.

[3]) Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien[2]. S. 20 ff.

nahm ohne Zweifel im Lauf der Jahrhunderte immer mehr ab. Hildebert von Tours konnte in Rom noch die Herrlichkeit alter Götterbilder bewundern[1]), und Henry de Blois, Bischof von Winchester (1129—1171), dort mehrere antike Statuen kaufen[2]); auch Kaiser Friedrich II. sammelte Antiken, und Petrarca spricht 1355 sogar von „unzähligen" Statuen in Italien[3]). Doch allmählich verschwand der größte Theil der antiken Bildwerke, die nicht zertrümmert, zu Kalk gebrannt oder als Baumaterial verwandt waren, unter bergenden Schuttmassen. Allerdings ist die oft angeführte Aeußerung Poggio's, daß es 1447 in Rom nur fünf antike Marmorstatuen gab (die Dioskuren auf Monte Cavallo, zwei liegende Flußgötter und den sogenannten Marforio), nicht buchstäblich zu verstehen; er erwähnt selbst noch andere. Aber erst durch die um die Mitte des 15. Jahrhunderts begonnenen Ausgrabungen ist die ungeheure Masse von Bildwerken zum Vorschein gekommen, die alle Museen Italiens und zum Theil auch die der übrigen Länder füllen.

Die Zahl der statuarischen Antiken, von denen es feststeht, daß sie vor dem 15. Jahrhundert bekannt waren, ist sehr klein. Die Gruppe der drei Grazien wird in einem Vagantenliede beschrieben[4]). Eine kindisch-rohe Nachahmung des Dornausziehers befindet sich im Magdeburger Dom an einem Sarkophag aus dem 11. Jahrhundert[5]), und mehrfach ist in Italien diese Figur in der Reihe der Monatsbilder für den März verwendet worden, da seine Stellung als die eines den Schuh Abstreifenden erschien, und nach einem italienischen Sprichwort der Bauer im März anfängt, barfuß zu gehen[6]). Auch die berühmte, von Sixtus IV. 1471 auf das Capitol gebrachte eherne Wölfin[7]) ist vielleicht niemals verschüttet gewesen. Ein ebenfalls noch vorhandener marmorner Löwe, der ein Pferd zerreißt, stand im 14. Jahrhundert auf der Capitolstreppe. Dorthin wurde Cola di Rienzi zum Tode geführt, an die Stelle, wo nach damaligem Gebrauch der furchtbare Bandenführer Fra Monreale und Andere die von den Tribunen gefällten Todesurtheile knieend vernommen hatten[8]). Den Typus der mediceischen Venus hat Giovanni Pisano am Sockel der Kanzel im Dom zu Pisa copirt[9]). Zwei Figuren am westlichen Hauptportal der Kathedrale von Reims (Maria und Elisabeth) sind Copien guter Porträtstatuen aus dem 1. Jahrhundert; ein Heiliger auf der linken Seite des Portals trägt den Odysseuskopf mit der Kappe[10]).

---

[1]) „Deutsche Rundschau", August 1897, S. 238.

[2]) Springer, S. 17.

[3]) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. VII[2], S. 291 f. Ich konnte für das Folgende auch Mittheilungen von A. Michaelis benutzen.

[4]) Springer, S. 40, 18.

[5]) Derf., S. 14.

[6]) Er hieß daher Marzo della Spina. A. Michaelis, Storia della collezione Capitolina. Bull. dell' Istituto archeol. VI, p. 14 f. 1891.

[7]) Daf. S. 12.

[8]) Daf. S. 7 f.

[9]) E. Müntz, Histoire de l'art pendant la renaissance. I, p. 224 f. 1889.

[10]) Dehio, Zu den Sculpturen des Bamberger Domes. Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. XI. 1890.

Hier und da verdankten antike Sculpturen ihre Erhaltung der Aufstellung in Kirchen und der Verwendung zu deren Ausschmückung und selbst zu Zwecken des Cultus. Im Dom zu Girgenti diente ein Sarkophag, dessen Vorderseite eine Darstellung der Geschichte des Hippolyt enthält, als Taufbrunnen, zu Gaeta eine große steinerne Vase mit einer Darstellung der Uebergabe des Bacchuskindes an die Nymphen als Taufgefäß, ein Herculesaltar zu Cora als Taufstein [1]). Auch zu den Seltenheiten oder Kostbarkeiten, die man in Kirchen (wie im Alterthum in Tempeln) aufbewahrte, gehörten Antiken. Noch 1853 sah man in einem Seitenschiff des Doms von Siena eine Gruppe der drei Grazien.

Von antiken Steinarbeiten erhielten sich am zahlreichsten römische Sarkophage wegen ihrer Verwendbarkeit nicht bloß als Wasserbehälter, sondern auch als Särge. Der noch jetzt im Campo Santo zu Pisa befindliche Sarkophag, in dem Beatrix, die Mutter der Markgräfin Mathilde, bestattet war, ist (wie jener in Girgenti) mit der Geschichte des Hippolyt geschmückt [2]); der als Sarg des Luca Savelli, Vater des Papstes Honorius IV., verwendete, in der Kirche Araceli zu Rom, sogar mit Satyrn und anderen ebenso profanen Gestalten [3]). Daß die Sarkophagreliefs auf die bildende Kunst des Mittelalters einen großen Einfluß geübt haben, ist außer Zweifel. Die Maria an der Kanzel des Battistero zu Pisa, wo die Nachahmung römischer Vorbilder besonders in die Augen fällt, und auf anderen Werken des Niccolò Pisano, keine demuthvolle Jungfrau, sondern eine königliche Matrone, ist die Phädra vom Sarkophag der Beatrix; daß dieser dem Niccolò besonders gefallen und er ihn und andere Sarkophage nachgeahmt habe, erzählt schon Vasari. In seiner Darstellung im Tempel hat derselbe Künstler zwei Figuren einer ebenfalls im Campo Santo von Pisa befindlichen Marmorvase verwerthet: aus einem indischen, auf einen nackten Faun gestützten Bacchus hat er einen auf einen bekleideten Knaben gelehnten Hohenpriester gemacht.

Außer Steinarbeiten haben besonders antike Elfenbeinschnitzereien (auf Tafeln, an Büchsen und Kästchen) als Vorbilder gedient, von denen man oft nur einzelne Figuren entlehnte. Ein Deckel eines Evangeliars in St. Gallen, das für eine Arbeit Tutilo's († 915) gehalten wird, zeigt unter Christus und den Evangelisten die liegende Erdgöttin mit dem Füllhorn und einem Kinde an der Brust und den Oceanus mit der Urne und einem Meerungeheuer, ein um 780 ausgeführtes Diptychon unter dem gekreuzigten Christus die von der Wölfin gesäugten Zwillinge Romulus und Remus [4]).

Nach antiken Vorbildern sind auch, und zwar im 10. und 11. Jahrhundert, allem Anschein nach in Venedig und dessen Gebiet, Schmuckkästchen aus Holz gearbeitet, die ganz mit Streifen und Platten aus Knochen und Elfenbein umkleidet sind; in Kirchenschätzen und sonst hat sich eine größere Anzahl derselben erhalten. Für die bildlichen Darstellungen auf den Umkleidungen dieser Truhen

[1]) Piper, Bd. I, S. 57.
[2]) Müntz, S. 215.
[3]) Schnaase, VII², S. 290.
[4]) Müntz, S. 213.

verfügte man über einen beschränkten Vorrath von Figuren, die man ohne Verständniß ihrer Bedeutung herausgriff und zur Füllung der Flächen verwendete, so daß „wie in einem Traumbilde, wie im Spuk einer classischen Walpurgisnacht" das Verschiedenartigste sich zusammenmengt. Antike Stoffe nach antiken Mustern stellen auch zwei Reliefstafeln an den Schranken im Dom von Torcello oder einem benachbarten Gebäude (um 1008) und einige andere in Venedig und Ravenna dar, die derselben Zeit angehören [1]).

Die größte Fülle von Anregungen aber boten den mittelalterlichen Künstlern die Intaglios der antiken Gemmen, da diese Ringsteine, die durch den Werth und die Härte ihres Materials, sowie durch ihre Kleinheit und auch wegen ihrer Schätzung als Talismane der Zerstörung am leichtesten entgingen, sich in vielen Tausenden von Exemplaren erhalten hatten. Sie wurden mit Vorliebe zum Schmuck fürstlicher Gewänder, aber auch kirchlicher Bildwerke und Geräthe, namentlich der Reliquienschreine, verwendet, nachdem Gott in einem besonders vorgeschriebenen Gebet angefleht worden war, diese durch Heidenkunst geschaffenen Dinge zu reinigen, auf daß sie von Gläubigen benutzt und zu seinen Ehren gebraucht werden möchten [2]). An dem die Gebeine der heiligen drei Könige einschließenden Kasten im Cölner Dom (einem Geschenk Friedrich's I., der ihn bei der Eroberung Mailands weggenommen hatte) befinden sich 226, bis auf fünf, antike Gemmen, die meist mythologische Darstellungen enthalten. Auch das Grabmal der heiligen Elisabeth in Marburg († 1231) war mit Edelsteinen geschmückt, deren 1810 noch 824 vorhanden waren; bei der Ueberführung nach Kassel wurden sie gestohlen [3]). Man siegelte auch mit antiken Gemmen: so Pippin mit einem bärtigen Bacchus, Karl der Große mit einem Serapiskopf; eine Leda mit dem Schwan diente um 1170 einem Domherrn als Siegel. Uebrigens schrieb man nicht bloß den Edelsteinen magische Kräfte zu, sondern auch den in sie geschnittenen Bildern. Nach mittelalterlichen Lapidarien verleiht ein Bild des Pegasus oder Bellerophon auf einer Gemme hochfliegenden Muth, ein Jupiterkopf Macht, sichert Perseus mit dem Medusenhaupt vor dem Blitz und den Anfechtungen des Teufels, bewirken Sirenenbilder Unsichtbarkeit u. s. w.

Die mittelalterlichen Benennungen und Deutungen dieser Gemmenbilder wie überhaupt der antiken Bildwerke, für die das Verständniß verloren gegangen war, sind oft seltsam. Ein Serapiskopf, mit dem ein englischer Bischof siegelte, hat die Inschrift: Haupt des heiligen Oswald. Die Familie August's mit dessen Apotheose auf dem großen, durch Balduin II. aus Byzanz an den heiligen Ludwig gekommenen Pariser Cameo galt für Joseph's Traum, Germanicus und Agrippina auf einem anderen Pariser Cameo für den heiligen Joseph und die heilige Jungfrau; die einen Adler, der Germanicus empor trägt, bekränzende Victoria für den von einem Engel gekrönten Evangelisten Johannes, für welchen man auch einen Jupiter mit dem Adler hielt [4]).

[1]) R. v. Schneider, Ueber das Kairosrelief und ihm verwandte Bildwerke im Dom von Torcello. Serta Harteliana. S. 279 ff.

[2]) Zappert, Antiquitätenfunde im Mittelalter.

[3]) Piper, Bd. I, S. 59—63.

[4]) Müntz, S. 21.

Die Reiterstatue Marc Aurel's, die Jahrhunderte hindurch auf dem Platz von S. Giovanni in Laterano stand, verdankt ihre Erhaltung dem Glauben, daß sie den fast wie einen Heiligen verehrten Kaiser Constantin darstellte; aber sie wurde auch (wie bemerkt) für eine Statue des Marcus Curtius und des Gothenkönigs Theoderich gehalten. Unter dem gehobenen Huf des Pferdes befand sich eine kleine Barbarenfigur mit rückwärts gebundenen Händen, welche die nur bis ins 15. Jahrhundert zurückgehenden Zeichnungen des Denkmals nicht mehr kennen[1]). Nach den Mirabilien war die Statue die eines Ritters oder eines Bauern (daher die volksthümliche Benennung il gran villano), der Rom von der Belagerung eines mächtigen Königs des Orients befreit hatte, und die Figur unter dem Pferdehuf stellte diesen von dem Bauern als Gefangenen nach Rom gebrachten dar. Doch nach einer von Enenkel in seiner Weltchronik erzählten Legende war die Figur die eines Mißgestalteten, der sich der Gunst der Gemahlin Constantin's erfreut hatte, und den Constantin, nachdem er die Ehebrecherin durchbohrt, von seinem Pferde zerstampfen ließ[2]).

Die Gruppe der Kolosse von Monte Cavallo wird in den Mirabilien allegorisch erklärt. Phidias und Praxiteles, denen eine alte Tradition die Gruppe zuschrieb, waren zwei mit so wunderbarer Weisheit begabte Jünglinge, daß sie Alles wußten, was der König bei Tag und bei Nacht in seinen Gemächern berathen hatte; auf ihren Wunsch errichtete er zu ihrem Gedächtniß diese Bildwerke. Die Pferde bedeuten die Mächtigen dieser Welt, die der Herr besteigen, d. h. bändigen wird, die nackten Gestalten weisen mit erhobenen Armen auf das Künftige, und wie sie selbst nackt sind, so ist alles Wissen der Welt für ihren Geist bloß und offen u. s. w.[3]).

Daß antike Figuren oft für Werke der Zauberkunst galten, ist schon erwähnt: so erklärte sich in Zeiten, die nichts auch nur entfernt Aehnliches hervorbringen konnten, ihre Vollendung und Lebenswahrheit am natürlichsten. Die Pfeiler einer aus der römischen Kaiserzeit stammenden Halle (l'Incantada) in Thessalonich sind mit runden Figuren decorirt (ein Ganymed mit dem Adler, eine Leda mit dem Schwan und Anderes), die zu folgender Sage Veranlassung gegeben haben. In dem Palast, zu dem die Halle gehörte, wohnte ein König von Macedonien, der ein Zauberer war. Alexander der Große war sein Gast und verführte die Königin. Der König verzauberte die Halle, die Alexander zu durchschreiten hatte, wenn er sich zu ihr begab, so daß, wer sie zuerst betrat, zu Stein werden mußte. Doch Alexander wurde gewarnt und blieb zurück. Der König, der in dem Glauben, er sei bereits in die Halle gegangen, mit seinem Gefolge hinein trat, um sich von der Wirkung seines Zaubers zu überzeugen, wurde mit den Seinigen zu Stein.

Daß auch die in den altchristlichen Gottesdienst eingeführte Musik im Wesentlichen keine andere gewesen sein kann als die griechisch-römische, ist

---

[1]) Fr. Löhr, Zur Marc-Aurelsstatue. Eranos Vindobonensis. S. 56—59.
[2]) Graf, Bd. II, S. 110.
[3]) Graf, Bd. I, S. 141.

gewiß. Als der Bischof von Mailand, der heilige Ambrosius (390—397), den christlichen Kirchengesang begründete, war das Leben der heidnischen Musik noch ein sehr reges und mannigfaltiges. Die Paläste Roms und Constantinopels hallten von Gesang und Saitenspiel wider; auch von Christen hörte man überall die buhlerischen Theatermelodien singen, und noch an den Tafeln der ostgothischen Beherrscher Italiens lauschte man den Vorträgen berühmter Citharöden, die auch die Frankenkönige in Gallien bemüht waren an ihre Höfe zu ziehen. Aber was und wie viel von der antiken Musik für die Zwecke des christlichen Gottesdienstes geeignet befunden worden ist, bleibt bei der Dürftigkeit unserer Nachrichten völlig ungewiß [1]). Außerdem ist die Möglichkeit, daß auch aus der Synagogenmusik Manches aufgenommen worden ist, um so weniger zu bestreiten, als die Anordnung von Gesängen für gewisse Tageszeiten (Matutinen, Vespern u. s. w.) beiden Culten gemein war.

Auch in der (von Kant zu den schönen Künsten gezählten) Gartenbaukunst hat das Mittelalter die Traditionen des späteren Alterthums unverändert festgehalten. Hier wie dort wurde der Gartenbau durch das Streben nach künstlerischer, architektonisch regelmäßiger Gestaltung der Natur bestimmt [2]). Die von dem jüngeren Plinius ausführlich beschriebenen, zu zweien seiner Villen gehörigen Gärten waren theils durch Terrassen, theils durch circusförmige Plätze, theils durch geradlinige oder in großen Curven geführte Alleen und Gänge abgetheilt, die letzteren durch geschorene Wände oder Hecken eingefaßt. Mit der Vegetation wirkte die Architektur zusammen, die zugleich Schatten spendete; eine reiche Decoration von Bildwerken fehlte nicht; Teiche, Canäle, Springbrunnen und andere Wasserkünste belebten diese Anlagen. Die eine Villa hatte überall Aussichten auf das Meer, die andere auf eine von den Vorbergen der Apenninen eingerahmte, weite und fruchtbare Ebene. In den größten Gärten des kaiserlichen Rom befanden sich auch Vogelhäuser, Fischteiche und Wildparke. Die Mode, das Laub der Bäume durch Beschneiden und Ziehen zu künstlichen Formen zu gestalten, soll in der Zeit August's aufgekommen sein. Man bildete nicht bloß Namenszüge, Kegel und Pyramiden aus Buchsbaum, Cypressen und anderen Bäumen, sondern auch Figuren wilder Thiere, sogar ganze Jagden und Flotten.

Die Fortdauer des in der römischen Kaiserzeit für den Gartenbau maßgebenden Geschmackes im Mittelalter ergibt sich aus den Anweisungen, die der mit den Schriften der Alten wohlbekannte Petrus de Crescentiis von Bologna (geb. 1230) für die Anlage eines fürstlichen Gartens gibt. Es soll sich darin ein Wildpark, ein Fischteich und ein Vogelhaus befinden, und ein Casino soll zugleich tiefen Schatten geben und eine Aussicht auf den Park und

---

[1]) Die von F. A. Gevaert, La mélopée antique dans le chant de l'église latine (1895), mit so großer Sicherheit vorgetragenen Resultate sind nach Jacobsthal und K. v. Jan durchaus problematisch.

[2]) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. II[6], S. 267 ff.

die darin befindlichen Thiere gewähren. Ferner soll darin ein Sommerhaus sein, dessen Wände aus dem Jahre lang beschnittenen und an Latten und Pfähle gebundenen Laube schnell wachsender Bäume bestehen. Besonders gereichen dem Garten immergrüne Bäume (Pinien, Cypressen, wenn möglich Palmen) zur Zierde; jede Gattung von Bäumen und Kräutern soll nach der Ordnung und besonders gepflanzt werden. Endlich kann man durch lange fortgesetztes Binden, Beschneiden, Biegen und Nachpflanzen dichte, lebendige Umfassungsmauern der Gärten und Höfe mit Zinnen und Thürmen und Häuser mit grünenden Dächern und Säulen bilden.

Aber auch die italienischen Prachtgärten des 15. und 16. Jahrhunderts haben alle wesentlichen Züge mit den altrömischen gemein: die übersichtliche, symmetrische Abtheilung in Räume von bestimmtem Charakter und die reiche architektonische Gliederung, den statuarischen Schmuck, die von immergrünen Bäumen eingefaßten oder überwölbten geradlinigen Gänge, die geschorenen Hecken und Wände, die mannigfaltigen Ausblicke in die Ferne. Bekanntlich hat sich dieser in Wirklichkeit altrömische Gartenstil von Italien aus in alle Länder Europa's verbreitet und bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überall die Herrschaft behauptet.

Diese Fortdauer des antiken Gartenstils hängt mit der Fortdauer des antiken Naturgefühls aufs Innigste zusammen. Für das Romantische in der Natur war das Mittelalter ebenso wenig empfänglich als das Alterthum. In beiden Zeitaltern galten nur heitere, freundliche, liebliche Naturscenen als schön; beiden fehlte das Verständniß für die Erhabenheit der Gebirgslandschaft wie für den schwermüthigen Reiz der Einöde; in beiden war das Lob der Schönheit auf anmuthige Thäler und Hügellandschaften und die Meeresufer beschränkt, während Rauhheit und Wildheit, furchtbare Majestät, großartige, aber düstere Monotonie der Natur es ausschlossen. In der deutschen Poesie des Mittelalters ist die landschaftliche Scenerie „lauter Vordergrund ohne Ferne". Aus den Gesängen der Minnedichter würde Niemand errathen, daß dieser dichtende Adel aller Länder tausend hoch gelegene, weit schauende Schlösser bewohnte oder besuchte und kannte. Stürzende Felsen, Schneegebirge und Gletscher, rauschende Ströme und brausende Wasserfälle, daran ging der Ritter wie der Dichter stumm vorüber. Wie in der englischen Poesie des Mittelalters (z. B. von Chaucer) wird auch von Dante der weiten, fruchtbaren Ebene vor gebirgigen und felsigen Gegenden der Vorzug gegeben, ja die letztere geradezu für häßlich erklärt. Die eintönige lombardische Ebene nennt Dante die liebliche Fläche (lo dolce piano), die sich bis Marcabò (an der Mündung des Po) senkt von Vercelli; die beiden Rivieren führt er als Beispiele der Ungangbarkeit an: „die wüstesten, die jähsten Felsenstrecken, dort von Turbia bis gen Lerici" [1]). Doch für Petrarca's lebhafteren Natursinn erschloß sich der Reiz jener unvergleichlichen Uferlandschaften trotz der Steilheit und Wildheit ihrer Felsen, die Dante abschreckte. Er rühmt die Bergkette an der Riviera di Levante als Höhen „von höchst anmuthiger Schroffheit

[1]) Hölle 28, 75. — Fegefeuer 3, 49.

und wunderbarer Ueppigkeit der Vegetation" und das Ufer der Bucht von Genua, weil es, „wie ein Mäander sich windend, mannigfachen Ausblick auf seine köstlichen Conturen gewährt und den für Schönheit offenen Sinn mit dem Wechsel reizendster Bilder erfrischt" [1]). Doch wenn sich hier eine Regung eines erweiterten Naturgefühls zeigt, so steht sie vereinzelt, und auch in Petrarca's übrigen Naturschilderungen ist nichts, was nicht auch ein Autor der römischen Kaiserzeit geschrieben haben könnte. Als er 1350 von einem grünen Vorsprunge aus den gleich einem Meer wogenden Gardasee (eine Reminiscenz aus Virgil) betrachtete, weilte sein Blick lange und gern auf der weiten und fruchtbaren Ebene zur Linken. In seiner Beschreibung der römischen Campagna hebt er die Belebung der Hügel durch Wild und Rinderherden, den Quellenreichthum des Bodens, die Beweise menschlicher Arbeit rings auf den Feldern, die Gaben des Bacchus und der Ceres, die Schönheit der nahen Seen und der Flüsse und des Meeres hervor; vollends wenn er das Thal von Vaucluse schildert, glaubt man Virgil oder Horaz die Seligkeit des Landlebens preisen zu hören. Immer wieder rühmt er seine nur durch Rindergebrüll, Vogelgesang und Wasserrauschen belebte Einsamkeit, die Kristallhelle und das Smaragdgrün der das Thal durchfließenden Sorgue, den Reichthum der Hügel an Oel und Wein und Allem, was die Erde Köstliches hervorbringt.

Im Großen und Ganzen hat aber das eng begrenzte, nur für das Anmuthige empfängliche Naturgefühl nicht bloß während des Alterthums und des Mittelalters bestanden, sondern auch in den folgenden Jahrhunderten keine wesentliche Erweiterung erfahren. Hatte sich die Empfänglichkeit für das Wildromantische und Furchtbar-Erhabene auch schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einzelnen Regungen kund gegeben (namentlich in der Landschaftsmalerei, zuerst bei Leonardo da Vinci), so hat doch erst Rousseau, der in der noch so gut wie unbekannten Alpenwelt für alle Gebildeten Europa's eine Fülle des Genusses erschloß, einem neuen Naturgefühl allgemeine Anerkennung gesichert und seine allgemeine Verbreitung angebahnt.

VII. Glaube und Cultus. Die Weltmonarchie und die Welthauptstadt. Das römische Recht.

Selbst im christlichen Glauben und Cultus haben heidnische Elemente, die auf unabweislichen Bedürfnissen der Massen beruhen, in neuen Formen Raum gefunden [2]). Es ist bekannt, daß die Kirche durch Verlegung christlicher Feste auf die Zeiten der abgeschafften heidnischen dem Volk für diese Ersatz zu bieten bestrebt gewesen ist. So wurde das Weihnachtsfest in die Zeit der Saturnalien, der heiteren Feier der Wintersonnenwende, einer Art antiken Carnevals, verlegt; das Fest Mariä Reinigung in die Zeit der Lupercalien;

[1]) F. X. Kraus, Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel, Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVI, S. 69 ff.

[2]) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III[6], S. 656 f.

das Vorbild der Lichtmesse war ein uralter Sühngang in das Stadtgebiet von Rom.

Sodann forderte auch nach dem Untergange des Heidenthums die tiefe Sehnsucht, den unendlichen Abstand zwischen Menschheit und Gottheit durch Mittelwesen zu füllen, ihre Befriedigung, und sie bevölkerte den entgötterten Himmel aufs Neue mit einem bald ins Unermeßliche wachsenden Chor heiliger Gestalten. Wenn Augustinus die Vergleichung des Cultus der Heiligen und Märtyrer mit dem Polytheismus zurückweist, so haben andere Kirchenschriftsteller, wie Basilius, ihnen genau denselben Platz in der Weltordnung angewiesen, wie der spätere Platonismus den Dämonen und Heroen, oder wie Theodoret zwischen diesem und jenem Cultus geradezu Parallelen gezogen, um nachzuweisen, daß an die Stelle des Falschen und Irrigen das wahrhaft Göttliche getreten sei. Namentlich in Sicilien hat sich der Polytheismus so vollkommen in dem Heiligencultus erhalten, daß man es begreiflich findet, wie dort gebildete Männer noch heutigen Tages alles Ernstes dem monotheistischen Islam den Vorzug vor dem Christenthum geben[1]). Aber nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stelle der alten Götter und Heroen gesetzt worden, sondern diese haben sich zuweilen geradezu in jene verwandelt, so wie heidnische Mythen in christliche Legenden. So sind hier und da in Gallien die „Mütter" des keltischen Volksglaubens zu den heiligen drei Marien geworden. An mehreren Stellen Calabriens und Siciliens wird eine Santa Venere (Venera) verehrt, von der in einer Kirche junge Mädchen die Gewährung eines Gatten erbitten[2]). Der in der ostjordanischen Landschaft verehrte Helios-Aumu gestaltete sich zu dem mit feurigen Rossen gen Himmel fahrenden Propheten Elias um. Den christlichen Märtyrer Hippolytus läßt die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des gleichnamigen attischen Königssohnes war. Die heilige Agathe, die Schutzheilige von Catania, deren wunderbarer Schleier den Lauf der Lavaströme hemmt, hält sich nach der Legende einen lästigen Freier durch ein Penelopegewebe fern[3]). Der Name und die Legende der heiligen Pelagia sind vielleicht aus einem Beinamen der Venus hervorgegangen[4]).

Aber auch ohne sich in Personen des christlichen Cultus zu verwandeln, haben die Heidengötter noch lange nach dem Untergange der alten Welt nicht sterben können, wenn gleich ihr Fortleben im Volksglauben je länger je mehr ein gespenstisches ward. Den Christen der ersten Jahrhunderte kam es im Allgemeinen gar nicht in den Sinn, die reale Existenz der heidnischen Götter zu bezweifeln, die von aufgeklärten Heiden so oft geleugnet, ja verlacht worden war[5]). Auch ihr übermenschliches Wesen, die von ihnen vollbrachten Wunder bezweifelten sie nicht; nur waren sie ihnen natürlich Mächte der Finsterniß, Dämonen, abgefallene oder verführte Engel oder deren Nachkommen und

[1]) Hartwig, Aus Sicilien. Bd. II, S. 103.
[2]) Trede, Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bd. III, S. 47 ff.
[3]) Das. Bd. III, S. 54.
[4]) Usener, Legenden der heiligen Pelagia.
[5]) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III[6], S. 550 f.

sündige Seelen, denen Gott die Fähigkeit, zu schaden und Menschen zu verführen, gelassen hatte. Auch sie also, die den Vernichtungskampf gegen den Götterglauben führten, standen noch so sehr in seinem Banne, daß sie zur Erkenntniß seiner Wesenlosigkeit durchzudringen nicht vermochten. Dies sollte allein schon hinreichen, um zu beweisen, daß der Polytheismus in den letzten Zeiten des Alterthums sich keineswegs in einem tiefen Verfalle befand, wie man vielfach angenommen hat und noch immer annimmt.

Daß für die Fortdauer des heidnischen Glaubens im Mittelalter nur spärliche Zeugnisse vorhanden sind, ist natürlich: er hatte die dringendsten Gründe, sich zu verbergen. In einer Predigt des heiligen Eligius (588—659), des Apostels der Flandrer, heißt es, Niemand solle die Namen der Dämonen, wie Neptun, Orcus, Diana, Minerva, Geniscus (?), anrufen; die Frauen sollen beim Färben, Weben oder einer anderen Arbeit nicht die Minerva oder die übrigen unseligen Wesen (infaustae personae) nennen. In einem unter Deutsch redenden Franken aufgezeichneten Verzeichniß der heidnischen Superstitionen am Schluß des Capitulars Karlmann's von 743 handeln zwei Capitel von den Opfern und Festen für Jupiter und Mercur, worunter wohl keltische, mit den römischen identificirte Gottheiten zu verstehen sind. In einem Beschluß des Concils von Nantes von 895 werden die Bischöfe aufgefordert, die vom Volk verehrten, den Dämonen geweihten Bäume umzuhauen und zu verbrennen und die Steine an wüsten und waldigen Orten auszugraben, an denen die Leute Gelübde ablegen. Ein anderes Decret legt Denen, welche nächtliche Orgien begehen oder die Dämonen mit Beschwörungen zu ihren Gelübden einladen, eine dreijährige Buße auf. Burchard von Worms († 1025) erwähnt an einer Stelle, wo er wohl vorzugsweise zusammenstellte, was ihm vom deutschen Aberglauben bekannt war, den Glauben an die vom Volk so genannten Parzen, die bei der Geburt des Menschen einen bestimmenden Einfluß auf sein Schicksal üben, z. B. ihn zum Werwolf machen können, und daß Frauen für diese drei Schwestern zu gewissen Zeiten des Jahres einen Tisch deckten und Speisen nebst drei Messern darauf setzten[1]). Die heidnischen Gebräuche an gewissen Jahrestagen abzuschaffen, bemühte sich die Kirche immer von Neuem; noch um die Mitte des 10. Jahrhunderts tadelt Otto II., Bischof von Vercelli, die von den Bauern am 1. Januar und 1. März geübten. In der romantischen Poesie erscheinen die Götter des Alterthums im Gefolge des Antichrist und (neben Mahomet und Tervagant) als Götter der Saracenen[2]).

Länger als die anderen antiken Gottheiten behauptete sich im nordischen Volksglauben Diana, im südlichen Venus. Die Wald, Jagd und Nacht beherrschende Diana erschien den Christen der ersten Jahrhunderte als Zaubergöttin; schon in einer wohl im 6. Jahrhundert dem Augustinus zugeschriebenen Schrift führt sie mit Minerva und Herodias das wüthende Heer[3]). Ihr ganz volksthümlicher Name wurde für den der ihr verwandten Frau Holda

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie. III[4], S. 401—409.
[2]) Graf, Bd. II, S. 373 und 377.
[3]) Grimm, Deutsche Mythologie. Bd. II, S. 884, 1; 778—480.

oder neben ihm genannt. Die Sage von Venus als Marmorbraut berichtet um die Mitte des 12. Jahrhunderts Wilhelm von Malmesbury als eine in Rom und dessen Umgegend allgemein von den Müttern den Kindern erzählte. Ein Jüngling aus einer reichen senatorischen Familie nimmt bei der Feier seiner eigenen Hochzeit an einem Ballspiel auf einer Wiese Theil. Um unbehindert zu sein, steckt er seinen Ehering an den Finger einer Bronzestatue; als er ihn wieder nehmen will, ist die Hand geschlossen, und als er Nachts nochmals an den Ort zurückkehrt, ist die Hand zwar geöffnet, aber der Ring verschwunden. Fortan drängt sich bei jedem Versuch, sich der Neuvermählten zu nähern, zwischen ihn und sie eine unsichtbare Gestalt, und eine Stimme spricht: „Ich bin Venus, und Du hast Dich mir vermählt." Endlich wendet er sich an einen Nekromanten, den Priester Palumbus. Auf dessen Rath begibt er sich Nachts an einen Kreuzweg; viele Gestalten ziehen an ihm vorbei; zu keiner darf er sprechen; zuletzt kommt auf einem prächtigen Wagen Einer, der größer ist als alle Anderen; diesem muß er schweigend einen von Palumbus verfaßten Brief geben. Unter den Gestalten ist ein buhlerisches, kaum verhülltes Weib auf einem Maulthier mit losem Haar, einer goldenen Binde und goldenen Reitgerte. Der Letzte auf dem Wagen liest den Brief und spricht: „Allmächtiger Gott, wie lange wirst Du die Ungerechtigkeit des Palumbus dulden?" Er befiehlt dann der Venus den Ring abzunehmen, was erst nach vielem Sträuben gelingt. Die Ehe des Jünglings bleibt fortan ungestört. Palumbus aber erkennt, daß sein Ende nahe ist, bereut und beichtet dem Papst und dem Volke seine Missethaten, und verurtheilt sich selbst zu einem qualvollen Tode[1]).

Eine Verehrung der heidnischen Götter bestand ohne Zweifel besonders da fort, wo deren Bilder sich erhalten hatten. Werden doch sogar noch gegenwärtig in Griechenland antike Götterbilder als Ortsheilige verehrt, und die Wegführung einer kolossalen Ceresstatue aus Eleusis (jetzt in Cambridge), deren Wohlthaten man den Erntesegen zuschrieb, rief dort ein allgemeines Jammern und Klagen hervor. Eine verstümmelte Ariadne wird oder wurde bei Monteleone als Santa Venere verehrt und besonders bei Frauenkrankheiten angerufen[2]). Trotz der eifrigsten, Jahrhunderte lang fortgesetzten Bemühungen der Priester, die heidnischen Idole zu vernichten, erhielten sich deren gar manche, besonders in entlegenen und menschenleeren Gegenden. Ein Bild der Artemis auf Patmos ward erst unter Alexius Komnenus von Mönchen zerstört, und noch 1465 fand Michael Apostolios, ein Anhänger des Gemistos Plethon, auf Kreta Götterstatuen, an die er seine Gebete richten konnte[3]). Die erst von Basilius I. zum Christenthum bekehrten Mainotten verehrten noch im 9. Jahrhundert Aphrodite und Poseidon. Kaiser Constantin Kopronymus († 775) wurde beschuldigt, die Venus anzubeten, Papst Johann XII.

---

[1]) Graf, Bd. II, S. 388 ff. — Der Hörselberg bei Eisenach ist erst im 15. und 16. Jahrhundert Venusberg genannt worden. Grimm, Deutsche Mythologie. S. 780.

[2]) Trede, Bd. I, S. 9.

[3]) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III[6], S. 656.

(† 964) Jupiter und Venus anzurufen. Noch im 14. Jahrhundert galt in Florenz ein verstümmeltes Bild des Mars als Palladium der Stadt[1]).

Auch auf die mittelalterlichen Vorstellungen vom Jenseits sind die antiken Beschreibungen der Unterwelt nicht ohne Einfluß gewesen. Wie viel Dante daraus entlehnt hat, ist bereits erwähnt worden. Auch im Alterthum bestand sowohl der Glaube an ewige Strafen wie an solche, die eine Läuterung der sündigen Seelen bewirken sollten, namentlich durch Feuer, wie vor Augustinus bereits Plato angenommen hatte. Die Lehre vom Fegfeuer hat Gregor der Große zum Dogma erhoben[2]).

Nur kurz kann hier an die das ganze Mittelalter beherrschende Vorstellung erinnert werden, daß die römische Weltmonarchie im römisch-deutschen Kaiserthum fortdaure. Bis auf Karl V. betrachteten die Kaiser die römischen Imperatoren als ihre „allerheiligsten Vorgänger". Friedrich I. ging in der Behauptung seiner auf diese Continuität gegründeten Rechte so weit, daß er in einer Verhandlung mit Saladin auf gewisse Provinzen Ansprüche erhob, weil sie vor Zeiten durch Crassus und Antonius, die Feldherren seiner Vorgänger, erobert worden seien[3]). Als Hauptstadt der Universalmonarchie galt diesseits wie jenseits der Alpen Rom, das „Haupt der Welt", wie es die Inschrift auf dem inneren Reif der Kaiserkrone nannte. Otto III., dessen jugendliche Seele der Traum der Wiederherstellung des antiken Imperium ganz erfüllte, wollte Rom zur Kaiserresidenz machen und nannte sich nicht bloß Kaiser der Römer, sondern auch Consul[4]).

Wie sehr Rom und ganz Italien im Banne der Erinnerungen an das Alterthum stand, und welchen Zauber sie übten, zeigte sich bei jedem Versuch, das Phantom der entschwundenen Herrlichkeit wieder ins Leben zu rufen. Als die Römer 1143 die Papstherrschaft abgeworfen hatten, rieth Arnold von Brescia, das Capitol wieder aufzubauen, den Senat und den Ritterstand zu erneuern, und auf den Silberdenaren, die der neue Senat prägen ließ, zog sich um das Bild des Apostel Paulus die Legende SPQR[5]). Diese in Rom noch heute so werth gehaltenen Initialen erschienen 1232 auf rothgoldenen Bannern im Felde, als römische Heere unter dem Befehl von Senatoren zur Eroberung von Latium auszogen, und auf Marksteinen, die die Grenze der städtischen Jurisdiction bezeichnen sollten[6]). Den Anspruch des römischen Volkes auf die Königsherrschaft in der Universalmonarchie vertrat aufs Entschiedenste Dante in seiner Schrift über die Monarchie um 1311[7]) und ebenso Petrarca, der in Cola di Rienzi den Erneuerer der alten Größe sah und ihn von

[1]) Graf, Bd. II, S. 383.
[2]) Ebert, Bd. I, S. 522 f.
[3]) Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Bd. I, S. 614 f., 17 und 18.
[4]) Gregorovius, Bd. III, S. 478 f.
[5]) Derselbe, Bd. IV, S. 469 und 474.
[6]) Gregorovius, Bd. V, S. 160 ff.
[7]) Gröber, S. 210.

Avignon aus als neuen Camillus Brutus und Romulus begrüßte[1]). Cola's schwärmerischer Glaube an eine Wiedergeburt der alten Republik hatte sich am Studium der römischen Literatur und der Monumente Roms entzündet. Niemand, sagt sein Biograph, verstand wie er die alten Inschriften zu lesen. Um das römische Volk von der Fortdauer seiner Majestätsrechte zu überzeugen, ließ er 1345 das noch vorhandene Fragment der auf eine Kupfertafel eingegrabenen Urkunde verlesen, durch die dem Kaiser Vespasian die Herrschaft übertragen worden war, und die Zustimmung war beim Volk wie beim Adel eine allgemeine[2]).

Aus der Fortdauer des römischen Weltreiches wurde auch die Fortdauer des darin geltenden Rechtes gefolgert, das besonders Friedrich I. Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. als Gegengewicht gegen die päpstlichen Decretalen benutzten; der Erstere erklärte 1165, daß er den Spuren seiner Vorgänger, der göttlichen Kaiser Constantin, Valentinian und Justinian folge, und ihre heiligen Gesetze wie göttliche Orakel verehre[3]). Auf dem roncalischen Reichstage (1158) wurde der Umfang der kaiserlichen Hoheitsrechte aus dem Satz der Institutionen Justinian's hergeleitet, daß Alles, was der Fürst gut befinde, Gesetzeskraft habe[4]). Doch war die praktische Anwendung des römischen Rechtes auch ohne die Begünstigung der schwäbischen Kaiser, der man früher eine zu hohe Bedeutung beigelegt hat, völlig gesichert.

Auch nach dem Untergange des römischen Reiches bestand in dem ganzen von Germanen beherrschten Westen nach dem geltenden System der persönlichen Rechte das römische als das der Besiegten fort. Außerdem wurden die Geistlichen ohne Unterschied der Länder und der Abstammung als Römer betrachtet und nach römischem Recht gerichtet, nach welchem zu leben der Clerus auch durch seine Privilegien interessirt war. So wurde durch das ganze frühere Mittelalter das römische Recht in Gerichten angewendet und daher auch in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt[5]).

In Rom bestand die berühmteste Rechtsschule des Alterthums, von Justinian bestätigt und neu befestigt, fort, bis sie in Folge der Kämpfe Heinrich's IV. mit Gregor VII. in der Markgrafschaft Tuscien (1081—1084) unterging[6]). Dann wurde Ravenna, wo die Spuren einer Rechtsschule sich bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts verfolgen lassen, der Hauptsitz der juristischen Studien. Sie blühten auch in Pavia schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, und auch an anderen Orten Italiens, namentlich Pisa, war Rechtsunterricht zu erhalten. Außerhalb Italiens lassen sich Rechtsschulen nur in Lyon und Orleans nachweisen.

---

[1]) Gregorovius, Bd. VI, S. 259 ff.

[2]) Gregorovius, Bd. VI, S. 236 f.

[3]) Stobbe, Bd. I, S. 617, 17.

[4]) Eicken, S. 261—263.

[5]) Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 93 und 116. Bd. II, S. 262.

[6]) Alles Obige nach den Monographien von H. Fitting; besonders: Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna. 1888.

Abgesehen von der Schule zu Rom hatten sich alle diese Anstalten in Anlehnung an Schulen der sieben freien Künste und aus diesen heraus entwickelt, in denen überall am Ende des Triviums in Verbindung mit der Rhetorik das Recht gelehrt wurde[1]). In Frankreich, England und Deutschland legte man dabei das westgothisch-römische Gesetzbuch, und zwar meist wohl einen der daraus zu Schulzwecken gemachten Auszüge, zu Grunde, in Italien die Institutionen Justinian's oder eine abgekürzte Bearbeitung derselben. Lanfrancus von Pavia (geb. 1005) war „nach der Gewohnheit seines Vaterlandes in den freien Künsten und der Rechtskunde" unterrichtet worden, und Wipo fordert König Heinrich III. 1041 auf, die in ganz Italien bestehende Verbindung der Unterweisung im Recht mit dem höheren Unterricht auch in Deutschland einzuführen, wo diese Studien für Alle, die nicht geistlich werden wollten, als unnütz und schimpflich galten. Durch Lanfrancus' glänzende Lehrthätigkeit an der Klosterschule zu Bec in der Normandie nahm in Frankreich mit den übrigen Wissenschaften auch die Rechtskunde einen großen Aufschwung. Der beste Beweis für die Blüthe der Rechtsstudien im früheren Mittelalter sind die zum Theil schon dem 10., in größerer Anzahl dem 11. Jahrhundert angehörigen juristischen Schriften. Mit Unrecht hat man also den Anfang der Rechtswissenschaft früher von der Gründung der Schule von Bologna datirt, die vielmehr in einer Zeit lebhafter wissenschaftlicher Entwicklung entstanden ist, dann aber freilich einen fast ausschließlichen Einfluß auf die Weiterbildung der Jurisprudenz geübt hat. Schon als ihr Stifter Irnerius (gegen 1130) starb, hatte sie einen großen Ruf, und zur Zeit des Azo, etwa ein Jahrhundert später, sollen einmal zehntausend Scholaren in Bologna gewesen sein. Es bildete sich ein Stand der gelehrten Juristen, die, von den Kaisern sehr begünstigt, auch in Deutschland je länger je mehr Einfluß auf die Rechtsprechung gewannen und endlich im 16. Jahrhundert die ungelehrten Schöffen ganz aus den Gerichten verdrängten. Durch sie gelangte das römische Recht als das allgemeine und wissenschaftliche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu immer allgemeinerer Geltung, und ist wie Ihering sagt, ebenso wie das Christenthum und die antike Literatur und Kunst ein Culturelement der modernen Welt geworden.

Mit Recht hat Springer darauf hingewiesen, daß die Abkehr von der Antike (abgesehen von dem religiösen Gebiete) keineswegs als charakteristische Eigenschaft des Mittelalters betrachtet werden darf, wie es von dessen Lobern und Tadlern so oft geschehen ist. Sein Gedankenvorrath würde in der That auf ein sehr geringes Maß herabschwinden, wenn man Alles davon abziehen könnte, was es den Traditionen des Alterthums verdankt. Insofern die Renaissance die Kenntniß der römischen Literatur sehr vervollständigt und ihr volles Verständniß angebahnt hat, ist sie auf den Bahnen des Mittelalters nur weiter geschritten, ohne zu ihm in einen Gegensatz zu treten. Epoche-

[1]) Specht, S. 120.

machend und unendlich folgenreicher wurde sie durch die Wiedergewinnung der seit einem Jahrtausend verlorenen, von den Arabern verschmähten Schätze der griechischen Literatur. Um wie viel ärmer das Geistesleben der neueren Zeit ohne Homer, die Tragiker, Aristophanes, ohne Herodot, Thukydides, Plato, Demosthenes und die tausendfältigen von ihnen ausgegangenen Wirkungen sein würde, das ist gar nicht zu ermessen. Erst im 18. Jahrhundert hat dann die Wiederentdeckung der griechischen Kunst begonnen; nur die Ahnung ihrer Herrlichkeit ist Winckelmann beschieden gewesen. Aber während die Bewunderung für sie immer allgemeiner geworden ist und sich mit jedem neuen wichtigen Funde steigert, hat sich eine immer entschiedenere Abwendung von den Offenbarungen des griechischen Geistes in den redenden Künsten vollzogen, ja, an die Stelle enthusiastischer, andachtsvoller Verehrung ist eine bornirte und verständnißlose Opposition gegen das Griechenthum getreten. Nur zu oft erinnern die Wortführer dieser Richtung an Barbaren, die nach einem Götterbilde mit Steinen werfen. Eine Rückkehr zu den Anschauungen unserer zweiten Renaissance ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Sie wird erst dann möglich werden, wenn die Beschäftigung mit den Werken der Griechen sich nicht mehr auf ein Alter beschränken wird, das für ihr Verständniß völlig unreif ist, und wenn man aufhören wird, sie der Masse Derjenigen zuzumuthen, denen es gar nicht um wahre Bildung zu thun ist, sondern um Erlangung eines vom Staate geforderten Befähigungsnachweises, und die der Antike immer so fern bleiben werden wie Schiller's nordischer Wanderer.

J. J. Mounier.

Ein französischer Parlamentarier in Weimar.
(1795—1801.)

Von
P. von Bojanowski.

[Nachdruck untersagt.]

III.

Mounier war in Weimar von dem Hofe und von der Gesellschaft aufs Beste aufgenommen worden. Wie sehr Carl August ihm entgegenkam, ist bereits gezeigt. Auch die Herzogin Luise — von der Herzogin Anna Amalie ist seltsamer Weise nie die Rede — bezeugte ihm ihr Wohlwollen, wie auch er stets mit größter Verehrung von ihr spricht. In dem oben erwähnten Briefe drückt er seine Hoffnung auf ein Einschreiten der Herzogin zu seinen Gunsten aus. Aber so wohlwollend die Herzogin ihm auch gesinnt gewesen sein mag, auf Verwendungen dieser Art für ihn ließ sie sich nicht ein. Dies sollte auch Frau v. Schardt[1]) erfahren, als sie nach einer peinlichen, durch das heftige Benehmen eines Herrn Récamier herbeigeführten Scene bei Hofe für den Mounier glaubte eintreten zu müssen, die Herzogin bat, Letzterem ein gutes Wort zu geben. Sie lehnte in liebenswürdiger, aber bestimmter Weise ab, Mounier, der, „wie es schien, wollte, die Gesetze und Gewohnheiten sollten nach seinem Willen verändert werden", ein beruhigendes Wort zu sagen, weil sie ihm in dieser Art durchaus nichts zu sagen habe. An Frau v. Schardt selbst, die allen Emigrirten mit größter Güte entgegenkam, hatte er eine warme Freundin; sie blieben, wie es scheint, auch nach seiner Rückkehr nach Paris noch in brieflichem Verkehr. Ebenso stand Mounier mit Knebel in dauernd guten Beziehungen, vor Allem aber mit Böttiger. Der Verkehr mit diesem scheint ein sehr lebhafter gewesen zu sein. Die königliche Bibliothek in Dresden besitzt aus dem Nachlaß Böttiger's einen Band Briefe und Billets von Mounier (Vater und Sohn) an diesen, der erkennen läßt, daß Böttiger der eigentliche Vertraute Mounier's gewesen ist; er besorgt die Bücher, die dieser braucht, und wird wegen der Lehrer für das Institut zu Rathe gezogen; er vermittelt zwischen Mounier und Cotta bei der Herausgabe einer bei diesem erschienenen Schrift Mounier's; ihm theilt Mounier auch seine Aergernisse

[1]) Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873. S. 380.

mit. Zur Belohnung versieht er dann Böttiger mit kleinen Anekdoten und Geschichtchen, die ihm aus Paris und sonstwo gemeldet werden, die „Freund Ubique" für seine Blätter benutzen mag. Doch das sind nur Persönlichkeiten auf dem zweiten Plan. Wie aber stellten sich Mounier und die führenden Geister in Weimar zu einander? Wie berührten sich der Franzose, der Publicist, der Parlamentarier, dessen ganze geistige Individualität doch unauflöslich verbunden war mit den Kämpfen, die sich in seinem Vaterlande abspielten, und die Männer, die in der idealen Welt des Schönen den Ausgangs- und Endpunkt ihres Wirkens sahen? Es waren eben zwei grundverschiedene Welten, die sich hier trafen, und dieser Umstand gibt wohl die Erklärung für die sonst so befremdliche Thatsache, daß von einem eigentlichen lebhaften Verkehr zwischen Mounier und den geistigen Vertretern Weimars nur wenig Spuren zu finden sind. Gewiß waren diese den Vorgängen in Frankreich mit Interesse gefolgt, mußten sich deren Anschauungen mit der seinigen im Wesentlichen decken. Goethe allerdings hatte von vorn herein daran gezweifelt, daß die Nationalversammlung ihre Reformaufgabe hätte lösen können. Wieland hingegen, der in seinem „Mercur" schon seit Anfang 1789 sorgfältig über die Vorgänge berichtete und ihnen mit lebhafter Kritik folgte, vertrat stets Anschauungen, die denen Mounier's verwandt waren, und wenn auch die späteren Vorgänge in Paris, die Schreckensherrschaft, die Hinrichtung des Königspaares, das tragische Geschick des Dauphin, die Erinnerung an die frühere Thätigkeit Mounier's zurücktreten ließen, so waren sie doch geeignet, die Harmonie in der Beurtheilung der Ereignisse zu steigern. Mußte nun nicht Mounier, der eine so genaue Kenntniß des Landes, der Verhältnisse und Persönlichkeiten mitbrachte, ihre lebhafte Theilnahme erregen? sollten sie nicht gern sein Urtheil eingeholt haben? Man wird gewiß diese Fragen bejahen dürfen. Wir gewinnen, wenn wir die Auslassungen über Mounier in den Briefen jener Zeit verfolgen, den Eindruck, daß er in Weimar ein viel gesehener und auch wohlangesehener Mann war, aber zu einem rechten Mit- und Ineinanderleben ist es eben nicht gekommen. Am intimsten scheint sich der Verkehr mit Wieland gestaltet zu haben. Schon im November 1795 verzeichnet Böttiger[1]: Wieland sprach mit größtem Respect von Mounier, der ihn oft besucht und viel vorplaudert. „Wenn ich überlege," läßt Böttiger dem Herausgeber des „Mercur" sagen, „was wir armen Bücherwürmer und Stubenphilosophen für elende Wichte gegen einen solchen praktischen Mann sind, so halte ich es schier für ein sacrilège, ihm Einwürfe zu machen und zu widersprechen." Auch mit Goethe scheint der Verkehr bis 1798 ziemlich rege. Der Freundlichkeit des Goethe-Schiller-Archivs danke ich die Mittheilung des einzigen Briefes von Mounier an Goethe, der sich dort vorfindet. Er lautet in der Uebersetzung wie folgt:

Mittwoch, 3. August 1796.

Ich habe die Ehre, Herrn Goethe die Bücher zurückzuschicken, die er die Güte gehabt hat mir zu leihen, mit Ausnahme der „Genera plantarum", die ich noch einige Tage behalten werde, wenn er es mir gütigst erlauben wird.

Ich hätte ihn gerne bei sich aufgesucht, wenn ich nicht gefürchtet hätte, ihn in seinen Beschäftigungen zu stören; aber ich hoffe, daß er mir nicht abschlagen wird, einen Tag zu wählen,

[1]) K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. Bd. I, S. 170.

um mit Herrn v. Knebel bei mir zu speisen. Wenn er mir dies Vergnügen gewährt, werde ich ihm sehr verbunden sein. Ich bitte ihn, die Versicherung meiner ehrerbietigen Gesinnungen zu genehmigen. Mounier.

Als Mounier zu Beginn 1797 die Uebersetzung eines französischen Theaterstückes vornahm, holte er Goethe's Rath ein, der in zwei Briefen ihm seine Ansichten mittheilte. Beide Briefe sind erst ganz kürzlich in Autun[1]) aufgefunden worden. Der erste (vom 31. Januar 1797) lautet:

„Das neue Stück, welches ich hier zurücksende, ist sehr zierlich und geistreich. Wenn die Gefälligkeit der französischen Verse in deutsche Prosa übergetragen werden kann, so ist an einem guten Effect nicht zu zweifeln. Es läßt sich freilich nicht voraussehen, wie, bei einem so sehr unterschiedenen Publicum, ein in mancher Betrachtung für uns so fremdes Kunstwerk aufgenommen werden kann. Ich hoffe mündlich nächstens mehr zu sagen."

Mounier machte den Versuch trotz dieser Bedenken und vollendete die Uebersetzung in den nächsten Monaten. Aber es scheint, daß sie nicht genügend ausgefallen war. Unter dem 4. Mai 1797 schreibt Goethe an ihn:

„Die Uebersetzung des Schauspiels sende ich hierbei zurück. Sowohl der Inhalt als die Sprache müssen große Veränderungen erleiden, wenn es auf unserem oder wie ich urtheilen kann auf irgend einem deutschen Theater aufführbar sein sollte. Es thut mir leid, indem ich gewünscht hätte, daß Sie daraus einiges Vergnügen und einigen Nutzen ziehen möchten."

Welches war dieses Schauspiel? Da die Briefe Mounier's an Goethe nicht vorliegen, ist es leider nicht möglich, den Namen anzugeben. Vielleicht handelt es sich um Picard's Schauspiel „Les conjectures", das October 1795 in Paris mit Erfolg aufgeführt worden war, wie das „Journal des Luxus und der Moden" für 1796 berichtet.

Auch wendete Goethe der Anstalt, zu Anfang wenigstens, einiges Interesse zu. Am 25. Juni 1797 überbringt ihm Mounier ein Schreiben Carl August's, das sich auf jene bezogen haben dürfte, denn am nächsten Tage schreibt Goethe dem Herzog: „Wenn ich ihm (Mounier) bei seiner Einrichtung rathen und dienen kann, werde ich es gerne thun; er schien ganz munter in seiner Art." Leicht mag die Hülfe, wie die oben erwähnten Vorgänge gezeigt haben, nicht gewesen sein. Ueberhaupt muß es sich mit Mounier nicht bequem haben verkehren lassen; seine französischen Zeitgenossen bezeichnen ihn als rechthaberisch, steif und zurückhaltend gegen Fremde. Körner charakterisirt ihn als arrogant, und Frau von Stein schreibt (20. November 1798): „Er (Mounier) hat einen Ausdruck, als wenn er Alles um sich herum verachtete, und wenn er einem einmal eine Meinung abgelockt hat, so wirft er sie so verächtlich weg, als wenn er den Verstand allein gefressen hätte"[2]). Auch das obige, sehr wohlwollende Urtheil Wieland's läßt erkennen, daß Mounier mit absprechender Sicherheit seine Urtheile aufzustellen pflegte.

Aber nicht nur in der Form, auch in der Sache mag Mounier mitunter ein Kopfschütteln des alten Wieland veranlaßt haben. Weniger in politischen Dingen, wohl aber in Bezug auf literarische und philosophische Themata werden Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten sein, die ihren Ursprung finden einerseits in der Verschiedenheit der auf nationalen Eigenheiten begründeten An-

[1]) Revue d'Histoire littéraire. Jahrgang 1897, Januarheft.

[2]) Briefe der Frau von Stein an ihren Sohn. Im Besitz des Berliner Literatur-Archivs.

schauungsweise, denn so sehr Wieland auch mitunter französirte, der Kern seines Wesens war gut deutsch, und ebenso blieb Mounier wohl trotz der Vorliebe für englische politische Einrichtungen ein Südfranzose. Dann aber auch in dem Mißverhältniß der philosophischen Bildung.

„Nugae sublimes", erhabene Possen, hatte Mounier in seiner Jugend auf seine philosophischen Hefte geschrieben — er wird daher damals sich wenig in diese Dinge vertieft haben, und später hat ihm sein politisch bewegtes Leben keine Zeit gelassen, Versäumtes nachzuholen. Auch war er keineswegs ein hinlänglich bedeutender Geist, um gerade auf diesem Gebiete hervorzutreten. Es ist der praktische Mann, der Realpolitiker, der Wieland imponirt, nicht der Philosoph. Sehr deutlich tritt die Minderschätzung Mounier's nach dieser Richtung in den Bemerkungen zu Tage, die Goethe und Schiller über ihn austauschen. „Die Franzosen muß Humboldt" — schreibt Goethe an Schiller am 28. Februar 1798 — „wenn sie ein theoretisches Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von Neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist. So versicherte mir Mounier neulich, das Ideal sei etwas aus verschiedenen schönen Theilen Zusammengesetztes! Da ich ihn denn nun fragte: woher denn der Begriff von den schönen Theilen käme? und wie denn der Mensch dazu käme ein schönes Ganzes zu fordern? und ob nicht für die Operation des Genies, indem es sich der Erfahrungselemente bedient, der Ausdruck zusammensetzen zu niedrig sei, so hatte er für all' diese Fragen Antworten aus seiner Sprache, indem er versicherte, daß man dem Genie schon lange une sorte de création zugeschrieben habe. Und so sind alle ihre Discurse; sie gehen immer ganz entscheidend von einem Verstandesbegriff aus, und wenn man die Fragen in eine höhere Region spielt, so zeigen sie, daß sie für dies Verhältniß auch allenfalls ein Wort haben, ohne sich zu bekümmern, ob es ihrer ersten Assertion widerspreche oder nicht." Vollends aber hat es Mounier durch einen Angriff auf Kant verdorben. „Durch Ihre Frau Schwägerin werden Sie," sagt Goethe im selben Briefe, „jawohl erfahren haben, daß auch Mounier Kantens Ruhm untergraben hat und ihn nächstens in die Luft zu sprengen denkt. Dieser moralische Franzos hat es äußerst übel genommen, daß Kant die Lüge unter allen Bedingungen für unsittlich erklärt."

Auch Schiller urtheilt in seiner hohen und herben Art streng über Mounier (Jena 2. März 1798): „Was Sie über die Franzosen und ihren emigrirten, aber immer gleich würdigen Repräsentanten Mounier schreiben, ist sehr wahr, und so kläglich es auch an sich ist, so freut es Einen, weil es so nothwendig zu dem ganzen Begriff dieser Existenz gehört, und man sollte immer nur rein die Naturen auffassen, so würde man auch gleich die Systeme rein definirt sehen ... Mounier ist mir ein würdiger Pendant zu Garven, der sich auch auf ähnliche Art gegen Kant prostituirte." Die Auffassung Mounier's in Bezug auf Kant ist leider nicht zu ermitteln gewesen. Goethe's Angabe, der auf die von J. B. Say in Paris herausgegebene „Décade philosophique, politique et littéraire" hinweist, scheint nicht zutreffend. Der Aufsatz ist dort nicht zu finden, doch ist ein Blatt, in dem er stand, jedenfalls bald in Weimar und Jena eingetroffen, denn am 14. März 1798 schreibt Schiller an Goethe: „Mounier

erscheint in seinem Briefe, so wie ich ihn erwartete, als der ruhig beschränkte und menschliche Repräsentant des gemeinen Verstandes, mit dem man, da er wirklich ohne Arges ist und das gar nicht ahnet, worauf es ankommt, gar nicht hadern mag. Die Instanz am Ende, daß es ein Unglück wäre, wenn ein Dorfrichter die Moral eines Kant bekennte und danach handelte, ist auch wirklich Alles, was ich dem Mounier umgekehrter Weise zur Abfertigung sagen würde."

Leider finden sich nur wenige Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher, die uns Einblicke gewähren in die Eindrücke, die Mounier seinerseits in Weimar empfangen. Sicher haben die erlesenen Geister, mit denen er hier verkehrte, wie die Bewegung in der deutschen Literatur überhaupt sein Interesse in Anspruch genommen. Dies wird auch durch den Umstand bestätigt, daß in seiner letzten Schrift sich eine gewisse Vertrautheit mit den deutschen Schriftstellern, mit Herder, Wieland, Böttiger u. s. w., erweist, wenn auch seltsamer Weise Goethe und Schiller nicht erwähnt werden. Die Bemühungen, in Grenoble, Autun und bei der Familie selbst Material zu erhalten, sind ergebnißlos gewesen. In den beiden genannten Städten, die aus dem schriftlichen Nachlaß von Mounier Manches besitzen, findet sich nach gütiger Mittheilung der dortigen Bibliothekare nichts dieser Art aus der Periode in Belvedere. In den Briefen, die die beiden jüngsten Biographen Mounier's, Graf Hérisson und Lanzac de Laborie, in ihren mehrfach angezogenen Schriften geben, ist ebenfalls nichts Derartiges enthalten. Auch ist völlig ausgeschlossen, nach einer Mittheilung seines Großneffen, daß im Besitz der Familie sich noch einiges Material befinde.

Nur eine eingehendere Auslassung Mounier's, die sich auf Goethe bezieht, ist erhalten. Im Frühjahr 1797 hatte Frau v. Schardt ihm, der sich gerade in Dresden befand, Verse von Goethe und die Elegie „Hermann und Dorothea" handschriftlich gesendet. Mounier dankt[1]) ihr (9. Mai) und fährt dann fort:

„. . . Ich zweifle stark, daß die Personen, welche sich über die Epigramme zu beklagen haben, sich mit dem Beispiel der alten griechischen und römischen Dichter trösten werden. Mir scheint, der Eifer in der Nachahmung der Alten dürfte nicht so weit gehen, daß man ihnen auch in den Fehlern folgt, die man ihnen zu jeder Zeit vorgeworfen hat. Ebenso glaube ich nicht, daß die Wahrheitsliebe die Herren Goethe und Schiller zu ihren sogenannten Xenien berechtigt. Wenn die Wahrheit allein eine Rüge eingibt, so ist sie ohne Spott und Bitterkeit; sie ehrt die Freiheit der Ueberzeugung; sie vermeidet, durch verletzende Vorwürfe und beleidigende Ausdrücke die zu erniedrigen, denen man unwillkürliche Fehler und nicht wirkliche Verbrechen zuschreibt. Durch diese Betrachtungen glaube ich der Achtung nichts zu vergeben, die ich gegen Herrn Goethe hege, und der Dankbarkeit, die ich ihm für seine guten Absichten schulde. Die Redlichkeit fordert, daß ich meine Gedanken über die Epigramme nicht verhehle, und wenn ich sie ihm persönlich mittheilte, könnte er meine Absicht schlecht begründet finden, aber er würde meinen Freimuth nicht tadeln. Was die Verse betrifft, welche sein neues Gedicht einleiten sollten, so müssen die Ausgewanderten, wenn Herr Goethe auf sie anspielt, ihm wegen dieser literarischen Verbindung mit einem der berühmtesten Männer Deutschlands dankbar sein. Ich hätte es nicht gedacht, da ich ihn mit keinem Franzosen in Verbindung glaubte."

Augenscheinlich bezieht Mounier die Schlußverse der Elegie auf die Emigrirten:

Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

[1]) Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873.

Sein Urtheil über die Xenien ist jedenfalls nicht unbeeinflußt durch die Böttiger-Wieland'sche Auffassung, aber maßvoll und würdig.

Kündet aber, außer den erwähnten Briefen, in der deutschen Literatur nichts von Mounier's Aufenthalt in Weimar? Ist sein Verweilen in Deutschland ganz spurlos geblieben? Oder wären doch literarische Zeugnisse von seiner Anwesenheit vorhanden? Ich weiß wohl, daß, wer durchaus etwas finden will, zuletzt auch wirklich etwas zu finden glaubt, wobei es ihm oft genug begegnet, Phantome für Realitäten zu halten. Dennoch möchte ich eine Conjectur wagen, für deren Richtigkeit ich den absoluten Beweis freilich nicht zu führen vermag. Vergegenwärtigen wir uns indessen kurz die Gesammtheit der Verhältnisse: die Peripetien und Katastrophen der französischen Revolution haben vom ersten Augenblick an die Aufmerksamkeit der weimarischen Kreise, in ganz besonderem Grade Goethe's gefesselt, der wiederholt bezeugt, wie tief er von jenen Vorgängen beeindruckt worden sei. In diesen Kreisen bewegt sich ein hervorragender Theilnehmer an einigen dieser Katastrophen; er tritt in Beziehung zu Goethe, der, mag der unmittelbare Verkehr zwischen ihnen nun mehr oder minder lebhaft gewesen sein, Interesse an seiner Persönlichkeit, an seinen Schicksalen nimmt und aus den Erzählungen der emigrirten Landsleute sicher manches Nähere über ihn hört. Schon vor Mounier's Anwesenheit hatte Goethe seiner Eigenart gemäß versucht, sich durch dramatische Ausgestaltungen mit jenen Eindrücken abzufinden. In den Jahren 1789—93 schrieb er den „Großkophta", den „Bürgergeneral", die „Aufgeregten". Während Mounier in Weimar lebt, entsteht in dem Dichter der Plan eines großen Drama's, dessen Hintergrund gleichfalls die Revolution bildet, das aber eine ganz anders vertiefte und historisch begründete Erfassung derselben zeigt. Sollte das nicht vielleicht zu erheblichem Theil auf den Verkehr und die Belehrung im Meinungsaustausch mit Mounier zurückzuführen sein? Im November 1799 findet Goethe bei Schiller die Geschichte der Stefanie Bourbon Conti, welchen Stoff er in der „Natürlichen Tochter" dramatisch behandelt und noch in der Zeit des Mounier'schen Aufenthaltes in erster Fassung vollendet. Wir wissen, daß Goethe mit seinem gesunden Realismus seine dichterischen Gestalten gerne aus Formen herausmeißelte, die er nach dem Leben gebildet hatte. Drängt sich da nicht weiter die Vermuthung auf, daß eine Gestalt in jenem Drama, das die französische Revolution zum Hintergrunde hat, die Züge des Mannes tragen könne, der mitten in jener gewaltigen Bewegung gestanden, ein Theil davon gewesen war und nun eine Zeit lang in des Dichters Nähe weilt? Mit einem Worte, ist es nicht denkbar, ja wahrscheinlich, daß in dem „Gerichtsrath" der „Natürlichen Tochter" uns Mounier entgegentritt? In der ersten Scene, in der der „Gerichtsrath" erscheint, redet ihn die „Hofmeisterin" an mit den Worten:

Wenn ich . . .
Zu Dir mich wendend, komme, den so lang'
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beistand, nun als Richter preist . . .

Hier ist Mounier's Thätigkeit vor dem Ausbruch der Revolution genau wiedergegeben; er war nach Beendigung seiner Rechtsstudien zuerst Advocat

in Grenoble und wenige Jahre später (1783) königlicher Richter daselbst. In beiden Stellungen zeichnete er sich aus: er wurde als Anwalt gern mit wichtigen Geschäften betraut, und seine Gerechtigkeit als Richter war, sagt einer seiner Biographen, sprichwörtlich im ganzen Lande.

Ebenso scheint eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Mounier und dem Gerichtsrath nach der politischen Seite hin hervorzutreten. In dem ersten Theil der beabsichtigten Trilogie, dem einzigen, den Goethe ganz ausgeführt hat, tritt zwar das politische Moment im Charakter des „Gerichtsraths" wenig hervor. Eine sehr viel breitere Ausführung nach dieser Seite würde die Figur in den Fortsetzungen erhalten haben; dies ist aus dem vom Dichter entworfenen Schema deutlich zu erkennen. Hier einige Momente aus den Scenen, in denen der „Gerichtsrath" nach der Absicht Goethe's bedeutend eingreifen sollte. Er versammelt in seinem Landhause die Vertreter der verschiedenen Parteien, der Radicalen, der Jacobiner, des Militärs, des Handwerks; noch ehe die Berathung stattfindet, schildert er Eugenien die öffentlichen Zustände und gibt „Hoffnungen Ausdruck, wie zu Anfang der Revolution". In den Verhandlungen selbst mahnt er zu „patriotischem Zusammenhalten durch Föderalismus". Föderalismus aber ist hier nicht, wie Düntzer[1]) treffend bemerkt, im Sinne der Jacobiner zu verstehen, sondern der Einigung, wie sie Mounier und nachher die Girondisten anstrebten. Die Verhandlungen lösen sich in Streit auf, weil die Parteien ihre besonderen Interessen nicht opfern wollten. Aber der „Gerichtsrath" hält an der Hoffnung fest, eine Einigung werde zu ermöglichen sein, und wendet sich, von diesem Glauben getragen, der politischen Laufbahn zu. Hier finden sich Anklänge an die Anschauungen und Thätigkeit Mounier's, die darauf deuten, daß Goethe in dem Gerichtsrath den Vertreter des liberalen Bürgerthums in Frankreich zu zeichnen beabsichtigte. Doch scheinen mir in dem Typus auch einige individuelle, der Persönlichkeit Mounier's abgelauschte Züge unverkennbar. Goethe zeigt uns in dem „Gerichtsrath" nicht einen schwungvollen, feurigen, sondern einen klug und bedacht handelnden Mann, den praktischen, etwas nüchternen Verstandesmenschen, den Mann des Rechts, der sorgfältig die Schritte erwägt, aber auch den Charakter, der bei aller Festigkeit milde fühlt und edel denkt — den „tugendhaften Franzosen", wie auch französische Zeitgenossen gern Mounier bezeichnen. Selbstverständlich ist die Aehnlichkeit für Goethe's Dichtung ohne Belang. Wenn ich näher darauf eingegangen bin, so geschah es nur, weil darin der Beweis gegeben sein würde, daß die Erscheinung des ehemaligen Präsidenten der Nationalversammlung eine Wirkung auf die weimarischen Kreise ausgeübt hat, wie man sie erwarten durfte.

Aber auch aus der Feder Mounier's ist ein Werk vorhanden, das, entstanden während seines Aufenthaltes dort, den Einfluß Weimars auf ihn erkennen läßt. Es ist dies seine Schrift: „de influence attribuée aux philosophes, aux franc-maçons et aux illuminés sur la révolution en France", die 1801 bei Cotta gleichzeitig in deutscher und englischer Uebersetzung erschien. Als die Wogen der Revolution sich allmählich verliefen, erstanden sehr bald die Verkünder der Lehre, nur eine große Verschwörung der Philosophen, der Frei-

[1]) Düntzer, Goethe's Trilogie: Die Natürliche Tochter. Leipzig 1874. S. 79.

maurer und der Illuminaten habe die große Umwälzung bewirkt. Namentlich aus den Reihen der Streiter für die katholische Kirche ging in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Zahl von Schriften hervor, die das Thema behandelte: Die französische Revolution ist eine Frucht der heutigen Philosophie. Gegen diese Lehre und die ihr zu Grunde liegende Anschauung, als ob es nur der Unterdrückung der Philosophie bedürfe, um das System des ancien régime wieder für die Dauer herstellen zu können, wendet sich das Buch Mounier's. Noch einmal, wie in seiner früheren Schrift über die Gründe, die die Franzosen verhindert haben, ein freies Volk zu werden, legt er die wirklichen Ursachen der Revolution dar. Unbefangen räumt er ein, was er auch schon früher gesagt, daß, wenn die Revolution eine so beklagenswerthe Entwicklung genommen, unzweifelhaft daran der Umstand mit schuld sei, daß die Philosophen und Tagesschriftsteller einen der Bildung der breiten Schichten durchaus nicht entsprechenden, vielleicht grade darin begründeten Einfluß gewonnen hatten. Aber ebenso nachdrücklich weist er die Unterstellung zurück, daß man die Philosophie, weil sie, wie alles Menschliche, nicht frei von Irrungen sei, und ihre Lehren falsch verstanden werden könnten, nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachten dürfe. „Könnte man auch," ruft er aus, „die Philosophie anklagen, alle Uebel der Revolution bewirkt zu haben, dürfte man deshalb ihren Namen nur mit Entsetzen nennen und dem Erforschen der Wahrheit Schranken ziehen? Was würde man von einem Manne sagen, der, weil seine Augen ihn einmal getäuscht haben, sich zur Blindheit verdammt, um sich nicht ein zweites Mal zu täuschen?" Ich meine nicht irre zu gehen in der Annahme, daß in der unbefangenen, idealen Auffassung, zu der Mounier sich hier bekennt, die Einwirkungen des Verkehrs in den weimarischen Kreisen sich deutlich bemerklich machen. Wie anders hatte er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes dort geurtheilt: „Er wollte lieber in einem Lande leben, das von Schlotfegern regiert würde, als von Philosophen," berichtet Frau von Stein ihrem Sohn Fritz in einem Briefe vom 9. November 1795.

Für Weimar oder doch für die ihm dort besonders nahe stehenden Kreise einzutreten, bot sich ihm Veranlassung in den Theilen seiner Schrift, die von den Freimaurern und den einige zwanzig Jahre vor der Revolution in Bayern von Weißhaupt gegründeten, längst aufgehobenen Illuminaten handeln. Wieland hatte in seinen „Gesprächen unter vier Augen" die 1798 im „Deutschen Mercur" erschienen, auf Bonaparte als den kommenden Mann für Frankreich hingewiesen. Da nun eintrat, was er achtzehn Monate vorher geahnt, so folgerten der Jesuit Barruel und Genossen, Wieland habe, wenn er nicht gar der Urheber des Planes sei, von den Illuminaten inspirirt, den Wink gegeben und so eigentlich Bonaparte der französischen Nation aufgedrängt. Im „Deutschen Mercur" weist Wieland selbst diese und andere gegen ihn in London herum getragenen Absurditäten sehr ergötzlich zurück. Aber auch Mounier ergreift in seinem Buche für ihn und für Böttiger, gegen den man ähnliche Anklagen erhoben hatte, das Wort. „Man hat den berühmten Wieland," schreibt er, „als Mitglied dieses Ordens der Illuminaten bezeichnet, und doch ist er es niemals gewesen . . . Wieland hat unter der Herrschaft der fünf Directoren

in Frankreich Dialoge veröffentlicht, in denen er die Systeme der Jacobiner mit tiefster Verachtung und die von ihnen verübten Verbrechen mit Entrüstung behandelt, für Diejenigen nicht überraschend, die seine Herzensgüte kennen. Er behauptete, daß, um die Leiden Frankreichs zu enden, die Gewalt in den Händen eines Mannes vereinigt werden müsse, der mit den größten Talenten den unerschrockensten Muth und den festen Willen verbände, die Parteiungen in Frankreich in Fesseln zu schlagen und Frankreich glücklich zu machen. Er hat Bonaparte genannt, ein Gedanke, der nichts Außerordentliches hatte, dennoch hat es nicht an Leichtgläubigen gefehlt, die, als dieser General nun die oberste Autorität in Frankreich besaß, behaupteten, Wieland sei in seiner Eigenschaft als Illuminat eingeweiht gewesen in das Geheimniß der letzten Regierungswechsel. Man nahm also an, die Illuminaten leiteten noch die Vorgänge in Paris, und Bonaparte sei ihr Agent oder ihr Schüler. Die Erfinder dieses thörichten Märchens täuschen sich über das Mittel, die Illuminaten verhaßt zu machen, denn welcher Freund der Menschheit würde sie nicht dafür segnen, daß sie dem Lauf der Unordnungen und Ungerechtigkeiten, über die Frankreich so lange geklagt, ein Ende gemacht haben? Man kann das Genie Wieland's bewundern und gleichwohl den Gegenstand und die Grundsätze mehrerer seiner Schriften mißbilligen, aber niemals war ein Mann durch seinen Charakter weiter entfernt von allem Parteigeiste. Niemand kann mit mehr Unrecht beschuldigt werden, eine wühlerische Demagogie zu lieben und die Ruhe der Staaten stören zu wollen."

IV.

In den obigen Sätzen zur Vertheidigung Wieland's äußert sich Mounier, wie man sieht, mit großer Lebhaftigkeit über das Verdienst Napoleon's, Frankreich den inneren Frieden wiedergegeben zu haben. Da drängt sich von selbst die Frage auf: wie hatte sich seine politische Anschauung in den letzten Jahren gestaltet? In dieser Beziehung bieten zwei in der Böttiger'schen Correspondenz befindliche Schreiben einiges Material, das nicht ohne Bedeutung ist. Das eine ist ein Brief an Gentz vom 4. März 1798, mit dem er muthmaßlich in Folge der Uebersetzung seines Buches „Entwicklung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen" in Beziehung getreten war. Der Brief beginnt mit einer sehr lebhaften Klage über die verhängnißvollen Folgen, die die siegreichen Feldzüge der französischen Armeen und der kriegerische Ruhm für die Sache der Freiheit in jenem Lande gehabt hätten. Frankreich habe darüber die Freiheit vergessen, die es noch gar nicht genossen, aber so heiß ersehnt habe; alle seine Verfassungen seien nur ein Haufen Worte, denen man, allem Anschein nach, übereingekommen sei keinen Sinn beizulegen. Sehr scharf verurtheilt er die gewaltthätige Politik nach Außen, die das Völkerrecht, die Unabhängigkeit der Völker nicht im Mindesten beachte. Prophetisch weist Mounier darauf hin, daß die Wiederherstellung des „römischen Kaiserreichs, das so lange die Welt unter der Herrschaft von Soldaten-Lieblingen bedrückt hat", angestrebt werde — „wo aber wird sich der Strom stauen, der jeden Tag mehr anschwillt, je weiter er seine Verwüstungen erstreckt?" — und fährt dann fort:

„Frankreich verfügt über die Kräfte eines Drittheils von Europa. Seine Truppen gehen in den Kampf mit dem Fanatismus des Ruhmes, dem Stolz auf den Erfolg und einem Gefühl der Verachtung für die Fremden. Die kleinen Staaten müssen ihr Schicksal mit Fassung erwarten. England allein wird vielleicht in Folge seiner Lage und des öffentlichen Geistes seiner Bewohner lange Zeit seine Unabhängigkeit bewahren. Aber die anderen großen Mächte gehen zu Grunde, wenn sie nur ihre gegenwärtigen Mittel haben; sie werden vergebens auf die Taktik und die Treue ihrer Heere rechnen, eine Treue, die sich auf das beschränkt, was die Ehre gebietet, aber sich nicht der Gefahr entgegenstürzt.

„Wie übrigens sich sichern vor der Menge öffentlicher und geheimer Bundesgenossen, die die Geister auf die Unterwerfung unter die Fremden vorbereiten, und die, um ihre Eigenliebe zu befriedigen, den Untergang ihres Vaterlandes für nichts anschlagen? Der Adel vermag nicht mehr die Monarchien zu stützen, und man kann erschlagen werden unter den Trümmern eines alten Bauwerkes, wenn man es eigensinnig erhalten will. Ich sehe nur ein Mittel der Rettung, und das ist: eine Stütze in dem Besitz zu suchen, nicht mehr durch kränkende Unterscheidungen zu verletzen, alle Aemter ohne Rücksicht auf die Geburt frei zu geben, am Hofe der Fürsten regelmäßig nur die Räthe und vornehmsten Beamten zu empfangen und von Zeit zu Zeit die Männer von anerkannten Verdiensten, auf die öffentliche Meinung zu hören, den Besitzenden einen Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewähren, wenn sie danach verlangen, überhaupt alles Mögliche zu thun, um die Vaterlandsliebe zu beleben und sich den Eifer der großen Menge zu sichern, die Besitzenden und Alle, die man an der Erhaltung der Unabhängigkeit interessirt erachtet, zu bewaffnen. Nur dann wird man in der Lage sein, sich zu vertheidigen, oder vielmehr wird man gerechten Anlaß haben, auf die Erhaltung des Friedens hoffen . . .

„Das Schicksal Ludwig's XVI. ist nicht danach angethan, als Beispiel für politische Concessionen zu Gunsten des Volkes zu gelten. Aber dieser Fürst ist weniger an seinen Opfern zu Grunde gegangen, als an seiner Unentschlossenheit. Trotz der reinsten Absichten gab er allmählich alle Posten auf, denen er sich gewidmet zu haben schien, und lieferte sich so schutzlos den wüthendsten Menschen aus.

„Ich gestehe, daß, was ich vorschlage, große Gefahren in sich birgt. Aber mich dünkt, dieser Weg zur Rettung ist, wenn auch nicht ganz sicher, der einzige, der sich bietet, der einzige, der Hülfsmittel schaffen kann, die der gegenwärtigen Krisis entsprechen. Geben Sie mir Grund zum Hoffen . . ."

Das zweite Schriftstück ist ein von Mounier für Herder gefertigter Auszug aus einem Schreiben, das er an den Grafen von Artois, späteren König Karl X., richtete. Leider läßt sich der Zeitpunkt der Abfassung nicht mit Bestimmtheit angeben, doch stammt es wahrscheinlich aus dem Jahre 1799 oder 1800. Der Prinz hatte durch einen seiner Höflinge, der einen Zögling in das Institut Mounier's brachte, diesen um eine Darlegung der Lage in Europa bitten lassen. Mounier erfüllte den Wunsch. In dieser Darlegung geht er zunächst davon aus, daß er noch immer derselbe liberale Mann sei, wie er es zur Zeit seines Aufenthalts in der Schweiz gewesen, als er mit dem Grafen von Provence in Verbindung getreten war, derselbe in der Beurtheilung der Revolution als einer „Mischung von abscheulichen Verbrechen, extravaganten Systemen und anerkannt gerechten und verständigen Grundsätzen", derselbe aber auch in der Beurtheilung der Fehler der monarchischen Parteien und ihrer Führer — als solchen bezeichnet er auch, daß, als von diesen neuerdings die Vertheidigung der Autorität des Papstes versprochen, nicht auch zu Gunsten der Toleranz ein Wort gesagt worden sei. Mounier will die Einigung aller rechtschaffenen Leute ohne Unterschied ihrer Ansichten; er hält an der constitutionellen Staatsform fest und meint, man solle von der Monarchie gar nicht sprechen dürfen, ohne hinzuzusetzen, daß es Mittel gebe, sie mit der Freiheit auszusöhnen

und daß dies für einen Staat wie Frankreich die einzige Regierungsform sei, die Aussicht auf Dauer habe. Mounier bezeichnet den damaligen Augenblick als besonders geeignet zur Einführung der „Monarchie mixte“:

„Ein Mann,“ sagt er, „dessen Moralität ich nicht hoch anschlage, der aber schließlich auch nicht unmoralischer ist, als so viele andere berühmte Krieger, die von der Geschichte gefeiert werden, der neben seinen Fehlern große Eigenschaften besitzt und sich oft den Ideen der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit zugänglich gezeigt hat, hat jetzt die oberste Gewalt inne. Es wäre nicht unmöglich, daß er zustimmte, die Executivgewalt mit einer freien Verfassung dem rechtmäßigen Nachfolger Ludwig's XVI. zu übergeben, wenn er glaubte, daß man ehrlich geneigt wäre zu Allem, was das Interesse der Freiheit fordert. So wichtige Verhandlungen könnten nur unternommen werden durch einen Fremden, der ebenso Gegner des Despotismus wie der Zügellosigkeit wäre und sich durch literarische Erfolge empföhle. Man wird vielleicht sagen, daß dies der Würde ermangelte, aber die Würde heischt vor Allem, dem Unglück seines Landes ein Ziel setzen, das Vergießen menschlichen Blutes zum Stillstand bringen, sich nicht mit Fremden zum Nachtheil Frankreichs verbinden und nicht der Hoffnung auf die Herrschaft einen großen Theil des Volkes opfern, als wenn die Gerechtigkeit, die Ruhe des Staates, das Leben der Menschen nichts wären, sobald es sich um das Interesse des Königthums handelt.“

Die Briefe zeigen deutlich, daß sich in der That eine recht erhebliche Umgestaltung in den politischen Ansichten Mounier's während seines Aufenthalts in Weimar vollzogen hat. Im ersten steht er noch auf dem Standpunkt scharfer Opposition gegen das damalige Regiment in Frankreich und zumal gegen die Dictatur der siegreichen Generale, wie er auch in einem Briefe aus dem Jahre 1797 es für entsetzlich erklärte, wenn Frankreich nach so vielem Blutvergießen nicht ein freier Staat würde, sondern einer Militärherrschaft oder dem Despotismus eines Einzelnen erläge. Das Schreiben an den Grafen von Artois aber zeigt, daß Mounier mehr auf die Einigung aller rechtschaffenen Leute auf dem Boden einer Verfassung als auf die bourbonische Monarchie Gewicht legt, und daß sein Abscheu gegen die siegreichen Generale sehr nachgelassen hat, geht aus der überaus optimistischen Beurtheilung Bonaparte's hervor, denn nur dieser kann unter dem „berühmten Krieger“ gemeint sein. Ob wirklich Mounier ernsthaft an den Plan dachte, durch einen Ausländer von Bedeutung Unterhandlungen mit Bonaparte zu führen, die diesem die Rolle eines Monk zugewiesen hätten? Uebrigens macht er selbst sich keine Illusionen darüber, daß sein Rath nicht gehört werden würde: man werde ihn einen Demokraten nennen; auch wisse er, daß zwar die Erfahrung belehren solle, aber daß sie unglücklicher Weise den meisten Menschen nichts nütze. Ersichtlich ist sein Glaube an die Zukunft der Bourbonen sehr geschwächt. Dagegen sieht er, wie Bonaparte für die Herstellung der Ordnung in Frankreich erfolgreich eintritt, und auch die Hoffnung auf Wiederherstellung einer freien Verfassung mag ihn erfaßt haben. Mit einem Worte: Mounier ist nicht mehr im strengen Sinne der liberale Royalist von 1789, aber er ist noch immer ein liberaler Patriot. Zwölf Jahre waren vergangen, seitdem er sein Brot in der Verbannung aß. Die Sehnsucht nach dem Elternhause, nach dem Vaterlande spricht sich immer lebhafter in seinen Briefen aus; in noch höherem Maße als für sich wünscht er die Rückkehr für seine Kinder. Die Verwirklichung dieses Wunsches ist an eine Bedingung geknüpft: die Anerkennung der bestehenden Ordnung. Das ist ein Bruch mit seiner Vergangenheit, gewiß,

aber wer unbefangen die Verhältnisse erwägt, wird es begreifen, wenn Mounier das Vaterland für einen kostbareren Besitz erachtet, als die eine oder andere Form der Verfassung. Ein Brief von ihm an seinen Vater (Belvedere, den 24. April 1801) gibt, als ihm endlich sichere Aussicht auf Rückkehr wird, in rührender Weise der Freude über die Gewißheit, diesen wieder in die Arme schließen zu können, Ausdruck; er hofft, wenn nicht von den Listen der Emigrirten gestrichen zu werden, so doch unter Aufsicht gestellt in Frankreich leben zu können, und kündet seine Rückkehr für den Herbst des nämlichen Jahres an[1]).

Am 1. October 1801 verließ er Belvedere und Weimar. Von dem ärgerlichen Zwischenfall, der gerade die letzten Monate getrübt, ist oben die Rede gewesen, aber Carl August's vornehme Ruhe hatte den reizbaren Mounier davon abgehalten, einen offenen Bruch herbeizuführen. Auch äußere Höflichkeiten wurden ihm noch gespendet. Vor seiner Abreise wurde er zu Hofe geladen und empfing aus der Hand des Fürsten für seine älteste Tochter einen kostbaren Diamanten. „Wir trennten uns im besten Einverständniß," berichtet er im letzten Brief, der von Belvedere datirt ist (28. September 1801). Von Grenoble begab er sich nach Paris, um seinen Eintritt in den Staatsdienst zu betreiben, für den bereits vorher seine Freunde gewirkt hatten. Die Briefe von dort zeigen ihn uns im Verkehr mit den Größen der consularischen Gesellschaft, vielen ehemaligen Emigrirten, mit früheren Gegnern, mit Talleyrand, Boissy d'Anglas, Malouet, Frau von Staël, selbst Lafayette. Im Mai 1802 erfolgte seine Anstellung als Präfect des Departements Ille-et-Vilaine mit dem Wohnsitz in Rennes.

Wenige Tage vor dieser Ernennung hatte er seinem Freunde Böttiger zum ersten Male Nachrichten von sich aus Paris gegeben. Es ist recht bezeichnend für manche Enttäuschung, die dem liberalen Manne zu Theil geworden, daß er sein Schweigen damit entschuldigt, er habe zwar versprochen, interessante Einzelheiten nach Weimar zu melden, aber seine Briefe könnten „verloren gehen, falsch aufgefaßt werden"; da habe er vorgezogen, ganz zu schweigen. Auch sei nicht eine interessante Schrift erschienen; die Literatur befinde sich in einer Lethargie, die vielleicht nur vorübergehend sein werde.

„Sie verkennen nicht den Einfluß der Mode auf dies Land; in diesem Augenblick ist sie der Literatur und der Philosophie nicht günstig. Einige heranfgekommene Männer der Wissenschaft selbst declamiren gegen den philosophischen Geist, und die Blätter erzählen uns nur von Katholicismus und von Frömmigkeit. Der Verfasser von „Attala" wird uns die poetische Tragweite des Christenthums kennen lehren, aber lassen Sie sich nicht vom Scheine täuschen . . . Man wird den menschlichen Geist nicht rückwärts drehen können. Die religiösen Ansichten werden sich nur erhalten, wenn sie sich nach den ewigen Grundsätzen der guten Moral bilden und von dem Aberglauben und den intoleranten Dogmen trennen. Ich tadle die Regierung nicht, daß sie mit dem Papst verhandelt hat, um die Vorwände zu beseitigen, deren sich einige Fanatiker bedienen, um den Staat in Verwirrung zu stürzen. Es ist sogar ein großer Erfolg, daß der römische Hof sich verpflichtet hat, die Freiheit des Cultus und der Ueberzeugungen anzuerkennen . . . Hoffentlich bleiben Ihre ausgezeichnetsten Schriftsteller fest zwischen den beiden Extremen und vertheidigen die wahren Grundsätze der Gerechtigkeit und der Freiheit gegen die Wortführer des Despotismus,

[1]) Vergl. hierzu die bemerkenswerthe Unterredung Mounier's mit Garlieb Merkel in den Aufzeichnungen aus dessen Nachlaß: „Weimar in den neunziger Jahren", Deutsche Rundschau, 1886, Bd. XLIX, S. 286 und 287; wobei jedoch immer mit Merkel's bekannter Unzuverlässigkeit gerechnet werden muß.

die der erleuchteten Religion gegen den Aberglauben. Es gibt moralische Epidemien; Ihre Freunde werden ihnen ohne Zweifel entgehen. Trotz des antiphilosophischen Geschreis gibt es übrigens in Paris viele verständige Männer, die, allen Ausschreitungen feindlich, der Regierung ergeben sind, die sie gerettet hat und sie mit sich ziehen würde, wenn den Anarchisten der Umsturz gelänge."

Die Uebelstände von heute, meinte er, müsse man einem Besseren vorziehen, das zu erlangen noch größere Uebelstände heischen würde. Man sieht, Mounier ist sehr ernüchtert von allen Illusionen der Jugend und des Aufenthaltes in der Fremde. Aber von sich selbst sagt er in diesem Briefe: „Ich werde alles Gute thun, das in meiner Macht liegt und den Grundsätzen treu bleiben, die Sie kennen, die Freiheit lieben und sie nicht von der Gerechtigkeit trennen." Dies Wort hat er erfüllt.

Auch unter den schwierigen Aufgaben, welche die Verwaltung der von schroffen politischen Gegensätzen zerrissenen Bretagne ihm stellte, bewährte sich Mounier als der Mann von dem strengen Rechtssinn, der ihn schon in seinen früheren Aemtern ausgezeichnet hatte. Im Jahre 1805 ward er in den Staatsrath des neuen Kaiserreichs berufen, nicht für lange. Schon Ende Januar 1806 erlag er, noch achtundvierzig Jahre alt, einem inneren Leiden. „Er war ein ehrlicher Mann," rühmte Napoleon von dem Todten im Staatsrath; „er dürstete nach Gerechtigkeit," lautete das Wort eines Freundes an seinem Sarge.

Wir sind weitab von Weimar, aber noch zwei Mal ist Mounier's Name dort genannt worden. Nach der Schlacht von Jena war sein Sohn Eduard Mounier, später unter der Restauration Pair von Frankreich, in der Intendantur der französischen Armee dort thätig. „Der jüngere Mounier, bei uns erzogen, mit Freundschaft an manches Haus geknüpft, war als Commissär-Ordonnateur angestellt," schreibt Goethe in den „Annalen" und verzeichnet wiederholt Begegnungen mit ihm im Schlosse [1]). Dieser jüngere Mounier kehrte, da er sich im Jahre 1814 Ludwig XVIII. angeschlossen hatte, während der hundert Tage nach Weimar zurück.

J. J. Mounier hat ein dankbares Andenken an Weimar bewahrt. Als Carl Friedrich 1802 in Paris weilte, sagte ihm Napoleon, wie Mounier die freundliche Aufnahme in Weimar und das Wohlwollen des Herzogs für die Emigrirten ihm gerühmt habe. Sein Charakterkopf, wenn auch bedeutender nach der realistisch-politischen als nach der ästhetisch-philosophischen Seite hin entwickelt, bildet eine eigenartige Ergänzung der mannigfaltigen Typen in der weimarischen Gesellschaft vor hundert Jahren. Am besten geben vielleicht zwei Verse Goethe's, die einzigen, die sich in dem Schema für die Fortsetzung der „Natürlichen Tochter" finden, Mounier's Wesenheit wieder:

„Nach seinem Sinne leben ist gemein,
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz."

Im Streben, Ordnung und Gesetz mit Freiheit zu verbinden, ist Mounier's politisches Leben zerschellt, ein Schicksal, das er mit so vielen edlen Geistern theilt, das aber immer ergreifend auf die Nachwelt wirkt.

[1]) Die schönen Gedenkzeilen, welche bei dieser Gelegenheit Ed. Mounier dem Sohne Goethe's widmete, finden sich mitgetheilt von Dr. Walther Vulpius: „Das Stammbuch von August von Goethe", Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVIII, S. 258.

Ein mittelalterlicher Alpenkünstler.

Von

Robert Stiassny[1]).

[Nachdruck untersagt.]

I.

Das altbayerische Stammesreich, das den deutschen Südosten, vom Fichtelgebirge bis ins Etschland, vom Lech bis nach Kärnten umfaßte, hat als ethnographische Einheit die kurze Zeit seines staatlichen Bestandes bekanntlich überdauert. Auch nach der Loslösung der Ostmarken vom Mutterlande hat die politische und wirthschaftliche Interessengemeinschaft, haben die gemeinsamen Diöcesanverbände und Verkehrswege das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit lebendig erhalten. Und wie sich die Blutsverwandtschaft noch heute in der physischen Beschaffenheit der Bevölkerung geltend macht, so ist sie auch im Geistesleben, in Sprache, Cultur und Kunst zum Ausdrucke gekommen. Parallel mit der Entwicklung der bayerisch-österreichischen Mundart geht die Entwicklung einer bajuvarischen Stammeskunst. Ihr frühester Hauptsitz war das erzbischöfliche Salzburg, von dem ja die Christianisirung dieser östlichen Gegenden ausgegangen. In altchristlicher und frühromanischer Zeit vom 9. bis ins 12. Jahrhundert war Salzburg mit seinen berühmten Klöstern ohne Frage auch die Kunstmetropole der weitausgedehnten Kirchenprovinz Bajuvarien. Und während des ganzen Mittelalters übt es einerseits auf Oberbayern, andererseits auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten bis hinab zur Drau, der Diöcesangrenze Aquileja's, und östlich bis nach Ungarn hinein, namentlich auf dem Gebiete der Malerei und Plastik einen maßgebenden Einfluß aus.

Naturgemäß nahm der bajuvarische Provinzialismus in den Alpenländern vielfach ein anderes Gepräge, eine andere klimatische Färbung an, als auf der bayerischen Hochebene und im Donauthal. Man denke nur an die wichtige Rolle, die hier neben der Steinarchitektur dem Ziegelbau zufiel! Und während die bayerischen Städte mit den baulichen Fortschritten und constructiven Be-

[1]) Nach im October und December 1896 auf dem internationalen kunsthistorischen Congresse zu Budapest und im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien gehaltenen Vorträgen.

strebungen Schwabens und Frankens in Fühlung blieben, gehören die gothischen Kirchenbauten in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten zumeist in die Wiener Architekturzone. So erklärt sich, daß die Kunst im bayerischen Stammlande und die eigentliche Alpenkunst, ihrer innigen Beziehungen ungeachtet, nicht immer dieselben Wege gingen. Tonangebend für das mittlere Donauland wird vom 12. bis zum 14. Jahrhundert die bayerische Landeshauptstadt Regensburg, deren handelsmächtige Bürgerschaft im Verein mit dem fürstlichen und bischöflichen Hofe eine eifrige Kunstpflege entfaltete. Neben der Regensburger Schule bilden sich im 15. Jahrhundert um eine andere bischöfliche und herzogliche Residenz, Passau und Ingolstadt, locale Kunstkreise. In der Stein- und Holzsculptur, aber auch in der Miniatur- und Tafelmalerei bringen diese Donaustädte so eigenartige Leistungen hervor, daß man mit Recht von einem selbständigen „Donaustil" sprechen kann, dessen classischer Vertreter im 16. Jahrhundert, Albrecht Altdorfer, der Maler von Regensburg, für die gesammte deutsche Kunst von Bedeutung geworden ist.

Der Stilprovinz der Donaulandschaft tritt nun im späteren Mittelalter Tirol als das führende Kunstland des bajuvarischen Hochgebirges gegenüber. Diesen Vorzug verdankte Tirol zunächst seiner centralen Lage in den Ostalpen. Die alten Heer- und Handelsstraßen, die das „Land an der Etsch und im Gebirge" durchziehen, eröffneten es frühzeitig auch künstlerischen Einflüssen aus der Nachbarschaft und Fremde, aus Deutschland und Italien. Sie fanden hier einen um so empfänglicheren Boden, als die deutschen Stämme, die im Laufe des 6. Jahrhunderts Tirol besiedelten — Bajuvaren, Gothen, Langobarden — außer den beträchtlichen Resten der alten rhäto-romanischen Bevölkerung, wie man weiß, noch manchen weiteren Zuwachs von hüben und drüben in sich aufgenommen hatten. Gesellen sich doch zu dem bajuvarischen Grundstock im Norden und Osten, Schwaben-Alamanen im Westen, Romanen und germanisirte Romanen im Süden, ladinische Romanen und Slaven im Osten! Im Ausgang des Mittelalters hatte aber das germanische Element das Romanenthum nicht nur in dem damals schon habsburgischen Deutsch-Tirol nahezu verdrängt, es beherrschte auch an der unteren Etsch, in dem reichsunmittelbaren Fürstbisthum Trient, noch ansehnliche Gebiete, die erst im 16. Jahrhundert, nicht zum letzten Dank der Gegenreformation, der Verwälschung anheimfielen. Diese Rassenkreuzung, die dem Deutschthum des Tirolers seinen vielseitigen Charakter gegeben, blieb nicht ohne Nachwirkung auch auf die künstlerischen Anlagen des Bergvolkes [1]).

In die europäische Kunstgeschichte hat Tirol zwar zu keiner Zeit eingegriffen, wie ein anderes Alpenland, die Schweiz, wenigstens vorübergehend in der Karolingischen Periode oder während des Aufenthaltes Holbein's in Basel. Aber von dem Kunsttrieb seiner Bewohner gibt schon eine stattliche

[1]) Vergl. H. J. Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol in R. Lehmann's „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", Bd. I, Heft 7, und den werthvollen Aufsatz „Zur Geschichte der bayerischen Kunst" in Robert Vischer's „Studien zur Kunstgeschichte" (Stuttgart 1886).

Reihe romanischer Denkmale Kunde. Vollends mit dem Auftreten der gothischen Bauweise, mit dem 14. Jahrhundert entwickelt sich hier ein alpines Kunstleben von kraftvoller Mannigfaltigkeit. Die individualistischen Spätformen der Gothik, die im südöstlichen Deutschland allein allgemeine Verbreitung fanden, haben dem Sondergeiste der Gebirgsmenschen überall zugesagt. Nirgends aber ist dieser Stil so seßhaft geworden, wie in Tirol, wo bis ins 17. Jahrhundert hinein gothisch gebaut wurde und das gothische Constructionssystem bei Landkirchen seine althergebrachte Geltung noch gegenwärtig nicht verloren hat. Monumentale Unternehmungen waren freilich selten, und bewahren, wo sie nicht von außen bestimmt sind, gewöhnlich eine provinzielle Haltung. Dagegen zeigt sich eine eigenartige Tiroler Auffassung, ein mit dem Zauber echter Volksthümlichkeit anheimelnder Localstil in den Schöpfungen des handwerklichen, gewerblichen und kleinkünstlerischen Betriebes, in der Plastik und Malerei der Epoche.

Als Volkskunst hatte seit dem frühen Mittelalter in Tirol wie im südlichen Bayern vor Allem die Holzschnitzerei geblüht. Ihre nächste Verwendung fand sie als Zimmerei und Schreinerei an dem Holzbau des Bauernhauses, das eine reiche Auswahl landschaftlicher Typen und Spielarten aufweist. Bald aber bemächtigt sie sich der gesammten Innendecoration des ländlichen Wohnhauses und leistet namentlich im späteren Mittelalter Erstaunliches in geschnitztem Getäfel, in Schrein- und Stuhlwerk und anderem Hausgeräthe, vorab in den originellen Zirbelmöbeln mit dem ausgestochenen und bemalten Flachornament. In dieser „Zimmergothik" entwickelt sich ein waldursprünglicher Linden-, Lärchen- und Zirbelholzstil, und dieser Stil ist es, den die Bildschnitzer und Altarbauer aufnehmen und fortbilden, denn auch sie waren aus dem Schreinerhandwerk, aus der Gilde der Kistenmacher — der „Kistler", wie der Zunftausdruck lautete — hervorgegangen. Die alttiroler Schnitzkunst zeichnet denn in erster Linie ihr Stilgefühl aus, der Respect vor der Natur des Holzes und seinen technologischen Bedingungen — ein Respect, der sie zurückhält vor dem Mißbrauch der baulichen Formen, vor der Architektonisirung jedes Details, in welcher der Decorationsgeist der Spätgothik sich mit mehr Bravour als Geschmack zu ergehen liebt. Ein durchgehendes Merkmal der Tiroler Holzbildnerei ist ferner ihr urdeutsch-nationaler Charakter. Im Gegensatz zur Architektur sowohl, wie zur Malerei und Steinsculptur gibt sie diesen auch jenseits der wälschen Sprachgrenze nicht Preis, überträgt ihn vielmehr in einzelnen Grenzbezirken auf die norditalienische Holzplastik. Die Verbreitung der gothischen Schnitzaltäre in Südtirol reicht gerade so weit wie der deutsche Einfluß überhaupt zu jener Zeit. Es handelt sich eben um eine altgermanische Nationalkunst, die mit ähnlichem Talent wie in den Alpen und einigen süddeutschen Ländern, Franken und Schwaben zumal, nur in der norddeutschen Tiefebene geübt wurde, in den Niederlanden, am Niederrhein, dann an den Ostseeküsten und im skandinavischen Norden. Das richtige Gegenstück zu den Tiroler Altären bilden die im 15. und 16. Jahrhundert zumeist von baltischen und niederländischen Künstlern gelieferten Altäre Dänemarks, von denen vor Kurzem eine Auswahl veröffentlicht

wurde[1]). Das Holz dieser Schnitzereien wurde nicht in seiner Naturfarbe belassen, sondern bemalt. Schon die Tiroler Zimmergothik schlug im Ornament eine malerisch-naturalistische Richtung ein. Vollends die figürliche Plastik macht von der Vielfarbigkeit und Vergoldung den weitestgehenden Gebrauch, der Stilcharakter ihrer Werke wird bestimmt durch die nachträgliche Polychromirung, durch die sogenannte „Fassung" oder „Staffirung".

Diese Farbenfreude war namentlich in Südtirol zu Hause, sie kam einem natürlichen Bedürfnisse des Volkes entgegen und findet in romanischer und gothischer Zeit ihren sprechendsten Ausdruck in dem Freskenschmuck so vieler Kirchen, Kapellen und Schlösser südlich des Brenners. In den abgelegensten Thälern überrascht uns der Anblick vollständig ausgemalter Kircheninnern, und bekannt ist die hervorragende Rolle, welche die südtiroler Burgen in der Geschichte der mittelalterlichen Profanmalerei spielen.

Schon Ende des 12. Jahrhunderts setzt die Frescomalerei in Tirol ein und läßt sich in ihren Werken bis in die Zopfzeit hinab verfolgen. Die Gewöhnung an Darstellungen im größeren Maßstabe hatte aber für den Formsinn überhaupt die wohlthätigsten Folgen. Auf der intensiven Pflege der Wandmalerei beruht der monumentale Charakter so vieler Gebilde unserer Alpenkunst; die Wandmalerei hatte auch der Tafelmalerei und der mit dieser in den Altären verbundenen Schnitzkunst einen großen Zug mitgetheilt, und sie wurde die berufenste Trägerin des italienischen Einflusses, den sie über den Brenner bis nach Bayern hinein fortpflanzte.

Zu diesen inneren Bedingungen eines künstlerischen Aufschwunges traten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch äußere. Der damals ungemein ergiebige Bergsegen des Landes und der lebhafte Transitverkehr zwischen Deutschland und Italien, auf der Brennerstraße wie über die Malserhaide, hoben den Wohlstand der Bevölkerung, die sich durch Zuzug aus Süddeutschland stark vermehrte. Trient, Bozen, Meran, Innsbruck, Hall wurden wichtige Handelsplätze. Dem Beispiele des baulustigen und prachtliebenden Landesherrn, Erzherzog Sigismund des Münzreichen (1439—90), der mit seiner poetischen Gemahlin Eleonore von Schottland in Innsbruck, Meran oder einer der umliegenden Burgen glänzenden Hof hielt und nicht nur einheimische, sondern auch bayerische und schwäbische Künstler beschäftigte, folgte der zahlreiche Adel und das städtische Patriciat. Wie der Gau an der Etsch, der „Rheingau der Alpen", die Wiege Tirols gewesen — in der Nähe Merans steht ja noch das Stammschloß der Grafen von Tirol —, so wurde eine südliche Stadt, das gewerbreiche Bozen, sein frühester Kunstmittelpunkt. Von Bozen aus wurde im 15. Jahrhundert die Mehrzahl der Kirchen des Eisack- und Etschthales mit den erwähnten Wandmalereien versorgt, in denen deutschgothische und oberitalienische, vorab veronesische Kunstweise, eine originelle Stilmischung eingehen.

Neben Bozen erwuchs der deutschen Malerei Südtirols — die nordtirolische bewahrte eine größere Anhänglichkeit an die bayerischen und schwäbi-

[1]) Fr. Beckett, Altertavler i Danmark fra den senere middelalder. Kjobenhavn 1895.

schen Nachbarschulen — in diesem Jahrhundert ein zweiter Vorort in der alten rhätischen Bischofstadt Brixen. Dort wurde vom Ende des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts an der malerischen Ausschmückung des Kreuzganges am Münster gearbeitet, ein diesseits der Alpen einzig dastehendes Denkmal mittelalterlicher Großmalerei. Mochte das bedeutende Unternehmen zeitweilig auch fremde Kräfte heranziehen, im Wesentlichen war es ein Werk einheimischer Künstler, die hier durch drei Generationen eine unvergleichliche Schule der Frescomalerei durchmachten. Die dritte Generation dieser Brixener Kreuzgangsmaler, die im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auftritt und im Kreuzgang selbst nur mit wenigen Arcaden betheiligt ist, lernen wir besser in einer Anzahl von Tafelbildern kennen, Resten von Flügelaltären, die sich in dem unfern von Brixen gelegenen Chorherrnstift Neustift erhalten haben. Diese Brixener-Neustifter Maler waren bäuerliche Naturalisten von einer herbkräftigen Eigenart. Das Kernige und Rassige der älteren Tiroler Kunst — die der übrigen bajuvarischen Länder erscheint ihr gegenüber flacher und physiognomieloser — ist bei ihnen veredelt durch einen oberitalienischen Einschlag, der auf die Paduaner Schule, auf Squarcione und die Seinen zurückgeht. So vereinigen sich Vorzüge germanischen und romanischen Wesens in dieser wenig gekannten Localschule und machen es erklärlich, daß aus ihr der bedeutendste mittelalterliche Alpenkünstler, ja der hervorragendste, dem Namen nach bekannte Meister des mittelalterlichen Oesterreichs hervorgehen konnte: Michael Pacher.

II.

Nicht so gut wie über die künstlerische Herkunft Pacher's sind wir über seinen Lebensgang und seine Persönlichkeit unterrichtet. Seine ausgebreitete Thätigkeit an der Spitze einer Künstlerfamilie und Werkstatt, das hierdurch bedingte Hervortreten aus der handwerklichen Anonymität und zünftigen Geschlossenheit damaligen Kunstbetriebes brachte es mit sich, daß sein früher Ruhm die Namen vortrefflicher Mitarbeiter und Genossen verdunkelte und die Thätigkeit fast eines ganzen Tiroler Künstlergeschlechtes aufgezehrt wurde von dem Autorbegriffe „Pacher und seine Werkstatt". So ist uns Pacher noch keine Gestalt von Fleisch und Blut geworden, und wie in der mittelalterlichen Kunstgeschichte so häufig, müssen wir uns zufrieden geben, wenn es gelingt, diese in den Umrissen zu erfassen und festzuhalten[1]). Zwischen 1430—40 vermuthlich wurde Michael Pacher geboren, wenige Meilen von der Heimath Tizian's Pieve di Cadore, in Bruneck, dem Hauptort des Pusterthales, damals ein Dominium des Brixner Hochstiftes. Das Handwerk erlernt hat der junge

[1]) Seltsamer Weise fehlt Pacher's Name nicht nur im Tiroler Künstlerlexikon von Lemmen (Innsbruck 1830), sondern, obschon über den Wolfganger Altar seit den vierziger Jahren eine umfängliche Literatur erwachsen ist, auch in der Allgem. deutschen Biographie. Die grundlegende Arbeit über den Meister lieferte G. Dahlke in einer Abhandlung des „Repertoriums für Kunstwissenschaft" (1884). Die neueren Einzelforschungen, unter denen die Veröffentlichungen H. Semper's in der Innsbrucker Ferdinandeums-Zeitschrift voranstehen, hat A. Marguillier in einem Essay der „Gazette des Beaux-Arts" (1894) glücklich zusammengefaßt.

Pacher gewiß bei einem einheimischen Meister, denn grundtirolisch bleibt der Charakter auch seiner reifen Kunst. Als ebenso feststehend darf es betrachtet werden, daß er als Geselle viel in der Fremde herumgekommen ist. Die italienischen Cultureinflüsse, die im Pusterthale immer, und in dessen östlichem Theile unter der Regierung des mit einer Gonzaga vermählten Grafen Leonhard II. von Görz (gest. 1500) gerade in jener Zeit sich mit verstärktem Nachdruck geltend machten, werden ihn zunächst nach dem Süden gelockt haben. Den Verkehr mit Oberitalien erleichterte ja überdies die damals noch zahlreiche deutsche Bevölkerung, die in den Bergthälern des linken Etschufers saß und mit bedeutenden Enclaven in die Po-Ebene hinab, fast bis vor die Thore von Vicenza und Verona reichte. Aus seinem Hauptwerke dürfen wir schließen, daß er in Padua, Verona, vielleicht auch in Ferrara die Bekanntschaft der führenden Frührenaissance-Künstler gemacht hat. Aber auch von niederländischen Tafelbildern muß er während seiner Wanderjahre Anregungen empfangen haben. Ob in Flandern selbst, kann füglich dahingestellt bleiben. Bot sich doch in Italien selbst reichlich Gelegenheit, die über die ganze Halbinsel verbreiteten Werke des vlämischen Realismus, die „Tavolette de Fiandra“ (Vasari) zu studiren. Wie er diese Eindrücke, umbildend und neugestaltend, allmählich zu einem selbständigen Stil verschmolz, entzieht sich unserer Kenntniß. Denn sein frühestes, inschriftlich beglaubigtes Altarbild vom Jahre 1465 ist heute verschollen, und die Reste zweier Freskencyklen in der Pfarrkirche zu Taisten oberhalb Welsberg im Pusterthal und in der Sacristei der Collegiatkirche zu Neustift, die er wahrscheinlich in den Jahren 1468—70 gemalt hat, zeigen bereits die Hand des fertigen Meisters. Als solcher tritt er auch zum ersten Male urkundlich auf in einer Notiz vom Jahre 1467, in der er als „Michel der maler, purger zu Brawnegk“ bezeichnet wird. Er muß also damals bereits das volle Mannesalter erreicht haben. Auch später heißt er in Brunecker, Bozener und Salzburger Kirchenrechnungen und Urbaren regelmäßig „Michl maler“ oder „maister Michel pacher“.

Damals, um das Jahr 1470, scheint die Werkstatt Pacher's in Bruneck schon Ruf und Ansehen im Lande besessen zu haben, denn sie wird mit der Herstellung ganzer Altäre, einschließlich ihres plastischen Schmuckes, betraut. Tafelmaler wie Bildschnitzer waren ja in gothischer Zeit vornehmlich im Dienst des Altares thätig. Die Goldgrundbilder, die wir heute in Galerien, die Heiligenstatuen und Reliefs, die wir in plastischen und kunstgewerblichen Museen sehen, stammen zum überwiegenden Theile von Altären. Staffeleigemälde in unserem Sinne, die beliebig an der Wand aufgehängt werden, kannte das Mittelalter ebenso wenig wie beziehungslose Decorationssculpturen.

In der letzten Zeit des gothischen Altarbaues hatte sich nun in Süddeutschland die Sitte ziemlich allgemein eingebürgert, solche Altäre bei den Malern zu bestellen, während in Norddeutschland umgekehrt häufiger die Bildschnitzer als Unternehmer auftreten. Die beschäftigten Maler hielten sich entweder eigene Schnitzer — das Prager Malerbuch gestattete ihnen für die Regel nur einen einzigen — oder verbanden sich mit einem Meister dieser Technik:

Jörg Syrlin der Jüngere zum Beispiel, der Bildhauer des Altares von Blaubeuren, mit dem Maler Zeitblom von Ulm, der ältere Holbein für den Weingartener und Kaisheimer Altar mit den Augsburger Bildhauern Michel und Gregor Erhart, Wolgemut für den Schwabacher Altar wahrscheinlich mit Veit Stoß. Bezeichnend für die Unterordnung des Bildschneiders unter den Maler — nicht der Steinmetzen („Steinmeißel"), die zu den Bauhütten, zur Zunft der Werkmeister gehörten — ist eine Bemerkung in einem Straßburger Rathsprotokoll der Zeit, gelegentlich Verhandlungen mit der dortigen Malerzunft: „Darumb vile Bildsnider je und je mit Inen gedienet hettent vnd auch ze samme gehörtent vnd kein Bildsnider noch Mossenhower (Maßwerkschnitzer) one den Maler nutzit schaffe." Fast hat es den Anschein, als ob die Bildschnitzer zu den Malern in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältniß gestanden hätten, wie die Holz- oder Formschneider zu ihren Zeichnern. Der Maler entwarf, wie den Aufbau des ganzen Altares, so die einzelnen Figuren und das Ornament. Der Schnitzer betrachtete seine Arbeit nur als eine Art Skizze in Holz, die erst durch die Polychromirung und Vergoldung, auf die sie angelegt war, ihre Vollendung empfing. Denn diese Bemalung hat man sich keineswegs als bloßen Anstrich zu denken. Manches, was im Schnitzwerk zu ausgeprägt und geschärft erscheint, wird durch die nachhelfende Farbe gedämpft und harmonisch gemildert, Höhen heller, Tiefen matter gehalten. Vor Allem aber hat der Faßmaler den Fleischpartien die zarte Belebung und den Köpfen den seelischen Ausdruck zu geben. Das malerische Verfahren war dasselbe wie bei Tafelbildern. Wie hier die Fläche, so wurde dort die runde Sculptur mit Leinwand und einem Kreidegrund überzogen und auf diesem die feinere Modellirung, mit Oel- oder Temperafarben, nur unter sparsamerer Verwendung von Schattentönen, ausgeführt. Die Wichtigkeit dieser Faßarbeit drängt sich besonders vor restaurirten Holzsculpturen auf, die ihren ursprünglichen Charakter völlig verloren haben oder, der Farbe beraubt, wie gehäutet aussehen. Zu schweigen von der Tischlergothik der meisten modernen Altäre, an denen den armen Heiligen das Gold und die buntesten Farben wie Butter um den Leib gestrichen ist!

Aus den Verordnungen der St. Lucas-Gilde in Antwerpen erhellt denn auch, daß die Polychromirung von Statuen und Reliefs in der Spätzeit des Mittelalters eine der hervorragendsten Beschäftigungen auch der ersten unter den dortigen Malern gewesen. In vielen Malerbüchern wird die Staffirung einer Schnitzfigur dem freizusprechenden Gesellen als Probestück vorgeschrieben. Die Maler standen eben damals an der Spitze der Kunstbewegung und beeinflußten Stil und Behandlung der unter ihrer Aufsicht arbeitenden Schnitzer. So erklärt sich die auffällig geringe Zahl zumal süddeutscher Bildhauernamen, die sich mit gleichzeitigen Werken in Verbindung bringen lassen. Wurden doch noch im 16. Jahrhundert die Visirungen zum Grabmal Kaiser Maximilian's I. in der Hofkirche zu Innsbruck — sowohl jene zu den Erzstatuen, wie zu den berühmten Marmorreliefs Alexander Colin's — von Malern verfertigt! Es kann daher nicht befremden, daß die meisten Verträge über die Lieferung gothischer Altäre, die auf uns gekommen, mit Malern ab-

geschlossen sind — mochte der Schnitzarbeit ein großer oder gar der Löwenantheil an dem Werke zugefallen sein.

Wir besitzen einen derartigen Contract — „Geding," „Spanzedel" lauten die alttiroler Fachausdrücke — über einen von der Dorfgemeinde Gries bei Bozen, dem heutigen climatischen Curorte, im Jahre 1471 bei M. Pacher bestellten Altar. Von dem 1475 vollendeten Werk haben sich in der dortigen Pfarrkirche der Schrein mit der Krönung Mariä zwischen dem Erzengel Michael und dem heiligen Erasmus, zwei Flügelreliefs mit der „Verkündigung" und der „Anbetung der Könige," Reste der Predella, sowie eine Madonnenstatue vom Aufsatz erhalten — Alles Schnitzereien, neben denen der Malerei nur untergeordnete Stellen, die Außenseiten der Flügel, die Rück- und Innenwand des Schreines, überlassen waren. Da in dem weitläufigen Vertrag von Pacher ausdrücklich nur als dem „Maler" die Rede ist, so muß hier der Frage näher getreten werden, ob der Meister thatsächlich, wie man bisher angenommen, auch Bildschnitzer oder nur Eins von beiden gewesen.

Wohl wird in Urkunden Manchen diese Doppeleigenschaft beigelegt, und es fehlt aus älterer und neuerer Zeit nicht an berühmten Malern, die sich auch als Bildhauer ausgezeichnet haben. In Italien lagen ja im Quattrocento oft alle drei Künste in Einer Hand. Gezählter jedoch sind die Beispiele in Deutschland, dessen Zunftwesen eine weitgehende Arbeitstheilung ausgebildet hatte. Hier werden hauptsächlich die populären Altarwerke in ihrer Vereinigung von Plastik und Malerei der irrigen Annahme Vorschub geleistet haben, daß ein einziger Meister hinter ihnen stehe. Gewiß haben die Maler, die derartige Werke gemischter Art in Accord übernahmen, häufig auch mit dem Schnitzmesser umzugehen gewußt. Aber bei näherer Erwägung der Praxis, der speciellen manuellen Schulung und Erfahrung, die jede der beiden Techniken erfordert, erhellt, daß der Künstler im Verlauf seiner Studien für die eine oder die andere sich entscheiden mußte, daß er seine Stärke gewöhnlich nur in einem Fache gesucht und gefunden haben wird. Neuere Untersuchungen, z. B. an den Tiefenbronner Altären des Lucas Moser und Schühlein, an dem von Friedrich Herlen signirten Altar der Jacobskirche in Rothenburg a. d. T., an den Wolgemut'schen Altären in Nürnberg und Umgebung, haben denn auch so gewichtige Stilunterschiede zwischen dem Schnitzwerk und den Gemälden ergeben, daß man die früher behauptete Identität des Bildhauers und Malers fallen gelassen. Im 16. Jahrhundert, wo die Urkunden dem wachsenden Selbstgefühl der Künstler Rechnung zu tragen beginnen, wird uns vielfach näherer Einblick in den Betrieb, namentlich niederdeutscher Werkstätten für kirchliche Kunst und die dort übliche Herstellungsweise von Altären. Da erfahren wir, daß zu dem im Jahre 1500 errichteten Schnitzaltar Meister Loedewich's in Kalkar beispielsweise die Flügelbilder erst in den Jahren 1505 bis 1508 von dem Haarlemer Jan Joest hinzugemalt wurden, daß Claus Berg aus Lübeck sein prächtiges Altarwerk in Odense durch zwölf Gesellen, als deren „Oberhaupt und Hauptmann" er bezeichnet wird, ausführen ließ; da verlautet von sechs, acht und mehr Künstlern, die an dem im Jahre 1534 aufgestellten Hochaltar der Victorkirche in Xanten zugleich thätig gewesen. Vollends für

die reichen Antwerpener und Brüsseler Altäre der Zeit sind uns neben den Namen des Malers und Bildschnitzers mehrfach auch die des Kistenmachers (cistifex) und des Staffirers überliefert. Und daß auch in Süddeutschland und Tirol diese ausgedehnten Werke auf ähnliche Weise erzeugt wurden, dafür gibt die gelegentliche Erwähnung zweier Tischler und eines Goldschmiedes als Mitarbeiter Pacher's an seinem letzten, für die Franziscanerkirche in Salzburg verfertigten Altar wenigstens einen Fingerzeig.

Der eigentliche Beruf des Hauptmeisters nun, der die Lieferung des ganzen Werkes übernahm, kann, wo die Urkunden uns im Stich lassen, nur durch einen Vergleich mit anderen beglaubigten Arbeiten seiner Hand erschlossen werden. Gesetzt also, Pacher wäre vorzugsweise Bildschnitzer gewesen, wie man angesichts des Grieser Schreines gefolgert hat, so müßten die plastischen Theile dieses Altares mit jenen des Wolfganger stilistisch um so vollkommener übereinstimmen, als zwischen der Beendigung des einen und dem Beginn des anderen nur zwei Jahre liegen. Reichlich ein halbes Menschenalter künstlerischer Entwicklung trennt aber die Sculpturen beider Altäre. Dies gilt in erster Linie von dem Zier- und Nischenwerk der Schreinarchitektur, die in Gries, obschon an sich nicht ohne Verdienst, gegenüber der freien Belebung, der organischen Verbindung, dem ruhig großen Gesammteindruck des Wolfganger Aufbaues geradezu primitiv wirkt. Es gilt jedoch auch von den Holzfiguren selbst, die hier in der Durchbildung der Körper und Gewänder, trotz naturwahrer Details, eine bäuerliche Derbheit und stilistische Gebundenheit verrathen, die der Wolfganger Schnitzer längst überwunden. Der Abstand ist ein so gewaltiger, daß man selbst einem jugendlichen Künstler, einem Künstler in der Zeit seiner Gährung, in den empfänglichen Zwanzigern etwa, einen derartig rapiden Fortschritt nicht zutrauen könnte. Bei einem vorgerückten Dreißiger, der Pacher nach Vollendung des Grieser Altares vermuthlich gewesen, — der Vertrag nennt ihn den „erber und weisen meister" — ist er schlechthin ausgeschlossen. Die Hauptschnitzer beider Altäre waren also sowohl unter einander, wie insbesondere von dem urkundlich nur als Maler bezeugten Meister Michael Pacher verschieden.

In Gries kann dieser somit nur die vorzüglicheren Gemälde persönlich ausgeführt haben. Da die Außenbilder der Flügel verloren gegangen, die Rückwand des Schreines aber durch dessen gegenwärtigen Standort der Besichtigung entzogen ist, lassen nurmehr dessen Innenmalereien — eine Reihe meisterhafter Engelbrustbilder — seine Handschrift mit Sicherheit erkennen. Außerdem dürfte der Aufriß des Altares und die heute erneuerte Fassung des Schnitzwerkes von Pacher herrühren haben. Die eigentliche Meißelarbeit besorgten, vom Kunstschreiner abgesehen, zwei, vielleicht drei Schnitzergesellen ungleicher Begabung und technischen Geschickes. Als der verantwortliche Leiter des Werkes galt Pacher auch als dessen geistiger Urheber und alleiniger Schöpfer.

War demnach der gefeierte Meister nur ein Pächter fremder Talente, ein mittelalterlicher Impresario, etwa das, was die „Verleger" heute für die Bildschnitzer im Grödener Thal, in Oberammergau und Berchtesgaden sind? Das hieße die frühere Ueberschätzung des Malers, der beweislos zum Bildhauer

gestempelt wurde, durch eine noch beträchtlichere Unterschätzung ersetzen. Vielmehr lehrt die Betrachtung des Wolfganger Altares, daß Pacher mit dem bildnerischen Ruhmestitel noch keineswegs seinen ersten Platz in der deutschen Kunstgeschichte einzubüßen braucht.

III.

In der vielbesuchten Wallfahrtskirche zu St. Wolfgang am Abersee, dem heute oberösterreichischen Markte, der damals zum Gebiete des Stiftes Mondsee und mit diesem zum Herzogthum Niederbayern gehörte, wurde im Jahre 1477 ein neu errichteter Chor eingeweiht. Zum Schmucke dieses Chores bestellte Abt Benedict Eggh von Mondsee bei Meister Michael Pacher unseren Altar, dessen geschnitzter Mittelschrein bereits zwei Jahre später fertig war. Im Jahre 1481 folgte die Vollendung des ganzen Auftrages, wie eine lateinische Inschrift auf den Rahmen der Außenflügel meldet.

Der Altar ist von außerordentlichem Umfang; seine Höhe, die Mensa ungerechnet, beträgt circa 12 Meter. Trotz dieser Riesenmasse baut er sich leicht, klar und schlank in der Chornische auf, deren Gewölbescheitel er mit seiner Spitze erreicht, während die ausgespannten Flügel ihre ganze Breite füllen. Ueber der Staffel (Predella), „Sarg" genannt, deren mit Bildwerk ausgestattete Nische durch kleine Flügelthüren verschließbar ist, erhebt sich der Körper des Altars, die „Tafel", ein 4 Meter hoher, 3,5 Meter breiter Schrein, mit anschließenden Doppelflügeln, die, beiderseits bemalt, je vier Bildfelder, zusammen 16 Bilder in der Höhe von circa $1^3/_4$ und der Breite von $1^1/_2$ Meter enthalten. Den Schrein bekrönt ein luftig gegliederter Aufsatz von fünf pyramidal ansteigenden Thürmen, die sich in Capellchen, „Tabernakeln," in denen Statuen stehen, öffnen.

Wir haben die letzte Entwicklungsform des gothischen Altarbaues, einen sogenannten „Wandelaltar" vor uns, der durch Verschluß oder Oeffnung der doppelten Flügel einen Wechsel der Bilder gestattete, entsprechend den verschiedenen Stimmungen des Kirchenjahres. An Wochentagen, im Advent und während der Fasten war er völlig geschlossen, so daß außer der Bekrönung nur die Rückbilder des zweiten Flügelpaares und der Predella sichtbar waren. An Sonntagen und Festen zweiten Ranges wurden diese Thüren zurückgeschlagen und ihre Innenbilder, sowie die Außentafeln des ersten Flügelpaares dem Beschauer vorgeführt. Erst bei voller festlicher Oeffnung zeigte der Altar seine innere Ansicht, den Schrein mit der statuarischen Hauptvorstellung, der „Krönung Mariä," und vier Scenen aus dem Leben der Jungfrau auf den anstoßenden Flügelbildern.

Der Altar blättert sich also auf, wie ein Buch, und als ein Buch, als eine Armenbibel, als die geistliche Lectüre der Menge, in der das Lesen noch eine seltene Kunst war, ist er auch gedacht, diesen Zweck verfolgt sein sinnreicher Mechanismus. In den romanischen Kirchen waren die Wände und Decken mit umfangreichen Bildercyklen bedeckt, die den Gläubigen wie eine Chronik die christlichen Geschichten im Zusammenhange erzählten. Die Malerei sei die Schrift der Armen im Geiste „gentibus pro lectione pictura est," sagte

Papst Gregor der Große — ein Ausspruch, der in der mittelalterlichen Literatur bis auf Geiler von Kaisersberg herab, häufig wiederkehrt. — Als mit der Ausbildung des gothischen Stils die großen Flächen immer mehr schwanden, übergab die Wandmalerei diese Aufgabe den Flügelaltären, die, den Grundsätzen der mittelalterlichen Aesthetik gemäß, in erster Linie nicht als Kunstwerke, sondern erwecklich, belehrend, religiös erbauend zu wirken hatten.

So war der Wolfganger Altar ein Marienaltar, er war der Verherrlichung der Gottesmutter geweiht, deren Krönung als Vollendung des Erlösungswerkes das Centrum des Ganzen bildet.

Die Krönung U. l. Frau, die „majestas beatae Mariae virginis" war namentlich seit Einführung der Rosenkranzandacht, zu deren „Geheimnissen" sie zählte, ein Lieblingsgegenstand der Marienverehrung geworden. Sie bot einen besonders dankbaren Stoff der bildenden Kunst, welche die sacrale Handlung im Sinne des kaiserlichen Mittelalters als Krönung Maria's zur Himmelskaiserin auffaßte und mit dem ganzen Pompe einer Kirchenceremonie ausstattete. In St. Wolfgang erscheint die „Krönung," dem älteren Typus gemäß, noch als Werk Gottsohnes allein, während sie auf späteren Darstellungen gewöhnlich durch die Dreifaltigkeit vollzogen wird. Auch ist es nicht die eigentliche Krönung, die hier vorgeführt wird, sondern deren Schlußact, der Augenblick, in dem Jesus der schon gekrönten Mutter den Segen nach dem lateinischen Ritus ertheilt.

Den Himmelsdom versinnlicht eine von zwei reich gegliederten Pfeilern getragene Capellen-Architektur, die mit dem prachtvollen Giebelwerke ihrer Baldachine das obere Drittel des Schreines füllt. Zahlreiche Engel begrüßen die Auserwählte, die vor Christus kniet, aber in jungfräulicher Demuth vor der Majestät des Sohnes das Haupt zur Seite wendet und so dem Beschauer den vollen Anblick ihrer Züge gewährt. In Seitennischen stehen der heilige Wolfgang, der Titelheilige der Kirche, im bischöflichen Ornat, sein Kirchenmodell in der Hand, und der heilige Benedict, der Hauptpatron Mondsee's in der Tracht eines infulirten Abtes, den Schlangenbecher beschwörend. Beide Heilige wohnen gleichsam als die Hausherren der Kirche dem feierlichen Momente der Erhöhung der Gottesmutter bei.

Die einfache Stilgröße und schlichte Monumentalität der Mitteldarstellung läßt nicht nur die Marienkrönung des Altares in Gries, sondern auch die berühmten Schnitzwerke dieses Gegenstandes von Adam Kraft und Veit Stoß weit hinter sich zurück. Die Gruppe ist vorzüglich in den Raum componirt, sie betont die kubische Ruhe des Schreines und behauptet herrschend die Mitte des ganzen Aufbaues. Christus, eine gebietende, machtvolle Gestalt, hat etwas von einem Bauernkönig. Die ruhige Hoheit, den natürlichen Adel seines Wesens kann man bei Bergbewohnern häufig beobachten. Sie überraschten z. B. bei dem Christusdarsteller in der letzten Aufführung des Passionsspieles zu Oberammergau, der, nebenbei bemerkt, ein Holzschnitzer war. In der Erscheinung Maria's ist das ländliche Modell schon mehr idealisirt. Das köstliche Motiv der seitlichen Kopfwendung ist aus der tiefsten Auffassung des Gegenstandes hervorgegangen — Einfälle solcher Art kommen nur allerersten

Meistern. Ungemein reizvoll sind die dienenden, musicirenden und jubilirenden Engel, mit ihren frischen, individuellen Kindergesichtern und den keck ausschreitenden Bewegungen. Köpfe und Hände aller Figuren sind so naturalistisch durchgebildet, die Körperformen zeichnen sich so entschieden unter den Gewandmassen ab, daß man die Benützung von Gypsabgüssen, Thonmodellen, Gliederpuppen voraussetzen müßte, wären solche Behelfe für die nordische Kunst jener Zeit belegt. Namentlich die Draperien erscheinen gleich meisterhaft in der Flächenbewegung, wie in ihrer Stoffwahrheit. Eine Fülle edler Motive ist hier dem malerisch unruhigen Gewandstil der Spätgothik abgewonnen.

Auch die heiligen Wolfgang und Benedict in den Seitenräumen des Schreines sind großartige Gewandstatuen, zugleich aber Gestalten von hohem Existenzgefühl. In den weiten, schleppenden Pontificalgewändern mit ihren durchgearbeiteten Charakterköpfen erinnern sie auffällig an Bildnißfiguren salzburgischer und oberbayerischer Grabmonumente, etwa an den Stein des Bischofs Johann Tulpek von 1474 in der Münchener Frauenkirche. Die ganze Art ihres Auftretens verkündet vornehme Prälaten, offenbar sind es Porträts von Kirchenfürsten. In der Statue des heiligen Benedict mag der Künstler dem Besteller des Altares ein Denkmal gesetzt haben, dem Abte Benedict Eggh, dessen Bildniß auf seiner Grabplatte in der Mondseer Stiftskirche verwandte Züge aufweist. Dasselbe Gefühl für die Schönheit geschlossener Formen, das diese Standbilder auszeichnet, ihre ungezwungen freie Haltung, finden wir wieder in den Figuren der heiligen Georg und Florian, die auf übereck vertreten Consolen, an den Flanken des Schreines, gleichsam als dessen Wächter hingestellt sind. Es sind elastische Gestalten von echt gothischer Eleganz, deren sonst so eckige Grazie hier, im deutschen Süden, weicheren Schwung, vollere Rundung angenommen hat. In ihren ritterlichen Rüstungen, dem sogenannten deutschen Stechzeug, mit den großen Turnierlanzen in den Händen, sind die beiden Eisenjünglinge zugleich Typen des adeligen Lebens, das in Südtirol unter Erzherzog Sigismund geherrscht hat.

Weit schwächer als diese Arbeiten des Hauptschnitzers ist die aus Statuetten zusammengesetzte Freigruppe der „Anbetung der Könige" in der Predellenmische. Sie ist das Werk eines Genreplastikers, der über eine kindlich heitere, fromme Empfindung, aber nicht über die Gestaltungskraft des ersten Schnitzers verfügt. Vielleicht gehen auf diesen Nebenmeister noch die Umrahmungen des Schreines und der Predella zurück, deren Hohlkehlen die vierundzwanzig Ahnen Christi, den Stammbaum des Herrn, und, als alttestamentliches Vorbild der „Krönung Mariä", das königliche Brautpaar des sogenannten Hochzeitspsalmes enthalten, dem Jünglinge und Jungfrauen mit Geschenken huldigen. Diese frei aufliegenden, von Rebenlaub umschlungenen Figürchen sind wahre Wunder gothischer Feinschnitzerei, sie gehören zu jenen Erzeugnissen der decorativen Plastik der Epoche, aus denen man die Laune der alten Meister lachen zu hören meint. Die vlämischen und niederrheinischen Schnitzaltäre des 16. Jahrhunderts wiederholen häufig dasselbe Motiv — es stammt von den Archivolten der Kirchenportale — nehmen ihm aber seinen ornamentalen Charakter, indem sie es von den Rahmenfriesen auf die Mittelfelder übertragen.

Die Statuen im Aufsatz des Altares, zu oberst Gottvater zwischen den Verkündigungsfiguren, darunter die Kreuzigungsgruppe, in den Nebenthürmen die heiligen Ottilia und Scholastica über dem Seelenwäger Michael und dem Täufer Johannes, endlich in den äußersten Thürmchen, an den Ecken („Orten") des Schreines, über den Figuren der heiligen Georg und Florian, die Patroninnen Katharina und Margaretha sind mehr oder weniger gute Gesellenarbeiten, die aber von ihren hohen Standorten volle decorative Wirkung thun.

Denn es leuchtet ein, daß die dreiundzwanzig Statuen des Altares, deren Höhe zwischen $3^1/_2$ und $^1/_2$ Meter schwankt, eine ganze Werkstatt beschäftigt haben müssen. So wenig die einzelnen Figuren und Gruppen aus je Einem Block Lindenholz geschnitzt sind, sondern — der Materialersparniß, wie der Sicherheit gegen Reißen und Werfen wegen — aus mehreren durch Pflöcke verbundenen Stücken bestehen, so gewiß erforderte ihre Ausführung die Thätigkeit einer ganzen Künstlerschar.

Eine wichtige, obschon schwer zu beantwortende Frage ist es, ob der Hauptschnitzer auch das Gehäuse für diese Bilderfülle, die Architektur des Altares geschaffen hat, die an den vlämischen Altären Sache des Kistenschneiders war. Denn in der Schönheit seines Aufbaues liegt ein besonderer Reiz, ein Hauptvorzug des Wolfganger Altares. Das an den meisten Altären getrennt behandelte Thurmwerk der Bekrönung wächst hier unmittelbar aus der oberen Baldachinreihe des Schreines heraus, durchschneidet aufsteigend sein abschließendes Gesimse, bildet also mehr einen verjüngten Fortsatz als den Aufsatz des Altarkörpers. So malerisch bewegt der Höhenzug dieser vielgliederigen Architektur ist, so einheitlich, wohldurchdacht und gesetzmäßig erscheint sie in ihrer Anlage — kein Anderer als der Leiter des ganzen Werkes kann ihr Urheber gewesen sein! Mit nicht minder zwingender Logik, nach des „Zirkels Maß und Gerechtigkeit", entwickeln sich aus der Gesammtanlage die Einzelformen. Alle Consolen, Postamente, Baldachine und Thürme sind aus ein und demselben achtseitigen Grundriß construirt. Der „Steinmetzengrund" lag ja den gothischen Bildkünstlern im Blute![1])

Als architektonisches Muster diente offenbar der Bau einer Monstranz, wie denn in einem 1421 datirten Vertrage über die Lieferung eines Altares für die Bozener Pfarrkirche „tabernaclen vnd aufzügen" ausdrücklich nach „monstranzischer gesichtung vnd formierung" bestellt werden. Doch sind Profile und Maßwerk des Wolfganger Altares keineswegs der Metall- oder gar der Steintechnik entlehnt, vielmehr, höchst stoffgerecht, im Holzstil erfunden.

---

[1]) Es bleibt daher zweifelhaft, ob diese in jedem einzelnen Falle so complicirter Grund- und Aufrisse bedurften, wie sie von Jacob Burckhardt in einer geistvollen Abhandlung über mittelalterliche Goldschmiederisse (Baseler Taschenbuch, 1864) auch für die Altäre voraussetzt, und von Jobst und Leimer in ihrer „Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke aus Oesterreich" (Wien, 2. Aufl. 1889) speciell am Wolfganger Altare nachgewiesen worden sind. Das genannte Vorlagenwerk bringt lithographische Aufnahmen der architektonischen und decorativen Theile des Altares. Seinem noch unveröffentlichten Sculptur- und Gemäldeschatz wird eine vom Schreiber Dieses vorbereitete Lichtdruck-Publication demnächst der allgemeinen Kenntniß zugänglich machen.

Dem Wesen dieses Materials entsprechen namentlich das vegetabilische Ausblühen der Bauglieder, die astartigen Ausläufer der Baldachine mit ihren Krabben, Kreuzblumen und lustig durchbrochenem Sprossenwerk. Dieses halb geometrische, halb naturalistische, immer aber schwungvolle und graziöse, von der krausen Ueppigkeit der Spätgothik noch freie Zierwesen, welches das Gefüge des Altares umspinnt, scheint die Hand eines besonders feinfühligen Ornamentisten, des „Mossenhowers", zu verrathen. Erinnert man sich aber der glücklichen Verbindung von Figurenwerk und Ornament in den Rahmenfriesen des Schreines und der Predella, so muß man die Möglichkeit offen halten, daß dieser mit einem der Figurenschnitzer identisch gewesen. Jedenfalls genügte der statuarische und decorative Reichthum des Altares, um den Hauptschnitzer mit seinen Gehülfen vier Jahre lang in Beschlag zu nehmen. Wie wenig glaubwürdig erscheint es daher, daß Jener in so kurzer Frist noch die Muße gefunden haben soll, an den *Malereien* des Altares sich zu betheiligen und die besten derselben eigenhändig auszuführen!

Wie die deutsche Schnitzkunst der Spätgothik der gleichzeitigen Tafelmalerei entschieden überlegen war, so steht auch der erste Schnitzer des Wolfganger Altares auf einer relativ höheren Kunststufe als die Maler desselben. Dieser Holzbildhauer war ein naiver Realist, der die Natur frank und frei wiedergibt. Das deutsch-gothische Schönheitsideal füllt ihn völlig aus, er bleibt unberührt von den italienischen Anwandlungen seiner malenden Werkstattgenossen. Gleichwohl sieht man es seiner Kunst deutlich an, daß auch sie unter südlicher Sonne gereift ist. Er war eben ein germanisirter Romane, ein Südtiroler, vermuthlich aus Bozen oder Brixen. In Bozen war Pacher wiederholt thätig gewesen. Abgesehen vom Grieser Altar, verfertigte er in den Jahren 1481—1484 für die dortige Pfarrkirche einen nicht mehr vorhandenen Michaelsaltar. Eine ganze Gruppe von Schnitzaltären, die sich noch in Bozen und Umgebung befinden, oder dorther stammen — es sei nur das lange Pacher zugeschriebene Altärchen aus Tramin im Nationalmuseum zu München genannt — zeigt den Stil der Wolfganger Sculpturen. Diesen Schnitzer muß also Pacher für seine Werkstatt angeworben, sich vielleicht mit ihm associirt haben. Denn zuverlässig von ihm ist eine Madonnenstatue in der Salzburger Franciscanerkirche, das einzige auf uns gekommene Fragment eines großen Liebfrauen-Altares, den Pacher 1484 für 3300 rheinische Goldgulden in Auftrag erhielt und über dem er im Sommer oder Herbst 1498 gestorben ist. Diesem ausgezeichneten Holzmeister räumte Pacher, im Hinblick auf seine Bedeutung, wahrscheinlich größere künstlerische Freiheiten ein, als anderen untergeordneten Schnitzern. So dürfte die so eminent plastisch empfundene Gruppe der Marienkrönung von ihm auch componirt worden sein. Als dem Vorstand der Werkstatt fiel aber Pacher das ganze Verdienst ihrer gemeinsamen Schöpfungen zu, während sein Mitarbeiter verschollen blieb. Mag nun dieser noch einmal ermittelt werden oder nicht, er war auf alle Fälle ein genialer „Herrgottschnitzer", ein echter Unsterblicher, wie die unbekannten Steinmetzen unserer großen Dome und so viele namenlose Bildhauer des Alterthums und Mittelalters, die nur noch durch ihre Werke zu uns reden.

IV.

Das Zusammenwirken von Bildnerei und Malerei an den Flügelaltären hatte zur naturgemäßen Folge, daß sich beide Künste wechselseitig bedingten und beeinflußten. Die Verwandtschaft des künstlerischen Strebens erzeugte eine Stilverwandtschaft, eine gewisse Wurzelverwandtschaft zwischen Gemälden und Schnitzwerk, die aber über persönliche Gegensätze, über die Verschiedenheit des Temperaments und des technischen Vermögens nicht hinweg täuschen kann.

So machen sich am Wolfganger Altar, namentlich zwischen den Gemälden auf der Hinterwand des Schreines, die durch die hier angebrachte Jahreszahl 1479 als die frühesten des ganzen Altares gesichert sind, und den Sculpturen bestimmte Analogien dem Auge fühlbar. Es ist eine doppelte Reihe männlicher und weiblicher Heiliger, die in Lebensgröße zu Seiten eines riesigen Christoph unter Tabernakeln schildern. Diese acht Heiligen sind als Standbilder in statuarischen Posen gedacht, und ihr Colorit daher auf eine matte, dem Steingrau zuneigende Harmonie gestimmt. Im Wetteifer mit der Plastik hat sich der Maler begreiflicher Weise an die ihm am nächsten liegenden Vorbilder gehalten, an jene Holzsculpturen, die in seiner Werkstatt, zum größeren Theil nach seinen eigenen Visirungen ausgeführt wurden. Daher die stilistischen Aehnlichkeiten zwischen den plastischen Theilen und der Pinselarbeit, neben denen aber die Unterschiede in Haltung, Gebärden und Faltenwurf der Figuren nur um so schärfer hervortreten. Der Geist des Malers, des erfindenden Künstlers, lebt vor Allem im seelischen Ausdruck der Köpfe, der tief und individuell variirt ist. Eine Galerie geistlicher Charaktere tritt uns in diesen Märtyrern entgegen, die zum heiligen Wolfgang oder der ihm geweihten Kirche in näherem Bezug standen. Die verschiedenen Ideale kirchlicher Frömmigkeit, die Contemplation, die mönchische Askese, die visionäre Mystik sind in ihnen verkörpert. Dabei verräth eine gehaltene Energie, daß sie in der Stimmung der Weltflucht keineswegs aufgehen, sondern auch für stärkere Impulse noch empfänglich sind.

So erschöpfte sich auch die Kraft Michael Pacher's nicht in der Ausprägung ihrer repräsentativen Einzelgestalten, sondern zeigt sich in voller Vielseitigkeit erst in den Marienbildern der offenen Innenflügel, die auf die „Krönung" im Schreine vorbereiten. In diesen vier Gemälden: „Geburt", „Beschneidung", „Darbringung Christi" und dem „Tod Mariä" ist der Meister ganz er selbst, ist er persönlich gegenwärtig und gibt uns Aufschluß über das Wesen seiner Kunst.

Der Gesammteindruck der Scenen ist ein überraschend großer und freier. Es sind Andachtsbilder von rhythmischer Feierlichkeit und Würde und doch von überzeugender Anschaulichkeit des Geschehens, von frappanter Momentwirkung, die sich in der „Beschneidung" bis zu dramatischer Spannung, im „Tod Mariä" zum Eindruck eines wirklichen Erlebnisses steigert. So deutsch die Grundauffassung, so unverkennbar italienisch ist die Raum- und Figurenvertheilung, der grandiose Fluß der Compositionen. Das Neue dieser Tafeln für die deutsche Kunst liegt nicht in einzelnen Motiven und Einfällen, obschon auch an diesen kein Mangel ist, sondern umgekehrt in der Sparsamkeit, mit

der von ihnen Gebrauch gemacht ist, in der concentrirten Behandlung der überlieferten Themen, in ihrem echten Historienstil. Die flandrischen Compositionen, die der „Geburt Christi" und dem „Tod Mariä" zu Grunde liegen, haben in diesem Sinne eine völlige Umwerthung erfahren.

Noch urwüchsiger als die Compositionen muthen die Gestalten Pacher's an. Es sind bajuvarische und rhätische Aelpler, wie man sie noch heute im deutschen Südtirol antrifft. Trotz des nahezu lebensgroßen Maßstabes erscheint keine Figur leer, jede nimmt Theil an der Handlung durch individuelle Stellung und Bewegung, durch Mienen- und Gebärdenspiel. Selbst den derben Gebirgsschlag seiner Frauentypen weiß der Meister eigenartig zu beseelen und ihm bald einen herben Reiz, bald in Köpfen von zartester Modellirung Züge von Anmuth und sinniger Naivetät abzugewinnen, die auf ein feines Schönheitsgefühl deuten. Seinem monumentalen Bildsinn kamen aber vor Allem die männlichen Modelle seiner Heimath entgegen, diese breitknochigen, nervigen Bergbauern-, Senner- und Holzknechtgestalten, deren mächtige Formen er mit ebenbürtiger Kraft abschildert, ohne darüber den geistigen Ausdruck zu vernachlässigen. Denn gerade in den Köpfen erreicht Pacher eine hohe Wahrheit. Seine unerbittliche Art, diese harten, verwitterten Gesichter bis in die letzte Hautfalte zu analysiren, hätte auch für einen großen Porträtisten ausgereicht, und bis auf die Skizzenbücher des alten Holbein muß man hinab gehen, um in der oberdeutschen Kunst auf eine ähnliche Gabe physiognomischer Beobachtung zu stoßen. Den Hohenpriester der „Beschneidung" kann man in seiner finsteren Großartigkeit ebenso wenig vergessen wie die merkwürdigen Bauernphilosophen, die im Apostelgewand das Sterbelager der Maria umstehen.

Zur realistischen Wirkung der Gemälde trägt in besonderem Maße die Richtigkeit ihrer Gesammtansichten bei, vor Allem die naturtreue Darstellung der Baulichkeiten, in die Pacher mit Vorliebe die Scene verlegt. Für seine Gegenwartskunst ist es bezeichnend, daß er nicht Phantasiearchitekturen, sondern durchwegs Motive aus spätgothischen Hallenkirchen gibt, die damals in den bayerisch-österreichischen Gebirgslanden so zahlreich entstanden. Sogar der Schichtenwechsel der Quadern, die Verwendung bunter Marmorarten geht auf bekannte Vorbilder der lombardisch-romanischen Decorationsweise zurück, die in die Alpenländer eingedrungen war. Und mit welcher Freude an der Neuheit und Schwierigkeit der Aufgabe bemächtigt sich Pacher der dritten Dimension, der Tiefe! Man glaubt hinein zu schauen in den lauschigen Kirchenchor, der den Schauplatz der „Beschneidung" bildet, wie in die malerische Seitencapelle der „Darbringung", in welcher der greise Simeon das Christkind vor einem Ciboriumaltar empfängt. Mit demselben Geschick, mit dem hier die verschlungenen Netzgewölbe, sind auf der „Geburt Christi" der offene Dachstuhl des Stalles mit seinem Sprengwerk und der Straßendurchblick des Hintergrundes wiedergegeben — dieser ein reizendes Bildchen im Bilde, wie es die flandrischen Meister so oft der Wirklichkeit nachgemalt haben. Unmittelbar an Roger van der Weyden wird man durch die steinfarbig gemalte Portalumrahmung des Sterbezimmers Maria's mit den Prophetenfigürchen in den Bogenlaibungen erinnert.

Diese Raumwahrheit seiner Architekturen erzielt Pacher durch die sichere Anwendung der Hauptregeln der Linearperspective. Die Figuren und ihre Umgebung sind einem und demselben Horizont unterworfen, überall sitzt der Verschwindungspunkt an der richtigen Stelle, und die geometrisch correcte Darstellung der Bodenfläche der Bilder läßt sich an den Hülfslinien nachprüfen, die unter der Farbenschicht noch sichtbar sind. In diesen perspectivischen Berechnungen waltet dieselbe mathematisirende Phantasie, die wir schon im Grundriß und Aufriß des ganzen Altares bewundert haben. Und erst fünfzig Jahre später gelingt einem anderen Oberdeutschen eine ähnliche, wenn auch nicht gleich vollendete Leistung auf dem Gebiete der Architekturmalerei, Albrecht Altdorfer in seiner „Geburt Mariä" in der Augsburger Galerie.

Es handelt sich hier um ein theoretisches Wissen, das Pacher nicht selbständig und nicht in der Heimath erworben haben konnte. Langsam genug hatte sich selbst unter den italienischen Frührenaissance-Künstlern die Kenntniß der Perspective und Optik verbreitet, und noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts — nachdem Piero della Francesca in seinem 1480 vollendeten Tractat „De prospectiva pingendi" die wichtigsten Erfahrungssätze der malerischen Perspective zusammengefaßt hatte — wurden sie von den Wissenden als Geheimniß gehütet. Unternimmt doch Dürer im Herbste 1506 einen Ausflug von Venedig nach Bologna, um sich dort in die „Kunst geheimer Perspective" einweihen zu lassen! Pacher aber muß sich mit dieser Disciplin, in der er es zu so großer praktischer Fertigkeit brachte, schon in jungen Jahren auf seiner Gesellenfahrt vertraut gemacht haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach in Padua, wohin ihm schon seine Brixener-Neustifter Vorläufer den Weg gewiesen, und wo er unter den Deutschen, welche die Malerschule des Francesco Squarcione um die Mitte des Jahrhunderts um sich versammelte, manchen Tiroler Landsmann angetroffen haben mag[1]). In der Gelehrtenstadt Padua blühten seit Anfang des Jahrhunderts die Perspectivstudien, und eben damals entstand in der Capelle der Eremitani das perspectivische Hauptdenkmal Oberitaliens. Die Kunst Mantegna's, der große Paduaner Stil, haben nun offenbar den stärksten Einfluß auf Pacher ausgeübt. Mit gesundem Instinct lehnt er das antiquarische Beiwerk der Schule ab und übernimmt nur die Art ihrer Raumschilderung und Figurengruppirung, ihre plastische Auffassung der menschlichen Gestalt und ihre Gewandbehandlung. Die anatomischen Studien Mantegna's hat er freilich nicht mehr nachgeholt. In seinen Bildern, und noch häufiger in denen seiner Mitarbeiter, stören Proportionsfehler und andere Verzeichnungen, die sich heute kein Akademieschüler im zweiten Jahrgange zu schulden kommen ließe. Um so verblüffender wirkt die Kühnheit, mit der er die Perspective auf die Anatomie anzuwenden, und der schwierigsten Verkürzungen, Ueberschneidungen, Untensichten, Stellungen in Contrapost, rein nach dem Gefühl und Augenmaß, natürlich mit ungleichem Erfolge, Herr zu werden sucht. Es liegt etwas Rührendes in diesem suchenden, grübelnden, experimentirenden Wagemuth, der zugleich die tiefer angelegte Natur des Gebirgs-

[1]) P. E. Selvatico, Scritti d'arte. Firenze 1859. p. 9, 34.

künstlers verräth. Durch eine scharfe und strenge Modellirung, durch die sculpturmäßige Formbehandlung gelingt es ihm in der That, den Figuren ein starkes Relief zu geben und die Illusion ihres räumlichen Beieinanders zu erhöhen. Und dieses Streben des Malers aus dem Zweidimensionalen in das Dreidimensionale bildete die Hauptstütze der irrigen Meinung, Pacher hätte mit dem Pinsel zugleich den Meißel geführt. Er war aber so wenig Bildhauer wie Mantegna es war, wie Piero della Francesca, wie die Castagno, Uccelli, Lippi und so manche andere gesinnungsverwandte Naturalisten des Quatrocento es gewesen waren.

Eine von Haus aus malerische Veranlagung, eine malerische Urkraft spricht denn aus dem Colorit seiner Bilder, das einen außerordentlichen Farbensinn offenbart. Da den Gesammteindruck des offenen Altares die reiche Vergoldung des Schreines bestimmt, die durch das blaue Gewandfutter der Figuren nur stellenweise unterbrochen wird, mußte er für die Innenbilder des ersten Flügelpaares noch am Goldgrunde festhalten, über den der sonst so aufgeklärte Meister gewiß längst hinaus war. Die Buntfarbigkeit der Hintergrund-Architekturen nöthigte ihn weiterhin zur Verwendung intensiver Töne auch in den Gewändern, unter denen Gold (Blatt-, seltener Pinselgold) wieder eine Hauptrolle spielt. Es gehörte coloristischer Muth dazu, diese breiten Flächen saftig-tiefer Localfarben zur Einheit zu binden. Pacher gelingt dies durch sein intuitives Verständniß für Luft- und Farbenperspective. In den beiden Tempelscenen, der „Beschneidung" und der „Darbringung", versucht er bereits im Sinne späterer Niederländer dem Spiele des Lichtes und des Helldunkels nachzugehen. Das farbenstille Dämmerungsbild der „Geburt" schlägt eine Stimmung an, die heute durch Uhde wieder modern geworden. Musterhaft fest und gediegen ist das Handwerk an den Bildern. Der Farbenauftrag ist wie „gemauert", es ist eine Kraftmalerei aus Einem Guß, die den Unbilden der Zeit denn auch in seltenem Maße widerstanden hat. Bis auf eine 1861 vorgenommene Restauration sind die Gemälde völlig intact geblieben seit vierhundert Jahren.

Mit derselben Sorgfalt wie diese vier Haupttafeln hat Pacher die kleineren Flügelbilder der Predella eigenhändig vollendet: auf den Innenseiten die „Heimsuchung Mariä" und die „Flucht nach Aegypten", gleichsam der Prolog zu den Darstellungen des offenen Schreines, auf den Rückseiten die paarweise angeordneten Halbfiguren der vier Kirchenväter. „Heimsuchung" und „Flucht" sind Scenen im Legendenton, voll poetischen Zaubers, coloristisch aufs Feinste zusammengestimmt mit den idyllischen Voralpenlandschaften, in denen sie spielen. Josef auf der „Flucht", eine hochmantegneske Figur, erinnert unmittelbar an den Petrus auf einem der Flügel des Altares in St. Zeno zu Verona. Auf den Kirchenväter-Bildern der Rückseiten gesellt sich zu der mantegneskeu Formgebung die peinliche Gewissenhaftigkeit flandrischer Kleinmalerei in der Wiedergabe jeder Aeußerlichkeit und der Nebendinge, vorab der reich gestickten Ornate. Dieser Realismus war auch der Schule von Padua nicht fremd geblieben, fand aber besondere Pflege bei den ferraresischen Nachfolgern Mantegna's, den Cossa und Tura. In der That erscheint es nicht aus-

geschlossen, daß Pacher in seinen Wanderjahren auch nach Ferrara gekommen, wo um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht nur Roger van der Weyden vorübergehend geweilt, sondern eine ganze Colonie vlämischer und deutscher Künstler thätig gewesen[1]).

Die Charaktertypen der vier Kirchenväter, die Pacher schon in einer dem Wolfganger Altar vorausgegangenen Arbeit, den Neustifter Sakristeifresken, mit ersichtlicher Liebe dargestellt hatte, bildeten den Hauptgegenstand auch eines seiner späteren Werke, eines Triptychons, das er um 1490 für die Allerheiligen-Capelle des Brixener Domes gemalt. Die vier Tafeln, die heute, auseinander genommen, in der Münchener Pinakothek und der Augsburger Galerie hängen, zeigen die Kirchenlehrer in Lebensgröße, hinter Lesepulten, in gothischen Interieurs — hagere Patriarchengestalten mit einem Zug von Bauernschlauheit in den scharfgeschnittenen Physiognomien, richtige Alpenheilige, zu denen dem Künstler Brixener Domherren oder Hoftheologen Modell gesessen haben mögen. Ungeachtet ihres Porträtcharakters und der genremäßigen Behandlung der Umgebung geht aber eine echt monumentale Wirkung von ihnen aus, die sich auch in den Scenen aus dem Leben des heiligen Wolfgang nicht verleugnet, welche die Rückseiten der beiden als Flügel verwendeten Seitentafeln bedecken. Auch diese sind von Pacher entworfen, während ihre gesellenhafte Ausführung der Werkstatt zur Last fällt, auf deren Mitwirkung der vielbeschäftigte Meister naturgemäß in wachsendem Maße angewiesen war.

Auch den umfassenden Bildercyklus des Wolfganger Altares konnte Pacher nur unter dem Beistand einer ganzen Anzahl von Hülfskräften in der kurzen Zeit von vier Jahren bewältigt haben. Der geschäftsmäßige Betrieb der mittelalterlichen Malerwerkstätten, in denen Meister und „Knechte" sich derselben Compositionsrecepte, Schultypen, ja Modellskizzen bedienten und die Thätigkeit des Einen oft auf derselben Tafel die des Andern ablöste, erschwert die genaue Umgrenzung der Einzelleistungen und mahnt zur Vorsicht in ihrer Classificirung allein nach dem Werthmaßstabe. Soviel ergibt jedoch eine vergleichende Prüfung der Malereien des Wolfganger Altares mit Bestimmtheit, daß an der Ausführung der zwölf übrigen Flügelbilder mindestens drei verschiedene Gehülfen betheiligt gewesen.

Schließt man das erste Flügelpaar, so werden dessen vier Außenbilder und die vier Innentafeln des zweiten sichtbar. Diese acht Mittelbilder enthalten eine Folge von Begebenheiten aus dem öffentlichen Leben, aus der Lehr- und Wunderthätigkeit Christi. Die Linienführung ist härter, die Färbung heller, flacher und weniger harmonisch als auf den Festtagsseiten; statt der warmen Töne dort herrschen hier kalte vor. Mit dem Goldgrund ist auch der rituale Ernst, die kirchlich-feierliche Haltung aufgegeben, die biblischen Ereignisse sind in die Zeitatmosphäre der Künstler hinabgezogen. Wären die Hauptpersonen nicht größer gebildet und zumeist durch Heiligenscheine ausgezeichnet, man würde die originell erfundenen Scenen mit ihrer bewegten Handlung und den

[1]) Cittadella, Notizie relative a Ferrara. Ferrara 1864. p. 52, 61, 72 ff. — E. Müntz, L'Art XXXIX, 158 und Archivio storico dell' arte III, 401.

zahlreichen modisch gekleideten Nebenfiguren unbedenklich als Sittenbilder ansprechen.

Durch den übereinstimmenden Christustypus und andere gemeinsame Merkmale erweisen sich als enger zusammengehörig die Darstellungen auf der Rückseite der ersten Thürflügel: die „Versuchung Christi durch den Teufel", die „Hochzeit zu Kana", die „Ehebrecherin vor Christus" und die „Vertreibung der Wechsler aus dem Tempel".

Diese Bilderreihe steht Michael Pacher ungemein nahe. Er muß nicht nur die Cartons für sie gezeichnet, sondern auch große Partien eigenhändig ausgeführt, anderen den letzten künstlerischen Nageldruck gegeben haben. Wieder interessirte ihn in erster Linie die räumliche Anordnung der Scenen. Da die Gegenstände zu einer noch reicheren Ausbildung der Localität als die Marienbilder Anlaß geben, lernt man erst hier die Prospectmalerei Pacher's in ihrer ganzen Virtuosität kennen. Namentlich der Vorhof des Tempels, aus dem Christus die Wechsler und Viehhändler vertreibt, mit dem pleinairistisch wiedergegebenen Kreuzgang im Grunde, und die Seitenansicht der Tempelfaçade auf der „Versuchung" mit ihren venezianischen Palastmotiven bieten glückliche Lösungen schwieriger perspectivischer Aufgaben. Aber auch die Mehrzahl der Figuren ist des Hauptmeisters würdig. Der genial phantastische Satan der „Versuchung", die sprechend individuellen Apostelköpfe des Weinwunders, das Pharisäerpaar hinter der Ehebrecherin haben ganz den mächtigen Zug und das gewaltige innere Leben seiner Charaktere.

Um so empfindlicher wird die Stimmung beeinträchtigt durch die plumpe Dorfschulmeisterfigur Christi und die vulgären Frauengestalten — an sich vortrefflich beobachtete Localtypen, die nur zur Verkündigung des Evangeliums ungeeignet erscheinen. Hier ließ sich der Meister offenbar durch einen Gehülfen vertreten, dessen faustmäßige, zu Uebertreibungen geneigte und im Perspectivischen weniger geschulte Hand seine Formensprache auch im Einzelnen vergröbert hat. Eine derbere Natur, scheint er unter der Anleitung Pacher's auf dessen Stil und Intentionen eingegangen, aber in der Abhängigkeit vom Modell und provinzielle Befangenheit zurückgefallen zu sein, wo er sich selbst überlassen blieb. Vielleicht war dieser vertraute Jünger ein Verwandter des Meisters, jener Hans Pacher etwa, der 1487—1507 als „mayster Hansl maler" in Bruneck nachweisbar ist.

Fehlt für diese Vermuthung jeder äußere Anhaltspunkt, so können wir dagegen mit Sicherheit den Urheber der vier Innenbilder des zweiten Flügelpaares namhaft machen, welche die Geschichte des Heilandes mit der „Taufe" beginnen und mit der „Speisung der Fünftausend", der „Erweckung des Lazarus" und der „Steinigung im Tempel" fortsetzen. Die Compositionen sind nicht so geschickt gegliedert, die Architekturen mit auffällig geringerem Verständniß behandelt, als auf den bisher betrachteten Tafeln. Christus hat einen anderen, vornehmeren und durchgeistigteren Habitus; die Figuren, unter denen manche Bekannte aus älteren Brixener Bildern wiederkehren, zeigen überschlanke, gestreckte Verhältnisse, ein empfindsamer Ausdruck geht durch die meisten Köpfe. In den markirten Umrissen, den scharf unterschnittenen,

plastisch modellirten Formen, der Freude an perspectivischen Problemen tritt noch entschiedener, als bei Michael Pacher die Abhängigkeit von Mantegna zu Tage, die sich aber in einzelnen Gestalten und namentlich im Colorit mit Einflüssen seines veronesischen Nachfolgers Liberale kreuzt. So gewinnt die Kunst dieses Nebenmeisters einen halb italienischen Zuschnitt, wobei allerdings in Betracht kommt, daß „Oltramontani" seines Schlages ihrerseits auch die Geschmacksrichtung einzelner oberitalienischer Quattrocentisten beeinflußt haben. Sein Bestes und Eigenstes gibt der Künstler in der Landschaft. Die weit in die Ferne sich dehnende Ebene des „Brotwunders" mit der fein abgetönten Alpenkette am Horizont, die tiefe Flußperspective der „Taufe" mit ihren vedutenhaften Anklängen an die Brixener Gegend, der Ausblick auf die Bergstraße im Hintergrunde der „Erweckung des Lazarus," sind Landschaftsdarstellungen, die sich in der Luftwahrheit mit den Hintergründen der van Eyck-Schule messen können, in der Größe der Raumauffassung aber und Breite des malerischen Vortrages sie übertreffen. Der Maler dieser Bildergruppe hat also die Stileigenthümlichkeiten Michael Pacher's selbständig weiter entwickelt, er war eine ausgesprochene, wenn auch weniger bedeutende Individualität, die zum Hauptmeister im Verhältniß eines Genossen, nicht Gehülfen, gestanden zu haben scheint. In der That nahm er wenigstens an einer der Compositionen sein Eigenthum zurück, indem er eine 1483 verfertigte Wiederholung der „Taufe" — das leider übel restaurirte Gemälde kam aus Brixen in das Diöcesan-Museum zu Freising — mit seinem vollen Namen Friedrich Pacher bezeichnete.

Friedrich Pacher war vermuthlich der mittlere Bruder Michael's und des obgenannten Hans Pacher. Von 1471 bis 1504 wird er in Bruneck häufig erwähnt, als Kirchpropst und Richter des Hochstiftes Brixen bekleidet er öffentliche Ehrenämter. Ohne Frage ist er identisch mit dem Maler Friedrich Lebenpacher, der 1501 als einer der besten und verständigsten Meister von Brixen an Kaiser Maximilian I. empfohlen wird und in dessen Auftrage drei Jahre später ein Gutachten über die Restauration der Wandgemälde auf Burg Runkelstein abgibt. Da nach dem Tode Michael Pacher's im Jahre 1498 nur sein Eidam und eine Enkelin als Erben erscheinen, ist es begreiflich, daß der Künstlerruf, vielleicht auch die Firma des Bruders auf den Geschäftsgenossen überging.

Keineswegs ist dieser darum schon als sein hervorragendster Nachfolger anzusehen. Durch die Werkstatt Michael Pacher's in Bruneck nahm vielmehr eine ganze Reihe rüstiger Talente ihren Weg, die den Stil des Meisters das Pusterthal aufwärts, die Etsch und Eisack hinab, über Südtirol verbreiteten. Einen dieser tüchtigen, für uns vorerst noch namenlosen Künstler lernen wir am Wolfganger Altare selbst in den vier Bildern auf den Außenseiten des zweiten Flügelpaares kennen, welche Scenen aus dem Leben des Ortsheiligen darstellen. Es sind flotte, durch eine reiche Genrestaffage belebte Illustrationsmalereien, in denen neben stehenden Eigenthümlichkeiten der Brixener Schule oberitalienische Reminiscenzen wieder vernehmlich vorschlagen. Gerade in ihrer flüchtigeren Behandlung, wie sie für die Werktagsseiten der Altäre üblich

war, vergegenwärtigen sie die Ueberlegenheit des Pacher'schen Ateliers über die fabrikmäßige Production der meisten süddeutschen Altarwerkstätten.

Denn wie in einer höheren Einheit verschwinden schließlich die Unterschiede und Besonderheiten der Mitarbeiter des Wolfganger Altares in der Kunst des Hauptmeisters. Was an geschnitzten Altären mit gemalten Flügeln so schwer erreichbar, die volle künstlerische Harmonie aller Theile, in St. Wolfgang ist sie verwirklicht. Selbst eine so unabhängige Kraft und auf sich gestellte Persönlichkeit, wie der erste Schnitzer des Altares, hat im Dienste des Malers gearbeitet, denn dieser besorgte die kunstvolle Polychromirung der Sculpturen und hat sie zusammengestimmt mit den Bildern. Wie also die Idee, der hochedle Aufbau des Ganzen von Michael Pacher herrührt, so hat er an seine Schöpfung auch die letzte Hand gelegt. Die Gesammterscheinung des Altares, der mit dem magischen Halbschimmer seiner alten Färbung und Vergoldung Jedem, der vor ihm gestanden, eine coloristische Erinnerung mitgibt fürs Leben, sie war das Werk des Malers, das Werk Michael Pacher's.

Wieder einmal sehen wir also an dem Beispiele dieses Alpenkünstlers, wie das Genie seinen örtlichen Bedingungen, den Beschränkungen seiner Rasse entwächst. Aus der entlegenen Localschule eines Gebirgslandes geht ein Maler hervor, der ein Neuerer und Entdecker wird auf dem Gebiete der deutschen Kunst. Denn mit einer Consequenz, die, von den übrigen Oberdeutschen zu schweigen, auch den empirischen Versuchen der gleichzeitigen Niederländer fremd ist, wirft sich Pacher auf die Aufgabe, die Totalität des Bildes herauszustellen, es zur Raumeinheit zusammenzuschließen. Dieser Endabsicht ordnet er alle zeichnerischen und malerischen Darstellungsmittel unter, über die er gebietet. In der richtigen Erkenntniß, daß zu unseren Raumvorstellungen die vollere Körperlichkeit der Figuren und Einzelgegenstände wesentlich beiträgt, läßt er sich nach dem Vorgang seiner italienischen Lehrmeister eine klare Modellirung und gediegene Durchbildung der organisch-lebendigen Gestalt angelegen sein. Demselben Streben nach Tiefenwirkung dienen seine architektonischen Ansichten, die daher keine äußerliche Liebhaberei sind, sondern innig zusammenhängen mit seinem perspectivischen Denken. Erwägt man nun, daß nach Leone Battista Alberti's Worte die Perspective Voraussetzung für alle malerische Darstellung ist, und jeder geschichtliche Fortschritt der Malerei auf der Entwickelung des Raumsinnes beruht, so ermißt man die ganze Tragweite seiner Errungenschaften. An ihrer Hand gelingt ihm denn auch der große Schritt von der gebundenen zur dramatisch freien Compositionsweise. Denn Pacher ist kein Künstler, der nur aus der Reflexion heraus schafft, bei dem der wissenschaftliche Trieb die Phantasie erstickte, der über dem Interesse an Nebendingen die höchste Bestimmung des Kunstwerkes, die Menschendarstellung aus dem Auge verloren. Die völlige Neugestaltung einer Anzahl höchst seltener Vorwürfe des mittelalterlichen Bilderkreises und die Meisterschaft seiner Charakterschilderung beweisen vielmehr, daß jenen Vorzügen eine Erfindungs- und Beobachtungsgabe von gleicher Stärke zur Seite gingen. Nimmt man seine coloristischen Qualitäten hinzu, so empfängt man das Bild eines Künstlers, mit dem unter den deutschen Frühmeistern der einzige Martin Schon-

gauer an innerer Bedeutung, nicht in der Vielseitigkeit des Könnens, sich messen durfte.

Eine so mächtige Persönlichkeit, ein Künstler von diesem Wuchs hätte in einer deutschen Reichsstadt einen ganz anderen Wirkungskreis gefunden; er hätte entscheidend eingegriffen in den Entwickelungsgang der gesammten nationalen Kunst, er hätte ihr vielleicht ein neues Gesicht gegeben. Michael Pacher aber blieb ein „Reformator vor der Reformation," ein ländlicher Meister, der wohl nach Kärnten, Salzburg und Bayern hinüber wirkte, dessen Vorbild aber in Tirol selbst, schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts, verdrängt wurde durch die schwäbischen und fränkischen Renaissancemaler, die Kaiser Max ins Land gerufen. Der spätgothischen Kunst seiner engeren und weiteren Heimath aber, des bajuvarischen Hochgebirges, hat Michael Pacher den bestimmtesten, den classischen Ausdruck gegeben. Der Hochaltar von St. Wolfgang ist nur sein Hauptwerk, das Hauptwerk der alttiroler Kunst, er ist das maßgebende Denkmal der ganzen süddeutsch-alpinen Kunstentwicklung im ausgehenden Mittelalter.

Das dritte Pferd.

Von

Hermine Villinger.

[Nachdruck untersagt.]

Schon am Eingang, die Treppe glänzte wie ein Spiegel. Die alte Kathrin that's nicht anders, und wenn manchmal das Fräulein mit großer Sanftmuth die Einwendung wagte: es könnte aber Jemand ausgleiten und Schaden nehmen — so machte das nicht den geringsten Eindruck, sondern: „Meine Trepp' muß glänzen" — lautete Kathrin's Entgegnung.

Und wer hätte je auf dem länglichen, schmalen, vom Oberlicht erhellten Vorplatz auch nur die Spur eines Stäubchens entdeckt? Die zahlreichen Photographien an den Wänden, lauter Kinderbilder jeden Alters, sie alle strahlten so hell aus ihren blank geputzten Rahmen heraus, als sei erst Tags zuvor Putztag gewesen.

Wo das Oberlicht am hellsten hinfiel, zwischen zwei Blumenkörben mit Blattpflanzen und Orchideen, stand der Käfig des greisen Hansel, eines Kanarienvogels von nahezu zweiundzwanzig Jahren; er hatte ein Glatzköpfchen und litt an allgemeiner Körperschwäche, so daß es ihm nur selten noch möglich war, die oberste Sprosse in seinem Käfig zu erreichen. Geschah's, so wurde ihm von Seiten der Kathrin allemal die lebhafteste Bewunderung zu Theil; aber zu ihrem großen Kummer machte er sich nicht viel aus ihr, während er sofort in das fröhlichste Piep! Piep! ausbrach, sobald sich des Fräuleins Tritt auf dem Vorplatz hören ließ.

Das war ihr Loos — Lisbeth Wohlhagen hieß sie, Wohlbehagen nannten sie ihre Freunde. Sie hatte immer und überall Glück, bei Menschen und Thieren. Eigentlich kam sie nachgerade in Verlegenheit, wenn sie Jemand nach der Zahl ihrer Freunde fragte; sie wies dann nur lächelnd auf den langen, leiterartigen und über und über vollgesteckten Photographiehalter zwischen den beiden Fenstern, wo sie ihr Lieblingsplätzchen hatte. Hier fluthete die Morgensonne herein und erfüllte das große Zimmer, das noch zwei Fenster nach Norden hatte, mit ihrem heiteren Glanze. Sie beschien eine Versammlung von alten, wohl erhaltenen Möbeln und streifte noch eben die Familienbilder,

welche über dem stattlichen, an der Lehne reich geschnitzten Kanapee hingen. Würdige Menschen, einfach und gut im Ausdruck, mit heiteren Stirnen, aber einer gewissen kleinstädtischen Aengstlichkeit im Blick der Augen oder in der Ecke des Mundes, als sei es ihnen Allen ein wenig zu wichtig gewesen, was die Leute sagten.

Diesen Zug hatte auch die Letzte dieses Geschlechts, die pietätvolle Hüterin der Schätze, die die Generationen vor ihr zusammengetragen hatten. Vielleicht verrieth ihn die fast zu peinliche Ordnung, die ihre ganze Erscheinung auszeichnete — ihr schönes, graues Haar, das einen mattsilbernen Ton hatte, sah immer aus, als sei sie soeben mit dem letzten Bürstenstrich darüber hingefahren; aber unter der freien, klaren Stirn befanden sich ein paar Augen, die fremde, kleine Kinder veranlaßten, ihr mit plötzlichem Aufjauchzen die Arme entgegen zu strecken. Sie summte in diesem Augenblick ein Lied, während sie damit beschäftigt war, eine Anzahl großer, weißer Puppen von Papier auszuschneiden, eine lange Reihe, die sich bei den Händen hielten. Dabei hefteten sich ihre Augen zuweilen auf ein Bild, das auf dem Schäftchen an der Wand, oberhalb des Tisches, stand, eine eigenartige Erscheinung, der man auf den ersten Blick die Künstlerin ansah; ein reizvolles Lächeln umspielte die jugendlichen Lippen, aber diese großen, räthselhaft verschleierten Augen sahen trotz des Lächelns ernsthaft, beinahe schwermüthig aus dem schmalen Gesicht heraus.

Die alte Dienerin kam herein mit dem kleinen Theetisch aus Bambusrohr; sie zündete den Kessel an und setzte zwei Tassen auf den Tisch am Fenster. Mit einem Male schrie sie auf; der Anblick der weißen Papierpuppen in der Hand des Fräuleins setzte sie in Erstaunen. Lisbeth lachte: „Sie sollen zwölf weiß gekleidete Jungfrauen vorstellen zum Empfang meiner Freundin; fast vier Wochen sind's her, daß sie nicht da war."

„Hab's wohl gemerkt," nickte Kathrin, eine dürre Persönlichkeit mit scharfen, schwarzen Augen; „ich werd's nicht gemerkt haben, aber — hm, hm, hm" — brummte sie vor sich hin. Lisbeth, die an die Selbstgespräche der alten Person gewöhnt war — diese hatte schon bei ihren Eltern gedient und bereits die Feier ihres dreißigjährigen Dienstjubiläums hinter sich — Lisbeth ließ ihre getreue Kathrin brummen und sah zum offenen Fenster hinaus, auf den hübschen Platz mit seinen im ersten Grün prangenden Linden; Kinderstimmen, Vogelstimmen, das Alles schrie und sang durch einander, und das Fräulein lauschte voller Entzücken auf das heitere Leben zu ihren Füßen.

Kathrin machte sich noch immer am Theetisch zu schaffen: „Ich weiß nicht," sagte sie — ein Ausspruch, der bei ihr immer bedeutete, daß sie in der That etwas wußte; endlich fuhr sie heraus: „Nein, Fräulein Lisbeth, nein, glauben Sie mir, ich weiß, was ich sag' — lassen Sie ums Himmelswillen die zwölf weißen Jungfrauen weg, die passen gar nicht jetzt, die — hören Sie auf mich —"

Aber das Fräulein jubelte eben laut auf: „Meine Amsel, nun wird sie auch noch mit Gesang empfangen, gerad' als wenn ich's bestellt hätte — ich bitt' Sie, Kathrin, verderben Sie mir nicht Alles mit Ihrem Gesicht, Sie sehen wieder ganz grauslich aus, das kann ich Sie versichern."

Die alte Magd schluckte ein paarmal, dann sagte sie rasch, denn es läutete draußen: „Der Hansel mag sie auch nicht; er flattert immer wie toll, wenn sie nur in seine Näh' kommt, und so geht mir's —"

Sie ging; Lisbeth aber eilte unter die Thüre und öffnete die Arme, mit denen sie die große, schöne Gestalt, die auf der Schwelle erschien, herzlich umschloß. „Wie lang' warst Du nicht da," empfing sie die junge Freundin, „und gestern, die Triumphe! Hast Du gehört, Alles hat geweint; Niemand erinnert sich, eine bessere Hero gesehen zu haben; Du mußt doch glückselig sein!"

Fräulein Paula Benza hatte in Zeit von einer Minute die schöne Ordnung im Zimmer insofern auf den Kopf gestellt, als sie ihren Hut über die Lampe auf dem Mitteltisch stülpte, ihre Jacke mit dem zerrissenen Seidenfutter aufs Kanapee warf und mit ihrem langen Kleide sämmtliche Teppiche verschob oder auf die Seite kehrte.

Sie nahm in einem der Fauteuils am Theetisch Platz und zog langsam die Handschuhe ab, dabei, wie verstohlen, mit einem ängstlich prüfenden Blick das Antlitz ihrer Freundin streifend, die mit ihrem alten, freundlichen Gesichtsausdruck den Thee bereitete und von Zeit zu Zeit dem Gast zunickte: „Gottlob, Gottlob, daß Du wieder da sitzest, Paula!"

Diese athmete auf und warf im nächsten Augenblick, in einem Anfall von Lustigkeit, ihre Handschuhe über die Schulter, so daß einer auf dem breiten Rahmen des urgroßväterlichen Bildes hängen blieb und der andere auf die Erde fiel. „Gott, wie mir Deine schöne, schöne Ordnung wieder auffällt," seufzte sie; „daran merke ich, daß ich lange nicht da war."

Lisbeth goß ihr Thee ein und sah sich dann ein wenig beunruhigt in ihrer plötzlich so veränderten Stube um, aber sie nahm sich zusammen, denn die Freundin sollte es nicht merken, wie sehr auch ihr deren Unordentlichkeit wieder auffiel. „Nun, Kind!" sagte sie, dem Gast gegenüber Platz nehmend, „Du hast mir viel zu erzählen — einmal schriebst Du, Du könntest nicht kommen, Deine Rolle nähme Dich zu sehr in Anspruch, dann, Deine Mutter sei krank — Du selbst seist nicht wohl, und als ich kam, durfte ich nicht herein —"

Sie sah das junge Mädchen mit einem vorwurfsvollen Blick an, allein Paula that so, als interessire sie in diesem Augenblick nichts als der Teller voll Backwerk, der vor ihr stand. „Verzeih' mir," sprach sie zwischen dem Essen, „aber siehst Du, so bin ich; wenn mir was fehlt, muß ich allein sein; es ist mir unerträglich, daß sich Jemand um mich bemüht — und außerdem — es ist wieder so unordentlich bei uns, schrecklich — ganz schrecklich —"

„Aber Kind," unterbrach sie Lisbeth, „dann hätten wir wieder Ordnung gemacht, wie schon oft, und Alles wäre gut gewesen."

„Nein, eben, es wird nicht gut, es wird schlimmer; wenn meine Handschuhe oder meine Strümpfe so schön geordnet da liegen, dann sehe ich erst recht, in welchem Zustand Alles ist, und das beunruhigt mich viel mehr, als wenn Alles durch einander liegt, denn dann seh' ich den Schaden nicht."

„Aber Kind —"

„Nein, nein, nicht Kind, ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren weiß viel mehr vom Leben als Du mit Deinen vierzig; sich einzubilden, mit gutem

Willen ließe sich Alles machen — Thorheit ist's — kein Mensch kann aus seiner Natur heraus — was habe ich mich in den fünf Jahren unsrer Freundschaft geplagt — da, sieh' mein Bild an" — sie nahm es vom Schäftchen und betrachtete es — „so war ich, nachdem ich Dich kennen gelernt; jenes freudige Gefühl: der will ich gleich werden — so glücklich, so harmonisch wie sie will ich mein Leben gestalten — das liegt in dem Gesicht — und jetzt — wie alt, wie müde, wie unzufrieden seh' ich aus — o, ich hasse es, das dumme Leben —"

Lisbeth war an dergleichen leidenschaftlich erregte Stimmungen der Künstlerin gewöhnt, allein nach einem Erfolg, wie am vergangenen Abend, pflegte Paula sonst wie berauscht zu sein und von nichts Anderem zu reden als von ihrer Rolle.

„Nun, und gestern Abend?" sagte Lisbeth, die Hand auf den Arm der jungen Freundin legend.

Paula stellte rasch ihr Bild auf den Platz zurück; ein warmer Ton verbreitete sich über ihr Gesicht, ihre Augen leuchteten; sie war schön in diesem Augenblick. „Ja," nickte sie, „nicht wahr, das habe ich letztes Jahr noch nicht gekonnt — da, im letzten Act, die Leidenschaft, der Schmerz, der war mir früher nie gelungen."

„Du hast mich erschüttert," sagte Lisbeth.

Paula begann mit fieberhafter Hast die Fransen an der kleinen Theedecke auszureißen; wenn Lisbeth sie angesehen hätte, so würde sie bemerkt haben, daß das junge Mädchen mit zuckenden Lippen und scheuem Blick an ihrem Antlitz hing. Allein Lisbeth war in diesem Augenblick nur mit dem Schicksal ihrer Fransen beschäftigt; sie räumte schnell das Theezeug zusammen, rettete ihr Deckchen und trug Alles ins Nebenzimmer. Im Vorbeigehen nahm sie den Hut von der Lampe, räumte die Jacke weg und brachte überall mit dem Fuße die Teppiche wieder in Ordnung; dabei entdeckte sie ihre Papierpuppen, die völlig unbeachtet geblieben waren, und stellte sie lachend auf den leeren Tisch vor Paula.

„Da, schau, diese zwölf weiß gekleideten Jungfrauen sollten Dich Langentbehrte und Ruhmgekrönte empfangen, und nun sind sie ganz vergessen auf der Seite stehen geblieben — richtig!" — sie öffnete rasch das Fenster — „meine braven Sänger, sie haben sich nicht ermüden lassen — hörst Du meine Amseln? Ich habe das Willkommsmotiv bei ihnen bestellt. Nichts Lohnenderes, als diesen lieben Thierchen im Winter ein wenig Futter zu streuen; dafür hat man die schönsten Abonnements-Concerte das ganze Frühjahr hindurch."

Lisbeth hatte, während sie sprach, der Freundin die zerdrückte Halskrause hübsch geordnet und ihr den bestaubten Sammetkragen gereinigt; nun war sie mit dem Flicken von Paula's Handschuhen beschäftigt, indem sie all' die aufgetrennten Nähte mit der peinlichsten Sorgsamkeit wieder zusammenfügte und die fehlenden Knöpfchen ersetzte. Es war jetzt wieder Ordnung in der kleinen Welt, und Fräulein Lisbeth's Gesicht sah plötzlich noch um einen Schatten runder aus, und sie lachte leise in sich hinein, ohne irgend welchen Grund, bloß aus Behagen.

„Du bist eigentlich wie so eine mollige, weiße Katze; es fehlt Dir nur das Schnurren," sagte Paula und machte sich über die zwölf weißen Jungfrauen her, um sie in Stücke zu reißen.

„Halt! Halt!" Lisbeth's sanfte, wohlthuende Hand legte sich mit leichtem Druck auf die nervösen Finger der Künstlerin, „nicht zerreißen, Du Ungeheuerchen! Die Puppen müssen morgen noch Furore machen; die drei Kinder meiner Freundin sind für den ganzen Tag bei mir; ich habe nämlich wieder ein neues Pathchen bekommen; die Aussteuer ist herzig — darf ich sie Dir zeigen?"

„Aber um Gotteswillen," seufzte Paula, „wie viele Kinderaussteuern habe ich schon bei Dir bewundern müssen — rosa und weiß oder blau und weiß; es ist ja immer das Nämliche —"

„Jetzt ist's so ein dicker, rother Junge," sagte Lisbeth, „da paßt das Rosa gar nicht — ich hätte Gelb nehmen müssen —"

„Warum hast Du eigentlich nicht geheirathet?" unterbrach sie Paula; „ich möchte wirklich wissen, warum Du nicht geheirathet hast!"

Lisbeth sah etwas verwundert auf; es war das erste Mal, daß die junge Künstlerin eine Frage nach dem Leben der älteren Freundin that.

„Du bist heute so seltsam, fehlt Dir etwas?" fragte Lisbeth.

„Ich bin nur müde, weiter nichts . . . Wenn irgend Jemand geboren ist, einen Menschen glücklich zu machen, so bist doch Du es; hast Du Dich denn nie für einen Mann interessirt?"

„Natürlich habe ich" — Lisbeth holte ein Körbchen herbei, nahm aus einem blüthenweißen Tuch ein Kinderkittelchen und begann zu häkeln. „Ich war noch nicht zwanzig Jahre, da gefiel mir ein junger Mann; er war Arzt in einem Badeorte, wohin ich meine Mutter begleitete. Ich gefiel ihm auch, und er sagte das meiner Mutter; sie meinte aber, wir sollten uns erst näher kennen lernen. Ich sah ihn oft mit einer eleganten Dame gehen, aber er war ja ihr Arzt; ich dachte, es müsse so sein, daß er sich seiner Patienten annehme. Eines Abends wollte ich noch ein wenig den Mondschein genießen, und die Mutter ging mit mir in das Gärtchen hinter dem Kurhause. Wir sprachen von ihm, ich sagte, ich glaubte ihn nun genug zu kennen, worauf die Mutter meinte: dann wollen wir dem Vater schreiben. Das Herz klopfte mir, als wir uns der Veranda näherten, wo der Mann wohnte, der nun bald mein Bräutigam sein sollte. Wir hörten seine Stimme und blieben unwillkürlich stehen. — ‚Nein,' sagte er, ‚das geht nun nicht länger; ich werde mich nächstens verloben; da muß Alles aufhören.' Dann sprach eine Frau: ‚Ich seh' das nicht ein; ich habe mich keinen Augenblick besonnen, Dir jedes Opfer zu bringen; so lange ich hier bin, will ich wenigstens von einer Verlobung nichts wissen' . . ."

„Aha, aha, frühere Verpflichtungen," lachte Paula auf; „o natürlich, natürlich! Und was thatest Du?"

„Ich? Wir sind in unser Zimmer hinauf gegangen, die Mutter und ich."

„Und das war Alles?"

„Ja, was hätten wir denn thun sollen?'

„So etwas kannst Du natürlich nicht verzeihen?“ meinte Paula nach einer Pause, in einem Ton, der beinahe gleichgültig klang, während der Blick, den sie dabei auf die Freundin richtete, etwas Aengstliches, beinahe Lauerndes hatte.

„Verzeihen?“ wiederholte Lisbeth; „gewiß, nur wäre es mir unmöglich gewesen, einen Menschen zu heirathen, der so ganz andere Begriffe vom Leben hatte als ich.“

„Das ist prüde,“ murmelte Paula.

„Möglich,“ gab Lisbeth zu und erhob den Blick zu den Familienbildern hinter Paula's Rücken; „ich bin eben nicht weit vom Stamm gefallen.“

Paula erhob sich rasch und stellte sich, die Hände auf dem Rücken, vor die Bilder hin.

„Ich weiß noch den Eindruck, den diese reinlichen, ordentlichen, pedantischen Menschen auf mich machten, als ich zum ersten Mal zu Dir kam; sie reizten mich zum Lachen — und doch! — Denke Dir Mama's Bild daneben, als gefeierte Tänzerin, auf den Zehenspitzen, und Papa als Kurmärker; es war seine letzte Rolle.“ Sie lachte bitter auf: „Wie bezeichnend! Du so warm gebettet in Tugend und ehrsamem Behagen, wir fast immer Mangel leidend, so halb erfrorene, unselige, kleine Geschöpfe, die sich nie mucksen sollten, um die sich kein Mensch kümmerte. Und die Eltern nie einig. Dann wurde Mama dick, und mit dem Tanzen war's vorbei. Papa hat sich aus dem Staube gemacht, und die Brüder sind auch davon gelaufen — Du weißt ja, wie unerquicklich das Zusammenleben mit ihr ist, wie sie sich gehen läßt, und wie's bei uns aussieht. Was kann ich dafür, daß ich nicht so bin wie Du?“

„Aber wer verlangt denn das?“ sagte Lisbeth; „ich ganz gewiß nicht — was hast Du nur? Du bist zwar immer sonderbar, aber heut' ganz besonders.“

Paula lachte kurz auf, dann nahm sie wieder auf ihrem Stuhle Platz und sagte, indem sie beide Ellenbogen auf den Tisch stützte:

„Es bringt mich manchmal zur Verzweiflung — Deine Ruhe — Deine ewige Heiterkeit — hattest Du wirklich nie Stunden der Reue, daß Du jenen Doctor mit den anderen Lebensansichten nicht genommen? Bitte, erzähle mir, wie Du so geworden bist?“

Lisbeth warf einen lächelnden Blick auf die Fragerin:

„Ich habe schon manchmal gedacht, es gibt Menschen, die hälftig sind — ganz Weib oder ganz Mann, und darum keine Ruhe haben, bis sie ihre andere Hälfte gefunden; es gibt aber auch Menschen, die einschichtig sind, das heißt, deren Natur so viel vom Mann und Weib in sich hat, daß ihnen das Bedürfniß nach Ergänzung fehlt. Ich bin so ein Mensch; nicht daß ich mich damals nach jener Enttäuschung in einen Haß gegen die Männer gestürzt hätte — ohne jenes nächtliche Abenteuer hätte ich geheirathet, nicht aus innerstem Herzensdrang, sondern weil man heirathet. Der Mann gefiel mir, aber meine Empörung über seine falsche Handlungsweise war viel größer als meine Liebe. Ich blieb also ledig und war so vergnügt und zufrieden, daß es sogar Anstoß erregte. Alle möglichen guten Freunde schüttelten darüber den Kopf, das ginge Alles, so lange man jung sei, aber mit den Jahren, da

käme dann das Bewußtsein, daß man seinen Lebenszweck verfehlt habe, und dann käme der Trübsinn, die Angst vor dem Alleinsein und alle möglichen jammervollen Zustände. Ich solle doch um Gotteswillen einen Beruf ergreifen — das sei die einzige Rettung vor einer unglücklichen Zukunft. Also ein Beruf; ich war so unerfahren, ich wußte nicht einmal, daß ich schon einen hatte, der ganz von selbst aus meinem innersten Wesen heraus gewachsen war. Wo nämlich Noth an Mann ging, bei meinen Verwandten, bei meinen Freunden, ich sprang immer ein, ich war immer bereit, hatte für Jeden Zeit. Noch zu Lebzeiten meiner lieben Mutter hatten wir es auf unserem kleinen Landgütchen eingeführt — wer krank war im Dorf, dem schickten wir das Essen; jeden Sommer nahmen wir ein junges Mädchen ins Haus, damit sie bei der Kathrin das Kochen lerne, und was sonst zur Führung eines Haushaltes gehört; wir nahmen uns der Kinder an, und was überhaupt geschehen konnte, das geschah. Nun aber ergriff mich, wie gesagt, jenes in der Luft liegende Schlagwort: Das alleinstehende Weib muß einen Beruf haben! Und natürlich, ein künstlerischer Beruf, das ist der höchste. Ich spielte wirklich gut Clavier, aber ich hatte ebenso viel Talent zur Malerei; ich trieb also beide Künste, und zwar gleich eifrig, um an den Fortschritten zu ersehen, womit ich am schnellsten reussire. Natürlich, wenn nun meine Freunde kamen, war ich entweder auf dem Atelier oder im Conservatorium — kurz, ich war nie da, wenn man mich suchte. Witmers — Du kennst sie, Prachtmenschen, jedes in seiner Art ein Ideal — nun, vor meiner Berufsthätigkeit, so alle paar Wochen kamen sie, nie zusammen, immer jedes für sich, und klagten mir ihr Leid. Sie schätzten sich, sie hatten sich lieb, aber sie machten einander das Leben sauer. Er war so langsam, so bedächtig, so umständlich; bei jedem alten Weib am Weg hielt er sich auf und fragte sie um ihr Schicksal; wenn er eine Katze schreien hörte, er mußte wissen, was ihr fehlte. Und nun die Frau — voller Thatkraft, voller Lebendigkeit, die immer vorwärts wollte, immer fertig war und nicht wußte, wohin mit all' der Energie, die kein Mensch von ihr verlangte. Ich wies sie zurecht, ich strich ihren Mann heraus, ich sang ihr Lob bei ihm — das ging Jahre lang so umschichtig, und dann hielt's wieder für eine Weil'. Da war ich mit einem Mal nicht mehr zu haben, der Beruf nahm mich in Anspruch, und nun denke Dir meinen Schrecken, ich bekomme einen Brief von Witmer, in dem er mir mittheilt, daß sie vor der Scheidung stünden; die Frau wolle es nicht anders, sie sage, sie würde sonst verrückt. Da war keine Zeit zu verlieren; ich setzte mich auf die Bahn, ich fuhr in mein Dörfle; dort suchte ich mir den allerunbändigsten, den kräftigsten und muthwilligsten Bauernbuben aus, der im Alter von zwei Jahren unter der ärmsten Bevölkerung aufzutreiben war. In einem rothen Röckchen, mit rother Mütze und Schuhen, in denen er daher kam, wie ein Mann, so trat er bei dem entzweiten Ehepaar ein. Sie waren entsetzt — aber meiner Beredsamkeit gelang es, sie zu bewegen, den Burschen wenigstens für acht Tage zu behalten. Es wurden vierzehn daraus; sie erzählten mir, er sei schrecklich, aber so unsagbar drollig, sie kämen aus dem Lachen gar nicht heraus. Nun, sie haben ihn noch heute; Frau Witmer's Energie hat ein Feld gefunden, auf dem sie

sich nach Herzenslust tummeln kann. — Aber hörst Du auch zu?" erkundigte sich Lisbeth, indem sie einen etwas zweifelnden Blick in das Antlitz Paula's that, die zum Fenster hinaus schaute.

Sie fuhr herum: „Natürlich, Du bist bei dem schrecklichen Buben stehen geblieben; das sieht Dir so ähnlich, wirklich, Du bist oft so drollig —"

„Wenn Du so lächelst," sagte Lisbeth, „möchte man sich für Dich in lauter kleine Stückchen zerreißen lassen — jedenfalls gebührt Dir eine Belohnung fürs brave Zuhören —"

Sie erhob sich und nahm eine kleine rosa Schachtel aus einer Schieblade heraus: „Geduldstäfele, Deine geliebte Marquisschokolade —"

„O, Du," sagte Paula; eine helle Röthe stieg ihr ins Gesicht; sie beugte sich tief über die kleine Schachtel, wie um ihre Erregung zu verbergen; dann, mit beinahe kindischer Hast, nahm sie ein paar Schokoladeplätzchen und steckte sie in den Mund. „Und dann?" fragte sie, ohne aufzublicken, „und dann?"

„Ich werde kurz sein und alle Einzelheiten vermeiden. Nur so viel — da und dort, in allen Ecken und Enden, fing ich auf einmal an zu bemerken, überall war eine Lücke entstanden dadurch, daß ich nicht mehr zu haben war, sondern meinem Beruf angehörte. Gar auf dem Land — und das war das Haupterlebniß, das, welches den Ausschlag gab. Ich saß einmal im Freien, hinter meiner Staffelei, da kommt ein altes Weible zu mir her geschlürft, eine gute Bekannte: ‚Jo jo,' sagte sie, nachdem sie mir eine Weile zugeschaut hatte, ‚recht nett, recht nett, aber schad' ist's doch d'rum, daß Sie jetzt die schön' Zeit mit dem grün und roth Anstreichen vertrödeln thun; seine Supp' kriegt man ja noch und sein Brot auch, aber den guten Rath und die Theilnahm', und wie Sie's immer so heiter verstanden haben, einen aufzurichten, damit ist's aus. Ich hab' immer gesagt, wenn der lang' Winter 'rum g'wesen ist, und Sie sind aus der Stadt gekommen: jetzt ist's gut, jetzt kriegen wir wieder Vorspann, da kann man Alles tragen; man braucht ja nur zuzuschauen — wenn so ein Fuhrwerk den Berg mit zwei Pferden nicht hinauf kommt, mit dem dritten Pferd geht's, und die Schinderei hat ein End'.' — Das traf; da wußt' ich's plötzlich — mein Gott, was gewann denn die Welt dabei, wenn ich eine mittelmäßige Malerin oder eine Clavierspielerin wurde, was trieb mich denn dazu — weder das Talent noch die Noth? Aber um mich her leben Scharen von Schwerbeladenen, von solchen, die unter der Größe ihrer Lasten zusammen zu brechen drohen und ohne Vorspann, ohne die Hülfe des dritten Pferdes, den steilen Pfad ihres Lebens nicht zu erklimmen vermögen. Und Denen zu helfen, wo es nur ging, mich als drittes Pferd einzuspannen, das war eine Aufgabe, das war eine! — Nun, und ich bin mitten drin — Ruhm freilich ernte ich keinen, aber Liebe, viel Liebe, und das ist Glück."

Paula sah ganz ergriffen in das verklärte Gesicht der Sprecherin; dann erhob sie sich und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab; da hinten, aus dem tiefen Schatten, fragte sie mit einem Male: „Und hast Du Dich nie um solche gekümmert — ich meine um Unglückliche — durch die Liebe?"

Lisbeth schüttelte den Kopf: „Du weißt ja, Du hast es ja selbst gesagt — ich bin prüde, ich habe eine Scheu vor Allem, was mit diesen dunklen Ge-

walten zusammen hängt; es ist vielleicht kleinlich von mir, die Augen vor Dingen zu schließen, die nun einmal da sind, aber ich komme eben nicht darüber weg."

„Dann ist's verfehlt, sich mit einer Schauspielerin einzulassen," fiel ihr Paula mit einem sonderbaren Auflachen in die Rede.

„O, was sagst Du," rief Lisbeth aus, „mir ginge ja das Schöne im Leben ab, wenn ich Dich nicht hätte!"

Und sie stand auf und schloß die Freundin in ihre Arme.

Diese umfaßte das milde, weiß umrahmte Gesicht Lisbeth's mit ihren beiden Händen und küßte sie mit großer Innigkeit zwei-, dreimal auf die Wange. „So," sagte sie mit einem tiefen, schweren Aufathmen, „und nun leb' wohl, lebe wohl —"

Sie griff nach ihrem Hut, vergaß die Jacke und ließ auch einen Handschuh zurück; die Freundin eilte ihr mit den Sachen nach. Der Vogel flatterte ängstlich in seinem Käfig, als Paula an ihm vorüber rauschte.

„Richtig," brummte die Kathrin, welche die Glasthüre geöffnet hatte, „jetzt hat sie wieder ihren Schirm stehen lassen, nur damit ich alte Person die Trepp' hinunter stürzen kann —"

Ganz athemlos kam sie wieder herauf. „Flatter' du nur," sagte sie zum Hansel, „länger als sechs Wochen wird nicht geschwiegen, aus ist's, heut' wird gered't."

Lisbeth stand am Fenster und winkte der Freundin einen Gruß mit dem Taschentuch nach.

„Als gewedelt," sagte die Kathrin unter der Thüre, „'s ist das letzte Mal — Fräulein Lisbeth," begann sie, „Sie sind mir ein Räthsel auf dieser Welt. Sie hören nix und sehen nix, der Scandal mag haushoch sein; ich weiß nicht, was ich von unsern Freunden denken soll, daß Ihnen nie kein Mensch 'was davon gesagt hat. Es scheint, es hat Allen an der nöthigen Courasch gefehlt. Du lieber Himmel, was haben wir für das Fräulein gethan — 's Mittagessen hingetragen, weiß wie oft, alsfort Besorgungen und kein End', nicht zu rechnen, was Sie noch Alles hinter meinem Rücken gethan haben. Aber nein, so geht's nicht weiter; wenn ich denk', Fräulein Lisbeth, Ihr Leben — auf und nieder, nicht einen Untadel, und da sollen Sie mit Einer gehen, die keinen guten Ruf mehr hat? Nicht, so lang' ich in dem Haus bin, denn das geht mir gegen die Ehr'!"

„Aber Kathrin, was wollen Sie denn eigentlich?" unterbrach sie das Fräulein; sie wußte selbst nicht, warum, aber es war ihr plötzlich etwas schwül zu Muth'. „Sie wissen," setzte sie rasch hinzu, „ich mag keine Klatschereien hören."

„O, keine Angst," meinte die Alte, „nur die Augen will ich Ihnen öffnen, Ihnen sagen, was alle Welt weiß; und besser, Sie hören's von mir glimpflich als vielleicht auf der Gass', ohne Schonung und schimpflich. Mir thut's leid, obwohl ich den Hurlebusch nie hab' leiden können; aber so bin ich, wenn Sie einmal eins gern haben, so hab' ich's halt auch gern. Aber die Sach' steht jetzt anders; sie hat seit einiger Zeit den Pfad der Tugend verlassen und

gehört jetzt in jene andere Rubrik; er ist der neu' Capellmeister, und die ganz' Welt weiß es."

„Kathrin," fiel ihr das Fräulein ins Wort, „wie können Sie mir solche nichtswürdige Dinge hinterbringen —"

„Fräulein, liebes Fräulein, ich werd' Ihnen doch nichts sagen, wenn ich's nicht auf Ehr' und Seligkeit weiß, ich bin gewiß nicht für die üble Nachred' bloß aus Plästr, aber gehen Sie 'mal auf den Markt; unsereins, Fräulein Lisbeth, weiß Alles, und ich kenn' manches Fräulein mit einer Nas' wie ein hochgeborner Kirchthurm, und lieber möcht' ich betteln als in der ihrer Haut stecken. Nicht nur was die Herrschaft ißt und trinkt, sondern auch was sie denkt und treibt, weiß unsereins, und wo's mit dem moralischen Lebenswandel nicht sauber ist, da ist's auch mit unserm Respect nicht weit her. Und was meinen Sie denn, wie mir das ist, wenn's heißt: und mit so Einer geht Dein Fräulein um? Da hab' ich halt geredet, und jetzt ist's heraus und nehmen Sie's sich nicht zu arg zu Herzen . . ."

„Die Leute reden viel," sagte das Fräulein, bloß um etwas zu sagen, und Kathrin, durch ein Kopfnicken ihrer Herrin entlassen, ging.

Um diese Stunde pflegte Lisbeth ihre Briefe zu schreiben, und sie that es auch heute. Aber immer wieder sprang sie auf, ging um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers herum und murmelte vor sich hin: „Ist es denn möglich! Ist es denn möglich!" Nein, sie wollte es nicht glauben, wollte keinen Zweifel in sich aufkommen lassen; das war ja schon hundertmal dagewesen — Verleumdungen, an denen kein wahres Wort war. Aber die Angst, was für eine Angst nur war das in ihr? Sie schrieb und schrieb, wie um ihren eigenen Gedanken und all' den Stimmen zu entfliehen, die sich in ihr erhoben und sie in ihrem Glauben wankend zu machen drohten.

Es war zehn Uhr Abends und Kathrin eben im Begriff, ihr Lager zu besteigen, als es drunten an der Hausglocke läutete.

„Das kennen wir," seufzte die Alte und fuhr in ihren Rock; „ja, das kennen wir; wenn jeder vernünftige Mensch im Bett liegt, dann will sie natürlich noch ein Buch oder sonst irgend etwas haben, und ich alte Person kann mich wieder in Bewegung setzen."

Drinnen im Zimmer legte sie einen Brief vor das Fräulein hin und wünschte ihr eine gute Nacht. Aber unter der Thüre blieb sie noch einmal stehen: „Wenn ich Sie wär', ich thät' den Brief erst morgen früh lesen."

Lisbeth, die schon damit beschäftigt war, den Umschlag zu öffnen, nickte nur: „Gute Nacht," und die alte Dienerin ging zur Thüre hinaus und legte sich zu Bett.

Der Brief der Freundin bestand aus einer Menge meist halber Bögelchen und kleiner Karten, offenbar, wie sie ihr gerade in die Hände gekommen waren, Alles die Kreuz und Quer, wie mit Katzenpfötchen beschrieben, und der Leserin blieb es überlassen, die Blätter so zusammen zu finden, wie sie einander folgten. Das war keine kleine Arbeit; endlich aber lag der Brief wie ein kleines Paket geordnet vor Lisbeth, und sie begann ihn zum zweiten Male zu lesen, nachdem sie die Zeilen vorher nur hastig überflogen hatte.

„Es kann nicht länger so fort gehen, es war ein Abschied, als ich von Dir ging, von Dir und der besten Zeit meines Lebens. Oder war's mein Unglück? Oft habe ich's gedacht und den Tag verwünscht, an dem ich Dich kennen gelernt. Ich war ein leichtlebiges Theaterkind, an unser Leben gewöhnt und machte mir keine Sorgen. Bei Dir bekam ich so etwas wie ein Gewissen, und das war mein Unglück, denn ich bekam nicht auch eine andere Natur. In den zwei ersten Jahren war ich glücklich; dieser Friede, dieses Etwas, es war so schön; ich wollte aus der Unordnung heraus, ich habe mir so viel Mühe gegeben — und dann kam eine Zeit, um Gotteswillen, verzeihe mir, da habe ich Dich zuweilen gehaßt, weil Du so ruhig warst und keine Ahnung hattest, was Alles in mir vorging, wie ich kämpfte, wie elend ich war. — Was weißt Du von solchen Dingen! Hätte ich Dir etwas sagen sollen — ich habe mich geschämt. Ich glaube, in mir steckt eine ganz leichtsinnige Natur; durch den Umgang mit Dir ist sie unterdrückt worden, ausgehungert, gequält — ach, so gequält.

„Damals spielte ich ganz schlecht; ich weiß nicht, was das war, aber ich war so gehemmt, weil ich so entsetzlich traurig war. Und die große Unordnung fing wieder an, und Du kamst und wolltest fortwährend Ordnung machen. Aber Du warst mir ein fortgesetzter, ewig nagender Vorwurf. Du hattest so viel für mich gethan, alle Deine Freunde waren gut gegen mich und überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten, und ich langweilte mich so schrecklich bei ihnen, es war immer dasselbe, so gute brave Menschen, aber ich fühlte in meiner Seele, daß ich nicht zu ihnen paßte. Schreckliche Wünsche regten sich in mir, eine namenlose Lust nach einer großen Dummheit — mit Jemandem durchzugehen oder einen Becher Gift zu trinken. Und dabei hieltet ihr mich alle für so brav, und das war das Entsetzliche, immer Respect, und ich wollte Liebe, ich sehnte mich nach einer wahnsinnigen Liebe. Und dann — ja, dann hätte ich können glücklich sein — wenn ich Dich nicht kennen gelernt hätte; aber gerade das störte mich in Allem — ich sah mich plötzlich von allen möglichen Menschen gemieden, die mir früher wohlwollten, im Theater, es war ein andrer Ton, und das peinigte mich, und die Todesangst — heut wird es Lisbeth erfahren — warum hast Du es nur so lang nicht erfahren? Das alles warf mich so hin und her, machte mich so ungleich, so uneins mit mir selber. Der schlechte Mensch, der schlechte, gewissenlose Mensch, verlobt war er — ich bin nur so ein kleines Intermezzo für ihn gewesen; aber mir gab's den Todesstoß, ich habe Alles verloren, Dich, die Achtung der Leute, ich bin eine Gemiedene, ich bin rasend vor Schmerz und Haß — ich denke an Rache — es ist der einzige Gedanke, der mich erleichtert. Aber eins: Du sagtest heute, woher ich mit einem Mal den Ton habe, den tiefen Schmerzenston im letzten Act der Hero. Aus meinem eigenen, schmerzzerrissenen Innern — das wenigstens habe ich gewonnen — eine Planke im brausenden Meer, das mich zu verschlingen drohte. Ich war so glücklich — was habe ich nicht Alles diesem Menschen zu danken! Ich lernte ihn in einer Gesellschaft kennen; er war eben erst hier angekommen; er begleitete mich nach Haus; ich hatte damals das „Klärchen" auf dem Repertoire; er wollte kommen und mir das Lied ein-

ſtudiren, ſo wie es eine Schauſpielerin ſingen müſſe. Erinnerſt Du Dich an mein Klärchen? ich hatte ſo gefallen, ich war trunken vor Glück; nicht nur das Lied hat er mit mir durchgenommen, die ganze Rolle hat er mit mir beſprochen — er ſagte mir Dinge — gab mir Winke — er, der Muſiker, war ein ebenſo großer Schauſpieler — wie er ſprach, — ſo einfach — es kam plötzlich wie eine Erleuchtung über mich. Es hieß damals in der Kritik: eine geradezu geniale Realiſtik; bei aller Leidenſchaft, in der höchſten Erregung nie ein falſches Pathos. Er war für mich ein Ereigniß — unter ſeiner Leitung habe ich mich von allem Conventionellen in der Kunſt frei gemacht — kurz, ich war im Himmel. Da mit eins, blieb er aus, er kam nicht mehr — ich ſchrieb, ich fragte, ich wollte wiſſen — endlich ein kurzes Billet: ‚Liebes Kind, ältere Verpflichtungen‘ u. ſ. w. — Phraſen, Phraſen. Wahnſinnig vor Schmerz rannte ich in ſeine Wohnung — man wollte mich nicht hineinlaſſen — es ſei Beſuch da — das iſt ſie! dachte ich und riß die Thüre auf — es waren einige Herren anweſend — ich glaube, ſie ſpeiſten — ich ſah ja nichts, hörte nichts — mit einem Schwall von Verwünſchungen ſtürzte ich mich auf den Verräther — was ich alles ſagte, ich weiß es nicht mehr — meine gekränkte Liebe — meine Verzweiflung — mein namenloſes Unglück — ich konnte kaum ſprechen — ich weinte, ich ſchrie, bis mir die Stimme verſagte. Da erklang die ſeine ganz ruhig, ganz kalt: ‚Aber liebes Kind, was fällt Ihnen denn ein — eine ſolche Scene, vor dieſen Herren — ich kann Ihnen nur ſagen, ich bin verlobt und werde mich in ein paar Wochen verheirathen. Das iſt der Lauf der Welt — Sie ſind doch kein unerfahrenes Mädchen — Sie ſollten doch wiſſen, daß bei einem Mann, wie ich einer bin, ſolche Verhältniſſe häufig genug vorkommen. Ich hätte Sie wirklich für zu vernünftig gehalten, als daß Sie mir da eine Orſina-Scene aufführen.‘ — ‚O, welch’ eine abſcheuliche Treuloſigkeit!‘ preßte ich hervor. Er lächelte — er wagte es, über meinen Schmerz zu lächeln: ‚Ich bitte Sie, was iſt Treue? ſobald man nicht mehr liebt, iſt’s aus.‘ Wie mich dieſe Sprache anwiderte, welchen Abſcheu ich davor empfand! Glaube mir, nun weiß ich, was ich an Dir und Deiner Welt, die mir oft ſo kleinlich vorkam, verloren habe. Ich bin oft gekommen, um Dir Alles zu bekennen, aber ich fürchtete mich ſo ſchrecklich vor einer Scene! — Und dann heute, Deine Worte, daß Du über ſolche Dinge nicht wegkämſt, — daß Du kein Herz faſſen könnteſt für Solche — wie ich eine bin — das war mir genug . . .

„Es iſt Deine ureigenſte Natur — klares Waſſer. Ich fühle mich zu ‚jenen dunklen Gewalten‘ hingezogen — was können wir dafür, Du und ich? Bedanke Dich bei Deinen Vorfahren; ich habe mich nicht zu bedanken. Bemitleide mich, aber bleibe Dir ſelbſt getreu; ich kann nicht für mich einſtehen, ich weiß nicht, was noch geſchieht, und kann nichts verſprechen. Komme um Gotteswillen nicht; ich will kein Opfer, keine Vorwürfe; Du würdeſt voll Schmerz kommen, und das kann ich nicht vertragen. Vergiß mich, wie man einen beängſtigenden Traum vergißt. Paula.“

Lisbeth war zu Ende; ſich ſelber unbewußt, nur dem Bedürfniß ihrer Ordnungsliebe entſprechend, nahm ſie einen Bleiſtift zur Hand und numerirte

die Vögelchen und Kärtchen so, wie sie der Reihe nach kamen. Es schlug zwölf Uhr, als sie ihr Lager suchte.

Das war die Paula, das Geschöpf, das sie an ihr Herz genommen, mit ihrer Liebe ganz und gar zugedeckt hatte! Alles war gegen diese Freundschaft gewesen, von allen Seiten hatte sie hören müssen: „Du wirst es bereuen; man muß sich nicht mit Leuten vom Theater näher einlassen; früher oder später zeigt es sich, daß sie unsere Grundsätze nicht theilen, daß sie ganz anders denken, ganz anders empfinden, als wir."

Aber gerade dies „Andre" hatte ja Lisbeth gelockt; es war ihr eine Wohlthat gewesen, einmal mit einem Wesen zu verkehren, das nicht ganz so dachte, wie sie und ihre Freunde, dessen leicht erregbare Natur, verbunden mit dem künstlerischen Beruf, immer Neues und Anregendes in diese kleine Welt der Ruhe und des Friedens gebracht hatte. Und nun! Das war ein Schmerz, eine Pein, ein Zurückschrecken vor dieser dunklen, ihr fremd gebliebenen Welt, die sich plötzlich vor ihr aufthat. Und da hinein gehörte nun das Geschöpf, das sie so wohl geborgen wähnte bei sich, in dem Umgang mit Ihresgleichen! Sie machte Licht und las den Brief von Neuem, und wieder bäumte sich Alles in ihr auf. „Nein, nein," sprach sie laut, wie um den Schmerz, der an ihrem Herzen nagte, zu übertönen, „geh' Du Deinen Weg, ich geh' den meinen — ich will gern helfen, ich will unterstützen und jede Noth lindern, aber in den Schlamm, nein, dahin folge ich Keinem, das ist nicht meine Sache, das ist nicht meine Sache —"

So sprach's aus ihrer Natur heraus, aus der Natur der Menschen, die über ihrem Kanapee hingen und so brav und tüchtig aussahen, so bis ins Kleinste ordentlich und pünktlich, denen aber allen der etwas kleinliche, beinahe ängstliche Zug anhaftete, als sorgten sie sich zu viel um das, was die Leute sagten.

Fräulein Lisbeth ging nicht zum Haus hinaus am andern Tag. Ihr Sorgen von früh bis spät nahm seinen gewöhnlichen Gang, und sie vergaß nichts, nicht einmal die alte Bäuerin, die ihr geschrieben hatte, sie habe es auf der Brust und müsse den ganzen Tag husten. Brustthee, Emser Pastillen, dazu ein warmes Tuch und ein Päckchen Schnupftabak — das alles wurde sorgsam und pünktlich wie immer verpackt, adressirt und abgeschickt.

Paula's Bild stand nicht mehr an seinem Platz; überhaupt Alles, was an sie erinnerte, war weg — der rothe Fächer hinter der alten Uhr, ein rothleuchtendes Glas mit ein paar ebenso leuchtenden Mohnblumen, ein rothes Deckchen hier, eine rothe Schleife dort, ein überaus phantastisches Körbchen mitten auf einem Tisch — Und merkwürdig, obwohl's nur Flitterwerk war, der Raum sah mit einem Mal unbeschreiblich leer aus; die darin herrschende Ordnung machte einen fast niederschlagenden Eindruck. Kurz, der Zauber war fort mit all diesen Dingelchen und Sächelchen, mit den da und dort unmotivirt angebrachten rothen Punkten — er war fort mit dem dunkeläugigen, unberechenbaren Geschöpf, für dessen Lächeln man sich hätte mögen in lauter kleine Stückchen reißen lassen.

Aber Lisbeth hatte ja so viele Menschen, die an ihr hingen, denen sie etwas war, viel zu viele sogar: warum beschäftigten sich ihre Gedanken immer

wieder mit der einen Verlorenen, warum wollte das Herz, das doch so gekränkt worden war, nicht von der Undankbaren lassen? Undankbar? Konnte sie denn für ihre Natur, hatte sie nicht gekämpft, gelitten?

Es zog Lisbeth immer wieder zu den Bildern ihrer Eltern hin: „Ich möchte wissen, was meine Mutter gethan hätte — ich habe sie nie über solche Dinge reden hören — sie schien gar nicht zu wissen, daß es häßliche Dinge im Leben gebe — ob sie verziehen haben würde, ob sie über einen solchen Fehltritt einer Freundin weggekommen wäre?"

Das Bild der Mutter blieb stumm, und in Lisbeth's Innerm wurden andere Stimmen laut, höhnende, zischende, die es nicht glauben, nicht fassen, nicht erlauben konnten, daß sie sich ferner mit Einer zeigen wollte, die durch ihren Lebenswandel die Achtung der Leute verscherzt.

Schrecklich, einer Welt zu trotzen! das heißt, einer kleinen Stadt. Ja, so trifft das Böse, das Einer thut, immer noch Andere mit; Unschuldige werden mit hineingezogen und sind nicht mehr dieselben, gerade als hätten sie selber das Böse gethan. In der That, Lisbeth war nicht mehr dieselbe; sie, die Klare, Freudige, war rathlos, ihre Augen sahen seltsam matt und klein aus, und es war ihr zu Muthe, wie nach einer schweren Krankheit. Immer wieder nahm sie den Brief aus der Tasche — wie oft hatte sie ihn schon gelesen; aber da war eine Stelle: ‚Ich glaube, in mir steckt eine ganz leichtsinnige Natur; durch den Umgang mit Dir ist sie unterdrückt worden, ausgehungert, gequält — ach, so gequält —'

„Was für eine Qual war das?" fragte sich Lisbeth. Einen Moment, aus alter Gewohnheit, war sie geneigt, der Erkenntniß, die sich ihr aufdrang, auszuweichen. Aber sie gab sich einen Ruck: „Habe ich vierzig Jahre alt werden müssen, um zu erfahren, daß es etwas wie eine Qual gibt, was die Menschen in ihr Unglück treibt; daß das nicht nur Leichtsinn, nicht nur Schlechtigkeit ist!" Und daß sie selber davon verschont geblieben, ermächtigte sie das, Andere, die von dieser Qual gepeinigt und beherrscht wurden zu verdammen?

Nun hatte sie ihn eingeschlagen, den nie betretenen Weg, nun ging sie ihn weiter, mit dem ängstlich pochenden Herzen des alten Mädchens, das halb versteht und doch nicht verstehen will. Aber immer ernster und fester wurde ihr Entschluß: „Ich muß weiter, ich muß mich bequemen, die Scheuklappen, mit denen ich bisher durch die Welt gegangen bin, abzulegen; erst dann bin ich im Stande, zur wahren Wohlthäterin an den Menschen zu werden."

„Wenn ich zu ihr ginge" — schoß es ihr durch den Kopf — „wenn ich es über mich brächte — was aber soll ich ihr sagen — wird sie mir's nicht ansehen, wie unglücklich mich die Geschichte gemacht hat? Ich werde befangen sein, und sie, die kein Opfer will, der nichts schrecklicher ist, als eine Scene —"

Draußen, in der Küche, ging's wieder zu wie in einem Bärenzwinger, Kathrin's Gepolter nahm kein Ende. Hatte sie nicht alle Tage dem Fräulein eine Leibspeise hingestellt, und war sie nicht herumgegangen, wie auf Eiern und hatte alle möglichen verkehrten Dinge geschehen lassen, ohne drein zu reden, bloß um das Fräulein in seinem Schmerz zu schonen — nun und was geschah mit einem Mal, was mußte sie erleben? Die Kathrin, in ihrer Sehnsucht

nach einer mitleidigen Seele, stellte sich mit geschultertem Kochlöffel vor den Hansel hin. „Piep!“ machte dieser, und die Kathrin, hochbeglückt, daß er sie auch einmal einer Antwort würdigte, gab dem Vogel die Versicherung: „Wenn ich Dich nicht hätt', dann hätt' ich Niemanden“ — worauf sie sich ins Wohnzimmer verfügte, um ihrem Fräulein die Zeitung zu bringen. „Jesses,“ schrie sie schon unter der Thüre, „da steht ja auch 's Bild wieder — ich sag' nix mehr, aber ein Scandal ist's, und dabei bleib' ich, denn in der Festigkeit bin ich wie eine Mauer.“

Das Fräulein wurde ein wenig roth, denn das neue Amt machte ihr noch Schwierigkeiten.

„Es ist — man muß jeden Fehler mild beurtheilen, auch —“

„Du lieber Himmel,“ begehrte die Kathrin auf, „das lehren Sie mich! Wenn Eine einmal so angefangen hat, so geht's mit ihr bergunter —“

„Aber Sie sind doch auch einmal jung gewesen, Kathrin —“

„Ich —“ die Magd stand einen Augenblick wie erstarrt, dann brach sie in ein lautes Schluchzen aus. „Nein, nein, das hätt' ich mir nicht träumen lassen, daß Sie mir in meinen alten Tagen mit einer solchen Anspielung kommen —“

„Aber ich bitte Sie,“ unterbrach sie Lisbeth, „das ist doch keine Anspielung. Warum sollen Sie denn nicht jung gewesen sein; ich war's doch auch einmal.“

„Nein, nein, Fräulein,“ überschrie sie die Alte, „Sie waren's nie, das weiß ich ganz genau, aber ich — nun ja, Sergeant war er —“ setzte sie mit dem Ausdruck tiefster Beschämung hinzu.

„Ah so“ — über Lisbeth's Züge flog ein Lächeln. „Und damals — hat damals Niemand Nachsicht mit Ihnen gehabt, Kathrin?“

„Doch, doch,“ nickte sie, „die Frau selig — ach Gott, 's denkt mir noch wie heut': Kathrin, hat sie gesagt, das war eine Dummheit, aber das läßt sich Alles wieder gut machen, nur nicht den Kopf verlieren, nur guten Muth —“

„Die Mutter, die Mutter — meine Mutter!“ Lisbeth war aufgesprungen; sie war so bewegt, daß ihr die Thränen über die Wangen stürzten. Aber sie trocknete sie schnell, und da war auch schon die Freudigkeit, die sie zu Allem brauchte, was sie unternahm.

„Da bin ich, werd' ich zu ihr sagen, da ist der Vorspann, das dritte Pferd, und nun hurtig über den Berg weg, es wird schon gehen —“

Und sie lächelte; sie wußte, auch Paula würde lächeln, denn sie war immer mit einem heiteren Wort zu gewinnen. „Nicht wahr, Kathrin,“ wandte sie sich an die alte Magd, die sich fortwährend mit dem Rücken der Hand das Gesicht wischte und durchaus nicht mehr wie eine Mauer da stand, „nicht wahr, Sie haben's ja selbst erlebt: es steht sich besser auf, wenn eine gute, treue Hand uns hilft und stützt? — Meinen Hut, Alte, meine Jacke, schnell, schnell, denn ich hab' die größte Eile —“

Und die Alte lief, was sie konnte.

Eine Studienreise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

[Nachdruck untersagt.]

Christoph Friedrich Rinck, Hof- und Stadtvicarius zu Karlsruhe, Studienreise 1783/84 unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben von Dr. Moritz Geyer, Professor am Friedrichs-Gymnasium zu Altenburg. Altenburg, Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 1897.

Karl Friedrich, Markgraf und nachmals erster Großherzog von Baden, in dessen Auftrag diese Studienreise gemacht wurde, war einer der erleuchtetsten Fürsten seiner Zeit; derjenige, dessen auf eine volksthümliche Regierung gerichtete Traditionen der badische Staat seitdem nie mehr verleugnet hat. Erfüllt von den Ideen der Humanität und Aufklärung, hat er seinem Lande die freieren Institutionen gegeben, durch welche der Wohlstand gehoben und die Bildung gefördert ward; in diesem Sinne war er selbst schriftstellerisch thätig, und sein Hof gehörte zu denjenigen, welche für die deutsche Literatur Verständniß und Liebe zeigten. Der Markgraf war der Freund Lavater's, er hatte Klopstock für Karlsruhe zu gewinnen gesucht, indem er ihm schrieb: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei mir finden", und schon auf seiner ersten Reise in die Schweiz mit den Stolbergs verweilte Goethe hier. Wie wir aus diesem Tagebuch selbst ersehen, begann der Herausgeber des „Gelehrten Teutschland", Professor Johann Georg Meusel in Erlangen, eine seiner Vorlesungen über „Die jetzige Staatsverfassung in Europa" mit den Worten: „Bißher haben wir manche Regenten kennen lernen, die die Geisel sind ihrer Unterthanen, heute reden wir von einem Fürsten, der die Ehre ist der europäischen Fürsten, von Karl Fridrich, Markgraf zu Baden."

Der Auftrag des Markgrafen bestand darin, daß Rinck die berühmtesten Männer der Schweiz und Deutschlands, vornehmlich die Theologen, besuchen und sich im persönlichen Verkehr mit ihnen, besonders aber durch Anhören ihrer Predigten, für seinen Beruf weiter ausbilden solle. Rinck, nachdem er seine theologischen Studien in Tübingen absolvirt hatte und zum Hof- und Stadtvicarius in Karlsruhe bestellt worden, war sechsundzwanzig Jahre alt, als er sich auf die Reise begab. Das Tagebuch, das er während dieser geführt, war zuletzt im Besitz eines seiner Nachkommen, des Hallenser Professors der Theologie D. Riehm, und ist noch durch Friedrich Zarncke's Vermittlung einem seiner ehemaligen Schüler, dem gegenwärtigen Herausgeber, anvertraut worden, der das Gedächtniß seines Lehrers „wie ein fröhliches Vermächtniß seiner germanistischen Lernjahre mit immer frischer Dankbarkeit im Herzen trägt".

Herr Professor Geyer verdient unseren Dank in vollem Maße, nicht nur für das, was er uns gegeben, den sauberen Text und die trefflich orientirenden Anmerkungen, die ihn Seite für Seite begleiten, sondern ebenso sehr für das, was er uns nicht gegeben hat. Denn wenn wir erfahren, daß Rinck in seinem Tagebuche von sämmtlichen Predigten, die er gehört, und allen Collegien, in denen er hospitirt hat, ein Exposé gibt, desgleichen Auszüge aus allen Büchern, die er unterwegs gelesen, und Beschreibungen von allen Kunstsammlungen, Naturaliencabinets und Bibliotheken, die er besucht, so werden wir nicht bedauern, daß uns dies alles zu

lesen erspart geblieben ist. So, wie es nun vorliegt, gibt uns das Buch ein mannigfaltig bewegtes Bild des geistigen und gesellschaftlichen Lebens in Deutschland vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Denn wenn immer noch die theologischen und pädagogischen Dinge darin überwiegen, so hat doch Rinck, dem Zarncke „einen nüchternen, klaren Blick" nachrühmt, auch Interesse für so ziemlich alles Andere: für Theater und Concert, für die Tagesneuigkeiten und öffentlichen Zustände wie für die Häuslichkeit und Privatverhältnisse der Personen, die er mit eindringlicher Wißbegier ausforscht. Es ist etwas in seiner Art, das an das moderne Interview erinnert, und nicht wenig in seinem Buche, was Zarncke mit Recht als „Klatsch" bezeichnet. Aber aus solchen Aeußerungen gerade lernen wir, was keine noch so detaillirte Geschichte der Zeit uns geben kann: wie geringfügig und kleinlich an sich auch die Dinge sein mögen, sie erwecken doch die Stimmung wieder, indem sie sich als gegenwärtig darstellen. Wir werden in die Tage zurückversetzt, und leben sie, wie persönlich anwesend, noch einmal mit durch, in denen man Gellert als „Vater der deutschen Dichtkunst" pries. Neben der durch den Werther genährten Sentimentalität und dem durch Rousseau geweckten Naturgefühl werden wir Zeugen der unmenschlichsten Grausamkeiten, die dem an Jean Calas begangenen Justizmord nichts nachgeben; in Zürich liest unser Reisender den handschriftlichen Bericht Lavater's über die letzten Stunden des Pfarrers Waser, jenes Unglücklichen, der, ein Opfer politischer Rache, drei Jahre zuvor geköpft, und in Jena wohnt er der Execution eines seiner Schuld keinesfalls ausreichend überführten Delinquenten bei, der auf offenem Markte verbrannt ward. In Cassel ist er über die Zahl der Bettler erstaunt. „Schröcklich war es mir etlichemal, Knaben hinter mir schreien zu hören: ‚ich bin ein armer Weise, mein Vater ist in Amerika umgekommen'." Und in einem Gespräche mit Wieland meint dieser, daß Frankreich nach seiner jetzigen Einrichtung niemals sinken könne; die Bauern seien zwar arm, aber sie seien es nicht besser gewöhnt. Seltsamer Widerspruch! Ueberall in diesem merkwürdigen Buche stoßen wir auf die Spuren des Freidenkerthums. Die Freimaurerei war in einem viel bedeutenderen Umfange als heute eine wirksame Kraft. Es war das Zeitalter der Philantropine, der großen, rationellen Schulstiftungen. Und doch, wohin wir blicken, Sitten und Zustände, die, mit den unseren verglichen, als roh, wenn nicht barbarisch bezeichnet werden müssen. Das häusliche Leben, der Verkehr der Menschen unter einander, ihre Höflichkeitsformen und ihre Vergnügungen haben etwas Befremdendes für uns, und es tritt uns dies alles um so greifbarer entgegen, als der Herausgeber den Text seines Autors mit philologischer Treue reproducirt, so daß wir einen Begriff davon bekommen, wie die gebildeten Deutschen oder vielmehr die Gelehrten — denn mit diesen haben wir es hier vorzugsweise zu thun — zwei Jahre nach Lessing's Tode sprachen und schrieben. In diesen Kreisen war die Macht Goethe's noch nicht verspürt worden; ja man setzte sich gegen sie mit einem inneren Widerstreben. Wie geht unserem Hof- und Stadtvicarius das Herz auf, als er in Leipzig dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße seine Visitte macht! „Ich konnte mich nicht enthalten, beym ersten Anblick dieses lieben Mannes eine Vergleichung in meinen Gedanken zwischen ihm und Göthe anzustellen — 2 Männer, die in Schauspielen und andren Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten. Aber wie Himmel weit unterschieden, so wie der erste Anblick eines Jeden — wie Licht und Finsterniß. Einer schreibt witzig, aber one Herz; will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht." (Das ist Goethe.) — „Der andere nicht weniger mit Witz und Geistes-Kraft begabt, und diß veredelt mit dem besten Herzen." (Das ist Christian Felix Weiße, der Kinderschriftsteller.) Auch Goethe'n in Weimar hat unser junger Theologe seinen Besuch abgestattet; doch er ist nicht sehr erbaut davon. „Den 10. November (1783). Früh um 9 Uhr ließ ich mich bei Herrn Geheimen Rath von Göthe melden, wurde auch gleich vorgelassen. Er empfieng mich höfflich, doch mit der Mine eines Gnädigen. Ich saß neben ihm im Sopha, er fragte etwas Weniges von meiner Reise; ich erkundigte mich, ob er nicht bald wieder

etwas wolle druken lassen — er entschuldigte sich aber mit vielen Geschäften. Dann sprachen wir etwas von Herdern. Er schien aber abbrechen zu wollen, dann er schwieg oder antwortete nur kurz mit einem gnädigen ia! oder nein! Ich merkte den Wink, und brach auf, da ich ongefähr 1/2 Viertel Stund in seiner Atmosphäre athmete. Sein Ansehen ist gar nicht einnehmend, seine Mine mehr fein und listig, als leutseelig." Sieben und eine halbe Minute bei Goethe, das ist freilich nicht viel; desto ausgiebiger ist das Weimarer Stadtgeschwätz, das unser Tagebuchschreiber sammelt. Er ist in einem Concert. „Gnädigste Herrschaft war selbsten da, auch die Herzogin Amalie und der Prinz, Bruder von Herrn Herzog — er war wie der Herzog in Jäger-Uniform; grün und gelb, one Stern, auch Frau Herzogin hatten keinen, aber einen Orden. Herrn und Dames waren viel da . . . Wie ich kam, ließ sich eine sehr schöne Sängerin hören, als Sängerin aber sehr mittelmäsig" — es war, wie der Herausgeber wohl mit Recht annimmt, die Corona Schröter — „doch etwas schmachtend. Mein Nachbar sagte mir, daß Frau Herzogin es sich zur Gnade ausgebeten bey der Geburt des Erbprinzen, daß diß Frauenzimmer den Hoff meiden solle. Aber Herr Geheimer Rath Göthe sehe sie gerne, und nun sey sie schon 2 mal wieder da gewesen. Alles spricht doch hier sehr frey gegen Göthe! Obs Neid? oder Schmähsucht? oder gegründete Ursach?" Woran er dann, Fürsten und Minister aufrufend, die erbauliche Betrachtung knüpft, er möchte „lieber Neger in Zucker-Plantagen seyn, als an eurer Stelle ein feiler Knecht des Lasters mit Orden und Kronen glänzen".

Noch einmal kommt unser Hof- und Stadtvicarius auf Goethe zu sprechen, in Braunschweig, beim Abt Jerusalem. „Unter den harten Prüfungen, die er anführt, gehört doch vorzüglich wohl der Tod seines Sohnes zu Wetzlar, den er freilich auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs lange nicht, aber endlich desto fürchterlicher erfahren" — nämlich aus einer Recension von Werther's Leiden. „Wie muß diß dem edlen Manne so wehe gethan haben? eben so, da Göthe diesem unglücklichen Sohn unter dem Namen Werther eine ewige Schandsäule errichtete" . . .

Daß ein junger Mann mit solchen Gesinnungen bei Klopstock eine gute Aufnahme finden werde, nimmt nicht Wunder. Es ist interessant, die Schilderung, welche der deutsche Reisende von dem Sechzigjährigen gibt, mit derjenigen zu vergleichen, in welcher vierzehn Jahre später ein jugendlicher italienischer Enthusiast, Giuseppe Acerbi, uns das Bild des Vierundsiebzigjährigen überliefert hat[1]). Die wesentlichen Züge sind dieselben, auch in der äußeren Erscheinung: „Er ist im Haus sehr schlecht gekleidet, hatte 2 Schlafröcke übereinander an, eine weise, ganz schmutzige Mütze auf." Was dem fein gebildeten Ausländer unangenehm auffällt, die mit Tabakrauch erfüllte Stube, genirt unseren Landsmann natürlich nicht; er nimmt vielmehr munter Theil daran: „Den Nachmittag rauchten wir Toback zusammen und tranken Bier." Wenn schon Acerbi nichts Greisenhaftes an dem Patriarchen findet, so sehen wir ihn jetzt noch in all' der Lebendigkeit „des ewigen Jünglings" vor uns: „er hat in seinen Augen noch viel Feuer, seine Ideen und alle seine Ausdrücke sind ganz bestimmt und lichtvoll; was er sagt, ist durchdacht, sehr oft fragt er, verstehen Sie auch recht? so angelegen ist es ihm, recht verstanden zu werden." Die Gespräche drehen sich fast ausschließlich um den „Messias", von dessen letzter Ausgabe, die nach seiner neuen Orthographie gedruckt ist, er sagt, sie sei, nach der Canstein'schen Bibel, das correcteste deutsche Buch. In seinem Speisezimmer zeigt er ihm ein Gemälde von Angelika Kaufmann, das eine Scene aus dem „Messias" darstellte — wonach die Bemerkung Acerbi's, sie habe fünfzig Bilder zum „Messias" zeichnen wollen, aber nachdem sie das Gedicht gelesen, sich entmuthigt gefühlt und kein einziges gemacht, zu berichtigen oder zu vervollständigen wäre.

[1]) Aus Klopstock's letzten Jahren. Aufzeichnungen eines Italieners. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXIX, S. 55 ff.

Von den älteren Genossen Goethe's nimmt Lavater einen beträchtlichen Raum in diesem Tagebuche ein. Rinck, der sich vier Wochen lang in Zürich seines vertrauten Umganges erfreute, behandelt den „Herrn Helfer" mit einer großen Deferenz. Desto schlimmer ergeht es dem andern der beiden Propheten, zwischen denen einst, an dem „wunderlichen Wirthstisch" in Coblenz, „das Weltkind in der Mitten" gesessen hatte. Schon in „Dichtung und Wahrheit" macht Johann Bernhard Basedow einen keineswegs gewinnenden Eindruck; inzwischen aber, während der seitdem verflossenen neun Jahre, müssen die widerwärtigen Züge dieses wunderlichen Pädagogen noch abstoßender geworden sein. „Nun also etwas von Basedow," schreibt unter dem 8. December 1783 zu Dessau Rinck in sein Tagebuch. „Gestern Abends kam er von Hoff, zimlich benebelt, er war gleich der HoffNarr aller anwesenden, ich gieng zu ihm, machte ihm meine Empfelung . . . Er empfieng mich recht dölpelhaft. Sein Aussehen ist graß — in meinem Leben sah' ich keine so fürchterliche Augbrauen, als die seinen, wie ein Walt über einen Hohlweg hängen sie über die Augen fürchterlich herunter — sein übriger Aufzug ist der eines verarmten Dorfschulmeisters — der so reiche Mann, mit 2000 Thaler Pension. Wann er sprach, so war es immer ein elendes Lallen eines Besoffenen, Zotten und Wiz und Unsinn unter einander vermengt. Den andern Mittag, wie ich zu Tisch kam, saß er auch da . . . nun staunte ich, da mir andere von ihm sagten, daß er die ganze Nacht und diesen Morgen durch gesoffen und gespielt, und deßwegen auch nun hier speise . . . Er hörte es selbsten mit an und lachte dazu — trank immer ein Glas rothen Wein nach dem andern und war tout besoffen . . . Wie ich abends um 6 Uhr wieder in das Gesellschafts-Zimmer kam, so war Basedow noch da, alle trieben den größten Unfug mit ihm, sie fragten ihn, was für ein Tag heute seye p. kam er nahe an das Billiard, so klopften ihn die spielenden mit dem Geh (Queue) auf die Hände. Endlich kam er auf mich zu, küßte mich (der alte Sünder!) und lud mich ein, ihn zu besuchen." Am anderen Morgen war er nüchtern und ein anderer Mann; er reichte seinem Gast „eine Pfeife Tobak", las ihm über eine halbe Stunde aus seinem neuen Gesangbuch vor, und so schieden beide noch leidlich, zumal Rinck nachher erfuhr, „daß er oft nur in einem ViertelJahr einmal so arg seye, wie vorgestern und gestern".

Wenn es so mit den alten Herren bestellt war, trieben es die jungen noch ärger. Am 18. October logirt sich Rinck zu Erlangen ein, im „Haupt-Wirthshaus in der Glocken". „Erhielt ein sehr elendes Zimmer, wie ein Carcer . . . Der ganze Abend war sehr unruhig in meiner Herberge: die Kerle raßten, kamen oft an meine Thür, klopften an . . . Es kostete mich viel Ueberwindung, die Beleidigungen zu tragen — doch sie waren betrunken. Als ich ins Bett gehen wollte, hatte ich kein Ueberzogenes: ein alter Leilach lag da, so wüste, als ob es aus einem — Haus käme, ich mußte mich behelfen, so gut ich konnte. — Den 19. October . . . Nun ging ich zu Tisch. Acht Pursche, eine alte Jungfer, ein Kammerdiener und seine Frau waren Gesellschafter. Solche Sauereyen habe ich doch gewiß in meinem Leben nicht gehört, als hier . . . Ich bin schon oft in Bauren-Herbergen gewesen, aber ich fand immer gesittetere Leute . . . Wenn es wahr ist: artes liberales emolliunt mores p., so müssen diese Schweine die größten Ignoranten sein . . . Ein halb Duzend Jagd-Hunde speisten mit. Hatte man ein Bein abgenagt, so griffen die Pursche zu, one zu fragen, nahmen es vor dem Mund weg und gaben es ihren Herren Hunden, wie sie sich auszudruken weißlich belieben, dann es scheint, als haben sie ihre Herrenwürde auf ihre Hunde übertragen." — Uebrigens erinnert sich Referent aus den Erzählungen eines seiner alten Lehrer in Rinteln, der noch Student der (1809) aufgehobenen Universität gewesen, daß sie's zu ihrer Zeit nicht viel anders gemacht. In dem Refectorium, das nachmals Aula des Gymnasiums ward, warfen sie beim Essen die Knochen an die Wand, um auf diese Weise das Mark herauszuholen. Bessere Dinge weiß Rinck von den Hallenser und namentlich Jenenser Studenten zu berichten, während er findet, daß sie in Leipzig zu wenig geachtet seien: „Die Gelehrten gehen hier zu Fuß, Kauf-

leute hingegen fahren." Auch lämen sie hier „gar nicht kostbar in Kleidern daher". Als die „patentesten" galten damals — und noch weit in unser eigenes Jahrhundert hinein, wo die Verbindung der „grünen Hannoveraner" sich des Beinamens der „Theejungen" erfreute — die Studiosen der Georgia Augusta: „deren befinden sich würcklich gegen 900—1000, darunter sehr viele reiche und vornehme, Edelleute und Grafen, selbst Prinzen. In den Collegiis ist ein besonderer Tisch für die Graven, ganz nahe beym Professor, davor zalen sie auch alle Collegia doppelt, ein Prinz zalt vierfach." Die Beschreibung Göttingens, zumal der Blick vom Wall — „in einer halben Stunde kommt man ganz bekuem herum" — erinnert eigenthümlich an Heine's Gedicht:

Jenseits erheben sich freundlich,
In winziger, bunter Gestalt,
Lusthäuser und Gärten und Menschen,
Und Ochsen und Wiesen und Wald.

Auch den „rothgeröckten Burschen" wird Rinck gesehen haben; denn die Stadt „gehört, wie bekannt, dem König von Engelland".

Von den deutschen Städten, die Rinck kennen lernt — und es sind so ziemlich alle „jenseits der Mainlinie" — macht er im Allgemeinen nicht viel Rühmens. Von Hamburg z. B. sagt er: „ein finsteres Loch, sehr enge und wüste Wege und Strassen, voll Koth selbst im Winter, dann es kann nicht gefrieren vor dem immerwährenden laufen, reiten und gehen so vieler Menschen. Ein immerwährender Dunst von Dorf (Torf) und Steinkohlen verfinstert ihre Lufft. Wo man hinkommt und hinschaut, ein unbeschreibliches Gewimmel von Menschen und Vieh."

Ganz außerordentlich aber ist der Eindruck, den auf diesen strengen Richter Berlin macht, „dieß Convolut von Städte (sic!), Straßen, deren Ende auch der schärfste Blick nicht erreichen kann, schön gepflästert, reinlich, sehr weit und breit, immer voll Menschen, schöne Häuser, oft Paläste von ausnehmender Pracht und Schönheit... Mittags ging ich aus, blos die Stadt von der aussen Seite zu sehen — was das ein ungeheures Gewimmel von Menschen ist!" Und Berlin hatte damals 145 000 Einwohner! Aber es muß doch wahr sein, daß die Stadt, bevor sie bei der verhältnißmäßig rapiden Entwicklung und den dürftigen Mitteln unter Friedrich Wilhelm III. den vorherrschend nüchternen Charakter annahm, den wir alle noch gekannt, etwas Imposantes hatte. Zeugniß dafür geben die Beschreibungen der Reisenden aus jener Zeit bis auf Frau von Staël, und der unsrige macht keine Ausnahme davon. Da sein vornehmster Zweck auch hier ist, die berühmten Leute aufzusuchen, so klagt er, daß man oft „über eine Stunde von dem Hauß des Einen bis zu dem des Anderen laufen muß." Und dabei erweist sich obendrein seine gute Meinung von dem Berliner Pflaster als eine Täuschung. „Denn die Schönheit der Straßen, die mir anfangs so wol gefiel, ist in Berlin etwas sehr seltenes, war damalen nur eine Folge der Kälte. So wie es etwas aufthaute, so waren fast alle Straßen wie ein Sumpf, sie sind zwar gepflästert, allein die Menge der Menschen, besonders fahrenden und reitenden, macht den Weg so schlecht." Diese letztere Bemerkung von den „fahrenden und reitenden" wird uns erst verständlich aus dem jetzt im Postmuseum aufbewahrten Rosenberg'schen Kupferstichwerk, von welchem kürzlich der Unterstaatssecretär im Reichs-Postamt, Herr P. D. Fischer, eine so anziehende Schilderung gegeben hat[1]). Miserabel ist das Berliner Trottoir immer gewesen, weit in unsere eigene Erinnerung hinein; damals aber gab es überhaupt keinen Bürgersteig, vielmehr bewegte sich der Verkehr der Fußgänger durchweg auf dem Fahrdamm. Welch ein Glück für unseren unermüdlichen Wanderer, daß er am 18. December in sein Tagebuch schreiben kann, daß es wieder gefroren, „und die Strassen drocken wurden ... ich glaube" fährt er fort, „ein Bauverständiger hätte einige Wochen Nahrung genug vor seine Wißbegierde, wenn er nur immer die Stadt durchliefe und die mancherley herrlichen Kunstwerke betrachtete. Wunderbar kamen mir die

[1]) Berlin vor hundert Jahren, im „Archiv für Post und Telegraphie", Nr. 6, 1897.

mancherley Titulaturen der Häuser vor — alles ist vom König verpachtet, und daher haben die Häuser ihre Tittel, z. B. Königlich Preusisches Butter Magazin."

Indeß, mehr als die Straßen und Häuser interessiren ihn natürlich die Menschen und unter diesen wieder die Pastoren; und da er über Neujahr hinaus in Berlin bleibt, so kann er mit Befriedigung verzeichnen, daß er nicht nur die Prediger alle der Reihe nach besucht, sondern auch seine Hauptabsicht — „nemlich ihre Predigten zu hören" — bestens erreicht habe. Besonders erbaut ist er vom Hofprediger Sack und dem Ober-Consistorialrath Spalding. Doch selbst dieser, der für den größten Kanzelredner seiner Zeit galt und auch als Charakter sich bewährt hat, da er vier Jahre später, nach Erlaß des Wöllner'schen Religionsedicts, sein Amt niederlegte — selbst ein Mann wie Spalding vermochte seine Kirche, die Nicolaikirche, nicht zu füllen. „Die Kirche ist schön und groß, es war eine ziemliche Anzal Zuhörer da, nemlich nach Verhältnis derer, die sonst in Berlin in die Kirche gehn — man konnte sie wenigstens nicht zählen." Die anderen Kirchen aber sind ganz leer. Zudem hatte die Einführung eines neuen Berlinischen Gesangbuches, in dem die Luther'schen Lieder fortgelassen waren, die Gemüther heftig erregt. In der Marienkirche bot unserem Autor „ein alter Mann in einem Pels sein Buch an, mit ihm zu singen — ich besahe das Buch, es ist von 69. Er sagte mit großer Betrübnis, daß die Marien-Kirche noch die einzige seye, die diß Gesangbuch beibehalten — es komme immer etwas neues auf, man wiße so nicht mehr, was man glauben solle ... So kan ich freilich den vielen Wiederspruch mir leicht erklären, der dieß Gesangbuch erfahren, da der König nicht befolen es anzunehmen, da es ihm einerley, ob sie Psalmen oder Trinklieder singen." Wenn also der gemeine Mann, der einfache Bürger über Friedrich's religiösen oder kirchlichen Indifferentismus dachte, hatte man in den eigentlich gelehrten und literarischen Kreisen das Gefühl der Zurücksetzung noch immer nicht überwunden. Man spricht nicht ohne Bitterkeit davon, daß der König „fast lauter Franzosen" in die Akademie der Wissenschaften aufnahm, wiewohl schon längst kein Maupertuis, kein Voltaire mehr darunter. „Die meisten sind die größten Ignoranten," sagt Herr Zöllner, der bekannte Prediger, unserem Diaristen, und man hat es nicht vergessen, daß auch für einen Lessing nicht einmal ein bescheidener Platz in der königlichen Bibliothek zu haben gewesen war. Noch lebten fast alle die Freunde, die sich einst, in seiner Berliner Zeit, um ihn geschart; noch florirte der Montagsclub, in welchem unser Reisender den bewunderten Ramler kennen lernt; oft sitzt er in „Herrn Nicolai's Buchladen", um die Neuheiten des Tages zu lesen; er versäumt nicht zu Chodowiecki zu gehen, „in diesen Tempel der Minerva", und besucht Moses Mendelssohn, eine der markantesten Persönlichkeiten des fridericianischen Berlins, obwohl ihm, als er lebte, die Pforte der Akademie verschlossen blieb, und nach seinem Tode nicht einmal die Ehre zu Theil ward, auf dem Denkmal des großen Königs genannt zu werden. Man könne Friedrich wohl verehren, aber nicht recht lieben, sagt jener Herr Zöllner. Das ist der Grundton, der immer in vielfachen Variationen widerklingt, wenn auf den König die Rede kommt; „es ist unerhört, wie weit die Freiheit dieser Leute geht, über den König zu raisonieren." Diese Bemerkung sagt Alles und modificirt einigermaßen das bekannte Wort Goethe's „als er über den großen Menschen seine eigenen Lumpen-Hunde raisoniren hörte". So war es denn doch nicht gemeint, und Rinck, der etwas tiefer in alle Schichten der Berliner Bevölkerung gekommen ist, als es Goethe'n bei seinem flüchtigen Besuche möglich war, hat es anders erfahren. Weder geht es den Berlinern so schlecht, wie sie sagen, noch ist es wahr, daß sie nicht wüßten, wer ihr Fridericus Rex sei. Wohl klagt der Nährstand über die zu harten Auflagen und der Wehrstand über die Verringerung des Soldes. „Nun seufzen sie über den König, verfluchen das Franzosen-Regiment pp., klagen immer über betrübtere Zeiten und leben doch ganz herrlich. und wollüstig." Den Druck seiner Heldengröße tragen sie vielleicht unwillig, „und doch sind sie im ganzen stolz auf ihn, in Vergleichung mit andren Fürsten, da reden sie nur von seiner Tapferkeit, Klugheit, und anhaltendem, Alles überwindenden Fleiße."

So geschieht es denn, daß unserem Süddeutschen, der doch gewiß mit einer starken Dosis Preußenhaß hierher gekommen ist und auch kein Hehl daraus macht, schließlich — er weiß selber nicht, wie — zu Muthe wird, als ihm der Alte nun leibhaftig vor Augen tritt, der schon bei seinen Zeitgenossen, im Volksmund und im Volkslied, seit dem Tage von Roßbach „der Große" hieß:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Jedesmal am 24. December begab sich der König von Potsdam nach Berlin und pflegte hier bis zum 24. Januar, seinem Geburtstage, zu bleiben. Da lesen wir nun unter dem 1. Januar 1784 in Rinck's Tagebuch: „Wie ich aus der Kirch durchs Schloß gieng, sahe ich eine Gutsche mit acht Pferden dastehen. Ich fragte, wer ausfahre, es hieß, der König, zur Prinzeß Amalie: ich stellte mich also unter die Thür, wo er herkommen sollte . . . Eine gute 4tel Stund mußte ich stehen, endlich kam der große Friedrich, er gieng langsam, kaum einen Schritt vor mir vorbey, sahe alle Herumstehende freundlich an, zog den Hut ab. Er hatte wie gewöhnlich Uniform an, alte, gelbe Stiefel, einen alten Hut, einen schlechten Belz an. Ich sahe ihm recht deutlich ins Gesicht, er hat . . . einen durchdringenden Blick, der, wenn er bös ist, wie Feuerflammen seyn soll, daß ihm kein Mensch ins Gesicht zu sehen vermag — dißmal war er durch Freundlichkeit etwas gemildert. Sein Gesicht ist zimlich roth, vom Alter freilich runzelicht, doch noch feurig und tätig . . . Wie er an die Gutsche kam, die wol ebenso alt seyn mag, als er, so sezte er seinen Hut auf, stieg ein, hüllte sich in seinen Belz, zog nochmal den Hut ab und so freundlich herum — dann fuhr er fort."

Aus diesen paar Worten eines Fremden, der, wie gesagt, keine Sympathie für preußische Dinge hatte, noch haben konnte, liest man deutlich heraus, welchen Alles überwältigenden Eindruck der Größe bei seinen Lebzeiten schon Friedrich II. auf die Menschen machte — jener Art von Größe, die, weil sie wirklich etwas Uebermenschliches in sich hat, nicht sowohl Liebe weckt, als Furcht und Ehrfurcht. Jeder Sonnenstrahl der Freundlichkeit, der von ihr ausgeht, wird dankbar empfunden als etwas Außerordentliches. Denn nicht, was die Herzen gewinnt, sondern was sie zwingt und beherrscht, ist ihr Attribut: die kühne, geniale Kraft, das Elementare, das Dämonische, das unser Gewährsmann herausfühlt, indem er von Friedrich sagt, sein Blick solle der „Feuerflamme" gleichen, und Niemand könne ihm ins Gesicht sehen, wenn er „bös" sei. Zu einer Art poetischer Inspiration steigert sich dies Empfinden, als unser Reisender, sonst doch ein ziemlich nüchterner Herr, am 7. Januar „das wollüstige Sanssouci" besucht. „Durch Blumenbeete, mit Statuen und Grotten und Wasserwerke geziert, und durch lauter übereinander gereihte Gewächs- und Treibhäuser windet sich ein bekuemer Weg hinauf auf eine mittlere Anhöhe. Die Aussicht herum ist groß und prächtig . . . Wie weit muß Friedrichs Seele sich erheben, wenn er von dieser Anhöhe an einen Theil seiner Staaten übersieht und, den er nicht sieht, überdenkt und für die Wolfahrt desselben sorgt" . . . Und als der einsame Wanderer nun, nach Wundern über Wundern, zuletzt das neue Palais, „dieses kostbare Königsschloß", glänzen sieht, da ruft er aus: „Ehrfurcht, Staunen, ich möchte fast sagen Zittern wandelt einen an, indem mans das erste mal erblickt." Bis er dann, etwas ruhiger hinzufügt: „Die ganze Gegend ist übrigens frey und leer, gleich als wann hier alle Pracht sich vereinigt hätte, wie in dem Meere alles Wasser, dahrneben nichts als trockener Sand."

Mit dieser Reflexion wollen wir unseren Bericht über ein Buch abschließen, das auch in den Abschnitten, die wir kaum berühren konnten, noch manch Lesenswerthes enthält und Alles in Allem viel schätzbares Material zur Cultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts bietet.

J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte August.

In verschiedenen Gauen des deutschen Vaterlandes ist durch verheerende Ueberschwemmungen ein ernster Nothstand herbeigeführt worden. Wiederum zeigte sich bei diesem beklagenswerthen Anlasse, daß, so oft es gilt, eine Calamität zu lindern, alle Partei- und Stammesunterschiede weit zurückgedrängt werden. Das Wort, das unser Nationaldichter bei der Schwurscene auf dem Rütli einem der Männer aus Uri in den Mund legt, erfüllte sich auch jetzt wieder für das deutsche Volk:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Möge es der Initiative aller hülfsbereiten Kräfte in Verbindung mit der umfassenden Unterstützung der berufenen Körperschaften in vollem Maße gelingen, den durch feindliche Elemente verursachten Schaden wieder gut zu machen und zugleich das Gefühl der Solidarität aller Deutschen zu stärken!

Der Besuch, den das deutsche Kaiserpaar am russischen Hofe abgestattet, darf sicher als ein neues Friedenssymptom angesehen werden. Obgleich dieser Besuch durch denjenigen, den der Kaiser von Rußland und seine Gemahlin im Herbste des Jahres 1896 bei Gelegenheit der schlesischen Kaisermanöver in Breslau gemacht, veranlaßt worden ist, braucht doch nur auf die Gleichzeitigkeit der Begegnung der beiden Monarchen mit den ihrem endgültigen Abschlusse entgegengeführten Friedensverhandlungen in Konstantinopel hingewiesen zu werden, um zu erhärten, daß die Erhaltung des Weltfriedens insbesondere den auf diese gerichteten Bestrebungen der deutschen und der russischen Regierung verdankt werden muß. Erwiesen sich die philhellenischen Anwandlungen in Frankreich und England in den ersten Phasen des griechisch-türkischen Conflictes als retardirende Momente für eine raschere Lösung, so wird nunmehr auch von hervorragenden englischen Staatsmännern zugestanden, daß, falls der Initiative des deutschen Kaisers, durch Blokade der griechischen Häfen weitere kriegerische Verwicklungen zu verhüten, von Seiten der europäischen Großmächte sogleich Folge gegeben worden wäre, dies auch dem wirklichen Interesse Griechenlands und seiner Dynastie am besten entsprochen hätte. So haben die philhellenischen Schwärmereien in Frankreich und England thatsächlich nur dahin geführt, daß Griechenland in seiner staatlichen Stellung sowohl als auch in Bezug auf seine Finanzen rusthafte Einbuße erfahren hat, während gerade von berufener deutscher Seite ihm der richtige Weg gewiesen worden war, aus dem „kretischen Labyrinthe" sich wieder heraus zu finden.

Kaiser Nicolaus II. und sein das auswärtige Ressort leitender Rathgeber, Graf Murawiew, haben vom ersten Augenblicke an die durchaus friedlichen und selbstlosen Bemühungen der deutschen Regierung in vollem Maße anerkannt, so daß der Meinungsaustausch, der in dieser Hinsicht unter den Staatsmännern der

beiden Kaiserreiche jüngst stattfand, unzweifelhaft innerhalb desselben Rahmens erfolgte, zumal da auch Oesterreich-Ungarn regelmäßig in Fühlung mit den benachbarten Mächten blieb. Mit Recht konnte in einer autorisirten Kundgebung aus Anlaß des deutschen Kaiserbesuches hervorgehoben werden, daß seit der Anwesenheit des Zaren in der schlesischen Hauptstadt die Politik der beiden großen Reiche den Weg genommen habe, der von ihrem gemeinsamen Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit in Europa vorgezeichnet wird. Nicht minder zutreffend ist der Hinweis, daß das gute Verhältniß Deutschlands zu Rußland in erster Linie auf den persönlichen Beziehungen ihrer Herrscherfamilien beruht, und daß die Herzlichkeit der Gesinnungen, die den deutschen Kaiser mit dem Träger der Zarenkrone verbinden, eine hoffnungsvolle Bürgschaft für die Zukunft gibt. In Frankreich wird es wohl verstanden werden, wenn hinzugefügt wird, daß es hier nicht der Schwärmereien einer Gefühlspolitik bedarf, da, was von Deutschland unter dem Symbole treuer Monarchenfreundschaft gepflegt und erhalten werden soll, die gute Nachbarschaft zwischen zwei starken Völkern ist, die gelernt haben, sich in ihrer Eigenart zu achten und Wand an Wand friedlich ihren Culturaufgaben zu leben.

Dieser Auffassung gegenüber mußte die sicherlich nicht von competenter Seite ausgehende Darstellung der „Nowoje Wremja“ zum Theil verfehlt erscheinen, insofern sie Deutschland bei seinem Zusammenwirken mit Rußland eine andere Rolle zuschreiben wollte. Wohl konnte man denjenigen Betrachtungen des russischen Blattes zustimmen, wonach seit dem Herbste des Jahres 1896 eine weitere internationale Entwicklung vielfach begünstigt worden, die auf einen zuverlässigeren Schutz des europäischen Friedens vor unerwünschten Zufälligkeiten gerichtet ist. Zutreffend war ferner der Hinweis, daß die deutsche Regierung auch bis heute der Rolle nicht entsagt habe, die sie zur Zeit des japanisch-chinesischen Krieges übernommen hatte, und daß sie nach wie vor, ungeachtet des Verbleibens Deutschland im Dreibunde, zugleich offenkundig bemüht sei, zu den beiden Mächten, die außerhalb dieses Bundes stehen und durch engste Freundschaft mit einander verknüpft sind, die besten Beziehungen zu unterhalten. Anfechtbar ist aber die Argumentation der „Nowoje Wremja“, wonach in Rußland erwartet wird, daß der deutsche Kaiser nach seiner Rückkehr aus Peterhof noch mehr Anlaß als bisher haben werde, sich an dasjenige politische Programm zu halten, das ihn dazu brachte, sowohl während des japanisch-chinesischen Krieges als auch während der ersten Stadien der diplomatischen Einmischung der Großmächte in die Angelegenheiten des osmanischen Reiches volle Einmüthigkeit mit Rußland und Frankreich an den Tag zu legen. Es läßt sich nicht verkennen, daß das Petersburger Blatt die Beweggründe des Zusammengehens der deutschen und der russischen Regierung in einzelnen concreten Fragen allzu einseitig vom russischen Standpunkte beurtheilt. Nicht unter allen Umständen der russischen Politik zu dienen, konnte und kann die Absicht der deutschen Staatsmänner sein; vielmehr handelte es sich bisher um ein auf beiden Seiten freiwilliges Zusammenwirken, dessen Endziel die Aufrechterhaltung des Weltfriedens bleibt.

Bei aller Anerkennung der wichtigen Interessen, die Rußland im christlichen Orient wahren muß, legt die deutsche Regierung doch nicht so hohen Werth darauf, volle Einmüthigkeit mit Frankreich als mit seinen Bundesgenossen zu bekunden. Insofern daher der in der Presse lebhaft erörterte Artikel der „Nowoje Wremja“ von der Voraussetzung ausgehen sollte, daß die Zwecke des Dreibundes durch die Cooperation Deutschlands und Rußlands in einzelnen Fällen beeinträchtigt werden könnten, erweist er sich als verfehlt. Hinfällig ist auch die zum mindesten überflüssige Versicherung, daß die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland für jeden wahren Russen so lange erwünscht sind, als sie eine Grundlage der internationalen Situation sind, bei der der Dreibund nicht mehr eine gleichzeitig gegen Rußland und Frankreich gerichtete politische Combination ist. Da das russische Organ an zwei verschiedenen Stellen hervorheben zu müssen glaubt, daß Deutschland an der Spitze

des Dreibundes stehe, empfiehlt es sich, darauf hinzuweisen, daß Oesterreich-Ungarn, Italien und Deutschland in der Tripelallianz eine durchaus gleichberechtigte Stellung einnehmen. Daß aber dieses Bündniß von Anfang an lediglich Defensivzwecken diente, mithin zu keiner Zeit eine gegen Rußland und Frankreich gerichtete politische Combination war, ist bereits vom Fürsten Bismarck in klarster Weise dargelegt worden. Richtig bleibt also im Wesentlichen nur der Gedanke, daß Deutschland und Rußland, wo es gemeinsame Interessen zu fördern gilt, ersprießlich zusammenwirken können. Diese Auffassung wird sicherlich auch von dem Kaiser Nicolaus II. und dem Grafen Murawiew getheilt. Zugleich ist durch den herzlichen Empfang, der dem deutschen Kaiserpaare in Rußland bereitet wurde, die Intimität der beiden Herrscherhäuser vor aller Welt dargethan worden. Besonderen Eindruck mußte aber die vom Zaren am 7. August, dem Tage des Eintreffens der hohen Gäste, vollzogene Ernennung des deutschen Kaisers zum Admiral der russischen Flotte machen. Die Form, die Kaiser Nicolaus II. für diesen Act wählte, insbesondere die Unmittelbarkeit der Entschließung, sind ein neuer Beweis für die innigen Bande, die die beiden Monarchen mit einander verknüpfen. Bei dem Galadiner, das am 7. August in Petersburg stattfand, verlieh denn auch Kaiser Nicolaus II. der „sehr lebhaften Genugthuung" Ausdruck, die der Besuch des deutschen Kaiserpaares bei ihm hervorrief, und fügte dann hinzu: „Diese neue Bekundung der traditionellen Bande, die uns vereinen, sowie der in so glücklicher Weise zwischen unseren beiden Nachbarreichen befestigten guten Beziehungen ist zu gleicher Zeit eine werthvolle Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, die den Gegenstand unserer beständigen Bemühungen, sowie unserer heißesten Wünsche bildet." Kaiser Wilhelm II., der bereits die russische Admiralsuniform trug, dankte zunächst für die ihm erwiesene Ehrung, in der er auch einen neuen Beweis für die Fortdauer des traditionellen, innigen, auf unerschütterlicher Basis begründeten Verhältnisses der beiden Herrscherhäuser, sowie der Beziehungen der beiden Reiche erblickte. Da in beiden Trinksprüchen auf diese „traditionellen" Bande und Beziehungen hingewiesen wurde, liegt in dieser geflissentlichen Hervorhebung zugleich die authentische Widerlegung der Phantasien, die seiner Zeit an den Zarentoast in Breslau geknüpft wurden. Damals wurde in Folge einer fehlerhaften Version dieses Trinkspruches der Hinweis auf die traditionellen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland im Auslande insbesondere so gedeutet, als ob es sich lediglich um das vom Kaiser Alexander III. überlieferte Verhältniß handelte. Ganz abgesehen davon, daß auch dieser Kaiser von Rußland keineswegs unfreundliche Gesinnungen gegen Deutschland hegte, so daß der vielerörterte „Rückversicherungs-Vertrag" zwischen Rußland und Deutschland in seine Regierungszeit fällt, ist nunmehr durch den Zarentoast in Peterhof in unwiderlegbarer Weise festgestellt, daß Kaiser Nicolaus II. damals wie jetzt die „liens traditionnels" betonte, die seit dem Befreiungskriege zwischen Deutschland und Rußland bestanden haben.

Die Erwiderung des deutschen Kaisers auf den Trinkspruch des Zaren erhält dadurch noch eine besondere politische Bedeutung, daß die Friedensmission, die die beiden Kaiserreiche vereint zu erfüllen berufen sind, mit Nachdruck hervorgehoben wurde. Kaiser Wilhelm wies darauf hin, daß der unerschütterliche Entschluß des Zaren, nach wie vor den Frieden zu erhalten, auch in ihm den freudigsten Widerhall finde, so daß beide Fürsten, mit einander die gleichen Bahnen wandelnd, vereint dahin streben werden, unter dem Segen dieses Friedens die Culturentwicklung ihrer Völker zu leiten. Mit Recht konnte der deutsche Kaiser versichern, daß die ganze deutsche Nation hinter ihm stehe, wenn er das Gelöbniß ablege, daß er dem Zaren bei dem großen Werke, den Völkern den Frieden zu erhalten, mit ganzer Kraft zur Seite stehen und kräftigste Unterstützung auch gegen Jeden angedeihen lassen würde, der es versuchen sollte, diesen Frieden zu stören oder zu brechen. Eindruck machte dieser eminent friedliche Toast noch dadurch, daß Kaiser Wilhelm, nachdem er in deutscher Sprache gesprochen hatte, bei den Schlußworten, in

denen er auf das Wohl des Kaisers von Rußland und der Kaiserin seinen Trinkspruch ausbrachte, sich der russischen Sprache bediente. Hervorgehoben zu werden verdient, daß auch die besonnene Presse in Frankreich, unter Anderem das „Journal des Débats", bei der Besprechung der von den beiden Kaisern ausgebrachten Trinksprüche ausführt, zwischen den Mächten des Continentes beständen hinreichend gemeinsame Interessen an der Aufrechterhaltung des Friedens, um internationale Beziehungen von der Art, wie die Trinksprüche von Peterhof sie betonen wollten, zu rechtfertigen.

Bei Gelegenheit des griechisch-türkischen Conflictes ist dieses gemeinsame Interesse deutlich zum Ausdrucke gelangt. Daß die Friedensverhandlungen in Constantinopel einen günstigen Ausgang nehmen würden, konnte von Anfang an keinem Zweifel unterliegen. Daß die griechische Regierung genöthigt sein würde, Frieden zu schließen, ergab sich aus der militärischen Lage sowie aus dem ungünstigen Stande der Finanzen. Aber auch die im jüngsten Feldzuge siegreiche Türkei mußte auf allzu weit gehende Forderungen verzichten. Daß der ottomanischen Pforte nicht gestattet werden würde, das eroberte Thessalien oder auch nur einen Theil dieser Provinz, abgesehen von einigen strategischen Punkten an der Grenze zu behaupten, stand als der unabänderliche Entschluß der europäischen Großmächte fest. Es entstand nun die Frage, unter welchen Modalitäten die Räumung vollzogen werden sollte, da Thessalien gewissermaßen das einzige Pfand für die Türkei ist, um in den Besitz der in den Friedenspräliminarien festgesetzten Kriegskostenentschädigung zu gelangen. Die deutsche Regierung, die sich in allen Phasen des griechisch-türkischen Conflictes angelegen sein ließ, wie in Bezug auf Griechenland auch der ottomanischen Pforte gegenüber volle Loyalität zu bekunden, vertrat nun die Ansicht, daß die Truppen des Sultans erst dann verpflichtet werden könnten, das gesammte Gebiet von Thessalien zu räumen, wenn die Kriegskostenentschädigung geleistet oder doch ausreichende Bürgschaften für die Zahlung dieser Summe gewährt sein würden. Daß irgend welche Zusicherungen von griechischer Seite als derartige Garantien nicht angesehen werden konnten, leuchtete den in Constantinopel zum Friedenswerke vereinigten Botschaftern ohne Weiteres ein.

Der diplomatische Vertreter Deutschlands machte daher im Auftrage seiner Regierung den Vorschlag, durch die Einsetzung einer europäischen Finanzcontrole diejenigen Garantien zu schaffen, die von der ottomanischen Pforte beansprucht werden konnten. Andernfalls hätte die Gefahr nahe gelegen, daß die griechische Regierung, weit entfernt, eine Politik der Sammlung zu verfolgen, sogleich nach dem Friedensschlusse und der ohne jede Bürgschaft vollzogenen Räumung Thessaliens sich beeilt hätte, neue kriegerische Abenteuer vorzubereiten. Kann doch als zweifellos gelten, daß die griechische Regierung zu derselben Zeit, in der sie den Ansprüchen ihrer Staatsgläubiger unter nichtigen Vorwänden nicht gerecht wurde, sogar über die ausdrücklich für den ausländischen Schuldendienst bestimmter Anleihen festgesetzten Einnahmen verfügte, um einen Kriegsschatz zu bilden. Dieser Umstand veranlaßte die deutsche Regierung, dahin zu wirken, daß die in die Friedenspräliminarien aufgenommene Bestimmung über die europäische Finanzcontrole nicht bloß auf die Kriegsentschädigung für die Türkei, sondern auch auf die früheren Staatsgläubiger Anwendung finden sollte. Während ein Theil der auswärtigen Presse in diesem Vorgehen Deutschlands eine Verzögerung der Friedensverhandlungen erblicken zu müssen glaubte, erkannten die Vertreter der europäischen Großmächte sehr bald, daß die deutsche Regierung sich vielmehr ein neues großes Verdienst im Sinne einer Lösung aller obwaltenden Schwierigkeiten erworben habe. Hätte die europäische Finanzcontrole lediglich die Kriegskostenentschädigung ins Auge fassen dürfen, so würden die Einnahmen Griechenlands im Uebrigen wieder dazu gedient haben, neue Rüstungen vorzubereiten. Die deutsche Regierung wahrte also zugleich das Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens, indem sie dafür Sorge tragen wollte, daß alle früheren Gläubiger Griechenlands

ohne Unterschied der Nation gegen jede Vergeudung von Staatseinnahmen sichergestellt werden. Dieses Verhalten Deutschlands ist so zweckdienlich, daß es sehr bald die Billigung der übrigen Großmächte finden mußte. Nur in Griechenland machte sich zunächst eine lebhafte Opposition geltend, und es verlautete in beglaubigter Form, daß der König Georg eher abdanken wolle, als seinem Lande eine Vormundschaft auferlegen zu lassen, die es in eine Kategorie mit der Türkei und Aegypten stellen würde. Zunächst forderten diejenigen, die einer solchen Auffassung zustimmten, den Einwand heraus, daß es einem Fürsten, der selbst einen großen Theil der Verantwortlichkeit für die kriegerischen Verwicklungen trägt, schlecht anstehen würde, sein Land im Stiche zu lassen, sobald die Consequenzen des eigenen Verhaltens getragen werden müssen. Ueberdies kommt in Betracht, daß, wenn die Einsetzung einer europäischen Finanzcontrole als eine Beschränkung der Souveränetät angesehen werden soll, es doch einem Lande weit mehr zur Unehre gereicht, Zustände herbeizuführen, die eine solche Beschränkung nothwendig machen. Auch werden alle unbefangenen Beurtheiler darin übereinstimmen, daß die von Seiten Griechenlands unternommene Friedensstörung eine Strafe und Sühne unter allen Umständen erheischt, wenn anders nicht die übrigen Balkanstaaten ermuthigt werden sollen, gleichfalls das Waffenglück zu versuchen, da sie bei einem solchen Abenteuer nur gewinnen könnten. Hätte der griechisch-türkische Krieg seinen Abschluß damit erhalten, daß Kreta für autonom erklärt, mithin der unmittelbaren Herrschaft der ottomanischen Pforte entzogen worden wäre, daß ferner die Türkei ohne diese ernsthafte Bürgschaft, als welche eben nur die europäische Finanzcontrole angesehen werden kann, Thessalien hätte räumen müssen, so wäre die Pforte thatsächlich mit einer Einbuße der eigenen Machtmittel aus einem siegreichen Kriege hervorgegangen. Auch muß immer von Neuem betont werden, daß der Fanatismus der Mohammedaner dann in einer für die christliche Bevölkerung des ottomanischen Reiches höchst gefährlichen Weise gesteigert worden wäre, da geringfügige Abänderungen der Capitulationen und die Abtretung einiger strategischen Grenzpunkte in Verbindung mit einer problematischen Kriegskostenentschädigung als ein allzu dürftiges Aequivalent für die von der Türkei gebrachten großen Opfer an Gut und Blut hätten erscheinen müssen.

Die deutsche Regierung darf daher das Verdienst in Anspruch nehmen, nicht bloß gegenwärtig zur Abschließung eines wirksamen Friedensvertrages an erster Stelle beigetragen, sondern auch zukünftigen kriegerischen Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel vorgebeugt und nicht minder die schwer geschädigten Interessen der Staatsgläubiger Griechenlands gewahrt zu haben.

Als ein bedeutsames Ergebniß, das nach dem Friedensschlusse gleichfalls zur charakteristischen Erscheinung gelangt, muß aber hervorgehoben werden, daß in allen Phasen des griechisch-türkischen Krieges wohl Meinungsverschiedenheiten der europäischen Großmächte über die Griechenland und der Pforte gegenüber zu beobachtenden Modalitäten nicht ausblieben, daß jedoch bei keiner einzigen Macht auch nur die leiseste Anwandlung sich zeigte, die Verwicklungen im Oriente zur Heraufbeschwörung eines Weltkrieges zu benutzen. Wie viele und scharf zugespitzte Epigramme wurden gegen das „europäische Concert" versendet, das nicht einmal mit dem „bißchen" Kreta zu Stande kommen konnte! Auch in den übrigen Phasen des Conflictes fehlte es nicht an solchen Sarkasmen. Das Wesentliche blieb jedoch, daß ungeachtet der Hartnäckigkeit Griechenlands, die später von derjenigen der Türkei abgelöst wurde, sehr bald jede Besorgniß von einem Weltbrande beseitigt erschien, und dies ist auch für eine friedliche Entwicklung in der Zukunft von bester Vorbedeutung. Für die unruhigen Elemente auf der Balkanhalbinsel wird sich zugleich die der griechischen Nation ertheilte Lehre heilsam und von ähnlichen Abenteuern abschreckend erweisen. Vestigia terrent!

In der Thronrede, mit der die Königin von England am 6. August das englische Parlament schließen ließ, wird sogleich im Anfange auf die Einmüthigkeit

hingewiesen, mit der die sechs Signatarmächte des Pariser Vertrages zu Anfang dieses Jahres darauf hinzuwirken suchten, den König von Griechenland von einem Kriege zurückzuhalten, auf den er einzugehen wünschte. In der englischen Thronrede konnte bereits der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß, wenn auch die Verhandlungen sich in die Länge gezogen haben, und ein formeller Friedensvertrag noch nicht unterzeichnet sei, die Türkei doch gegen eine angemessene Kriegsentschädigung, sowie eine geringe Abänderung der Grenze die von ihr eroberten Gebiete an Griechenland zurückgeben werde. Für Deutschland bedeutsam war derjenige Passus der Thronrede, in dem hervorgehoben wurde, daß die englische Regierung die mit Belgien und Preußen abgeschlossenen Handelsverträge gekündigt habe, da diese England daran hinderten, innerhalb des Gesammtreiches mit den Colonien solche fiscalische Abkommen zu treffen, wie sie rathsam erschienen. Den ersten Anstoß zu diesem Vorgehen gab Canada, dessen Regierung der englischen Einfuhr günstigere Bedingungen gewähren wollte, als derjenigen ausländischer Staaten, mit denen England Handelsverträge geschlossen hatte. Wenn hie und da die Ansicht geäußert wurde, England könnte auch seinerseits die Bahnen des Freihandels verlassen, um ins protectionistische Feldlager überzugehen, so widerspricht einer solchen Auffassung die in der Thronrede enthaltene Begründung der vollzogenen Kündigungen. Ueberdies ist von englischer Seite sogleich bei dieser Kündigung den betheiligten Regierungen angekündigt worden, daß die britische bereit wäre, in Unterhandlungen wegen neu abzuschließender Handelsverträge einzutreten.

Auf handelspolitischem Gebiete hat sich auch insofern eine allerdings seit geraumer Zeit vorhergesehene Veränderung vollzogen, als der neue Zolltarif der Vereinigten Staaten von Amerika als „Gesetz zur Beschaffung von Einkünften für die Regierung und zur Ermuthigung der Industrien in den Vereinigten Staaten" am 24. Juli Gesetzeskraft erlangt hat. Da in diesem Zolltarif auch die Ertheilung eines Zuschlagszolles auf Zucker in Höhe der im Herstellungslande gezahlten Prämie festgesetzt wird, hat der deutsche Geschäftsträger in Washington gegen diese Erhebung auf Grund des zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bestehenden Meistbegünstigungsvertrages erneut schriftliche Verwahrung eingelegt. Es darf gehofft werden, daß die Regierung in Washington den Rechtsstandpunkt durchaus wahren wird. Auch die Beziehungen zu Spanien aus Anlaß der cubanischen Angelegenheit werden in der Presse der Vereinigten Staaten lebhaft erörtert. Das anarchistische Verbrechen, dem der spanische Ministerpräsident Canovas del Castillo am 8. August leider zum Opfer gefallen ist, und das in sämmtlichen Culturländern tiefes Bedauern für den leitenden Staatsmann und Entrüstung über den Mörder hervorgerufen hat, wird allem Anschein nach der Entschlossenheit der Regierung in der Behandlung der cubanischen Angelegenheit keinen Abbruch thun. In Canovas del Castillo hat Spanien allerdings seinen hervorragendsten Staatsmann und einen ausgezeichneten Schriftsteller verloren, der insbesondere auch das deutsche Geistesleben vortrefflich zu erfassen vermochte. Die „Deutsche Rundschau" hat vor einigen Jahren ein ebenso anschauliches wie treues Lebensbild des nunmehr durch Anarchistenhand jäh hingerafften spanischen Staatsmannes entworfen. Seither hat Canovas del Castillo neue Proben seines nie versagenden Patriotismus und seiner außerordentlichen Begabung, selbst in schwierigster Zeit das Staatsruder sicher zu lenken, abgelegt. Wenn Spanien behufs Unterdrückung des Aufstandes auf Cuba, sowie auf den Philippinen unablässig neue Opfer an Gut und Blut brachte, wenn die Parteigegensätze im Inneren nicht offen und heftig zum Ausdrucke gelangten, so war es Canovas del Castillo, durch dessen Entschlossenheit im Wesentlichen ein solches Resultat erzielt wurde. Im Interesse seines Landes bleibt zu wünschen, daß der Ruf: Viva l'España! mit dem er aus dem Leben schied, auch für seinen Nachfolger vorbildlich sein möge.

Literarische Rundschau.

Kraus' Geschichte der christlichen Kunst.

[Nachdruck untersagt.]

Geschichte der christlichen Kunst. Von Fr. X. Kraus. Erster Band: Die hellenisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens. Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Texte. Freiburg, Herder'sche Verlagshandlung. 1896.

Wenn einer der Meister des Faches sich entschließt, die Früchte der Forschung eines reichen Lebens in zusammenfassender Darstellung seinen „Brüdern in der Wissenschaft" vorzulegen, so wird er in jedem Falle ihre ernste Beachtung finden. Mit Freude und aufrichtiger Dankbarkeit aber wird sein Vorhaben begrüßt werden, wenn es mit der direct ausgesprochenen Absicht in die Oeffentlichkeit tritt, den gewählten Stoff in einer Form und Fassung darzulegen, daß die gesammte gebildete Leserwelt sich daran zu belehren und erfreuen vermöchte. Dies ist nach der ausdrücklichen Aeußerung des Verfassers bei dem vorliegenden Werke der Fall. Gegenüber der überhandnehmenden Rührigkeit des Dilettantismus bewährt sich darin wieder einmal glänzend die Fähigkeit auch der Eingeweihten, den Kreis wahrhaft Gebildeter an den Ergebnissen ihres Forschens anregend belehrenden Antheil nehmen zu lassen.

Allerdings hat die Wahl seines Themas nicht nur, sondern die Art und Weise, wie er es auszugestalten unternahm, den Verfasser hierbei besonders begünstigt. Was er in dem Buche, dessen bisher erschienenen erstem Bande diese Besprechung gewidmet ist, anstrebt, soll nicht ein Handbuch oder Grundriß der Kunstgeschichte sein, deren ja unsere Literatur eine ganze Reihe — wenn gleich darunter noch immer nicht das ersehnte „Standard work" — besitzt. Sein Werk will „etwas von den bisherigen Leistungen durchaus Verschiedenes", nämlich zum ersten Male eine Gesammtdarstellung der christlichen Kunstgeschichte bieten. Dem Gegenstande nach soll es also — im Gegensatz zu den gewohnten Compendien, die die Kunstgeschichte meist in ihrem ganzen Umfange behandeln — nur die Kunst der christlichen Völker, und auch diese nur nach ihrer religiösen Seite umfassen. In der Art der Gestaltung des Themas aber wollte der Verfasser den Hauptnachdruck nicht, wie die Kunstforschung seither im ersten Stadium ihrer Entwicklung ganz richtig gethan hatte, auf „die Ausbildung und das Verständniß der Kunst*formen*" legen, sondern in stärkerem Maße, als das bis nun geschehen ist, „den *Inhalt* der Kunstvorstellungen" betonen. Wenn es ihn dann von diesem Standpunkte aus gleichsam selbstverständlich dazu drängte und ihm als Directive der Behandlung des Gegenstandes vorschrieb, „das Verhältniß der christlichen Religion zur Kunst zu erforschen und die Existenzberechtigung einer christlichen Kunst, ja deren volle Ebenbürtigkeit mit der antiken historisch zu entwickeln und festzustellen, das Auf- und Niedersteigen des künstlerischen Schaffungs-

geistes im Zusammenhange mit dem Auf- und Niedersteigen des religiösen Volksgeistes aufzuweisen", so gewannen damit naturgemäß die religions- und culturgeschichtlichen Factoren in der Darstellung eine weitaus größere Bedeutung, als sie deren bisher gewürdigt worden waren, und es gewann damit auch der Stoff namentlich für den weiten Kreis Aller, denen Religion und Kunst als eng verbundene Blüthen höchsten Menschenthums gelten oder gelten sollten, einen Reiz und eine erzieherische Bedeutung, denen an der Hand eines so souverän über seinem Stoffe stehenden und so fein empfindenden Führers sich hinzugeben, volle Befriedigung bieten muß.

Daß der Verfasser mit seiner „Geschichte der christlichen Kunst" zunächst einen wissenschaftlichen Zweck anstrebt, dessen hat er kein Hehl. Sie will — nach seinen eigenen Worten — den Verlauf der christlichen Kunstentwicklung durchaus im Zusammenhang der neuesten Forschung darlegen; sie sucht eine streng wissenschaftliche Verständigung über alle in Betracht kommenden Controversen; sie geht mit Vorliebe den Problemen nach, welche die Gesammtanschauung bestimmen und von deren Beantwortung unsere ganze Anschauung der kunstgeschichtlichen Entwicklung abhängt. Demgemäß werden die Fragen nach Ursprung und Charakter der altchristlichen Kunst, nach dem inneren Werth des Byzantinismus und seinem Einfluß auf den Occident, nach der Entstehung des christlichen Bilderkreises eingehender als sonst irgendwo behandelt, und es wird für den zweiten, abschließenden Band unseres Werkes eine ebenso streng wissenschaftliche Darlegung der Quellen der mittelalterlichen Ikonographie, der Bildung der Kunstvorstellungen des Mittelalters, der Entstehung der Gothik, der Wurzeln der Renaissance in Aussicht gestellt. An eine so detaillirte und so systematische Erörterung aller dieser Capitalfragen konnte freilich erst in unserer Zeit gedacht werden, wo das literarische und monumentale Material ganz anders gesichtet und veröffentlicht dem Forscher zur Verfügung steht, als noch vor einem Menschenalter; es sei zum Beweis dessen nur an die nicht nur grundlegenden, sondern den Stoff gleich auch fast ganz erschöpfenden Publicationen G. B. de Rossi's erinnert, auf deren Fundament ja die den größten Theil unseres Bandes einnehmende Geschichte der altchristlichen Kunst erst neu aufgebaut werden konnte.

Aber noch ein Anderes hat der Verfasser mit seiner Arbeit zu fördern gesucht. Er wollte den in Betracht kommenden Stoff speciell auch den theologischen Kreisen vermitteln, um sie wieder in volle Fühlung mit dem Gegenstande zu bringen. Wenn er zur Erreichung seines Zieles auf den Zusammenhang der Kunst mit der kirchlichen Theologie stärkeren Nachdruck legt als früher geschehen war, so wird man dies einerseits gerechtfertigt finden im Hinblick darauf, daß die ganze inhaltliche Seite der christlichen Kunstgeschichte von Jemandem, der dem theologischen Fachwissen fremd gegenüber steht, doch nur ungenügend angefaßt werden könnte; man wird ihm aber auch andererseits Dank wissen, daß er in der Erörterung aller einschlägigen Fragen nie den Geist hoher Unparteilichkeit außer Acht gelassen, im Gegentheil jeder fremden Anschauung jene Billigkeit und Gerechtigkeit hat angedeihen lassen, die stets das Corollar der wissenschaftlichen Forschung bilden sollten. Der oben erwähnten Absicht aber entsprang die Rücksicht, die er in seiner Darstellung fortwährend auf die praktischen Bedürfnisse des Geistlichen und die specifisch liturgisch-kirchliche Kunst nimmt. Gern stimmen wir in den mit Bezug darauf geäußerten Wunsch des Verfassers ein, es möchte seiner Arbeit beschieden sein, „Einiges dazu beizutragen, Clerus und Kunst wieder in jenes Wechselverhältniß zu bringen, das in allen großen Jahrhunderten der kirchlichen Vergangenheit thatsächlich bestanden hat, ohne das die religiöse Kunst nicht leben und gedeihen, dessen aber auch die Kirche nicht entrathen kann, soll die Idee des Christenthums zur vollen und ungeschmälerten Ausgestaltung gelangen."

Bei den engen Grenzen, die unserer Besprechung gesteckt sind, müssen wir uns darauf beschränken, nur einige Gesichtspunkte hervorzuheben. Im ersten Buche —

gleichsam der Einleitung zu seinem Werke — gibt der Verfasser eine von den seither gebräuchlichen Systemen insofern abweichende Eintheilung des gesammten Stoffes, als er den entscheidenden Abschnitt in der Entwicklung der christlichen Kunst an die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert verlegt. Die Kunst, in ihrem Betrieb noch dem Handwerk näher und an überlieferte Typen, an einen traditionell gegebenen Stoff gebunden, verfolgt bis dahin einen lehrhaften Zweck, den sie zum großen Theil mit symbolisch-allegorischen Mitteln zu erreichen sucht, was ihr vor Allem den Charakter der Erhabenheit, Strenge und erbaulichen Würde aufprägt. „Mit Dante und Giotto vollzieht sich in Poesie und Kunst die Entdeckung der Natur der Seele" — und damit die Verinnerlichung und Individualisirung ihrer Schöpfungen, in denen nun das lehrhafte Moment und die Verwendung überlieferter Typen und Formen allmählich zurück tritt. Ihren Culminationspunkt erreicht diese Richtung durch die Entdeckung der äußeren Natur und der Schönheit des menschlichen Leibes in der Frührenaissance, und durch die auf dieser Grundlage erstrebte höchste Ausbildung aller Kunstmittel bei Wahrung der Ideale der vorhergegangenen Entwicklungsstufen in der sogenannten Hochrenaissance. Indem nun aber die Vorherrschaft der technischen Seite der Kunst in Verbindung mit der ausschließlichen Betonung der formellen Schönheit und dem Zurücktreten der bisher festgehaltenen Ideale immer mehr um sich greift, tritt mit der Spätrenaissance der Niedergang und mit der ausschließlichen Herrschaft des profanen Princips im Barroceo des 17. und 18. Jahrhunderts der völlige Zerfall der religiösen Kunst ein, dessen letzte Phase im Vandalismus der Revolutionsepoche und der hohlen Repräsentationskunst des Empire ausklingt. Und nach dem Rückschlag des Romanticismus und dem Versuche der Nazarener, die christliche Kunst wieder zu erwecken, stehen wir heute mehr denn je mitten in einer Gährung der Ideen und Formen, aus der vorderhand allen Anzeichen nach eine Neubelebung des christlichen Ideals kaum zu erwarten steht.

Dem Hauptthema dieses ersten Bandes — der altchristlichen Kunst — sind sodann die sieben folgenden Bücher gewidmet. Der Verfasser gibt uns hier aus der Fülle seiner Kenntniß gerade des Lieblingsgebietes seiner Forschung eine Darstellung dieser Epoche, wie sie bisher gründlicher, eingehender, aber auch fesselnder in keiner Literatur existirt. Neben dem beschreibenden Theile, der sich außer den Denkmälern der drei Hauptzweige der Kunst auch auf sämmtliche Erzeugnisse der Kleinkünste, auf die häuslichen und kirchlichen Geräthe, auf die liturgischen Gewänder, ja bis auf das häusliche Leben der ältesten Christen erstreckt, werden die wichtigsten principiellen, sowie Entwicklungsfragen eingehend erörtert: das Verhältniß der altchristlichen Kunst zur Antike, der angebliche Bilderhaß der ersten Christen, die principielle Stellung der Kirche zur Kunst, ihr vermeintlich häretischer Ursprung, die Entstehung ihrer constitutiven Typen, ihr symbolisch-didaktischer Charakter, ihr ganzer Bilderkreis bis auf den Synkretismus der Typen antiker Kunst auf christlichen Darstellungen, die Entwicklung der Sepulcralplastik, sämmtliche Fragen, die sich an die Ausgestaltung der Sacralbauten der altchristlichen Architektur knüpfen, die Entstehung der Bildercyklen der nacheonstantinischen Zeit mit den sich daran schließenden Erörterungen über den didaktischen Charakter der altchristlichen Malerei, über den Zusammenhang der Predigt, Liturgie und geistlicher Dichtung mit der darstellenden Kunst, über den Ursprung und Charakter der ältesten Bilderbibeln — alle diese, sowie manche andere wichtige Probleme erfahren ausführliche und zumeist auch abschließende Darlegung, wobei namentlich die durchweg und in seltener Vollständigkeit gegebenen literarischen Hinweisungen dankbar hervorzuheben sind.

Im neunten Buche wird die byzantinische Frage, die „seit langer Zeit wie eine dunkle Wolke über der Kunstwissenschaft liegt", knapp erörtert. Der Verfasser bezeichnet indeß seine Darstellung der Entwicklung der byzantinischen Kunst selbst als nur provisorisch, so lange die von Professor Strzygowski, ihrem jüngsten und

gründlichsten Erforscher, in Aussicht gestellte Veröffentlichung des bisher gänzlich unbekannten Materials, die namentlich auch eine systematische Durcharbeitung der Denkmäler Constantinopels bringen wird, aussteht. Das letzte Buch endlich betrachtet die ersten Ansätze der Kunst bei den nordischen Völkern von der Zeit der Völkerwanderung an bis zu den Anfängen der christlichen Kunst in Deutschland, und derjenigen des früh bekehrten Irland, das in seinen bisher in der deutschen Fachliteratur so wenig beachteten Hochkreuzen und Miniaturen so originelle Schöpfungen hervorgebracht hat. Es schließt mit einer warmen Lobeshymne auf den Benedictinerorden, der unter Vorantritt des heiligen Bonifacius die irischen Missionare in der Christianisirung des deutschen Festlandes ablöste und fortan „die ganze Cultur Europa's ein halbes Jahrtausend hindurch auf seinen Schultern trug, wobei die Kunst den lieblichsten und köstlichsten Theil der ungeheuren Last bildete".

Wenn uns der Verfasser in den Schlußsätzen des Vorwortes berichtet, wie die Niederschrift seines Buches in eine Zeit schweren körperlichen Leidens gefallen sei, und wenn er die Hoffnung ausspricht, daß die Darstellung dessen Spuren nicht zu sehr verrathe, so können wir ihn unter dem Ausdruck innigen Mitgefühls versichern, daß vom ersten bis zum letzten Worte nirgends die leiseste Mahnung einer Ermüdung, geschweige denn eines Versagens der Kräfte zu bemerken sei. Wir schöpfen daraus die sichere Gewähr, daß ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches vergönnt sein werde, sein Werk als vollendetes Ganze „seinen Freunden als Denkmal seiner Gesinnung und als Zeugniß dessen, was ihn in tiefster Seele bewegt und erfüllt, darbringen zu können". Quod Dii concedant!

C. v. Fabriczy.

Eine neue deutsche Literaturgeschichte.

Geschrieben von einem amerikanischen Universitätsprofessor.

[Nachdruck untersagt.]

Social Forces in German Literature. A Study in the History of Civilisation by Kuno Francke, Ph. D. Assistant Professor of German Literature in Harvard University. New-York, Henry Holt and Company. 1896.

Die Zueignung des Buches lautet in deutscher Sprache: „Meinen lieben Geschwistern in England, der Schweiz und Mexiko widme ich diese Blätter als einen schwachen Ausdruck unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an unser gemeinsames Vaterland." Ich denke, wir werden noch manche Dedicationen dieser Art erleben. Deutschland hat Eigenschaften, die unseren staatsgestaltenden Gewalten vielleicht nicht völlig bekannt sind. Als einer meiner alten Zuhörer, der mitten in blühender Entwicklung in Athen verstorbene Professor Richardson, nach langen Jahren wieder bei mir eintrat, sagte er, er könne mir nicht beschreiben, wie tief es ihn ergriffen, als er zum ersten Male wieder deutschen Boden unter den Füßen gefühlt. Deutschland nimmt innerhalb der die Nationen aller Welttheile verbindenden gemeinsamen Fortentwicklung jetzt eine neue Stelle ein. Unser einst verspottetes Weltbürgerthum ist zu einer inhaltreichen Wahrheit geworden. Zwei Mächte beherrschen die heutige Welt: Deutsche Wissenschaft und englischer Handel. Wollte man in Deutschland abstimmen lassen, so würde Nr. 2 wohl verehrungswürdiger dastehen als Nr. 1. Denn die Herabsetzung der deutschen Wissenschaft in ihren Vertretern gegenüber der zielbewußten Industrie ist schon herkömmlich. Unsere landwirthschaftlichen und industriellen Politiker glauben, daß sie in erster Linie das dem Volke Noththuende begreifen und bewirken. Ich glaube, sie irren.

Unsere Literaturgeschichte nennen wir die in Zusammenhang gebrachten Schicksale der langen Reihe deutscher Autoren und ihrer Werke. Was sie erlebten und wie das Publicum sich zu ihnen verhielt. Deutsche Literaturgeschichte faßten Schlosser und Gervinus zuerst als einen Theil der gesammten deutschen Geschichte. Dann kamen Vilmar und Andere, und zuletzt gab Goedeke ein Compendium all' des in Deutschland Gedichteten und Gedruckten und damit den Abschluß. Kuno Francke, weit ab in Amerika dem Widerstreite unserer Parteien und Cliquen entrückt, knüpft an Gervinus wieder an. Durch den Einbruch philologischen Uebermuthes in die Gefilde der deutschen Dichtung sollte unser Publicum der Literaturgeschichte eben entfremdet werden, als Kuno Francke's Buch nun erscheint und den auf den todten Strang gerathenen Wagen wieder in das richtige Geleise bringt. Er nennt sein Buch Geschichte der „Social Forces in German Literature", und der erste Satz seiner Vorrede lautet: „The following attempt to define what seem to me the essential features of German literature is made from the point of view of the student of civilisation rather than from that of the linguistic scholar or the literary critic." Dies ist allerdings die Aufgabe heute. Die germanistische Philologie hat sich künftig auf ein fester umrissenes Gebiet zu beschränken. Die Literaturgeschichte kehrt zu den Anfängen zurück, die Herder's und Goethe's Namen tragen, zur ästhetischen Betrachtung, zur Feststellung der inneren Gewalt der einzelnen Werke. Nur das Beste, das in Form und Gehalt von deutscher dichtender und beschreibender Kraft hervorgebracht worden ist, hat Anspruch auf Berücksichtigung. Für jede Epoche unserer geistigen Entwicklung muß neu gefragt werden, welches die edelsten Producte unserer Literatur seien, und welches die Männer, von denen sie ausgingen, und wie beschaffen das Volk, das sie aufnahm. Es war zur rechten Zeit, daß ein deutscher Professor an der vornehmsten amerikanischen Universität in diesem Sinne diese Fragen stellte und beantwortete.

Francke's Buch entspricht der Denkungsart unserer Zeit. Bei allen Disciplinen wird diese Frage jetzt gestellt. Man sieht alle zusammen als die lebende, sich weiter entwickelnde Arbeit des deutschen Geistes an. Auch die bildenden Künste erleben diesen Umschwung. Das System des römischen Rechtes als Grundlage des Rechtsstudiums unserer jungen Juristen muß der historischen Betrachtung des deutschen Rechtes zu Gunsten des Neuen Gesetzbuches weichen. Es wird in der protestantischen Theologie das abgegrenzte Studium der Schriften des Neuen Testamentes in die grenzenlose Betrachtung der allgemeinen geistigen Weltentwicklung aufgelöst [1]). Die sogenannte classische Philologie als heiliger Bezirk soll von nun an nur als hinzutretendes Material für die Entwicklungsgeschichte der deutschen allgemeinen Gelehrsamkeit in den Zeiten der Renaissance gelten. Und die große Deutsche Geschichte wird als allgemeine Geschichte der sich folgenden Culturepochen unseres nationalen Lebens vom Volke unseren Geschichtschreibern abgefordert. Diesen Umschwung auch in der deutschen Literaturgeschichte anzuerkennen, hatte bisher seine Bedenken in Deutschland selbst; Kuno Francke hat an der Stelle, auf der er steht, diese Forderung des Tages als selbstverständlich anerkannt. Gelingt es ihm, eine deutsche Bearbeitung des Werkes zu einem bei uns lesbaren Buche zu gestalten, so darf hier ihm ein ehrlicher Erfolg vorausgesagt werden.

Herman Grimm.

[1]) Hierüber handelt D. W. Wrede (o. ö. Professor der evangelischen Theologie in Breslau): „Ueber Aufgabe und Methode der sogenannten Neutestamentlichen Theologie". Göttingen 1897. Unbefangen und sehr belehrend.

Aus fremden Literaturen.

[Nachdruck untersagt.]

1. Die Blinden. Von Maurice Maeterlinck. Aus dem Französischen von Leopold von Schlözer. München, Albert Langen. 1897.

In Belgien und Frankreich hat Maeterlinck Schule gemacht. Allmählich schaffen seine Werke sich auch bei uns Eingang. Vor Jahren bereits erschien in deutscher Uebersetzung sein Drama „Prinzeß Maleine". Nun als zweites „Die Blinden". Beide Uebersetzungen sind poetisch gleich mangelhaft, doch genügen sie immerhin, sich einen Begriff von der Eigenart Maeterlinck's zu machen.

Auf einer einsamen Insel steht ein altes Schloß, halb verfallen, in sumpfiger Gegend. Man hat es umgewandelt zu einer Art Heimstätte für die mittellosen Blinden der Länder ringsum. Da hocken die Aermsten nun und lassen sich tagaus tagein von ihrem Führer, einem Priester, hinausführen ins Freie. Aber der Priester ist uralt; jeden Tag kann er sterben, und dann sind sie erbarmungslos verloren. Dieser Tag des Schicksals ist erschienen. Der Priester hat seine welke Gemeinde weiter denn je hinausgeführt. Die Sterne gehen auf, als er sie endlich rasten läßt. Und seine Stunde schlägt. Ganz still, ganz friedlich gleitet er hinüber. Die Zeit verrinnt, aber die Blinden wagen sich nicht zu rühren. Bei jedem Schritte stoßen sie sich die Füße wund oder reißen sich blutig an Dorngestrüpp. Noch wissen sie nichts; jeden Augenblick, denken sie, kann ihr Führer wiederkommen. Dann endlich geht ihnen eine Ahnung auf. Und nun starren sie hinein in ihre Nacht, fühlen fröstelnd, wie ein eisiger Morgen heraufzieht, wie sie doch nicht heraus können aus all' dem Entsetzen. Und mit wortlosem Schauer erwarten sie den Tod, der langsam auf sie zutappt. —

Das die „Handlung" des Maeterlinck'schen Drama's. Es ist mir kein Zweifel, daß über Maeterlinck viel gelacht werden wird, wenn sein Ruf einmal hier allgemein ist. Wenige Dichter fordern so wie er zur Parodie heraus. Schon die Lectüre seiner Bücher bietet dem ernsten Verständniß Schwierigkeiten. Wer gewohnt ist, schnell zu lesen, thut am besten, ein Buch wie „Die Blinden" überhaupt nicht zur Hand zu nehmen. Die Worte müssen hier hallen und widerhallen wie die Accorde eines Chorals. Dann erst wird uns klar, worin die eigentliche Kraft Maeterlinck's beruht. Es ist das Musikalische. Alle wesentlichen Effecte der Blinden sind musikalischer Natur. Das irre Betgemurmel der blinden Greisinnen, das Krächzen der Nachtvögel, das Pfeifen plötzlicher Windstöße und alles das durchziehend der klagende Ton des Meeres, das hinter fernen Dünen brandet. Auf solchen Stimmungsuntergrund paßt nicht die leichte Rede. Jedes Wort muß seinen eigenen Klang haben; die Klänge müssen sich gegenseitig abtönen und sich wieder vereinen zu der großen Dynamik, die das Ganze durchzieht.

Wollte man ein Maeterlinck'sches Drama in Scene setzen, müßte die gesammte Darstellung abgetönt sein auf diese Stimmung. Dem Largo des Klanges muß eine gewisse Wucht der Bewegung entsprechen. Diese fleisch- und blutlosen Wesen, die wie Schatten hinzuschweben scheinen, haben doch etwas an sich, als wären sie aus Granit gemeißelt. Keine ihrer Bewegungen ist rund; die starre Linie drängt sich immer wieder vor. Sie stehen da etwa wie die Sphinxgestalten des Malers Khnopff (gleich Maeterlinck übrigens ein Belgier). Auch die verschwimmen ja in ihrer Nebelhülle wie ein Traum und wirken doch wie lähmend in ihrer ehernen Denkmalsstarre. — Dieselben präraffaelitischen Linien aber, die für die Haltung und Bewegung der Maeterlinck'schen Personen im Einzelnen charakteristisch sind, müßten sie auch unter einander verbinden. Der Regisseur müßte für diese Art bildender Kunst ein gleiches Verständniß besitzen, wie für die Dynamik eines

Richard Wagner. Maeterlinck wendet sich nicht an einen Sinn allein, er beabsichtigt in seinen Werken etwas wie das gepriesene „Gesammtkunstwerk".

Freilich, über die Absicht kommt er meist nicht hinaus. Maeterlinck ist kein Dichter, der für Ewigkeiten schreibt. Er gehört zu den Lenz und Klinger, die ein junger Goethe erst aufnehmen und in sich verarbeiten muß. Jede directe Spur von ihnen geht verloren. Aber natürlich, so lange ein junger Goethe nicht da ist, sind die Lenz und Klinger noch jeder Beachtung werth.

2. Elli's Ehe. Roman von Juhani Aho. Uebersetzt von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.

„Er ist ja ein braver und ehrenwerther Mann; einen mußt Du doch in jedem Fall einmal heirathen, um einen Schutz in der Welt zu haben." — „Wenn ich heirathe, heirathe ich nur einen, den ich liebe." — „Ach, Du weißt nicht, mein Kind, daß man hier auf Erden selten den bekommt, den man liebt. Meistens muß man sich mit dem begnügen, den man ertragen kann." ... „Aber wie kann man als Eheleute zusammenleben, wenn man sich nicht liebt?" ... Die Mutter lächelte traurig. ... „Man muß es können, und es scheint ja zu gehen."

Und es ging wirklich. Die Tochter machte es wie die Mutter, heirathete den braven, ehrenwerthen Mann und wurde Frau Pfarrerin tief drinnen im Fjord. Aber die Liebe der Finnentochter ist zäh. Sie kann den Einen, den sie wirklich liebte, nicht vergessen, und als er sie fünf Jahre später besucht, wirft sie sich ihm mit der ganzen Gluth ihrer aufgespeicherten Leidenschaft in die Arme. Er fühlt nicht ihre Gluth; sie ist ihm nur Eine unter vielen Anderen. So muß sie denn, als er sich plötzlich zur Abreise entschließt, zurück ins alte Elend, in dem sie langsam verbluten wird.

Man erräth, die Fabel des Buches ist weder erquicklich noch neu. Aber diese Fabel spielt auf einem Hintergrunde, der das Ganze fast zu einer Dichtung großen Stils erhebt. Es ist, als sähe man hinein in den großen nordischen Tag, wie er sich herausringt aus dem Dunkel der Winternacht, wie er mit seinem Auferstehungslicht alles Leben umstrahlt — wie er langsam wieder hineinsinkt in die Finsterniß. In der Schilderung dieses Tages entwickelt der Finne Aho eine Landschaftskunst, wie sie kaum einem Norweger der jüngsten Generation geglückt ist. Man meint den Duft der Erde einzuathmen. Die schwüle Hitze sonnenglühender Schären, die zitternde Atmosphäre flüsternder Birkenwälder, der satte Geruch der Aecker, wenn der Regen die Luft gereinigt hat. Dann die tausend Stimmen dieser Welt, wie sie herüber- und hinüberklingen. Buchfinken zwitschern, Lerchen trillern, und am Abend zirpen die Heimchen, während ein später Wind in den Gräsern raschelt.

Als Gegenstück dann die Schilderungen Elli's von den Tagen, wo sie wie begraben festliegen in ihrem eingeschneiten Hof. „Wo man nichts Anderes hört, als das Ticken der Uhr an der Wand und von draußen hie und da das Knirschen des Brunnenschwengels. Man sollte sich schlafen legen, aber man kann auch nicht immer schlafen; besonders nicht an solchen Abenden, da der Mond scheint, da sein bleicher Schein in dem Raume umherwandert und von Fenster zu Fenster zieht, indem er die Eisblumen erglitzern läßt."

Und in all das Elend hat der Pfarrer sie hineingebannt an jenem grauen Wintertage, an dem er sie fast mit Gewalt aus den Armen der Mutter riß und auf schellendem Schlitten durch die Schneewehen in seine Pfarrhöhle zerrte. — Ich weiß nicht, ob Aho die Vertiefung gewollt hat: jedenfalls drängt der Gedanke sich Einem auf, dieses ganze Verhältniß auszudeuten, wie man die alten Mythen ausgedeutet hat, vom Wintergott, der die Sonnenbraut raubte und sie hinein schleppte in seine Winterburg.

Den tiefsten Eindruck machen wohl die Stellen, die das Hinüber vom Winter zum Sommer schildern, die große Sehnsucht des Nordlands. Aho gibt die Stimmung in einer Art Leitmotiv. Elli hat da hinter dem Pfarrhaus ein Lieblingsplätzchen, von dem sie hinausblicken kann auf den stillen Fjord. „In die Welt hinausblicken nannte sie es, wenn sie dasaß und nach dem Fahrwasser der Dampfboote draußen sah, von denen sie bei stillem Wetter die Maschine puffen hören konnte und sie auftauchen sehen zwischen den Landzungen. Das war das einzige Band, das sie an die äußere Welt knüpfte, diese große, geheimnißvolle Welt, von der sie bereits als kleines Mädchen geträumt hatte, von der sie in Büchern gelesen, und von der sie glaubte, daß die Menschen dort ein Leben führten in Reichthum, Ueberfluß und Glück. Und noch nachdem das Boot vorbeigefahren war, blieb sie stehen und wartete auf die Wellen, die lange, nachdem der letzte Rauchwirbel in der Luft verschwunden war, langsam heranrollten, das Schilf des Strandes wiegten und weißschäumend sich an den Steinen zu ihren Füßen brachen." — So mögen Wikinger hinausgeblickt haben in die Welt, wenn die Sonne im Süden schwand, wenn der Herbst hereingedämmert kam, und ihre sehnsüchtigen Gedanken nach dem Land der Sonne wie lange Abendschatten hineinwuchsen in das Schweigen um sie her.

Als den ersten Landschaftsmalern das Verständniß aufging für die Welt, wagten sie sich nicht sogleich an die Darstellung freier Landschaften. Noch lange gaben sie scheinbar nichts weiter als hergebrachte Legenden. Aber im Hintergrunde tiefte sich's langsam und gab Raum für das, was sie zum Schaffen begeisterte. „Elli's Ehe", rein inhaltlich genommen, ist so eine überkommene Legende auf neuem Hintergrunde.

3. Gösta Berling. Von Selma Lagerlöf. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. Leipzig, H. Haessel. 1896.

Auf der vorjährigen Kunstausstellung hatten wir hier in Berlin Gelegenheit, die Bilder des Norwegers Munthe kennen zu lernen. Der erste Eindruck, den diese Farbenphantasieen machten, entsprach den Forderungen der idealen aristotelischen Tragödie: Furcht und Mitleid. Man fand sich nicht zurecht in diesem Durcheinander der Fabelwesen aller möglichen Völker und Zeiten. Ganz allmählich erst bekam man Augen für die feine Stilistik der Farben und Linien, die der wesentliche Vorzug jener Gemälde waren.

Eine ähnliche Wirkung macht auf den unbefangenen Leser der Roman, der gegenwärtig in Schweden als „das" Buch der neuen Romantik gepriesen wird: Lagerlöf's „Gösta Berling". Die Menschen, die sich in diesem Buch ein Rendez-vous geben, sind den Schöpfungen so ziemlich aller europäischen Literaturen entnommen. Da intriguirt der selige Loki gegen Don Juan, die Tafelrunde des Königs Artus steht unter dem düsteren Einfluß einer tragischen Figur altgriechischen Geschmacks, und Thor ist der Vater einer liebenswürdigen Spanierin. Ein geisteskranker Literarhistoriker könnte kaum toller durcheinanderfabeln, als Lagerlöf es in ihrem Romane thut.

Und dennoch wirkt der Roman. Er wirkt einheitlich. Motivirungen werden uns gegeben, über die jedes Kind lächeln würde. Aber sie scheinen uns so glaubhaft, wie uns im Traume das Capriccio der Phantasie glaubhaft erscheint. Das Agens ist eben im einen wie im andern Falle die Stimmung. Sie setzt sich ihre Bilder und Handlungen an, und solange sie in ihrer Entwicklung nicht gestört wird, ist uns an einer realistischen Behandlung nichts gelegen. Im Gegentheil, wir wollen keine Darstellung, die ins Detail geht. Alle Einzelheiten können hier nur verdecken. Und so freuen wir uns über die prägiotteske Psychologie, mit der die

Verfasserin so selbstverständlich arbeitet. Menschen treten vor uns hin, wie alte Sagen sie schildern. Wesen, deren Haupt ein Segen wie ein unsichtbarer Nimbus umstrahlt, oder auf die ein Fluch ewig neues Unheil herabbeschwört. Wenn eine Leidenschaft in sie fährt, sind sie ganz diese Leidenschaft; sie sind niemals dumm oder schlecht in einer Hinsicht. Man hat uns so lange gequält mit den Leiden und Freuden der Verfallsmenschen, die an ihrem Mangel an Selbstbewußtsein dahinsiechen: ist es ein Wunder, wenn ein Buch gefällt, das wieder einmal ganze Menschen zu geben sucht?

Willy Pastor.

Ein nachgelassenes Buch von H. Taine.

[Nachdruck untersagt.]

H. Taine, Carnets de voyage. Notes sur la province. Paris, Hachette. 1897.

Nachdem im Herbste vergangenen Jahres die „Revue des deux Mondes" Auszüge aus den nachgelassenen Reise-Tagebüchern H. Taine's gebracht, sind diese nunmehr als Buch erschienen. Sie stammen aus den Jahren 1863—1865, während welcher Taine — damals Professor der Aesthetik an der École des beaux Arts und Mitglied der Regierungs-Prüfungscommission für die Candidaten der Militärschule zu St. Cyr — eine Reihe von Dienstreisen in die französische Provinz unternahm. Die Familie Taine's hat sie in ihrer ursprünglichen Form, ohne Ueberarbeitung, der Oeffentlichkeit übergeben. Es sind kurze oder längere Schilderungen und Beobachtungen, wie sie von Taine am Abend eines jeden Reisetages in kleine Hefte eingetragen wurden, mit der Absicht, sie ihrer Zeit an geeigneter Stelle zu verwerthen. Theile dieser Reiseeindrücke sind von ihm in den ebenso liebenswürdigen wie lehrreichen Reisebildern aus den Pyrenäen und Italien verarbeitet worden. Ihre endgültige Bestimmung haben sie zu Lebzeiten Taine's nicht gefunden, der ihnen ohne Zweifel in den letzten Capiteln seines unvollendet gebliebenen großen Werkes über die „Entstehung des modernen Frankreich" einen Platz angewiesen hätte.

Es scheint, daß diese Taine'schen „Notizen über die Provinz" weniger als verdient der Beachtung des Publicums empfohlen worden. Und doch sind sie, sobald man sie als Documente betrachtet, welche Taine zur Begründung seines Gesammturtheils über französisches Staats- und Gesellschaftswesen gesammelt hat, von größtem Interesse. Um so mehr, als sie in dieser Form nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und somit die innere Ueberzeugung des Historikers und Sociologen ungefärbt wiedergeben. Sie bieten ein Gesammtbild französischen Provinziallebens, das in vielen Zügen noch heute zutreffend ist, mögen auch dreißig Jahre zwischen ihrer Abfassung und jetzt liegen.

Frankreich — dies ist der Grundgedanke, der sich aus der Lectüre des großen Taine'schen Buches unmittelbar, mittelbar aus der seiner Reiseerinnerungen ergibt — Frankreich, das französische sociale Leben, krankt an den Folgen der Centralisation. Diese hat eine „Zerbröckelung" der Individuen zur Folge, welche, isolirt dem allmächtigen Staate gegenüber, unfähig sind, „sich um ein gemeinsames Interesse spontan zu gruppiren". Der Staat, wie ihn die geschichtliche Entwicklung in Frankreich geschaffen hat, ist allen gemeinsamen Unternehmungen aus individueller Initiative feindlich gesinnt. Er will die secundären Körperschaften nach *einer* Schablone bilden. Er will ihnen Form und Aufgabe vorzeichnen. Das Individuum hat kein „Arbeitsfeld, auf dem es seine politische Lehrzeit machen könnte. „Es verkümmert in der Unthätigkeit und Langweile der Provinz, oder geht in oberflächlichem Lebensgenuß auf." Das innerste Mark der socialen Körperschaften ist angekränkelt.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet Taine die Provinz. Er sieht sie zugleich mit den Augen des Aristokraten, Pessimisten und Misanthropen, und seine Urtheile sind demgemäß von schonungsloser Schärfe. Sie wenden sich vor Allem gegen den Provinzialmittelstand, wie er ihm in Gestalt des Bürgers, Edelmannes, Grundbesitzers, Lehrers entgegentritt. Damit wird dem Leser die Vorstellung von dem Bestehen einer inneren Kluft, einer absoluten Unvereinbarkeit der Anschauungen zwischen Hauptstädter und Provinzialen eines gleichen Landes gegeben, wie sie ähnlich nicht der hartnäckigste Particularismus in Deutschland hervorgebracht hat.

Das Leben des Provinzialen gleicht, nach den Worten Taine's, dem „latenten Zustande der Thiere im Winterschlaf . . . Man liest nicht, man reist nicht, Kaffeehaus und Cercle sind die einzigen Zerstreuungen. Man ist professioneller Bilboquetspieler, Angler . . . Man muß die Zeit todtschlagen . . . Die Provinz ist ein zweites Frankreich unter Vormundschaft von Paris, das sie durch Commis-Voyageurs, mobile Garnisonen, Beamtencolonien und Zeitungen civilisirt. Der Staat schneidet einem Jeden seine Ration Lebensinhalt zu. Sie ist klein, zu kurz bemessen und erzielt eine Art von „Halbcultur und Halbwohlstand", bei welchen Geist und Herz darben." Nirgends findet sich Kunstmäcenatenthum, nirgends localpatriotischer Aufschwung, nirgends finden sich Mittel und Muße, wie sie die Entwicklung vollkommener Individuen bedingt. Der Süden, sammt Sprache, Kunst, Rassenvorzügen und Mängeln, ist der Centralisation zum Opfer gefallen. Und Paris, der Moloch, dem Alles das dargebracht wird, trägt der Provinz dafür nur Gleichgültigkeit, wo nicht Geringschätzung entgegen.

In dieser absoluten Unfähigkeit, dem provinzialen Leben eine genießbare Seite abzugewinnen, zeigt sich Taine nicht allein als Adoptivkind von Paris. (Denn es gibt keine angestammten Pariser, wie es keine angestammten Berliner gibt.) Er ist darin ein Sohn seiner Zeit und würdiger Jünger der Magny'schen Tafelrunde, deren Hauptgäste — Goncourt, Flaubert, Renan, Sainte Beuve — ihre Abneigung gegen den „Philister" offen zur Schau trugen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß Taine, den des unabhängigsten geistigen Verkehrs gewohnten Skeptiker der bescheidene Provinzialrector im schwarzen Rock mit 4000 Francs Gehalt, der dürftige Gymnasialprofessor, „dessen Ideal ist, en famille eine Melone zu essen", der hinterwäldlerische Edelmann, der seinen Obstgarten pflegende Rentner wie Leute aus einer fremden Welt anmuthen. Wohin ihn der Weg führt, ob nach Nord-, Mittel-, Süd- oder Ostfrankreich — überall sind seine Randbemerkungen zu Erlebtem und Beobachtetem in gleichem Sinne gefaßt. Nur wo es der Kunst- und Naturfreund in ihm über den Politiker und Sociologen davon trägt, gibt Taine harmonische und erfreuliche Bilder. Als echter Positivist, dem alles Transcendentale unbeweisbar und darum unannehmbar ist, erkennt er dem Menschen nur einen Genuß zu: die Betrachtung. Die Seiten, welche dieser gewidmet sind, zeichnen sich durch hervorragende Schönheit der Sprache und Empfindung aus. Seine Bilder aus der Bretagne, vom Ocean, aus der Provence reihen sich den besten französischen Naturschilderungen würdig an. Taine ist zugleich liebenswürdiger und heiterer Erzähler, scharfsinniger Kunstkenner und eingehender Beobachter des Volkscharakters. Sobald ihn aber die Wirklichkeit der Examinationsarbeit von der Betrachtung der Naturschauspiele und Kunstdenkmäler abruft, erwacht in ihm wieder der Misanthrop. „Vielleicht haben meine Ideen den Fehler, zu pessimistisch zu sein. Besser wäre es, wie Schiller und Goethe, überall nur das Gute zu sehen und unsere Gesellschaft im Stillen mit dem Naturzustande zu vergleichen." So schreibt er am Ende des Reisejahres 1863. Im Jahre 1864, von seiner zweiten Rundreise durch Frankreich zurückgekehrt, sucht er in Paris Hillebrand auf, und beide tauschen Gedanken über französisches und deutsches Wesen aus. Seine letzte Reise enthält bemerkenswerthe Schilderungen aus Südfrankreich, bei dessen alten Städten Arles, Carcassonne, Aigues-Mortes er länger verweilt. In Straßburg enden die Aufzeichnungen, die der Leser ihres Gedankenreichthums halber nur ungern aus der Hand legt. J. T. v. E.

π. **Am Ende.** Scene in einem Aufzug von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag der Theaterbuchhandlung Eduard Bloch.

Der Verein „Freie Bühne", durch den bereits ein anderes kleines Lustspiel der Dichterin: „Ohne Liebe" für die Bühne gewonnen ist, hat im letzten Frühjahr diese „Scene" von Marie von Ebner-Eschenbach mit so glücklichem Erfolge zur Aufführung gebracht, daß sie alsbald in den ständigen Spielplan des „Deutschen Theaters" zu Berlin aufgenommen wurde. So knapp der Rahmen dieses kleinen Werkes auch gespannt ist, so tiefe Einblicke gewährt es doch in das Seelenleben seiner Gestalten; die große Kunst der Dichterin: glaubhafte, lebenswahre Menschen in ihren Schwächen und Vorzügen uns durch treffende Charakteristik in voller Plastik vor Augen zu stellen, offenbart sich hier auf das Liebenswürdigste, und die psychologische Wahrheit des Vorgangs: daß eine wahrhaft aristokratische, durch die Abgeklärtheit ihrer Lebensanschauungen im Alter noch junge, überlegenkluge Fürstin ihrem vordem gar zu lebenslustigen und leichtlebigen Gatten nach jahrelanger Trennung Verzeihung gewährt — sie kann nicht überzeugender dargethan werden, als es hier geschehen ist. Einen solchen Schatz von Humor und so viele feinsinnige, scharf geschliffene Gedanken enthält die „Scene", daß sie wie bei der Aufführung, so auch bei der Lectüre die freundlichsten Eindrücke weckt, und wir sie unter den auf einen heiteren Grundton gestimmten kleineren Meisterwerken der Dichterin als eine der graziösesten und, trotz ihrer Tiefe, zartesten nicht mehr missen möchten.

π. **Hypnosis perennis. — Ein Wunder des heiligen Sebastian.** Zwei Wiener Geschichten von Moriz von Ebner-Eschenbach. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897.

Seiner „lieben Frau Marie" hat Moriz von Ebner-Eschenbach diese beiden Geschichten zugeeignet, mit denen er zum ersten Male als Erzähler an die Oeffentlichkeit tritt; und wer die Erzählungen aufmerksam liest, wird gern erkennen, wie in ihnen der Geist unserer größten lebenden Dichterin ein geheimes Leben führt. Eine abgeklärte, milde Lebensauffassung beherrscht sie, Versöhnlichkeit und Vorurtheilslosigkeit sprechen aus ihnen, die Schlichtheit im Vortrage, die wir an der Kunst Mariens von Ebner-Eschenbach so sehr bewundern, ist auch für sie angestrebt. Auf eine der ergreifendsten Schöpfungen der Dichterin, die tief empfundene Novelle: „Nach dem Tode", ist vom Autor einmal direct hingewiesen; aber auch sonst spüren wir den leisen Einfluß der verehrten Frau. Das Leitmotiv der „Božena" klingt in der ersten Geschichte zart an, zum Wiener Volksleben führt uns die zweite, wie es manche Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach thut. Aber der Autor geht trotz alledem seine eigenen Wege; ihn reizt das Wunderbare, Geheimnißvolle: er macht Halt bei solchen Begebenheiten des täglichen Lebens, die dem unmittelbaren Erkennen durch einen übernatürlichen Zug verschleiert erscheinen. Eine hypnosis perennis ergreift zwei Menschenkinder, die durch äußere Lebensumstände für immer von einander getrennt zu sein scheinen, und die durch einen unwiderstehlichen Zug von einem zum andern Selbst dennoch für immer an einander gebunden sind; so trotzen sie allen Vorurtheilen, die landläufigen Anschauungen entspringen, und bleiben durch eine unendliche Hypnose eins bis zum Tode. Und ein Wunder vollzieht sich auch in der zweiten Geschichte: ein Bürgerssohn, der von seiner Mutter in strengem Glauben erzogen ist, wird der Kirche durch das tägliche Leben entfremdet; aber da ihm seine Mutter durch den Tod geraubt wird, hat er eine Vision, und unwiderstehlich zieht es ihn in den Dienst der Kirche: als Priester legt er später versöhnlichen Geist in die Herzen der Menschen. Durch den romantischen Schimmer, der so über den beiden Geschichten liegt, hat der Erzähler aber das Licht des Tages nicht verdrängen lassen: immer bewegen wir uns in realen Verhältnissen, immer bleibt die Wahrheit des Alltagslebens und seiner Erscheinungen gewahrt, so sehr, daß man meint, beide Geschichten seien im Hinblick auf ganz bestimmte Personen und ganz bestimmte Ereignisse des Wiener Lebens geschrieben worden. Warmes Interesse weckt deshalb ihre Lectüre, und gern folgt man dem Erzähler, der beredt für eine hypnosis perennis aller edlen und guten, wahrhaftigen und treuen Naturen zu wirken sucht.

ρ. **Shakespeare's Dramatische Werke.** Uebersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Erster und zweiter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Für diese Shakespeare-Ausgabe müssen wir besonders dankbar sein, denn sie kommt aus der Hand eines unserer besten Anglicisten, der, ein Schüler und dann der Nachfolger Zupitza's auf dessen Lehrstuhl an der Berliner Universität, sich als feinen Shakespearekenner und Interpreten durch sein Buch über den großen Dramatiker (in Bettelheim's biographischer Sammlung „Führende Geister") hinlänglich legitimirt hat. Der einleitende Aufsatz zu vorliegender Ausgabe, „Shakespeares Leben und Werke", darf als ein Muster von Darstellung und Kritik bezeichnet werden: in knappen, aber scharfen Umrissen erhalten wir ein getreues Bild des Dichters, seiner Zeit, seines Publicums und seines Theaters, und werden des Weiteren unterrichtet über das spätere Schicksal seiner Werke in England und seine Aufnahme in Deutschland, in der wiederum ein ganzes Stück deutscher Literaturgeschichte, von Bodmer, über Lessing, Wieland, Goethe, Schiller hin bis zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung sich abspiegelt. Als solche erscheint auch die Uebersetzung hier, denn Tieck's Verdienst um ihr Zustandekommen wird dadurch kaum geschmälert, daß er in Wirklichkeit zu ihr nichts beigetragen, vielmehr nur den Grafen Wolf Baudissin und seine Tochter zur Fortsetzung des von Schlegel etwa zur Hälfte vollendeten Werkes angeregt und bei der Arbeit unterstützt hat. Der Herausgeber hat sich an

die Ausgabe letzter Hand (1839—1840) gehalten, die nun einmal, und wohl mit Recht, in Deutschland recipirt ist; aber in einem Anhang werden auch die abweichenden Lesarten registrirt, die namentlich durch Bernays nachgewiesen worden, während orientirende Anmerkungen den Text begleiten und die jedem Drama vorangehende Einleitung ein überaus reiches Material zu dessen tieferer, sowohl künstlerischer als philosophischer Würdigung bietet. Dies Alles ist so lebendig, anschaulich und anziehend geschrieben, daß man es mit dem größten Vergnügen liest und gern auch jene hübschen, gelegentlich eingestreuten Anekdoten wieder vernimmt, die — mögen sie nun echt sein oder nicht — doch die Farbe der Ueberlieferung tragen. Denn an der Hand eines solchen Führers fühlt man sich vollkommen sicher, und nach dem Eindruck dieser beiden ersten, die „Königsdramen" umfassenden Bände glauben wir mit einiger Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß Brandl's Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Uebersetzung diejenige sein wird, der die Zukunft gehört.

$\beta\lambda$. **Moderne Geister.** Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Brandes. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1897.

In dritter Auflage erscheinen, „bedeutend vergrößert und erheblich verbessert", die Porträts und Studien, die Georg Brandes zum ersten Mal 1881 unter dem Titel „Moderne Geister" zu einem Bande vereinigt und später durch die Aufsätze über Max Klinger, die Brüder Goncourt, Turgenjew und Henrick Ibsen bereichert hat. Er selbst nennt die Behandlungsweise dieser Essays sehr verschiedenartig. In einigen, in der Studie über Renan z. B., wird die Individualität des Schriftstellers möglichst erschöpfend dargestellt; einige, wie die Studie über Björnson, sind vorwiegend psychologisch; andere bieten ein Stück Aesthetik, wie der Essay über Hans Christian Andersen. Die geschilderten Persönlichkeiten gehören nicht weniger als sechs verschiedenen Nationalitäten an. Der Löwenantheil ist den Franzosen zugefallen, Renan, Gustave Flaubert, Edmond und Jules de Goncourt. Am meisten interessiren jedoch unter der Feder des Nordländers die Scandinavier, deren Verkünder er gewesen und noch ist. Björnstjerne Björnson ist ihm erst lieb geworden, seitdem er, vierzigjährig, sich „vom orthodoxen Kirchenglauben befreit" und dem Einfluß der Modernen hingegeben hat, wiewohl in seinem Lande ernste Zweifel darüber herrschen, ob der Gesinnungswechsel seiner Kunst zu Gute kam. Keine ähnlichen Bedenken hemmen die Bewunderung für Ibsen. „Seine Kunst ist erstaunlich, in Hedda Gabler, wie vorher." „Baumeister Solneß" wirkt zugleich fesselnd und befreiend. „Nie hat es eine vollendetere dramatische Technik gegeben, noch nie ist ein Dialog wie dieser geschrieben worden .... Das Licht geht von Hilda aus, und diese Frauengestalt überstrahlt sämmtliche Frauengestalten der zeitgenössischen Literatur." Wir halten ein, weil es uns leider an Raum gebricht zu einigen bescheidenen Fragezeichen. Nur eine Bemerkung sei hier gestattet. Was in dieser feinsinnigen, kosmopolitischen, mit allen Hülfsmitteln des gelehrten und künstlerischen Apparates arbeitenden Kritik am Auffälligsten erscheint, ist ihr gänzlicher Mangel an Humor. Brandes übersieht z. B. gänzlich, welche innere Niedertracht dazu gehörte, das „Journal des Goncourt" auf Kosten aller Freunde zu verfassen, mit welchen und bei welchen das Brüderpaar zu Tische saß, und nennt Edmond de Goncourt, als spräche er von einem der sieben Weisen, „den großen alten Mann". Von der frivolsten Schöpfung sprechend, die jemals von gelehrter Feder verbrochen wurde, Renan's „Abbesse de Jouarre", schreibt Brandes mit würdigem Ernst: „An der Handlung selbst ist, wie man sieht, wenig oder nichts, das Anstoß geben könnte!!" Frau Stuart Mill entlockt ihm kein Lächeln: in der übrigens reizenden Studie über Andersen beklagt er es, daß das „häßliche junge Entlein" zum Schwan geworden, Brot und Kuchen „dem stillen Dahingleiten und freien Flug" vorzieht, wie ein ehrsamer Philosoph. Und das höchste Lob, das er spendet, ist demnach auch dieses, zur Menschenverachtung gelangt zu sein, zum Pessimismus der Modernen.

$\pi\beta$. **History of the german struggle for liberty**, by Poultney Bigelow, illustrated with drawings by R. Caton Woodville and with portraits and maps. Two vols. London, Mc. Ilvaine and Co. 1896.

Bigelow's Erzählungen aus der Zeit der deutschen Kämpfe gegen Napoleon, die hier in zwei gediegen ausgestatteten und hübsch illustrirten Bänden zusammengefaßt vorliegen, sind zuerst in Harper's „New Monthly Magazine" erschienen und haben in Amerika wie in England viele Anerkennung, aber auch einigen Widerspruch erfahren. Aehnlich, vermuthen wir, wenn auch wohl aus verschiedenen Gründen, wird die Aufnahme in Deutschland werden. Der Verfasser, der längst kein Fremder bei uns ist, hat fleißig unsere reiche historische Literatur verwerthet, und von seinen archivalischen Forschungen in Berlin und London zeugen zahlreiche Anmerkungen, an deren Inhalt auch unsere heimischen Forscher nicht achtlos vorüber gehen werden; fleißiger noch hat er die deutschen Gaue durchwandert, und aus eigener Anschauung schildert er in lebendigster Darstellung den Gasthof, in dem Gneisenau das Licht der Welt erblickte, wie das Haus, wo Königin Luise dem corsischen Imperator gegenüber stand. Diese warmherzigen und schwungvollen Schilderungen der großen Tage von 1813 und ihrer Helden werden in Deutschland gewiß freudige Zustimmung finden, auch den Grundgedanken des ganzen Werkes, die Verherrlichung der Wiedergeburt Preußens und der Erhebung gegen Napoleon, als einer reinen und ursprünglichen Volksthat, wird man mit einiger Einschränkung gelten lassen. Geschichtswidrig aber ist im Gegensatz hierzu die verächtliche Geringschätzung des in unserer ganzen historischen Entwicklung so überaus mächtigen monarchischen Elementes, und wenn auch unsere heimische Geschichtschreibung mit Friedrich Wilhelm III. oft genug — und mit Recht — streng ins Gericht geht, so ist es doch eine groteske Uebertreibung, zu

sagen: „Friedrich Wilhelm machte sein Volk frei, weil er Geld brauchte“ (I, 168). Und konnte uns der Verfasser nicht im Vorwort die Wiederholung seiner sattsam bekannten Ansichten über Bismarck und den Militarismus ersparen? Indessen, trotz solcher Geschmacklosigkeiten und einzelner Irrthümer, wollen wir, ich wiederhole es, Herrn Bigelow unseren Dank nicht vorenthalten für ein Buch, das in populärer Form englischen und amerikanischen Lesern eine Kenntniß der großen Männer und großen Thaten unserer Freiheitskriege zu vermitteln geeignet scheint.

γ. **Bismarck-Jahrbuch.** Herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band, erste Abtheilung. Leipzig, G. J. Göschen. 1897.

Diese erste Abtheilung des bekannten, 1894 begründeten Jahrbuchs, das eine Sammelstätte für die gesammte Bismarckforschung sein soll und auch wirklich ist, enthält etwa hundert Briefe Bismarck's an den König und Kaiser Wilhelm I., sowie des Königs und Kaisers und Albrecht's v. Roon an Bismarck, nebst einer Nachlese zu den Briefen Bismarck's an Roon und einem Briefe des Kronprinzen an Bismarck. Schon diese Angaben zeigen, daß wir hier ein historisches Material ersten Ranges, selbstverständlich in völlig zuverlässiger Gestalt, dargeboten erhalten. Zwar sind manche von den Briefen im Wesentlichen formalen Inhalts, z. B. Dankesbezeugungen für Gnadenerweise des Königs an seinen erprobten ersten Rath; aber auch diese Briefe haben ihren Werth, insofern sie bezeichnende Belege für das, bei aller Ehrfurcht des Dieners gegen den Herrn, im Kern geradezu freundschaftliche und, wir möchten sagen, waffenbrüderliche Verhältniß der beiden einzigen Männer liefern. Jeder Dank Bismarck's für einen Orden, jeder Glückwunsch des Einen oder des Andern zum Geburtstag ist so gehalten, daß man die Unzerreißbarkeit des Bandes erkennt, das die Beiden bis zum Tode des Kaisers umschlang. Eine Anzahl der Briefe hat aber auch bedeutenden geschichtlichen Werth im eigentlichen Sinne des Worts. So ist bezeichnend für des Königs politische Denkart, daß er am 27. October 1869 Camphausen's Berufung an die Spitze des Finanzministeriums nur mit der Bedingung gutheißt, daß, um Geldbewilligungen zu erlangen, doch von Concessionen an die „liberale Partei“ keine Rede sein dürfe, und er fügt bei, daß Angesichts von Camphausen's Erklärung, ohne die Rücksicht auf den kritischen Moment und den Patriotismus würde er nicht in dieses Ministerium treten, Vorsicht vorwalten müsse. Am 29. Mai 1864 macht Roon geltend, daß das Heer allerdings nicht berechtigt sei, politische Meinungen zu äußern, daß man aber von ihm auch nicht verlangen könne, daß es seine Interessen und Vorurtheile verletzen lasse, und demgemäß dürfe mit Dänemark kein Friede geschlossen werden, der den Errungenschaften der preußischen Waffen nicht entspreche und Preußens nicht würdig sei. Von ganz besonderem Interesse ist endlich Bismarck's Brief an den Kaiser vom 11. August 1877, in dem Bismarck sein wärmstes Mitgefühl mit den Unfällen des russischen Heeres vor Plewna ausspricht und sich vollständig mit dem Standpunkt des Kaisers einverstanden erklärt, der seinem Neffen Alexander II. „Farbe halten“ und keinerlei Hand zu einer Demüthigung Rußlands bieten, sondern die neutralité bienveillante entschieden durchführen wollte. Der Brief des Kronprinzen an Bismarck (vom 30. Mai 1870) bezieht sich auf die den König in Erstaunen setzende Wiederaufnahme der spanischen Candidatur durch den Erbprinzen Leopold.

γ. **Governments and parties in continental Europe**, by Laurence Lowell In two volumes. Boston, Houghton, Mifflin and Co. 1896.

Wir erhalten hier aus der Hand eines amerikanischen Staatsrechtslehrers ein ebenso äußerlich vornehm ausgestattetes als innerlich werthvolles Handbuch über die gegenwärtigen Regierungsformen und das gegenwärtige Parteiwesen des europäischen Festlandes. Der erste Theil behandelt Frankreich, Italien und Deutschland, der zweite Theil die Wirksamkeit der Bundesverfassung Deutschlands, dann Oesterreich-Ungarn und die Schweiz. Wie man sieht, ist noch reichlich Stoff für 1—2 weitere Bände vorhanden, und der Titel des Werkes besagt mehr, als es bietet. Spanien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen wären noch zu behandeln. Von Rußland und der Türkei ist abzusehen, weil das Augenmerk Lowell's nur darauf gerichtet ist, die Beziehungen zwischen dem Wachsthum der Parteien und dem Mechanismus der Regierungen zu erforschen. Dem Verfasser steht eine reiche Belesenheit zu Gebote, und er hat durch persönlichen Aufenthalt in den von ihm behandelten Ländern eine unmittelbare Anschauung von den Dingen gewonnen. Als Ausländer ist er mit keiner der bestehenden Parteien verknüpft und vermag so mit voller Unparteilichkeit zu urtheilen. Gegenüber dem freilich nicht unverständlichen Pessimismus, mit dem wir Deutsche oft über den Niedergang des monarchischen Gedankens bei uns reden, erscheint Lowell die Lebenskraft der Monarchie in Deutschland gewaltig; sie besitzt erstens noch einen vorwiegenden Credit: die Fürsten haben zweitens trotz der Errichtung des Reiches fast alle ihre Executivrechte bewahrt, während die Gesetzgebung der einzelnen Staaten sehr beschränkt worden ist, und also das Ansehen der Volksvertretungen (aber doch vornehmlich gegenüber dem Reichstag!) gesunken ist; endlich bestehen so viele Parteien, daß keine einzige eine übergewaltige Stellung zu erlangen vermag. Manches an Lowell's Darlegungen läßt sich natürlich auch rügen. Ob Preußen im Bundesrath wirklich über zwanzig Stimmen verfügt, weil zur Zeit ein preußischer Prinz Regent von Braunschweig ist, muß doch als zweifelhaft gelten, und wenn in Württemberg die Socialdemokratie nur einen Landtagssitz und noch keinen Reichstagssitz inne hat, so ist sie darum doch eine der großen Parteien des Landes, der durch die im Werk begriffene Verfassungsdurchsicht die parlamentarischen Schwingen rasch wachsen werden. Die süddeutschen Reichstagswahlen von 1893 betrachtet Lowell als Anzeichen, daß man im Süden zwar nicht gegen

das Reich protestiren wollte, wohl aber gegen die Behandlung der kleineren Staaten als bloßer Anhängsel an Preußen; in Wahrheit aber entsprangen sie doch vor Allem dem Ueberdruß an den rasch sich folgenden Anforderungen des „Militarismus".

δφ. **Die sociale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddha's Zeit.** Mit besonderer Berücksichtigung der Kastenfrage. Vornehmlich auf Grund der Jâtaka dargestellt von Dr. Richard Fick. Kiel, C. F. Haeseler. 1897.

Seit den Zeiten des Bernardin de St. Pierre hat man nicht aufgehört, das Loos der verachteten Kasten Indiens zu beklagen und die Verantwortung für ihre traurige Lage den Priestern aufzubürden. Man spricht auch heutiges Tages noch viel von einem Alp, der von Alters her in Folge der Kastenordnung auf dem indischen Volke laste, und pflegt das Kastenwesen als ein künstliches Erzeugniß priesterlicher Selbstsucht zu betrachten. Europäische Reisende haben, als sie uns zuerst die Kenntniß des modernen Indien erschlossen, die Unfreiheit und Niedrigkeit der Parias und die starre Gliederung der indischen Gesellschaft überhaupt zum Gegenstande gefühlvoller Erörterungen gemacht. Seitdem man in der brahmanischen Literatur eine einseitige Darstellung der socialen Verhältnisse des alten Indiens kennen gelernt hatte, glaubte man, da man die Theorie mit der Wirklichkeit verwechselte, hier den Schlüssel für die Entstehung und Entwicklung des Kastenwesens gefunden zu haben. Der Verfasser der vorliegenden neuen Schrift sucht zu beweisen, daß die Kasten nicht von den Priestern erfunden sind behufs einer vermeintlichen Begründung einer hierarchischen Gesellschaftsordnung, sondern daß sie die folgerechte Entwicklung aus den wirklichen Unterschieden culturteller und ethnischer Art sind. An Stelle der vier streng isolirten Kasten des brahmanischen Systems ergibt sich eine Menge höchst verschiedener socialer Gruppen, in denen sich die ersten Keime zu der modernen Kastenordnung erkennen lassen. Eine Kaste im Sinne ihrer eigenen Theorie bilden nur die Brahmanen. Andere Gruppen, wie die herrschende Klasse der Krieger, der Stand der königlichen Beamten, die vornehmen bürgerlichen Familien haben einzelne Züge mit der Kaste der Brahmanen gemein, können jedoch nicht, wie diese, auf die Bezeichnung „Kaste" Anspruch erheben. Dasselbe gilt von den übrigen Gruppen, den Gilden der Kaufleute und der Handwerker, den niedrigen Berufszweigen und den verachteten Volksstämmen. Erst allmählich sind daraus im Laufe der Jahrhunderte durch die Einwirkung mannigfaltiger Einflüsse die modernen Kasten geworden.

δφ. **Die europäischen Colonien.** Erster Band. Die Colonialpolitik Portugals und Spaniens in ihrer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt von Dr. Alfred Zimmermann. Mit einer Karte in Steindruck: Uebersicht des portugiesischen und spanischen Colonialbesitzes gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. 1896.

Dem auf eine Reihe von Bänden berechneten Werke, dessen erster Band hier an die Oeffentlichkeit tritt, ist ein Jahr zuvor vorausgegangen von demselben Verfasser „Colonialgeschichtliche Studien" (Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung). Die Aufgabe dieser Arbeiten ist eine vorzugsweise praktisch-politische, und die erschienenen beiden Bände sind nach diesem Maßstabe zu beurtheilen. Ihr Zweck ist, an der Geschichte der vorausgegangenen Colonialvölker, der Portugiesen, Spanier, Niederländer, Engländer, Franzosen, für die Colonialpolitik des Deutschen Reiches zu zeigen, welcher Anstrengungen und welcher Maßregeln es bedurft hat, die großen Erfolge jener anderen Nationen herbeizuführen. In diesen historischen Mustern des Auslandes ist für die heutigen Bestrebungen des Deutschen Reiches und seiner Colonisationen theils die Belehrung über den typischen Gang solcher Entwicklungen zu suchen, theils der Muth zur Beharrlichkeit auf den mühsamen Wegen, welche allein zum Ziele führen. Nicht neue wissenschaftliche Forschung, sondern die Verwerthung der anerkannten Quellen für die einzelnen historischen Gebiete ist einer Aufgabe dieser Art entsprechend. Dabei werden Bücher wie die vorliegenden geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Forscher auf jene Gebiete wieder in höherem Maße hinzulenken und eine Vervollständigung und Vertiefung der bisherigen Colonialgeschichte anzubahnen. Der neue Band Zimmermann's behandelt in ungefähr zwei gleichen Hälften die Colonialpolitik Portugals von den ersten Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart hinein, und desgleichen die Colonialpolitik Spaniens. Eine Zusammenstellung der Literatur, auf der das neue Werk beruht, ist in dem Anhang beigegeben. Wir sehen gern der Erfüllung des Versprechens entgegen, welches der Herr Verfasser leistet, daß im nächsten Jahre die Geschichte der englischen Colonialpolitik folgen soll.

β. **Eine Trias von Willensmetaphysikern.** Populär-philosophische Essays von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Druck und Verlag von Alexander Edelmann. 1896.

Die besonders durch ihre feinsinnigen psychologischen Essays allgemeiner bekannte Verfasserin gibt in der vorliegenden Schrift eine gemeinverständliche Darstellung der Weltanschauungen von Hartmann's, Mainländer's und Bahnsen's. Besonders gelungen ist die Darstellung der Hartmann'schen Lehre, die an der Hand der „Philosophie des Unbewußten" in streng objectiver und übersichtlicher Weise gegeben und nur gelegentlich durch kritische, zum Nachdenken anregende Bemerkungen ergänzt wird. Bei dem Namen, dessen sich Hartmann erfreut, dürfte dieser Aufsatz Vielen willkommen sein: doch sind auch Mainländer und Bahnsen allgemeinerer Beachtung werth, und es ist verdienstlich, daß die Verf. es unternommen hat, sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Bedauerlich ist, daß stilistische Flüchtigkeiten und zahlreiche Druckfehler sich störend bemerkbar machen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albers. — Singvogel sing'! Gedichte von Paul Albers. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson. 1896.

Bauer. — Der ältere Pythagoreismus. Eine kritische Studie von Dr. Wilhelm Bauer. Bern, Steiger & Co. 1897.

Baumgarten. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgarten. Bis zur sechsten Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1897.

Amicus Veritatis. — Wiederum sagt Jesus. Von Amicus Veritatis. Tübingen, Selbstverlag des Verfassers. 1897.

Betz. — Die französische Literatur im Urtheile Heinrich Heine's. Von Dr. Louis P. Betz. Berlin, Wilhelm Gronau. 1897.

Blümner. — Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Uebersetzung von Hugo Blümner. Leipzig, B. G. Teubner 1897.

Deschamps. — La vie et les livres. Par Gaston Deschamps. Quatrième série. Paris, Armand Colin et Cie. 1897.

Dinter. — Jugenddrängen. Briefe und Tagebuchblätter eines Jünglings. Von Arthur Dinter. München, Verlag von Karl Schüler (A. Ackermann's Nachf.) 1897.

Edward. — Balladen und Lieder von Georg Edward. Großenhain, Baumert & Ronge. 1897.

Erlenfels. — Friedhofsblüthen. Der Gedichte erster Band. Von Arthur von Erlenfels. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1897.

Hausschatz moderner Kunst. Heft II. III. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

D'Hauterive. — Un soldat de la révolution. Le Général Alexandre Dumas (1762–1806). Par Ernest D'Hauterive. Paris, Paul Ollendorff. 1897.

Hirschfeld. — Aus dem Orient. Von Gustav Hirschfeld. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1897.

Hunt. — Kurze Gespräche über Kunst. Von W. M. Hunt. Autorisirte Uebersetzung von A. D. J. Schubart. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1897.

Jacobs. — Hellas. Geographie, Geschichte und Litteratur Griechenlands. Von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Carl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart, Carl Krabbe. 1897.

Jensen. — Nein! Novellen von E. Jensen. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag. 1897.

Kurnig. — Das Sexualleben und der Pessimismus. Von Kurnig. Leipzig, Max Spohr. 1897.

Linke. — Venus divina. Liebesgeschichten aus drei Jahrtausenden. Von Oscar Linke. Grossenhain, Baumert & Ronge. 1897.

Magistrats-Bibliothek zu Berlin. — Verzeichniß der Friedlaender'schen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848. Berlin, Buchdruckerei von Wilhelm Baensch. 1897.

Margueritte. — Poum. (Aventures d'un petit garçon.) Par Paul et Victor Margueritte. Paris, Librairie Plon.

Mentz. — Die deutsche Publicistik im siebzehnten Jahrhundert. Ein Vortrag von Dr. G. Mentz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Métin. — Le socialisme en Angleterre. Par Albert Métin. Paris, Felix Alcan. 1897.

Meyer. — Aus dem Gebiete jenseits der Unterrichtsmethodik. Von Dr. Peter Meyer, Gymn.-Prof in München-Gladbach. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders).

Mifflin. — At the gates of song. Sonnets by Lloyd Mifflin. Illustrated by Thos. Moran, N. A. Boston, Estes & Lauriat. 1897.

Möncheberg. — Riesenspielzeug. Drama und Verse von Carl Möncheberg. Leipzig, Alfred Janssen. 1897.

Niedermann. — Dione Peutinger. Die Aerztin Ingolstadt. Eine Hexengeschichte aus der Schwedenz Von Alfred Niedermann. Leipzig, H. Haessel. 18

Obst. — Capitalanlage und Werthpapiere. I Rathgeber bei Ankauf, Verwaltung und A bewahrung von Werthpapieren. Mit einem A hange: Die Börse und ihre Geschäfte. Von Ge Obst. Heilbronn a. N., Schröder & Co. 1897.

Philippi. — Die Kunst der Renaissance in Itali n. Von Adolf Philippi. Zweites Buch. Die Frührenaissance in Toskana und Umbrien. Mit 95 Abbild. Leipzig, E. A. Seemann. 1897.

Rappard. — Studien und Phantasien. Von C. von Rappard. München, Commissionsverlag der Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. — Bern, Commissionsverlag von Schmidt & Francke. 1897.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein, Jena. Dritter Band. Erste und zweite Hälfte. — Vierter Band. Erste Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1896.97.

Reinsberg-Düringsfeld. — Das festliche Jahr der germanischen Völker. Von Reinsberg-Düringsfeld. Vierte bis sechste (Schluß-) Lieferung. Leipzig, H. Barsdorf.

Rubin. — Die Erkenntnisstheorie Maimon's in ihrem Verhältniss zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant. Von Dr. S. Rubin. Bern, Steiger & Co. 1897.

Rüthning. — Vergangenheiten. Gedichte und Skizzen von Paul Rüthning. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1897.

Schiller's Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Neunter und zehnter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Schweizer Alpen. — Karte der Schweizer Alpen in 2 Blättern (westliches und östliches Blatt). Frankfurt a. M., Verlag der geograph. Anstalt von L. Ravenstein. 1897.

Strauss. — Gedichte von Julius Jakob Strauss. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Terberg. — Verse von Hugo Terberg. Großenhain, Baumert & Ronge. 1897.

Thiele. — Kleines Commersbuch für den deutschen Studenten. Herausgegeben von Franz Ewald Thiele. Leipzig, B. G. Teubner. 1897.

Trinius. — Durch's Moselthal. Ein Wanderbuch von A. Trinius. 1.–5. Auflage. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Weilen. — Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. Von Alexander von Weilen. Erster Band des Gesammtwerkes „Die Theater Wiens". Erstes Heft. Mit 12 Abbildungen im Text und 5 Kunstbeilagen ausser Text. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Wyzewa. — Écrivains étrangers. Deuxième serie. Par Téodor de Wyzewa. Paris, Perrier et Cie. 1897.

Zander. — Die Bedeutung der körperlichen Uebungen für die Entwicklung des Körpers und für die Gesundheit. Vortrag von Dr. Richard Zander. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) 1897.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Bis zum dritten Heft. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. Juni 1897.

Zimmermann. — Geschichte der Stenographie in kurzen Zügen vom classischen Alterthum bis zur Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der Gabelsberger'schen Redezeichenkunst. Von J. Ad. Zimmermann. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1897.

Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbriefe von Wilhelm Schäfer. Mit dem Bild des Dichters. Berlin, Schuster & Loeffler. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.92

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY